Gedichte

von

Ludwig Pfau.

Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag
1847

Ex
Bibliotheca Regia
Berolinensi

Yo 3040

Inhalt.

Lieder und Liebe.

Reichthum . . . . . Seite 3.
Letzter Wunsch . . . . . 5.
Abreise . . . . . 6.
Herbstweh . . . . . 7.
Gärtnerlied . . . . . 8.
Rückkehr . . . . . 10.
Verschiedene Stimmung . . . . . 11.
Lied eines Liebenden . . . . . 12.
Der See . . . . . 13.
Nur du . . . . . 14.
Auge und Thränen . . . . . 15.
Nachtbalsam . . . . . 16.
Unwandelbar . . . . . 17.
Schöne Zeit . . . . . 18.
Einsamkeit . . . . . 19.
Nähe der Fernen . . . . . 20.
Gute Nacht . . . . . 21.
Sehnsucht . . . . . 22.
Wiedersehn . . . . . 23.
Sonnenuntergang . . . . . 24.
Scheiden . . . . . 25.
Unmuth . . . . . 26.
Fassung . . . . . 27.

Nicht mehr traurig . . . . . Seite 28.
Liebeswege . . . . . 30.
Liebesboten . . . . . 31.
Keine Trennung . . . . . 33.
Lied und Liebe . . . . . 34.

Lieder und Leben.

Stille Lieder I. — XXV. . . . . 37.
Die Traube . . . . . 65.
Die Palme . . . . . 68.
Nachtblumen . . . . . 69.
An den Todesengel . . . . . 70.
An die Vergessene . . . . . 72.
Im Pantheon . . . . . 74.
Landfahrer . . . . . 76.
Menschenkraft . . . . . 78.
Was zurückblieb . . . . . 80.
Einkehr . . . . . 82.
Der Becher . . . . . 84.
Tiefes . . . . . 86.
Das Höchste . . . . . 88.

Lieder und Stimmen.

Burschenlieder I. — X. . . . . 91.
Mädchenlieder I. — X. . . . . 108.
Volksweisen I. — VII. . . . . 125.
Weinlied im Winter . . . . . 136.
Der Alte . . . . . 138.
Gesang der Todten . . . . . 139.
Der Polenmutter Wiegenlied . . . . . 142.
Börne in Paris . . . . . 145.

Jordan . . . . Seite 147.
Friedrich List . . . . 150.
Die deutschen Bettler . . . . 153.
Der alte Student . . . . 156.
Der Wilderer . . . . 159.
Das alte Bettelweib . . . . 162.
Der Auswanderer . . . . 165.
Heimkehr . . . . 168.
Des Harfners Lied . . . . 172.
Des Bettlers Spruch . . . . 174.
Die Sternschnuppen . . . . 175.
Der gute Bürger . . . . 178.
Frühlingslied des Kaufmanns . . . . . . 181.
Honoratiorenlied . . . . 182.
Barbarossalied . . . . 184.
Morgenroth . . . . 186.
Gesang der Wasser . . . . 188.

Sinngedichte.

Die Gebildeten . . . . 195.
Fortschritt . . . . 195.
An manche Geistliche . . . . 196.
In einer heiligen Michaelskirche . . . . 197.
Warum? . . . . 198.
Freundesart . . . . 199.
Antwort . . . . 200.
Schillers Tod . . . . 201.
An mein Herz . . . . 202.
An die deutsche Poesie . . . . 203.
In ein Stammbuch . . . . 209.
In ein Album . . . . 210.

An Adelheids Grabe . . . . . Seite 211.
Ein Kind . . . . . 213.
Abschied . . . . . 216.

Blätter

aus den hinterlassenen Papieren eines Dichters I—XII 221.

Sonette. Oktaven. Terzinen.

Verschiedene Auslegung . . . . . 241.
Bedrohte Liebe . . . . . 242.
Schmerz und Liebe . . . . . 243.
Mit Schillers Gedichten . . . . . 244.
Schiller und Göthe . . . . . 245.
Hölderlin . . . . . 246.
An einen Dichter . . . . . 247.
Dichterseele . . . . . 248.
Der Gärtner als Dichter . . . . . 249.
Poesie I. II. . . . . 250.
Vater und Mutter . . . . . 252.
Der Hain . . . . . 253.
Das Paradies . . . . . 254.
Beten . . . . . 255.
Das schönste Gebet . . . . . 256.
Glaube . . . . . 257.
Priester . . . . . 258.
Gegenwart . . . . . 259.
Gewitterluft . . . . . 260.
Klage . . . . . 261.
Antwort . . . . . 262.
Kampf . . . . . 263.
An die Philosophen . . . . . 264.

Beruhigung . . . . . Seite 265.
Das Christenthum . . . . . 266.
An einen Freiheits-Dichter . . . . . 267.
Anrede an die Stadt Heilbronn x. . . . . 270.
Nachtviole . . . . . 273.
Abschied vom Gesang . . . . . 274.
An Esma I — III. . . . . 275.

Romanzen und Balladen.

Die großen Todten . . . . . 283.
Des Grabes Blumen . . . . . 285.
Das Wiegenlied . . . . . 287.
Die Nonne . . . . . 290.
Der Geiger . . . . . 292.
Herbstwind . . . . . 294.
Geisterkönig . . . . . 296.
Königshaus . . . . . 298.
Der Reiter . . . . . 300.
Der Kranz . . . . . 302.
Der fromme Mann . . . . . 303.
Die Weibertreu . . . . . 304.
La belle poule . . . . . 307.
Gilbert's letztes Lied . . . . . 312.
Huß . . . . . 316.
Die Frau von Altdorf . . . . . 319.
Der beste Schütze . . . . . 322.
Barbarossa . . . . . 323.

Karl Drang.

Fragment . . . . . 331.

Lieder und Liebe.

Reichthum.

Wol bist du schon gelegen
An meiner Brust voll Schmerz;
Doch hast du nie begriffen
Dies warme, treue Herz.

Ganz in dein Aug' versunken,
Saß ich wol manche Stund';
Doch hast du nie geschauet
In meiner Seele Grund.

Nie hat an meinem Busen
Dein liebes Haupt gelauscht,
Wie unten in der Tiefe
Die Liebe klingt und rauscht.

Nie hast du dich gebeuget
Über meines Herzens Weh,
Dein Bild darin zu sehen,
Wie in tiefer, dunkler See

Dich suchen tausend Wünsche
Du stehst in Jugendpracht;
Doch das ist nicht das Höchste,
Was so in's Auge lacht.

O lass' dich nicht verblenden
Von all dem Sonnenschein,
Und kehr', du Heißgeliebte,
In meinem Busen ein'.

Die Perle ruht im Meere,
Der Edelstein im Schacht;
Das Edelste und Beste
Birgt stets die heil'ge Nacht.

O kehr' in meinem Busen,
Du Heißgeliebte, ein;
In seinem Schachte ruht dir
Der schönste Edelstein.

In meinem Herzen, da liegt dir
Von Liebe ein Königreich —
Wer auf der weiten Erde
Macht dich so reich, so reich'

Letzter Wunsch.

Könnt' ich zu dir, mein Licht,
Noch einmal, einmal dringen!
Von deinem Angesicht
Noch einen Strahl erringen!

Könnt' ich an deiner Brust
Noch einmal, einmal liegen!
Berauscht von Glück und Lust,
Tief in dein Herz mich schmiegen!

Könnt' ich an deinem Mund
Noch einmal, einmal hangen!
Und dann vergehn zur Stund'
In wonnevollem Bangen!

Abreiſe.

Ade' nun zieh' ich meiner Straßen,
Um mich und in mir düſtre Nacht;
Die Welt iſt wie von Gott verlaſſen,
Kein Sternengruß vom Himmel lacht.

Und auch vor meines Sternes Funkel
Wol eine ſchwarze Wolke hängt —
Da ſteht das Haus in ſtillem Dunkel,
Das all mein Glück und Weh umfängt.

Ich ſchau' hinauf und ſchaue wieder,
Und aus der Bruſt ringt ſich ein Ach —
Kein Gruß rauſcht da vom Fenſter nieder,
Kein Lichtlein iſt am Fenſter wach.

Was klopfſt du ſo, du thöricht Herze?
Sie ſchläft ja ſanft auf weichem Flaum,
Sie fragt ja Nichts nach deinem Schmerze —
Gott ſchenk' ihr einen ſüßen Traum!

Herbstweh.

Ich bin müd! — müd, wie der Baum,
Der sein Laub zur Erde senket;
Ich bin müd' — müd, wie die Blüth',
Die ihr Licht nach Innen wendet.

Ich bin müd! — die Liebe liegt
Todt in meines Herzens Bahre:
Ich bin müd' — du Erde auf'
Daß der Sarg zur Grube fahre!

Ich bin müd! — Bestatter Herbst,
Läute deine Todtenglocken!
Schüttle, wie dem Baume dort,
Schüttle mir vom Haupt die Locken!

Trag' nicht durch die weite Welt
Deine alte Klagegerde
Des Vergehns: komm', ich bin müd' —
Mit erst mich der stillen Erde'

Gärtnerlied.

Der ſchönſte Garten auf Erden
Der liegt in Liebchens Herz;
Dürft' ich dort Gärtner werden —
Vorbei wär' aller Schmerz!

Wie wollt' ich die Hände regen
In meinem ſchönen Amt'
Wie wollt' ich hegen und pflegen
Die Blümlein alleſamm!

Und wollten die heißen Schmerzen
Sie ſengen mit ihrer Glut,
Begöß' ich aus meinem Herzen
Die Blumen mit Thränenflut.

Doch würd' ich nimmer binden
Die Zweige mancherlei,
Ich ließe ſie in den Winden
Spielen und tanzen frei.

Die heilige Rose der Liebe
Pflegt' ich vor allen gut
Und nährte ihre Liebe
Mit meines Herzens Blut

Sie wünschte immer zu blühen
In ihrer Jugend Licht,
Rings um sie münte blühen
Lilie und Vergißmeinnicht

Bis daß die Sense des Todes
Durch alle die Blümlein streift
Und blaues, weißes und rothes
In die dunkle Scheune schleift

Dann ließ' ich Lilien und Rosen
Und machte die Augen zu;
Dann ging auch der Gärtner im großen,
Ewigen Garten zur Ruh'

Rückkehr.

Voll Sehnen muß ich ziehen
Weit über Berg und Thal:
Dich Land der Wonne grüß' ich
Viel tausend, tausendmal!

Und kann ich's nicht ergründen,
Dieß Land so hell und froh,
So weiß ich doch, es blühet
Auf Erden irgendwo.

Nach Hause kehr' ich traurig
Und finde dich, mein Herz;
Wie ich in's Aug' dir schaue,
Da schwindet all mein Schmerz.

Da glänzt mir aus dem Grunde
Ein Land voll Sonnenschein;
Wie eine ew'ge Heimat
Lädt es mich segnend ein.

Du öffnest deine Arme,
Ich sink' an's Herze dir;
Es schlägt das Meer der Wonne
Zusammen über mir.

Verſchiedene Stimmung.

Wenn ich, Liebſte, von dir muß,
Weil die Stunden tranaen,
Will mir immer der Verdruß
Schier das Herz zerſprengen.

Aber du, du hüpfſt durch's Haus,
Kannſt die Luſt nicht laſſen:
Schickſt, glaub' ich, die Lieb' hinaus
Mit mir auf die Gaſſen.

Kann begreifen nicht, fürwahr!
Wie du kannſt ſo ſcherzen,
Und mich doch ſo warm und wahr
Küſſen wieder und herzen!

Lied eines Liebenden.

Wer Liebe trägt in tiefer Bruſt,
Der iſt ein ſel'ger Mann —
Er iſt es ſich ſo klar bewußt,
Daß Nichts ihn ſchrecken kann.

Was auch an ſeinen Buſen ſchlägt,
Er geht mit frohem Schritt —
Wer ſeinen Himmel in ſich trägt,
Der fürcht't die Hölle nit!

Der See.

Einſt ſchaut' ich in den See ſo gern:
Aus ſeinem Grunde wunderbar
Sah auf zu mir ſo nah und fern,
So nah und fern,
Der ganze Himmel tief und klar.

Jetzt, wenn ich in dein Auge ſeh',
Däucht mir dein Aug' dem See' gleich
Entgegen kommt voll Luſt und Weh,
Voll Luſt und Weh,
Mir auch ein ganzes Himmelreich. —

Und ſah hinein der Sterne Schaar,
Da ſtand der See in lichter Pracht —
So glänzt dein Auge wunderklar,
Ja wunderklar,
So oft mein Aug' in deines lacht.

O dürfte, einem Sterne gleich,
Mein Auge über deinem ſtehn;
So lang, ſo tief, ſo liebereich,
So ewiglich,
In ſeine heil'gen Tiefen ſehn'

Nur Du.

Wenn ich so stille sitz' und sinn',
Und mir der Wind die Locken hebt —
Ich fühl's nicht, weil das Herz mir bebt —
Wie magst du fragen, wo ich bin?
Bei dir, bei dir, mein Lieb!

Und wandl' ich hin im Mondenschein,
Das Haupt gesenkt als wie im Traum,
Und lehne weinend an dem Baum, —
Was macht mir so viel Schmerz und Pein?
Nur du, nur du, mein Lieb!

Und wenn nun durch das Thränenlicht
Ein schneller Freudenschimmer bebt,
Da fragst du mich, was um mich schwebt —
O süßes Leben frage nicht! —
Dein Bild, dein Bild, mein Lieb'

Drum wird mir nimmer ruhig mein Sinn,
Und nimmer leicht mein Herz so schwer,
Mein Auge nimmer thränenleer,
Bis ich auf ewig, ewig bin —
Bei dir, bei dir, mein Lieb'

Auge und Thränen.

Verlöschen soll vom vielen Weinen
Ein Auge, sei es noch so klar;
Doch lichter dringt der Strahl des deinen
Durch all die Thränen immerdar.

Es wohnt ja nicht im Aug' die Wonne,
Es wohnt ja nicht im Aug' der Schmerz;
Was aus ihm bricht wie eine Sonne,
Ist in der Brust das Menschenherz.

Je reicher drum das innre Scheinen,
Je heller strahlt das Auge gleich —
Kann da ein Aug' vergehn vom Weinen?
Wird nicht das Herz von Thränen reich?

Kein Wunder, daß dein Auge glühte
Nach all dem Weh so hell und rein,
Denn all der Reichthum im Gemüthe
Gedeiht in heil'gem Schmerz allein.

Nachtbalsam.

Mein Lieb du sollst gesunden,
Sieh', kommen ist die Nacht,
Und Alles ist verschwunden,
Was Tags dir bange macht.

Die bösen Zungen schweigen,
Die deiner Liebe drohn,
Und milde Sterne steigen
Herauf am Himmel schon.

Die weiten Lande liegen
So still und feierlich,
Und helle Wasser schmiegen
Durch dunkle Thäler sich.

Und alle Gründe lauschen,
Ein Wehn geht über's Feld,
Und alle Wipfel rauschen —
Das ist der Geist der Welt.

Der zieht ob dem Gewühle
Des Lebens ernst einher:
Die ewigen Gefühle
Des Herzens segnet er.

Unwandelbar.

O fürchte nicht, wenn dir das Alter
Vom Haupte Blüth' um Blüthe bricht,
Daß dann ein Blick, ein trüber, kalter,
Fall' auf dein bleiches Angeſicht.

Wol bläſſer wird der äußre Schimmer,
Doch heller wird der innre Schein;
Drum lieber nur und tiefer immer
Schau' ich in's Auge dir hinein.

Da ſeh' ich all die Liebesfülle,
Die reicher ward von Jahr zu Jahr;
Es dringet durch des Alters Hülle
Der Seele Schönheit hell und klar.

Da ſeh' ich nicht die müden Wangen,
Der Jahre Furchen ſeh' ich nicht —
Es iſt mir ſtrahlend aufgegangen
Dein innres Engelsangeſicht.

Schöne Zeit.

Als wir im tiefen Thale
Beiſammen ſaßen beid'
Im heimlichen Sternenſtrahle —
War eine ſchöne Zeit!

Des Tages Augen ſanken,
Es wallten weit und breit
Nur noch der Liebe Gedanken —
War eine ſchöne Zeit!

Jetzt weilſt du in der Ferne;
In deinem Haus ſo weit,
Da ziehen nur die Sterne —
War eine ſchöne Zeit!

Ich bin daheim geblieben
Mit meinem Herzeleid;
O Küſſen ſüß, o Lieben! —
War eine ſchöne Zeit!

Und unſer Thal muß ſtehen
In ſtiller Einſamkeit;
Doch leiſe Lieder wehen
Dort von der ſchönen Zeit.

Einſamkeit.

Heut' iſt die ganze Welt voll Luſt,
Der Lenz zieht jubelnd ein
In jede Bruſt, in jede Bruſt! —
Und ich bin ganz allein.

Ein Jeder läßt ſein dunkles Haus,
Die Menge zieht ſo froh
In's ſonnige Thal hinaus, hinaus! —
Mein Herz, was hüpfſt du ſo?

Sieht auch der Himmel weit und breit
Ein feſtliches Gewand,
Iſt auch die Welt ſo weit, ſo weit! —
Das Leben iſt ſo eng.

Wär' mit den Freuden froh ſo gern,
Doch ach! es kann nicht ſein:
Mein Lieb iſt fern, mein Lieb iſt fern!
Und ich bin ganz allein.

Nähe der Fernen.

Oft bei Tage möcht' ich weinen,
Daß ich dir so ferne bin,
Seh' ich weit die Sonne scheinen
Über Berg und Thale hin.

Aber kommt die Nacht gegangen,
Hehr und mild, mit leisem Schritt,
Nimmt der Tag die hohen, langen
Berg' und Thäler alle mit.

Und die Erde ist verschwunden,
Nur der Himmel ist noch da;
Alles Ferne ist verbunden,
Alles Liebe ist sich nah.

Und ich fühle ganz den Segen
Deiner Näh' in stiller Lust;
Und mir ist, als ob wir lägen
Beid' an einer Mutter Brust.

Gute Nacht.

Die Erde ſchloß die Augen zu,
Die Sterne halten Wacht,
Und alle Thäler ſtehn voll Ruh' —
Mein Liebchen, gute Nacht!

Die Waſſer rauſchen fort von hier,
Die Lüfte ziehn mit Macht:
Sie bringen meine Grüße dir:
Mein Liebchen, gute Nacht!

Schlaf ſüß und wohl, mein fernes Kind!
Auf deinem Kiſſen wacht,
Auf deine Augen ſinken lind
Des Liebſten gute Nacht!

Sehnſucht.

Wie möcht' ich hoch mich ſchwingen
In die weite Nacht hinein!
Mit Fliegen und mit Singen
Durch alle Lüfte dringen,
An deiner Bruſt zu ſein'
Mein Lieb auf ewig dein,
Ja dein!

Du mußt jetzt einſam gehen
Im dunkelſtillen Hain;
Die Lüfte leiſe wehen,
Du wirſt ſie wohl verſtehen,
Sie flüſtern: er iſt dein!
Du biſt auf ewig ſein,
Ja ſein!

Hochoben wandeln Sterne,
Die blicken ſegnend drein;
O, biſt du noch ſo ferne,
Ich hab' dich ja ſo gerne,
Werd' balde bei dir ſein'
Du biſt auf ewig mein,
Ja mein!

Wiederſehn.

So biſt du's wirklich, liebes Leben?
Ich fühle deines Herzens Schlag?
Noch dröhnt mein Herz von tiefem Beben,
Weil es ſein Glück nicht glauben mag.

Es ſtehen deine treuen Sterne
Wol über mir, doch wie im Traum;
Ich hab' dich wieder, ſüße Ferne,
Ich hab' dich und begreif' es kaum.

O halte mich ſo feſt umſchloſſen
An deiner Bruſt und ſprich kein Wort'
O bleib', in heil'gem Kuß ergoſſen,
An meinem Munde fort und fort'

Kein Sehnen iſt mehr und kein Streben,
Verſunken iſt die wirre Welt;
Ich bin ein Gott, der über'm Leben
In Armen ſtill den Himmel hält.

Sonnenuntergang.

Mein Lieb, ſchau', wie hinab die Sonne
Die uralt feſten Gleiſe fährt
Und noch mit einem Kranz der Wonne
Der Erde dunkles Haupt verklärt.
Sieh', wie ſich ſchon die Ferne theilet,
Durchbrochen von der Feuerglut,
Und durch die weiten Himmel eilet
Der ew'gen Kräfte goldne Flut.

Es dringt herab mit leiſem Weben
Des ew'gen Schaffens Trunkenheit,
Und ſchwingen will ſich alles Leben
Empor aus ſeiner Endlichkeit.
O könnt' ich, aller Laſt entladen,
Getaucht ganz in der Liebe Licht,
Mich dort im Strom der Schöpfung baden
Mit dir, du Engelsangeſicht!

Scheiden.

Noch einen Blick voll Liebesſegen,
Noch einen Kuß, bevor wir gehn!
Als lichten Schatz auf dunkeln Wegen,
Als Zehrung bis zum Wiederſehn!

Ob wir auch enger uns umfaſſen,
Die Arme ſchlingen wie ein Band:
Es gilt zu ſcheiden und zu laſſen,
Und nicht zu ketten Hand in Hand.

So wandle denn die Bahn der Schmerzen,
Die Liebe wird dein Engel ſein;
Leb' wohl, leb wohl! Reiß' Herz vom Herzen!
Und weine nicht und denke mein!

Gott ſchütze dich auf deinen Wegen,
Daß ich dich fröhlich wiederſeh'!
Noch einen Blick voll Liebesſegen,
Noch einen Kuß, und nun Ade!

Unmuth.

So hat ſie wirklich mich verlaſſen?
Sie ging hinweg und kehrt nicht mehr?
O Gott! wie iſt die Welt ſo leer!
Ich wanke heim die düſtern Gaſſen.

Ich wanke heim die düſtern Gaſſen;
O Gott! wie iſt die Welt ſo toll!
Kann ſie zwei Herzen, liebevoll,
Nicht ruhig bei einander laſſen?

Faſſung.

Kaum ruhte ich in ihren Armen,
Wie nach dem Sturm im Hafen aus,
So reißt die Welle ohn' Erbarmen
Mich wieder in die See hinaus.

So tobt denn, Winde, heule Brandung!
Ihr wilden Fluten meint es gut —
Nur nach dem Sturme freut die Landung,
Und nur im Kampfe wächſt der Muth.

Nicht mehr traurig.

Ich lag an deinem Herzen,
Ob mir dein Auge klar.
Seitdem bin ich von Schmerzen
Befreit auf immerdar.
Ich geh' in stiller Wonne
Vorbei an Tag und Nacht:
Hab' eine eigne Sonne,
Die mir im Herzen lacht.

Wenn sie auch spöttisch sagen,
Du seist so weit von mir,
Und Städt' und Berge ragen
Viel zwischen mir und dir —
Mich stört nicht ihr Beginnen,
Ich schau' nur in mein Herz:
Da bist du ja tief innen,
Du bist nicht anderwärts!

Dich so in mir zu tragen,
So hehr, so süß, so mild!
Was soll ich weiter sagen,
Wenn's Herz mir überquillt?
Ich kenne keine Schmerzen,
Du bist ja ewig mein;
Ich trage dich im Herzen,
Kann nicht mehr traurig sein!

Liebeswege.

Nachts wandl' ich auf den Wegen,
Die mir so oft gewallt;
Da rauscht es wie ein Segen,
Der leis' im Wind verhallt.

Die alten Bäume sagen
Als wie in tiefem Traum,
Bis an mein Herz ein Klingen
Kommt durch den Himmelsraum.

Das kommt von meiner Süßen,
Das kennt mein Herze leicht:
Das ist der Liebe Grüßen,
Die Nachts auf Erden schleicht.

Liebesboten.

Wer wandert, der ist nicht verlassen,
Sei er auch einsam und allein:
Es will ihn Alles hier umfassen,
Es will ihm Alles Bote sein.

Die Thäler blühn, die Wipfel klingen,
Die Auen grüßen, wo er zieht;
Und manche wandern Orte singen
Von Liebe ihm ein heimlich Lied.

Und wo er wandelt auf den Wegen,
Lauscht seinem Wunsch das stille Land,
Und bringet Blumen ihm entgegen
Zu einem süßen Liebespfand.

Und Vögel tragen seine Lieder
Auf ihren muntern Schwingen fort,
Und seine Grüße hallen wieder
Zum fernen Lieb von Ort zu Ort.

Und Windes Wehn und Waldes Rauschen,
Die bringen tausend Küsse mit;
Er kann er Liebesgrüße tauschen
In weiter Welt auf jedem Schritt.

Und selbst des Himmels goldne Sterne
Sind seiner Liebe zugethan,
Und ziehen in die dunkle Ferne
Von Herz zum Herzen lichte Bahn.

Und Alles will ihn lind umfassen,
Und Alles will ihm Beute sein —
Wer wirklich liebt, ist nicht verlassen,
Sei er auch einsam und allein.

Keine Trennung.

Wie lang', ach! warst du in der Ferne,
Vergebens zog mein Herz zu dir;
Du standest nur, gleich einem Sterne,
In meinen Träumen über mir.

Doch, dünkt mir, war ich bei dir immer,
Seh' ich dir jetzt in's Angesicht,
Weil ganz der alten Liebe Schimmer
Aus deinen treuen Augen bricht.

Und wunderbar' was ich gewonnen
An Reichthum auf der langen Bahn —
Ach' meine Schmerzen, meine Wonnen
Schaun mich aus deinen Augen an.

Vergessen ist nun alles Scheiden,
Daß wir einst fern, wir glauben's nicht;
Da wir beisammen stets, wir beiden,
Das Leben uns ja im Angesicht.

Lied und Liebe.

Wie ist der Drang, der lebenswarme,
Im Lied so arm, die Lust, die Pein!
Wie könnt' ich, ach! in ihrem Arme
Jetzt, schweigend, überselig sein!

Und doch das Lied — die sel'gen Stunden
Der Liebe bannte es in ein Wort,
Und was verlebt schien und verschwunden,
Klingt nun in ew'ger Jugend fort.

Lieder und Leben.

Stille Lieder.

1.

Durch die Lüfte geht ein Kosen,
Junges Grün erwacht im Feld;
Aus den Dornen brechen Rosen,
Lerchenjubel füllt die Welt.

Was soll diese Lust dem Herzen,
Das sich so verlassen fühlt?
O wie all das Jubeln, Scherzen
Mir im Busen schmerzlich wühlt!

Winde beben an zu klagen,
Brauf' empor, du stiller See'
Ach! in diesen schönen Tagen
Fühl' ich doppelt all mein Weh!

11.

Du armer Baum, ſo abgehauen,
In deiner beſten Jugendkraft!
Am Stamme muß jetzt niederthauen
Als Thränenſtrom dein Lebenſaft.

Empor willſt du noch Keime ſchicken,
Und ſiehſt doch kahl und äſtelos;
Dein eigner Trieb muß dich erſticken,
Zurückgedrängt in deinen Schooß.

So, däucht mir, muß auch ich verderben,
Ertränkt in meinem eignen Saft;
An meiner Fülle muß ich ſterben,
Verzehrt von meiner eignen Kraft.

Die Äſte ſind auch mir genommen,
In die ich Leben ſenden ſoll:
Und wie der Baum muß ich verkommen,
Und ſterben, innern Lebens voll.

VIII.

Herz' warum ſo ängſtlich ſchlagen!
Hab' dich ja aus allem Drang
Heil und ganz hinweggetragen —
Herz, mein Herz iſt ohne Bang'

Laſſ' ſie ſchelten und verdammen,
Was ſie thun, ſie wiſſens nicht;
Herz' wir halten ja zuſammen,
Ich und du, wenn Alles bricht.

Und ob Alles dir zerſtiebe,
Bleibt dir doch unendlich viel,
Sieh', du haſt ja deine Liebe
Und dein ſchönes Menſchenziel.

Weiter durch die dunkeln Gaſſen
Laſſ uns ziehn mit raſchem Schritt;
Hinten bleibe, was wir haſſen,
Was wir lieben, wandre mit!

Glaub', dem Kampfe folgt die Labe,
Und die weite, reiche Welt
Spart uns ja noch manche Gabe,
Die, mein Herz, dir wohlgefällt.

IV.

Geh' ſtill auf deinen Wegen,
Wie auch die Menge ſchilt,
Du trägſt in dir den Segen,
Der Alles Leid vergilt.

Ob ſich die Menſchen zeigen
Auch klein und liebelos,
Der Menſchheit bleib treueigen,
Die iſt ſo ſchön und groß.

V.

Ein leiſes Weh, ein ſtiller Schmerz
Küßt jedes Glück der Erden:
Drum kann auch nie ein Menſchenherz
Ganz froh und ſelig werden.

Geöffnet iſt der Freude Thor,
Doch um die ſchönſte Feier,
Da ſpielet, wie ein Trauerflor,
Ein dunkler Wehmuthsſchleier.

Du fühlſt dein menſchliches Geſchick,
Um's Höchſte willſt du werben;
Das lebt nur einen Augenblick,
Und muß dann wieder ſterben.

Ein Traum iſt jede hohe Luſt,
Nichts Großes darf beſtehen;
Die ſchönſte Regung deiner Bruſt
Muß wie der Lenz verwehen.

Das iſt's, wenn wir das Menſchenherz
Im Glück erbangen ſehen
Es fühlt der Erde alten Schmerz:
Vermeiden und Vergehen.

VI.

Wo iſt nun all das grüne Prangen,
Der ſüße Duft, der hier gewebt?
Das Werk des Sommers iſt vergangen,
Wie alles Leben einſt vergeht.
Es blieb nur noch ein dumpfes Träumen
Von all der Luſt im hohen Saal:
Und unter den erſtorbnen Bäumen,
Da hält der Herbſt ſein Todtenmahl.

Der Himmel iſt ſo trüb umbangen,
Der Wald erſeufzt, der Sturm bricht los:
Die Erde ſelber lauſcht mit Bangen
Der Wirkungskraft in ihrem Schooß.
Und wie die Blätter niederſchauern,
Ein Sinnbild der Vergänglichkeit,
Da faßt des Menſchen Seele Trauern
Und tiefe Todestrunkenheit.

Die dunkle Nacht des weiten Lebens
Tritt riesengroß auf uns herein.
Die bunten Bilder unires Strebens
Verlieren allen rosigen Schein.
Die Vögel ziehen fort nach Süden
Und suchen einen sichern Port,
So ziehn die Hoffnungen, die müden,
Aus dem verzagten Herzen fort.

Wir fühlen, wie auch im Gemüthe
Der schöne Sommer welkt und blaßt;
Wie schon an unires Lebens Blüthe
Die kalte Hand des Herbstes faßt.
Es stöhnt die Brust, so schwerbeladen,
Der bange Strom des Herzens bebt;
Es zockt der Tod am leisen Faden,
An welchem unser Schicksal schwebt.

VII.

Es ſauſt der Baum auf ödem Feld,
Die Wolken niederbangen:
Das Blühen iſt vergangen,
Das Hoffen aus der Welt.

Verſunken iſt manch' treue Bruſt,
Die Winde drüber weben:
Das Glück darf nicht beſtehen,
Nichts bleibt — als der Verluſt.

Die Blätter rauſchen ab vom Baum,
Im Thal die Nebel weben;
Dahin iſt Luſt und Leben,
Und Alles iſt ein Traum.

VIII.

Wenn ich im ſtillen Friedhof geh',
So thut mir's weh im Herzen.
Daß man die treuſte Menſchenbruſt,
Die mitgetragen Leid und Luſt,
So eilig kann verſchmerzen.

Du wurzelſt tief, du ſchwingſt dich hoch,
Was hoffſt du, zu erſtreben?
Der Herbſt erſcheint, die Blüthe fällt,
Der Lenz ſchafft eine neue Welt;
Das iſt ein ewig Weben.

O Menſchenherz mit deinem Stolz!
Was flüſtern die Zypreſſen?
„Wir ſtehn auf einem ſchmalen Raum,
Darunter liegt ein Herze kaum,
So iſt es ſchon vergeſſen."

IX.

Verklage nicht das Menſchenherz,
Vergißt es ſeinen Kummer;
Ein ſüß Vergeſſen braucht der Schmerz,
Als wie die Nacht den Schlummer.

So hieß der Herr das Herze ſein,
Der Blume gleich, der frommen;
Scheu kehrt es bei ſich ſelber ein,
Wenn kalte Stürme kommen.

Doch ſteigt ein neues Morgenroth
Herauf mit neuem Hoffen,
So iſt vergeſſen alle Noth,
Sein Kelch iſt wieder offen.

Das iſt des Herzens Wunderkraft,
Durch's ganze All gegoſſen,
Die ewig neues Leben ſchafft,
Wo alles ſich geſchloſſen.

X.

Dich fand noch nie das Morgenroth
In Thränen wach und bitter Noth,
Du kennst sie nicht, die heil'ge Macht,
Die schlummert in der Seele Tiefen
Die Kräfte, die im Busen schliefen,
Erweckt das Unglück über Nacht.

Drum greif' mir nicht mit klugem Wort
In meiner Brust geheimsten Hort
Dein Herz ist eng, die Welt ist weit
Nur der weiß von des Herzens Rechten,
Der sie des Lebens strengen Mächten
Hat abgekämpft in blut'gem Streit.

Du gräbst des Geistes ew'gem Run
Das Bett nicht, drin er wallen muß —
Lass' mich und spinne deinen Tand'
Ich mag' allein so Lust als Schmerzen,
Nur was mir wächst im eignen Herzen,
Ist, was ich thun und glauben mag'

XI.

Oben geht das ſtille Schweben
Sel'ger Sterne durch die Welt;
Unten brauſt das Menſchenleben
Ruhelos durch Stadt und Feld.

Wie ſie rennen, wie ſie fragen!
Und dem Vater folgt der Sohn:
Ew'ges wollen ſie erjagen,
Und die Gräber harren ſchon.

Bald mit Beten, bald mit Fluchen
Folgen ſie der dunkeln Spur;
Was ſie in der Weite ſuchen,
Wohnt in ihrem Herzen nur.

Was da ewig iſt hienieden,
Trägt der Menſch in ſeiner Bruſt;
Und die Sterne ziehn in Frieden
Ob dem Kampf von Weh und Luſt.

XII.

Es braust wol Manches durch die Bahn
Des Menschen, das ihn niederzwingt,
Die Hand des Lebens faßt ihn an,
Daß all sein stolzer Muth versinkt.

Doch däucht mir Alles Kindertand,
Was sich von außen auf uns thürmt,
Bedenk' ich, welch ein Strom und Brand
In unserm Innern wogt und stürmt

Nichts ist dem starken Willen schwer,
Es reift der Muth in der Gefahr;
Ach! wenn der Mensch nur sicher wär'
Vor seinem Herzen immerdar!

XIII.

Wol hätt' ich nimmermehr geglaubt,
Die Glut der Jugend könnte bleichen,
Es könnte dieſes ſtarre Haupt
Vom Druck des Lebens ſich erweichen;
Und ſah die Roſen doch beraubt,
Und ſah zerſplittert ſtarke Eichen —
Und hätte nimmermehr geglaubt,
Die Glut der Jugend könnte bleichen.

Und glaubte, ewig wie die Welt
Sei dieſes Herz mit ſeinem Streben,
Und ſtürzte wie ein junger Held
Mit blanken Waffen in das Leben;
Und ſah doch, wie das Blatt ſchon fällt,
Iſt endlich reif die Frucht der Reben —
Und glaubte, ewig wie die Welt
Sei dieſes Herz mit ſeinem Streben.

Und glaubte, Alles bleibe mein,
Was einmal dieſe Bruſt gewonnen,
Und, wie die Quelle im Geſtein,
Rauſch' ewig der Gefühle Bronnen;
Und ſah' des heil'gen Feuers Schein
Auf manchem Antlitz doch verronnen —
Und glaubte, Alles bleibe mein,
Was einmal dieſe Bruſt gewonnen.

O Herz' bis daß du ſtill und kalt,
Wirſt du noch Manches müſſen lernen,
Wie ſang dir einſt Gefild und Wald,
Wie laſſ't dein Glück du in den Sternen!
Die alten Lieder ſind verhallt
Von ſel'gen, unnennbaren Fernen —
O Herz' bis daß du ſtill und kalt,
Wirſt du noch Manches müſſen lernen.

XIV.

O könnt' ich doch mit euch, ihr Vögel, ziehen!
Könnt' ich zu jenen wunderblauen Fernen,
Zu jenen Ländern unter mildern Sternen
Aus allen diesen engen Schranken fliehen!

Du armes Herz! willst durch die Lüfte treiben,
Und wandern mit den Vögeln und den Winden?
Ach! was du suchst, wirst du auch dort nicht finden —
Mußt ja in deinem alten Busen bleiben!

XV.

Laſſ ab von deinem eiteln Streben
Und hadre nimmer mit dem Glück;
Vergiß dein armes äußres Leben
Und kehre in dich ſelbſt zurück.

Nicht Jedem iſt der Raum gegeben,
Zu wachſen nach des Herzens Luſt;
Doch reiche Schätze gibt's zu heben
In jeder ſtillen Menſchenbruſt.

Dein iſt das Nahe, das Entfernte,
Schlägt nur dein Herz getreu und warm;
Reich iſt nur, wer genießen lernte,
Wer in der Fülle darbt, iſt arm.

Wohl dir und deiner ſchlechten Hülle;
Wenn du dem Schickſal dich entraffſt
Und die verſagte äußre Fülle
In deinem Innern ſelber ſchaffſt.

XVI.

Sonſt bin ich dieſen Weg gegangen
Bei hellem Tag in Fröhlichkeit,
Da ſah ich tauſend Felder prangen
In bunter Fülle weit und breit.

Jezt wandl' ich hier, das Herz beklommen,
Und auf der Erde ruht die Nacht,
Da hat mich plözlich überkommen
Des ganzen Himmels Wunderpracht.

Ja, wenn der Tag am Himmel ſchwebet,
Und in der Bruſt die Seligkeit,
Da ſieht man, wie die Erde lebet
In dumpfer Luſt und Trunkenheit.

Doch kommt die Nacht mit ernſter Hülle,
Und leiſe wie die Nacht der Schmerz,
Dann öffnet ſich des Himmels Fülle,
In ſeine Tiefen ſchaut das Herz.

O erſt wenn alle Sonnen weichen,
Beginnt die rechte Tageszeit —
Da ſtrömt aus jenen dunkeln Reichen
Der helle Strahl der Ewigkeit.

XVII.

Wenn dich der Herr liebt, wirft er arm
Und nackt dich in das reiche Leben,
Und nährt das Kind mit Noth und Harm,
Den Jüngling mit zerbrochnem Streben.

Drum klag' ihn nicht der Härte an,
Hast du der Reichen Glück gezählet;
Die kämpfend suchen ihre Bahn,
Die hat der Herr sich auserwählet.

Gibt er nicht täglich früh und spat
Der Thränen viel dir und der Schmerzen?
O glaub', aus dieser reichen Saat
Keimt goldne Fülle dir im Herzen.

Er schickt dir viel der Stürme zu:
Die Saat gedeiht nur in Gewittern;
Und nur im Kampfe spürest du
Der Seele Tiefen dir erzittern.

XVIII.

Wer weiß es, was ein Menſchenherz
In ſeinen Kammern heget?
Wie viel ſich Luſt, wie viel ſich Schmerz
Auf ſeinem Grunde reget?

Das Herz iſt wie das tiefe Meer,
In dem die Wellen ſchäumen,
Und unter der Stürme wildem Heer
Die milden Perlen träumen.

Das Herz iſt wie das weite All,
In dem die Wolken rauſchen,
Und über der Wetter dunklem Schwall
Die goldnen Sterne lauſchen.

Du tiefes Herz, du weites Herz,
Das tauſend Keime heget!
Wer weiß es, was ſich allerwärts
In deinen Kammern reget?

XIX.

O Berg! von deinem Gipfel,
Da ſchaue ich ſo gern
Hoch über alle Wipfel
In die weite, blaue Fern'.

Da kommt ein leiſes Weben
Von fremden Ländern her —
O könnt ich ganz verſtehen
Die wunderſchöne Mähr!

Sie ſagt, wie Meere träumen
In Abendſonnenglut,
Und unter Palmenbäumen
Ein ewiger Frühling ruht.

XX.

Die Ferne winkt, der Morgen lacht,
Ich ſtreife durch's ſonnige Land;
Es hat die Erde wol über Nacht
Viel duftende Blumen geſandt.

Es nicken die Zweige, vom Thaue ſchwer,
Das Bächlein ſingt wunderbar;
Kein Menſchenherze glaubt es mehr,
Daß es einmal Winter war.

Drum freu' dich, Herz, und ſei nicht bang,
Auch dir ward ſolche Kraft,
Die Blumenduft und Lenzgeſang
In ſtiller Tiefe ſchafft.

Und Niemand glaubt einſt, wenn im Glanz
Des reichen Frühlings du ſtehſt,
Daß du jezt arm und verlaſſen ganz
Durch den Lenz wie ein Winter gehſt.

XXI.

Die Sonne iſt geſchieden
Mit ihrem heißen Schein,
Da kehrt ein ſüßer Frieden
In meinem Herzen ein.

Aus ſtiller Dämmrung ſteiget
Der helle Abendſtern;
In leiſem Beten ſchweiget
Der Himmel nah und fern.

Es öffnen ſich die Hallen
Am goldnen Himmelszelt;
Heil'ge Gedanken wallen,
Wie Engel, durch die Welt.

Mein ſelig Auge blinket,
Mein klopfend Herz wird weit:
In meinen Becher ſinket
Ein Tropfen Ewigkeit

XXII.

Was macht dir das Gewimmel
Der Sorgen Qual und Herzeleid?
Sieh', ob dir steht der Himmel,
Der ist voll Freundlichkeit.

Der drängt sich ungeduldig
Zum Menschen her in seinem Leid
Und sagt: ich bin nicht schuldig,
Wenn ihr nicht fröhlich seid.

XXVII.

Wie iſt es ſchön, wenn purpurglühend
Die Sonne ſich zu Ende neigt,
Und auf am Himmel, ſproſſend, blühend,
Ein reiches goldnes Leben ſteigt!
Noch ſpielet rings des Tages Helle,
Und ſchon will's dämmern in der Fern,
Und ſchon tritt leiſe auf die Schwelle
Der heil'gen Nacht der erſte Stern.

Die Welt durchzieht ein goldnes Hoffen,
Es ſchlägt das Herz voll Zuverſicht,
Das Auge ſieht die Himmel offen,
Aus denen all der Segen bricht.
Man glaubt auf ihren hohen Sitzen
Die Mächte der Natur zu ſehn:
In ihren regen Händen blitzen
Die Spindeln, die ſich ewig drehn

Man ſpürt, wie aus den Mutterquellen
Der volle Strom des Lebens fließt:
Wie er mit Brauſen und mit Schwellen
Sich durch die Menſchenbruſt ergießt.
Man fühlt mit Stolz, man fühlt mit Wonne
Sich als dein Kind, du hohe Welt!
Die uns mit Sternen Mond und Sonne
So lind am Mutterbuſen hält.

XXIV.

Wol manches Aug', bei Tag ſo licht,
Mag jetzt im Dunkeln greinen —
Blick nur, o Aug', zum Sternenlicht,
Das trocknet alles Weinen.

Der Erde Luſt, der Erde Pein,
Des Lebens düſtre Ferne —
Wie wird dieß Alles arm und klein,
Hält man's in's Licht der Sterne!

XXV.

Nacht hat wie ein ſtilles Meer
Auf die Erde ſich ergoſſen:
Über alle Wipfel her
Kommt ein Friedenshauch geflossen.

Jede ſchwere Wimper fällt,
Schlummernd ruht das müde Leben;
Aber durch die weite Welt
Geht ein Flüſtern und ein Weben.

Nacht hat wie ein ſtilles Meer
Auf die Erde ſich ergoſſen
Und den Himmel feuch und hehr,
Einer Blume gleich, erſchloſſen.

Hörbar rauſcht der Strom der Zeit
Ob dem ſchlafenden Gewimmel,
Und ein Traum der Ewigkeit
Zieht durch den Sternenhimmel.

Nacht hat wie ein ſtilles Meer
Auf die Erde ſich ergoſſen:
Über alle Wipfel her
Kommt ein Friedenshauch geflossen.

Die Traube.

Traube auf der Berge Kamm,
Über dir des Himmels Kerzen.
Gute Traube! wunderſam
Gleichſt du einem Dichterherzen.

Frei an deinem ſchwanken Holz
Willſt du in der Sonne ſchweben,
Wie ein Dichterherz, das ſtolz
Muß in Licht und Freiheit leben.

Und zur Erde in der Nacht
Neigſt du dich mit ſtillem Sinnen,
Hörſt die alten Ströme ſacht
Durch das Herz der Erde rinnen.

Saugſt aus ihrem Schooße Blut,
Kraft und ſelige Gedanken,
Die vereint wie Feuerflut
Durch das Haupt des Liedes ſchwanken.

Weißt wie ein Herz, das sich
Tief in alles Leben senket
Und in Nächten inniglich
Seiner eignen Wunder denket.

Aber hast du endlich stark,
Glüht in dir der Geist der Lieder —
Fühlst du schon den Herbst im Mark,
Deine Blätter rauschen nieder.

Armes Herz, von Kämpfen reich,
In dem Drange deines Strebens,
Rauscht dir Blatt um Blatt zugleich
Von dem goldnen Baum des Lebens.

Aber Dein Geschick so schwer,
Traube, mußt du freudig tragen:
Deine Fülle Beer, um Beer,
Wird zertreten und zerschlagen.

Muß doch auch das Dichterherz
Scheiden von den schönsten Träumen,
Muß erdulden Schlag und Schmerz,
Bis in ihm die Lieder schäumen.

Ha! wie strömt dem feurig Blut
In die funkelnden Pokale!
Also strömt des Herzens Flut
In des Liedes goldne Schale.

Und wenn nun dein Zaubertrank
Blinket im kristallnen Becher,
Klingt das Lied des Dichters hell
In dem Kreis der frohen Zecher.

Die Palme.

Du Palme bist ein edler Baum,
Es strebt dein hoher Sinn nach oben:
Dein Haupt wiegt sich im ew'gen Raum,
Von innerm Drang emporgehoben.

Nichts fesselt dich in niedre Haft;
Drückt auch ein Stein den jungen Gipfel,
So bäumt sich stolz dein schlanker Schaft
Und trägt die Last im grünen Wipfel.

Dich edlen Baum, nie unterjocht,
Will ich zum Vorbild mir erküren;
Der Drang, der uns im Busen pocht,
Der muß uns auch zum Ziele führen.

Wo dir, o Baum! die Kraft nicht bricht,
Soll da ein Menschenherz verzagen?
Ich ring' wie du in Luft und Licht,
Und muß ich Erd' und Himmel tragen.

O wirst du, Palme stolz und kühn,
Wenn einst des Abends Feuer glänzen,
Mit deiner Zweige kühlem Grün
Der müde Schläfe mir bekränzen?

Nachtblumen.

Warum bist du aufgewacht
Erst im Sternenscheine,
Arme Blume! deine Pracht
Blüht jetzt ganz alleine,
In der Nacht.

Deine Zweige nicken sacht,
Kühle Winde wehen;
Sonne, die so golden lacht,
Wirst du niemals sehen,
In der Nacht.

All die Freuden, reich entfacht,
Darfst du nicht erwerben;
Wo kein Auge dein hat Acht,
Mußt verlassen sterben,
In der Nacht.

Auch in manches Herzens Schacht
Thut solch Blümlein stehen,
Dessen noch kein Aug' gedacht,
Wird wie du vergehen,
In der Nacht.

An den Todesengel.

Todesengel! lieber, trüber
Bote unſrer Mutter Welt,
Geh' mir ſchonend noch vorüber,
Wenn dein Arm die Garben fällt;
Bis auch ich mein Blühn vollendet,
Meine Früchte dargebracht,
Bis ich recht zu Tag gewendet,
Was ſich regt in dunkelm Schacht.

Sieh', es wollen aus dem Herzen
Mir noch junge Lieder gehn,
Und wie helle Weihekerzen
Am Altar der Menſchheit ſtehn;
Und es wollen noch Gedanken,
Pflanzen gleich in's goldne Licht,
Sich aus meinem Haupte ranken —
Todesengel, pflück' ſie nicht!

Aber ist mein Lied verklungen,
Ist mein Menschenwerk vollbracht
— Ob die Saiten all zersprungen —
Komm' im Sternenkleid der Nacht'
Bleicher Engel, dem Gebeter
Senke schnell auf Lust und Schmerz,
Leg' zur heil'gen Ruh' mich nieder,
Meiner Mutter Welt an's Herz.

An die Vergessene.

Das Grab hat dich verschlungen,
Da modert dein Gebein;
Das Sterblich ist verklungen,
Wer denkt noch fürder dein?
Ach! Alle sind verschwunden,
Die einst geweint mit mir;
Ich hab' allein gefunden
Den stillen Weg zu dir.

Ich kann es nimmer fassen,
Daß noch der Frühling glüht,
Daß nicht die Blumen blassen,
Seitdem du endgeblüht;
Daß nicht ein schmerzlich Bangen
Durch jeden Jubel geht,
Seitdem du heimgegangen
Sanft, wie ein Nachtgebet.

Unendlich war dein Lieben,
Groß wie die Welt dein Herz.
Dieß bleibet tief geſchrieben
In meines Schmerzes Erz.
Laß dich getroſt vergeſſen —
Wenn jedes Band zerbricht,
Wenn Alle dich vergeſſen,
Mein Herz vergißt dich nicht!

Ein Lied, das, kaum geboren,
Auf leiſem Hauch entſchwebt,
Und doch ſo unverloren
In treuem Buſen lebt —
So lebſt du mir im Herzen;
Biſt ein verklungnes Lied,
Das durch der Seele Schmerzen
Mit ew'gem Singen zieht.

Im Pantheon.

„Den großen Männern ihr dankbar Vaterland."

Wer tritt in dieſes ſtille Haus
Nicht ein mit heil'gem Zagen?
Hier ruhen große Herzen aus
Von ihrem heißen Schlagen.

Wie auch ein Leben voller Saft
Um dieſe Mauern flutet —
Arm ſcheint es gegen all die Kraft,
Die hier im Sarg verglutet.

Du reiches Leben, warm und roth,
Fahr' wohl mit deinen Gaben —
Dürft' ich hier ruhen bleich und todt,
Vom Vaterland begraben.

Dürft' ich hier ruhen todt und bleich,
Des ew'gen Lebens Erbe;
Fortwirkend ewig jung und reich,
Ob auch der Leib verderbe.

O dieſes iſt kein Todtenhaus,
Dieß iſt ein Haus des Lebens;
Es ſtürzt aus ihm ein ew'ger Strom
Des Wirkens und des Strebens.

So will auch ich aus dieſem Haus
Ein heilig Streben tragen,
Hier ruhen große Herzen aus
Von ihrem heißen Schlagen.

Landfahrer.

So lang ich denke, fieng das Herz
Mir ſeltſam an zu ſchwellen,
Sah ich an mir vorüberziehn
So fahrende Geſellen.

Als kleiner Knabe war mir ſchon
Kein menſchlich Weſen theurer,
Als all das freie Spielgeſind,
Die Geiger und die Leirer.

Viel beſſer paßten, ſchien es mir,
Sie in die Welt, die weite,
Als all die Menſchen um mich her,
Als all die klugen Leute.

Die Winde fuhren durch die Welt,
Die regen Waſſer brauſten,
Die Sterne ſtiegen auf und ab,
Und alle Wipfel ſauſten.

So zogen auch von Ort zu Ort
Ihr rege Wanderleben;
Sie schienen mir mit der Natur
Ihr Dasein zu verweben.

Ich sah einmal zur Herbstesszeit
Den Alten mit der Geigen
Vom Berge in das bunte Reich
Des Jubels niedersteigen.

An seiner Hand ein blondes Kind
Ging wie in tiefem Harme;
Es bat um Nichts, es trug nur still
Das Körblein an dem Arme.

Ich wußte nicht, wie mir geschehn,
Ich füllte es der Kleinen;
Dann mußte ich bei Seite gehn
Aus Herzensgrund zu weinen.

Du seltsam Herze, ahnte dir
Denn schon in jungen Jahren,
Du werdest auch so heimatlos
Dereinst durch's Leben fahren?

Menſchenkraft.

Wer nie der Menſchheit ganzen Jammer
In ſeiner eignen Bruſt gefunden;
Wer nie in ſeiner engen Kammer
Beherbergt eine Welt voll Schmerz;
Wer nie die mitternächt'gen Stunden
Lautweinend lag auf ſeinem Kiſſen,
Von bittrem Schuldgefühl zerriſſen —
Der kennt dich nicht, o Menſchenherz!

Wer liebend nie ſich ſelbſt verloren,
Wer liebend nie ſich ſelbſt gefunden;
Wer nie ein Herz, für ihn geboren,
Am Herzen hielt in ſel'ger Luſt;
Wer nie die mitternächt'gen Stunden
In Liebesarmen ruhte trunken,
Wie einer Welt an's Herz geſunken —
Der kennt dich nicht, o Menſchenbruſt!

Nur in dem Wechsel bunter Tage
Kann all die Saat im Busen reifen;
Drum nur hinein in Lust und Plage
Und in den Sturm der Leidenschaft!
Hier gilt es muthig zuzugreifen;
Wer mit dem Leben nicht gerungen,
Nicht durch die Nacht zum Licht gedrungen —
Der kennt dich nicht, o Menschenkraft!

Was zurückblieb.

O ihr sonnenhellen Tage!
Die ihr schon dahingegangen,
Wenn ich eurer denk' und frage,
Was mir blieb von eurem Glück —
Seh' ich all das Hoffen, Bangen,
Unnennbar und ungebunden,
Schnell wie einen Hauch verschwunden —
Nur die Liebe blieb zurück.

O ihr mondbeglänzten Nächte!
Die ich wachend durchgesonnen,
Wer mir euern Schimmer brächte,
Der mit meiner Jugend schied'
Eure Träume sind zerronnen,
Und von all den heil'gen Schmerzen,
Die gereift in meinem Herzen —
Blieb von jedem nur ein Lied

Lied und Liebe sind geblieben!
Thaten gibt's noch zu besingen;
Neue Schmerzen schafft das Lieben,
Und die Schmerzen neues Glück.
Mag die Jugend leis' verklingen,
Ewig jung bleibt der Gedanke;
Ernstre Kämpfe bringt die Schranke —
Und das Leben blieb zurück.

Einkehr.

Wol bin ich oft hinausgegangen,
Dem Vetter gleich, durch Stadt und Feld,
Und hätte gern mein Theil empfangen
Von all dem Glück der reichen Welt.
O Herz! nicht länger kannſt du's tragen;
Du ſollſt in deinen jungen Tagen
Wo du genießen willſt — entſagen:
Und weißt ſo viel, das dir gefällt.

Rings von des Abends goldnem Kuſſe
Erglüht die Welt; manch bunter Kiel
Zieht, ſanft gewiegt, hinab im Fluſſe;
Herüber weht's wie Saitenſpiel.
O einmal nur, du holdes Leben!
Die Seele ganz dir hinzugeben!
Doch ach! zu laſſen all ſein Streben,
Das dünkt dem Herzen doch zu viel.

Und bald erwacht im trauten Zimmer
Die ſchöne Welt der eignen Bruſt,
Und mit der Lampe mildem Schimmer
Webt rings ein ſtiller Geiſt der Luſt.
Vom Himmel winken tauſend Kerzen —
O ſelig! wer in Luſt und Schmerzen
Im treuen, unverlornen Herzen
Der ſichern Einkehr ſich bewußt.

Der Becher.

Das Leben iſt ein goldner Becher,
Voll ſüßer Luſt und dunkler Kunde.
Nur ſparſam nippt der kluge Zecher
Und gönnt ſich kaum ein Freudenfeſt.
Nie taucht ſein Blick zum heil'gen Grunde,
Und ſchwächer rinnt der Wein und ſchwächer,
Der Geiſt verdüftet Stund um Stunde —
Aus trinkt der Tod den matten Reſt.

Der Thor hängt an des Bechers Ränden
Und trinkt in Zügen, ungemeſſen;
Er ſchüttelt ihn, daß an den Wänden
Sich aufbäumt wilder Lüſte Schaum.
Den Ernſt läßt er im Grund indeſſen,
Des Lebens Mark; und aus den Händen,
Da er noch einmal trank Vergeſſen —
Sinkt ihm der Becher wie im Traum.

Der ächte Menſch in ſeinem Ringen
Trinkt durſtig, ſei's vom Süßen, Herben;
Den Grund will er zu Tage bringen,
So Leid als Freude muß heraus!
Er kann ſich neuen Trank erwerben,
Zur Mutterquelle darf er dringen:
Dem Tode läßt er nur die Scherben
Er trank das ganze Leben aus

Tiefes.

Tiefes Meer, tiefes Meer,
Ach wie biſt du ſtolz und hehr!
Keinem Auge ward es kund,
Was ſich regt auf deinem Grund,
Wie's im bodenloſen Schlund
Lebt und webt,
Sproßt und ſchwebt!
Deine Tiefe — ſchwarz und wild!
Deine Fläche — ſchön und mild!
Tiefes Meer, tiefes Meer,
Ach wie biſt du ſtolz und hehr!

Tiefes All, tiefes All,
Flutеſt um den Erdenball!
Biſt ſo tief und doch ſo klar,
Auf den Schwingen wunderbar
Trägſt du deine goldne Schaar;
Stern um Stern
Fern und fern
Steiget auf, mit Sehnſuchtklang
Wandelnd ſeinen ew'gen Gang.
Tiefes All, tiefes All,
Flutеſt um den Erdenball!

Tiefes Herz, tiefes Herz,
Wie viel trägst du Luſt und Schmerz!
Nichts iſt doch ſo tief wie du,
Nichts iſt doch ſo ſtolz wie du,
Strebſt und hämmerſt ohne Ruh'!
Was da lebt,
Was da ſchwebt —
Allem ringſt du nach voll Pein,
Alles muß dein eigen ſein.
Tiefes Herz, tiefes Herz,
Wie viel trägſt du Luſt und Schmerz!

Das Höchste.

Sterne hoch am Himmel gehen,
Zedern wachsen stolz und mächtig,
Adler hoch in Lüften stehen,
Feuer lodern kühn und prächtig.

Mensch muß in der Tiefe wallen,
Aber laßt sie steigen, schweben;
Denn das Höchste doch von allen
Ist der Mensch mit seinem Streben.

Lieder und Stimmen.

Burſchenlieder.

1.

Einen Kuß auf den Mund, auf den Hut eine Blüth'!
Ade! mein feins Liebchen, daß Gott dich behüt'!
Halt' rein und halt' ſauber dein Herz und dein Haus,
Laß zum Haus Niemand ein und zum Herz Niemand aus!

Und ziehen die Winde mit Sang durch die Welt,
Und reiſen die Wolken mit Macht über Feld,
Und wandern am Himmel die funkelnden Stern',
Dann denke ſo ſtill an den Schatz in der Fern'!

Das ſchützt auf dem Wege vor jeglichem Schmerz.
Denkt treu an den Wandrer ein liebendes Herz;
Da geht ihm zur Seite manch freundlicher Gruß,
Wehrt's Heimweh vom Herzen, die Müde vom Fuß.

Und wo ich auch weile, da denke ich dein;
Drei Jahre — dann kehr' ich, und Hochzeit ſoll ſein!
Nun kommt, Kameraden, mein Gruß iſt beſtellt,
Nun auf und davon in die weite, weite Welt!

11.

Allnächtlich zu der Mühle
Geh' ich den ſtillen Pfad;
Die hellen Sterne fallen,
Die weißen Nebel wallen,
Es brauſt aus tiefer Kühle
Das klinke Mühlenrad.

Mich hindert auf dem Wege
Kein Regen und kein Wind;
Die ſchlimmen Hunde bellen,
Die lauten Pfiffe gellen,
Es ſchleichet auf dem Stege
Mein trautes Müllerkind.

Da hört man nicht das Koſen
Der Liebe in der Nacht;
Sie ſpähen wol und lauſchen,
Doch alle Räder rauſchen,
Die wilden Waſſer toſen,
Die Weiden murmeln ſacht.

Im Grunde tief und kühle,
Wo das Verderben droht,
Und wo die Waſſer rinnen,
Wie iſt da ſüß zu minnen!
Ich geh' den Weg zur Mühle
Nach jedem Abendroth.

III.

Noch einen Schritt! — nun bin ich oben
Und ſchau' hernieder in das Thal;
Dort glänzt, vom Lindem überwoben,
Ihr Haus im letzten Abendſtrahl.

Es ſteht die Pappel noch am Stege,
Die Bank noch wie zur alten Zeit;
Doch Niemand wandelt auf dem Wege,
Kein menſchlich Weſen weit und breit.

Wie bin ich fort und fort geſchritten
Durch Stadt und Land in raſchem Flug!
Hab' oft gehungert und gelitten,
Wie's Vöglein auf dem Wanderzug!

Jetzt ſchau' ich es, das Haus der Lieben,
Und wanke zögernd nur hinab —
Ach! lebſt du, biſt du treu geblieben?
Es drückt mir ſchier das Herze ab.

IV.

Du kehrſt mir den Rücken
Mit ſchiefem Geſicht?
Ich ſpringe, ſei ruhig,
In den Neckar drum nicht.
Geſchnallt iſt das Ränzel,
Der Stock iſt zur Hand,
Die Welt iſt gar helle,
Und offen das Land —
Ade!

Es glühn wol viel Sterne
Am himmliſchen Zelt,
Es blühn wol viel Blumen
Auf Wieſe und Feld,
Es rauſcht wol im Walde
Gar manniges Blatt,
Und Mädchen, die gibt es
In jeglicher Stadt —
Ade!

V.

Umſonſt iſt alles Lauſchen;
Da ſteh' ich auf der Wacht,
Doch nur die Blätter rauſchen, huſch! —
Wo bleibt mein Lieb heut' Nacht?

Horch! leiſe Tritte knarren;
Wie klopft mein Herz mit Macht!
Du bitterſüßes Harren, o! —
Die alte Weide kracht.

Doch ſieh'! ein weißes Schimmern,
Es nahet ſachte, ſacht! —
Die fernen Lichter flimmern, o!
Nur durch die trübe Nacht.

Bald iſt die Zeit verſtrichen,
Gewiß! ſie wird bewacht —
Da kommt mein Lieb geſchlichen, huſch!
Und herzet mich mit Macht.

VI.

Der Rock verſchabt, der Seckel leer,
Die Sohlen durchgetreten —
Da iſt es Zeit, bei meiner Ehr'!
Zum Schaffen oder Beten.

Es iſt doch eine ſchlimme Zeit!
Ich reiſ' nach allen Winden,
Ich ſchau' mich um wol weit und breit,
Mein Glück kann ich nicht finden!

Ich kam zur Welt, o Mißgeſchick!
In einer böſen Stunde —
Es liegt der Staub wol fingerdick
Auf meines Bechers Grunde.

Wie lang ſchon hat kein edler Wein
Mein lechzend Laub genetzet!
Wie lang ſchon hat kein ſüßer Kuß
Mein liebend Herz gelabet!

Was hat der Menſch, das ihn erfreut,
Auf dieſer Welt ſo eitel —
Mit einem Magen lang und breit
Und einem leeren Beutel!

O hätt' ich all das rothe Gold,
Das ſchlummert in dem Grunde,
Den Wein, der durch die Keltern rollt,
Sammt einem rothen Munde!

Im Seckel keines Hellers Schein,
Am Stiefel keine Sohlen,
Im Becher keinen Tropfen Wein —
Das ſoll der Teufel holen!

VII.

Wol brennt mein Kopf wie Höllenſchmerz —
Der Hieb war tief und ſchwer:
Doch in der Bruſt mein treulos Herz,
Mein treulos Herz,
Das brennet noch viel mehr!

Die Trommel wirbelte voraus,
Mein Kleid war blau und roth;
Mein Liebchen ſtand vor ihrem Haus,
Vor ihrem Haus,
Und weinte ſich zu todt.

Ich zog von dannen wie der Wind
Und ließ mein liebes Lieb;
Das hab' ich nun, du treues Kind,
Du treues Kind,
Daß ich nicht bei dir blieb.

Und immer tiefer nagt die Pein,
Wird wol zum Sterben gehn,
Leb' wohl, mein Lieb! Gott weiß allein,
Gott weiß allein,
Ob wir uns wiederſehn.

VIII.

Im Friedhof bei der Linde,
Da gruben sie ein kühles Grab
Und senkten mir mein Liebchen
So tief, so tief hinab!

Ich komme alle Tage
Mit einem frischen Rosenkranz;
Und häng' ihn an ihr Kreuzlein
Beim frühen Morgenglanz.

Bald aber wird ein Morgen
Hier keinen Totenkranz mehr sehn —
Dann wird die Friedhofblume
Auf meiner Stirne stehn!

IX.

Wohlauf' und gewandert im hellen Sonnenstrahl!
Fort über die Berge, fort durch das tiefe Thal!
Ade du enge Stube! fahr' wohl Philisterhaus!
Wir halten es nicht länger in deinen Mauern aus!

Mach' auf deine Thore, du alte, finstre Stadt!
Juchhe! auf die Hüte ein frisches grünes Blatt!
Wie glänzen die Felder, wie weht die Luft so lau!
Wie rauschen die Wälder, wie ist der Himmel blau!

O weh! wer hinter'm Ofen bei der Frau Mutter sitzt!
O weh! wer noch am Pulte bei seinen Büchern schwitzt!
O stoß' ihm auf das Fenster, du frohe, freie Luft!
Und lock' ihn her in's Weite mit deinem frischen Duft.

Es saust in den Lüften, es plätschert im Moor,
Es raschelt in Busche, es wispert im Rohr;
Es zieht uns zur Seite auf jedem Schritt und Tritt,
Es fleuget und kreuchet, die ganze Welt will mit.

Die Winde, die Winde, die melden sich im Chor,
Die tanzen an der Berge und spielen uns was vor.
Die Wasser, die Wasser, die fallen ein mit Schall:
Es klingt, es rauschet, es wandert überall.

Und wo wir immer gehen, da ist der Tisch gedeckt:
Wer hat so seine Arme allüberall ausgestreckt
Es guten Tag, Frau Wirthin! bringet den kühlen Wein!
Schickt sie uns braven Burschen ihr schönes Töchterlein.

Wohlauf! und getrunken mit hellem Gläserklang!
Das klinget, das wandert nach einem raschen Gang!
Und jetzt Ade, Frau Wirthin, du schönes Töchterlein!
Wir dürfen hier nicht bleiben, es muß geschieden sein.

Reich auf nun und weiter! sehn, wie die Berge glühn!
Wer weiß, was uns hinter den blauen Bergen blüht
O Wandern, o Wandern! das ist, was uns gefällt!
Je weiter daß wir gehen, je schöner wird die Welt!

X.

Da wir so beisammen sind,
Und die Gläser klingen,
Ei da wollen wir geschwind
Auch was Tüchtigs singen!
Trag' euch wol ein Liedlein vor,
Welches euch gefalle;
Aber, Freunde! dann im Chor
Fallt ihr ein mit Schalle.

Thut doch Manches, klein und groß,
Unser Herz entzücken;
Lassen wir das kecklich los,
Muß das Lied uns glücken!
Reimen macht uns keine Qual,
Darum sag' ich eben:
Was wir lieben, tausendmal
Soll das leben, leben!

Thut doch Manches, klein und groß,
Uns im Herzen drücken;
Lassen wir das kecklich los,
Muß das Lied uns glücken!
Ohne einen tücht'gen Groll
Kann man auch nicht lieben,
Darum, was wir hassen, soll
Brechen und zerstieben!

Dich zuerst, du weite Welt,
Wollen wir erheben;
Denn in deinem Herzen schwellt
Tausendfaches Leben.
Deine Thäler, deine Höhn,
Ströme klar und Reben,
Felder, Wälder, Städte schön,
Das soll alles leben!

Doch bei Stätten fällt uns ein,
Da gibt's schlimme Orte:
Klöster, fällt kein Licht herein,
Bettler an der Pforte;
Kerker für ein freies Herz,
Riegel dran und Wachen —
Alles das, und sei's von Erz,
Soll zusammenkrachen!

Land, das Milch und Honig trägt —
Forschung frei und Dichtung —
Das im Forst des Geistes schlägt
Eine weite Lichtung!
Dein, du großes Vaterland,
Denken wir jetzt Alle,
Deutsches Volk und deutsches Land!
Rufen wir mit Schalle.

Doch bei Deutschland fällt uns ein
Ach! so manches Schlimme,
Und wir schaun in's Glas hinein
Recht in innerm Grimme;
Aber hier thut's Noth zumeist,
Daß wir festlich sprechen,
Drum was hemmt den deutschen Geist,
Das soll er zerbrechen!

Jetzt den braven Mann, der treu
Etwas schafft und bauet,
Ohne Furcht und ohne Scheu
Seiner Kraft vertrauet;
Der nie Wort noch Rücken biegt,
Aufrecht in Gefahren,
Der sich nimmer duckt noch schmiegt —
Den soll Gott bewahren!

Doch den Wicht, der immer schreit,
Daß die Welt so eitel,
Und voll Demuth beneheit
Jeden vollen Beutel;
Der vor einem freien Wort
Läuft auf flinken Sohlen,
Und sein Joch schleppt fort und fort —
Soll der Teufel holen!

Jetzt die Mägdlein preise ich,
Die wir Alle lieben;
Blond und braun, das denke sich
Jeder nach Belieben.
Aber, Freunde, ohne Groll!
Ich weiß eine Feine,
Drum vor allen Andern soll
Leben hoch die Meine!

Doch die Fräulein stolz und hehr,
Jene klugen, herben,
Die man soll mit Amt und Ehr',
Nicht mit Küssen werben,
Die sich zu der Thoren Qual
Zimpferlich geberden —
Ha! die sollen allzumal
Alte Jungfern werden!

Ende gut, und Alles gut!
Laßt die Gläser klingen!
Wackre Burschen, junges Blut
Will ich noch besingen.
In der Jugend wohnt die Kraft,
Unser schönes Streben,
Unsre alte Brüderschaft,
Das soll leben, leben!

Mädchenlieder.

8.

Da sitz' ich und weine
Und harre allein,
Und fort ist mein Liebster
Wol über den Rhein.
Es rauschen die Winde,
Das Vögelein eilt,
Will keines mir sagen,
Ach! wo er jetzt weilt.

O hätt' ich ein Ränzlein,
Am Hütlein ein Band;
Könnte fort wie ein Bursche,
Den Stock in der Hand!
Wollte gehen und wandern
Land aus und Land ein,
Bis daß ich ihn hätte,
Den Herzigen mein!

So muß ich jetzt harren
Im einsamen Haus,
Schau' über die Wege
Und Berge hinaus.
Und nun mag im Garten,
Und tanzen mag zur Zeit',
Gleich mein' ich, er komm', und
Er ist doch so weit!

18.

War einmal ſo friſch und jung,
Friſch und jung,
Hatte rothe Wangen;
Ach! wie iſt das ſchnell genung,
Schnell genung,
Doch vorbeigegangen!

War die Schönſte wol beim Tanz,
Wol beim Tanz,
Hatte ſtolze Sinnen;
Wollt' am Ende meinen Kranz,
Meinen Kranz,
Keiner mehr gewinnen.

Und jetzt bin ich alt und grau,
Alt und grau,
Sitz' am Heerd und ſpinne;
Draußen ſtürmt's, der kalte Thau,
Der kalte Thau,
Tröpfelt von der Rinne.

III.

Da geht ja die Grete, den Hansel im Arm.
Gi' wie ſie ſich drücken ſo herzig und warm'!
Jetzt halt' ich's hier innen nicht länger mehr aus,
Geh' über den Steg auf die Wieſe hinaus.

Hab' dort ein Geſchäft, und gar nöthig iſt das,
Auch iſt dort mein Liebſter und mähet das Gras:
Der läßt dann die Senſe und ſpringt auf mich zu,
Und ſpricht mir von Liebe und läßt mir nicht Ruh'.

Und will er mich küſſen zur heutigen Stund',
So ſchließ' ich die Augen und ſpitze den Mund.
Und halte im Arm wie ein Lämmchen ſo ſtill
Was ſagen die Mutter dann, was ſie auch will'

IV.

Der Garten grünt, es blüht der Baum,
Die muntern Vöglein ſingen;
Das iſt mir Alles wie ein Traum,
Das kann zu mir nicht dringen.
Mein Aug' iſt trüb, mein Herz iſt ſchwer,
Mein Lieb, du liebeſt mich;
Doch Keine, Keine findſt du mehr,
Die ſo dich liebt, wie ich'

Die Bäume und die Büſche all,
Die wollen nach dir fragen;
Die wollen mir mit ſüßem Schall
Von unſrer Liebe ſagen.
Du ziehſt in weiter Welt umher,
Doch denk' ich ſtets an dich;
Ach' Keine, Keine findſt du mehr,
Die ſo dich liebt, wie ich'

Verwelkt ſind all die Blumen dein,
Die Myrte, wie zum Hohne,
Die grünt und blühet ganz allein,
Eine lichte Hochzeitkrone.
Es blüht wol über'm fernen Meer
Ein ſchönres Lieb für dich;
Doch Keine, Keine findſt du mehr,
Die ſo dich liebt, wie ich!

V.

Mein Schatz, und der iſt Offizier,
Im Schloſſe hat er ſein Quartier:
Und am Sonntag, da iſt die Parad',
Da reit't er vorüber im Staat.

Wie grüßt er ſo zierlich herauf!
Es ſpringen die Fenſter all auf:
Ja nicht nur und knickſt nur heraus,
Ich lug' nur zum Spältchen hinaus.

Und doch ſeh' ich mehr als wie ihr,
Denn ſein Winken, das gilt ja nur mir;
Und ich weiß auch, warum er ſo lacht —
Weil er kommt, weil er kommt heute Nacht!

VII.

„Der Regen rauscht, es brauset der Wind,
Laß' mich zu dir in's Warme:
Mach' auf, mein Lieb, mach' auf geschwind,
Schließ' mich in deine Arme'—

Kehr' um, mein Schatz, ein andres Lieb
Wirst du dir suchen müssen;
Ich darf dich nimmer haben lieb,
Und darf dich nimmer küssen.

„Ha' schaffst du mir solch Ungemach
In meinem Wiederkehren?—
O Gott! ein Mägdlein jung und schwach,
Wie mag sich das erwehren?

Der Vater flucht, die Mutter weint,
Die guten Schwestern flehen:
Und morgen, wenn der Tag erscheint,
Muß ich zur Kirche gehen.

„In meinem Kopfe brennt die Qual,
Ich kann es nimmer fassen:
Ja warst du denn mein Lieb einmal,
Und willst mich so verlassen?“

Du würdest scheiden ohne Zank
Und ohne Groll im Herzen,
Sähst du, wie ich so bleich und krank
Nun bin von vielen Schmerzen.

Leb' wohl, mein Lieb, muß lassen dich!
Zieh' hin am Wanderstabe;
Und kehrst du wieder, suche mich
Wo in dem kühlen Grabe.

VII.

O Morgenroth' du ſteigſt herauf
Und findeſt mich im Bett ſchon auf.
Die Bänder und die Spangen,
Die liegen auf dem Tiſch zu Hauf
Und ſchauen her mit Prangen.

Doch in dem armen Herzen mein,
Da will kein Schein und Prangen ſein
An meinem Hochzeittage.
O läg' ich in dem ſchwarzen Schrein,
Klingt um mich Todtenklage'

Ja, heute nennt er mich ſein Weib,
Und meinen reinen jungen Leib
Nimmt er zur Morgengabe;
Da dient ihm nun zum Zeitvertreib
All, was ich bin und habe!

Ade' Ade! vielholdes Lieb!
Ach du, der mir so treu verblieb,
Du irrst nun in der Weite;
Der meinen Schatz von dannen trieb,
Der geht an meiner Seite.

Schon lärmt's im Hause ab und zu,
Vorüber ist die letzte Ruh';
Wo soll ich Trost erwerben?
Allmächt'ger Gott! o laß mich du
Vor dem Altare sterben!

VIII.

O ſchau' nicht auf dein krankes Weib
Mit naſſen Augen nieder;
Du giebſt mir meinen jungen Leib,
Meine junge Luſt nicht wieder!

Da ſchau' in's grüne Feld hinaus:
Die Aecker bis zum Steine,
Die Gärten, Wieſen und das Haus,
Das iſt nun all das Deine.

Du biſt nun reich, ſo freue dich,
So freu' dich deiner Habe!
Und laſſ' in Frieden wanken mich
Zu meinem frühen Grabe.

IX.

Es ſteht eine Lind' im tiefen Thal,
Darunter bin ſo manches Mal,
So manches Mal,
Mit meinem Lieb geſeſſen;
Jetzt ſteht der Baum ſo dürr und kahl,
Mein Schatz iſt über Berg und Thal,
Ja Berg und Thal,
Der hat mich wol vergeſſen!

Und auf dem Berg, da ſteht ein Haus,
Da ging mein Lieb wol ein und aus,
Wol ein und aus,
Und ſah in's Thal hernieder:
Jetzt weht dort der Stürme Graus,
Mein Schatz, der zog in's Land hinaus,
In's Land hinaus,
Und kehret nimmer wieder!

Und ob dem Haus, da ſteht ein Stern,
Der ſieht mein Lieb wol in der Fern,
Wol in der Fern,
Fortwandeln durch die Gaſſen;
Ich hatte meinen Schatz ſo gern,
Geklaget ſei es Gott dem Herrn,
Ja Gott dem Herrn,
Daß er mich hat verlaſſen.

X.

Schnurre, Spindel, ſchnurre!
Dreh' dich flink und furre!
Fleißig mußt du ſpinnen
Für mein bräutlich Linnen.

Was hab' ich ſchon hineingeſponnen
In dieſes Garnes raſchen Zug'
Vieltauſend bräutlich ſüßer Wonnen
Und Küſſe für mein Lieb genug;
Auch leiſes, jungfräuliches Bangen,
Und eine heil'ge Liebesnacht,
Und einer Hochzeit lautes Prangen,
Und künft'gen Haushalts ſtille Pracht.

Schnurre, Spindel, ſchnurre!
Dreh' dich flink und furre!
Fleißig mußt du ſpinnen
Für mein bräutlich Linnen.

Er weiß es nicht, mein ſüßer Bube,
Welch einen Schatz in's Haus ich bring':
Was Alles ſchlummert auf der Spule,
In meiner Fäden goldnem Ring.
Wenn, was ich ihm hineingeſponnen
Mit klugem Fleiß und unverwirrt,
Sich losringt an das Licht der Sonnen —
Wie das ſein Herz erfreuen wird!

Schnurre, Spindel, ſchnurre!
Dreh' dich flink und ſurre!
Fleißig mußt du ſpinnen
Für mein bräutlich Linnen.

Ja, wo was vorgeht in dem Hauſe,
Du treue Leinwand, biſt auch du;
Du zierſt den Tiſch beim Hochzeitſchmauſe,
Und auch das Brautbett deckſt du zu.
Bei ſolchem Feſt, du loſes Linnen,
Hältſt du die Windeln ſchon bereit,
Und muß zuletzt der Menſch von hinnen,
So rüſteſt du das Sterbekleid.

Schurre, Spindel, ſchnurre!
Dreh' dich flink und ſurre!
Fleißig mußt du ſpinnen
Für mein bräutlich Linnen.

Und manchen Schmerz und manche Wunde
Deckſt du mit weißem Fittig zu;
In heitrer und in trüber Stunde
Mit deiner Hülfe naheſt du.
Halt' aus bei mir, du bräutlich Linnen,
Das ich mit eignen Händen ſpann!
Wahr' bis an's End das treue Minnen,
Das einſt in deine Fäden rann!

Schnurre, Spindel, ſchnurre!
Dreh' dich flink und furre!
Fleißig mußt du ſpinnen
Für mein bräutlich Linnen.

Volksweisen.

1.

Es weht der Wind so kühle,
Die Bahn ist arg verschneit;
Ich bin daheim am Mühle,
Da ist der Weg so weit.

Mein Dach hat keinen Ziegel,
Mein Haus hat manchen Spalt,
Zerbrochen sind die Riegel,
Mein Stüblein ist so kalt.

Mein Lieb, daß dich's erbarme!
O laß mich zu dir ein,
Schließ' mich in deine Arme,
Da wird kein Winter sein!

II.

Wo ſoll ich hin mich kehren,
Ich luſt'ges Brüderlein?
Wie ſoll ich mich ernähren?
Mein Gut iſt viel zu klein;
Mein Durſt iſt viel zu groß.
Das iſt ein ſchlimmes Loos,
Was ich ſoll heut verzehren,
Ward ich ſchon geſtern los.

Das ſickert ein mit Klange,
Wenn ich am Zechtiſch ſitz',
Es wird mir ſelber bange,
Ich hätte einen Witz.
Und wär' Venedig mein,
Dazu der Zoll am Rhein,
Das währte gar nicht lange,
So müßt's verjubelt ſein.

Nicht Sparen aber Praſſen,
Das dünkt mir wohl und gut;
Das Sorgen will ich laſſen,
Das macht nur dickes Blut.
Ob Alles ich verzehr',
Gott beſcheert mir morgen mehr:
Thät' mir ein Dieb was faſſen,
Das reute mich zu ſehr.

So leb' ich jeden Morgen,
Wie's Vöglein in dem Wald,
Und will der Wirth nicht borgen,
Geb' ich den Rock ihm bald;
Das Wammes noch dazu,
Hab' doch nicht Raſt noch Ruh',
Hab' doch nur große Sorgen,
Bis daß ich's gar verthu'.

Der ſucht ſein Glück im Schaben,
Und ſchabt, ſo lang er lebt;
Wird wenig Freude haben,
Bis man ſein Grab ihm gräbt.
Mir iſt die Welt ſo weit,
Was ſcheeren mich die Leut'?
Gott behüt' mir jungen Knaben
Mein'n Frohſinn allezeit!

Ich bin zu ſpät geboren,
Das iſt mein einz'ger Zort;
Poch' ich wo an den Thoren,
So iſt das Glück ſchon fort.
Ich reiſ', bis ich's erſchleich',
Doch iſt mir alles gleich:
Ich hab' nie was verloren,
Drum bin ich immer reich.

Drei Würfel, eine Karte,
Das iſt mein Wappen frei,
Und Mägdlein, ſchöne, zarte,
Auf jeder Seite drei!
Rück' her, du ſüße Maid,
Die mir das Herz erfreut,
Wohlauf! Herr Wirth, ich warte,
Schenkt ein und thut Beſcheid!

III.

Mein Schatz! an hoher Zinne lag
Der Wächter und rief an den Tag
Man spüret schon den rothen Morgenschein,
Und wo zwei Lieb noch bei einander sein,
Die scheiden sich bald,
Der Mond versinkt im grünen Wald.

„Mein Lieb, o bleib' an meiner Brust,
Du meine Wonne, du meine Lust!
O lass' mich noch ein Stündlein bei dir sein,
Noch geben alle Sterne ihren Schein:
Es war ein Traum,
Die Mitternacht ist vorüber kaum!"

Am Fenster schweigt Frau Nachtigall,
Sie sang, das war ihr lezter Schall:
Es lugt der Tag mir schon in's Nest herein,
Wohlauf! Gesell, es muß geschieden sein!
Geh' balde, bald,
Der Wagen rollt, die Peitsche knallt.

„O wüßtest du zu dieser Frist,
Wie du, mein Lieb, so werth mir bist:
Es mag auf Erden mir Nichts Liebres sein!
Da nimm, du süße Maid, dieß Ringelein
Von Gold so roth.
Ich bleib dir treu bis in den Tod!"

Schau', purpurn Licht wird überall,
Die Lerche singt mit lautem Schall:
Sie ruft in hoher Luft im Sonnenschein:
Wo nun zwei Lieb noch bei einander sein,
Die scheiden sich bald,
Der Tag kommt durch den grünen Wald.

IV.

Ach ſcheiden, immer ſcheiden!
Wer hat denn das erdacht?
Der hat in meine Freuden
Ein großes Trauern bracht.

Du Wächter auf der Zinnen,
Ruf' du den Tag nicht an
Daß ich nicht muß von hinnen
Ein Ringlein ſollſt du han.

„Und will ich ſtille bleiben,
Die Sonne kommt geſchwind:
Die wird zwei Lieb vertreiben,
Die gern beiſammen ſind.

Ach ſcheiden, immer ſcheiden!
Wer hat denn das erdacht?
Der hat in meine Freuden
Ein großes Trauern bracht.

V.

Viel falſcher Zungen haſſen mich,
Doch nimmer werd' ich laſſen dich.
Will dich im Herzen tragen;
Daß du mein Troſt auf Erden biſt,
Das will ich Niemand ſagen.

Ach! daß mein Lieb nun ſcheiden muß!
Abe! da nimm den lezten Kuß;
Ich ſeh', ich kann's nicht wenden.
O kehr', mein Lieb, bald wieder heim,
Dann wird mein Trauern enden.

Und da du geben willſt von mir,
Was läß'ſt du mir zum Troſte hier
In meinem tiefen Leide?
„Ich laſſ' dir rechte Lieb' und Treu',
Das gibt dir ewig Freude.

Und ob ich in der Ferne bin,
So trag' du einen ſteten Sinn,
Hoffnung wird uns ernähren.
Was uns von Gott beſcheeret iſt,
Das mag kein Menſch uns wehren."

VI.

Und ſauſt der Wind und kracht der Schnee,
Nur fort, du müder Fuß!
Die Maid iſt hundert Meilen weit,
Zu der ich wandern muß.

So grüß' dich Gott, mein feines Lieb'
Biſt du ſpät noch wach?
An deinen Aeuglein ſeh' ich wohl,
Du trägſt groß Ungemach.

Dünn iſt dein braunes Lockenhaar,
Bleich iſt dein ſüßer Mund;
Daß du um mich gelitten haſt,
Schmerzt mich aus Herzensgrund.

Sieh' da den Ring von deiner Hand,
Er funkelt noch wie neu;
Ich trug ihn durch die weite Welt
Und blieb dir immer treu.

Und immer bleib' ich nun bei dir,
Du liebe treue Maid;
Das Trauern geht zu Ende jetzt
Und an geht Luſt und Freud'!

VII.

O wär' mein Lieb ein Brünnlein kalt
Und sprüng' aus einem Steine,
Und ich wär' dann der grüne Wald,
Mein Trauern, das wär' kleine.

O wär' mein Lieb im Rosenbusch
Ein Röslein an der Sonne,
Und ich ein Schmetterling — husch, husch!
Flög' ich darauf mit Wonne.

O wär' mein Lieb ein Rehlein schlank,
Thät' durch die Wälder jagen,
Und ich von Moos die weiche Bank,
Daß ich es dürfte tragen.

O wär' mein Lieb das Blümlein blau,
Das an dem Bache blinket,
Und ich wär' dann der Tropfen Thau,
Der an das Herz ihm sinket.

O wär' mein Lieb ein weißer Schwan,
Der durch die Lüfte flöge,
Und ich die ſtille Waſſerbahn
Auf der er ſingend zöge.

O wär' ich ſelbſt das Lilienreis,
Das blüht in Liebchens Garten:
Dann thät' mit ihren Händen weiß
Die Süße meiner warten.

Weinlied im Winter.

Zur Winterszeit ein edler Wein,
Der schlürft sich ein gar wonnig;
Kaum ist das erste Glas hinein,
Wie wird uns schon so sonnig!
Uns däucht, der Frühling fährt durch's Land,
Das ist ein Blühn und Leben!
Und lustig an der Berge Wand
Erwachen schon die Reben.

Kaum ist der zweite Trunk geschehn,
Sind schärfer schon die Sinne:
Jetzt hören wir die Quellen gehn,
Der Vögel Sang und Minne.
Was weht uns doch mit einem Mal
So lieblich um's Gemüthe?
Ha! Düfte schickt von Berg zu Thal
Die edle Traubenblüthe.

O dritter Schluck! o heil'ger Saft!
Wie unsre Herzen schwellen!
Wir spüren schon des Sommers Kraft
Durch's Mark der Rebe quellen.
Du Kind der Sonne, all die Glut,
Die du einst eingetrunken,
Die sprühet schon durch unser Blut
In hellen Funkenfunken.

Jetzt haben wir der Blätter vier,
Jetzt reifen schon die Trauben;
Auf hohen Gerüsten sitzen wir
In weinbekränzten Lauben.
Die Nacht erklingt von Jubelsang,
Die Raketen ziehn und wallen,
Und dröhnend das Gebirg entlang
Die schweren Schüsse knallen.

Und fünf und sechs — wie durch die Luft
Jetzt die Raketen sausen!
Wie in den Kellern, schon voll Duft,
Die neuen Weine brausen!
Und Glas um Glas verflirrt schier
In unsern durst'gen Kehlen —
Es ist ja Herbst, da können wir
Die Gläser nimmer zählen.

Der Alte.

Jetzt will es Frühling werden,
Es webet Tag und Nacht
Am Himmel und auf Erden
Und in des Herzens Schacht.

Schon rühret sich in den Bäumen
Ein Flüstern weit und breit;
Die alten Kinder träumen
Von ihrem neuen Kleid.

Da träumt's auch meinem Herzen
Gar schön, dem alten Kind,
Von seinen Freuden und Schmerzen,
Die lang entblättert sind.

Mein Herz lass dich bescheiden
Und schleiche still nach Haus —
Die alten Schmerzen und Freuden,
Die schlagen nimmer aus.

Gesang der Todten.

Du Wanderer, der im Lichte
Ob unsern Häuptern geht,
Auf dessen Angesichte
Das rothe Leben steht,
O wolle nicht vergessen
In deinem Sonnenschein
Der Todten, die indessen
Bedeckt ein kalter Stein!

Wir haben auch dort oben
Vordem, wie du, gelebt,
Von all dem Drang umwoben,
Gelitten und gestrebt.
Wir haben unsre Hände
Zu deinem Heil geregt,
Eh' man in diese Wände
Uns engen, und gelegt.

Die Wege, die du wandelst,
Die haben wir geweiht;
Die Stätte, wo du handelst,
Die haben wir befreit.
Wir sind in Nacht gestiegen,
Damit dir werde Licht,
Drum du bei deinen Siegen
Vergiß der Todten nicht!

Und hat, wie Königsleichen,
Der Tod uns schön geschmückt;
Den Herrscherstab, den reichen
Uns in die Hand gedrückt,
Die hohe Lorbeergabe
Uns auf das Haupt gesetzt —
So lasse unsre Habe,
Du Neid'scher, unverletzt!

Und wenn, was wir errungen,
Dir klein und dürftig ist,
Nachdem du fortgedrungen
Auf unsern Schultern bist —
Bald werden Andre kommen,
Die auf die deinen stehn,
Den Berg, den du erklommen,
Nur noch als Hügel sehn!

Drum laß den Kranz der Ehre
Und unverletzt und ganz,
Damit dir nicht verkehre
Die Nachwelt deinen Kranz.
Und wandelst du dort oben,
So denk, wer dich zum Licht,
Zum Leben dich gehoben —
Vergiß der Todten nicht!

Der Polenmutter Wiegenlied.

Schlaf, mein Kind, und träume;
Stille ist die Nacht,
Und die alten Bäume
Flüstern um die Hütte sacht.

Schlaf, mein Kind, in tiefem Schlummer
Lieget ringe die öde Welt;
Schwere Nacht und blut'ger Kummer
Lagern auf dem weiten Feld.
Durch das Land mit ehrnen Sohlen
Schreitet dumpf die Tyrannei;
Auf den Gräbern edler Polen
Wehet ihre Fahne frei.

Schließ' die Augenlieder,
Schlaf', mein Kind, so sacht;
Wasser rauschen nieder
Ueber's Rad die ganze Nacht.

Wiegenlieder klingen leise,
Doch die kurze Nacht entflieht;
Dann wird tönen andre Weise,
Dann wird brausen andres Lied!
Purpurn durch der Trümmer Stieben
Schaut des Lebens Morgenglut,
Purpurn schaut es in dem Leben —
Aber von der Väter Blut!

Schlaf, mein Kind, so linde,
Stille ist die Nacht,
Wolken gehn mit Winde,
Und der Mond steht auf der Wacht.

Wirst du nach dem Vater fragen,
Lallend kaum, du armes Kind,
Werd' ich dich zum Hügel tragen,
Wo sie all begraben sind;
Wo, vom Heimatgrund umschlossen,
Alle liegen Hand in Hand,
Vater, Brüder, Schwertgenossen —
Freiheit, ach! und Vaterland!

Schließ' die Augenlider,
Schlaf, mein Kind, so sacht;
Alte Heldenlieder
Wehen um's Haus die ganze Nacht.

Schlaf, mein Kind, dir vorzusingen,
Wird die Mutter nimmer müd;
Bist du groß, dann will ich singen
Dir ein Lied, das Funken sprüht;
Ha! ein Lied von blut'gen Klingen,
Vaterland und Waffenspiel;
Und das Schwert dich lehren schwingen,
Das des Vaters Hand entfiel!

Schlaf, mein Kind, und träume;
Stille ist die Nacht,
Und durch Gottes Räume
Ziehen tausend Sterne sacht.

Börne in Paris.

Hier ruht die weite Stadt zu meinen Füßen,
Gehüllt in Morgennebel, bleich und fahl,
Und dort iſt meine Heimat' — laſſ' dich grüßen,
Du alte Stätte meiner Luſt und Qual!
Sieh'! plötzlich kommt die Sonne aufgeſtiegen
Die hat zum Gruß mein Deutſchland mir geſandt,
Den Berge längſt im Morgenſchimmer liegen
Ja, wo die Sonne aufgeht, iſt mein Vaterland'

Fahr' hin, du Grimm, der lang mit mir gerungen,
Du ſcheues Heimweh ziehe bei mir ein!
Die alte Liebe hat mein Herz bezwungen;
O Heimat! laſſ' dein Kind mich wieder ſein'
Hat auch der Bannfluch dieſes Haupt getroffen,
Weit durch die Lüfte reich' ich dir die Hand,
Mein Glaube wächſet auf's neue und mein Hoffen —
Denn wo die Sonne aufgeht, iſt mein Vaterland'

Iſt auch auf deinem weiten Feld der Schmerzen
Für meine Freiheit nicht der kleinſte Platz,
Trägt doch manch deutſcher Mann im tiefſten Herzen
Das edle Gut als ſeinen beſten Schatz.
Dieß müde Herz, es iſt wol bald gebrochen;
Ich ſterbe hier, verlaſſen und verbannt:
Doch an mein Grab wird einſt die Freiheit rochen —
Denn wo die Sonne aufgeht, iſt mein Vaterland!

Du theures Land, für das ich Schmerz gelitten,
Du theures Volk, für das mein Herzblut floß,
O nicht umſonſt hab' ich für dich geſtritten:
Still reift die hohe Kraft in deinem Schooß.
Es wird der Tag durch deine Gaue ſchallen,
Wo die verſtummen, die dich einſt verkannt;
Dann wirſt du daſtehn, frei und groß vor Allen —
Ja, wo die Sonne aufgeht, iſt mein Vaterland!

Leb' wohl, mein Land! ich muß hinunterſteigen,
Zur neuen Heimat kehrt der deutſche Gaſt;
Doch wenn ſie unten höhnend auf dich zeigen,
Weil du manch treues Herz verſtoßen haſt:
Dann ſprech' ich, deutend zu des Oſtens Thoren,
Das Antlitz nach der Heimat hingewandt:
Dort wird das heil'ge Licht zur Welt geboren —
Und wo die Sonne aufgeht, iſt mein Vaterland!

Jorden.

Wie' hat mir nicht einmal geträumt,
Ich sei so jung, ich sei so stark?
Hat muthig nicht dieß Blut geschäumt?
War nicht voll Lebenskraft dieß Mark?
Ich bin erwacht aus meinem Traum,
Und sieh'! es fährt der Herbst durchs Land,
Die Blätter fallen welk vom Baum
Und kraftlos zittert meine Hand.

Ich bin der Bergmann, der im Schacht
Versunken lag so manch ein Jahr,
Und als er endlich aufgewacht,
War still sein Herz und weiß sein Haar.
Noch einmal sah er Feld und Wald,
Noch einmal trank er Luft genung;
Dann sank in Staub er alsobald:
Er war so alt, die Welt so jung.

Auch du — blick' auf! noch immer ſchäumt
Der Frühling im Pokal der Welt;
Nur deine Jugend iſt verſäumt,
Nur deine Wirkenskraft gefällt!
Gemartert Haupt, o halte feſt!
O ſag' mir noch ein einzigmal:
Was war das für ein Frühlingsfeſt
Vor jener langen Nacht und Qual?

Ha! Frühling werden wollt' es ja
In deines Volkes Herz mit Macht;
An ſeiner Spitze ſtand'ſt du da
Und haſt die Gluten angefacht.
Geöffnet war der alte Schacht,
Drin ſchläft der Freiheit Edelſtein;
Doch böſe Geiſter halten Wacht —
Wer waget ſich zuerſt hinein?

Hinein, mein Herz! und zage nicht,
Ob auch die dunkle Wölbung kracht;
Du haſt ein herrlich Grubenlicht,
Das führt dich ſicher durch die Nacht.
Voran, o Menſchengeiſt! voran!
Gen böſe Geiſter in den Kampf!
Der ſchlimmſte ſinket ſchon, der Wahn —
Ha welch ein Blitz! ha welch ein Dampf!

Verſunken iſt das alte Ihor,
Gewonnen hat der Geiſt der Gruft;
Verſchütter biſt du junger Ihor:
Nimm Abſchied nun von Licht und Luft.
Wer hieß dich auch ſo feſt und treu
Dem Volk vertraun in deiner Noth?
Um dein Gefängniß ſchleicht es ſcheu
Und bittet um ſein täglich Brod.

Still, böſer Geiſt! ich wanke nicht,
Mein Volk iſt treu, mein Streben ächt;
Verlöſche nur mein Grubenlicht,
Hell leuchtet ja mein ewig Recht.
O Muth, mein Volk! und ſende nur,
Wie Roma einſt in Pyrrhus Zeit,
Die Jugend aus auf meiner Spur,
Bis daß den Feind die Angſt befällt.

Ich ausgegrabner Bergmann muß
Jetzt bald in Aſch' und Staub verwehn,
Ich fühl' des Lebens letzten Kuß
Auf meinen Lippen ſanft vergehn.
Nicht nutzlos fall' ich, Vaterland;
Nimm ſtill in deinen Schooß mich ein:
Ich ruhe an des Weges Rand
Zur Freiheit doch als Meilenſtein.

Friedrich List.

Hier ſtehe, treuer Wanderſtab!
Hier winket uns ein friedlich Bette;
Dich ſoll man legen in mein Grab,
Wie dem Kolumbus einſt die Kette.
Dich bot mein Land, das mich verſtieß,
Mir einſt zum Lohne für mein Streben:
Der ich für Deutſchland Alles ließ,
Mir hat es dieſen Stab gegeben.

O Volk, mein Volk' wie hat dieß Herz
So heiß und treu für dich geſchlagen!
Wie hab' ich, pilgernd, keinen Schmerz
Mit durch die weite Welt getragen!
Umſonſt, umſonſt, mein Vaterland!
Sucht' ich aus deinem heil'gen Boden
Mit raſchem Muth und ſtarker Hand
Das träge Unkraut auszuroden.

Wol manches Feld, das ich gepflügt,
Hat jetzt schon grünend ausgeschlagen;
Du Geist der Welt, der nimmer trügt,
Du läß'st es reiche Früchte tragen'
Doch weh' dem, der die Zukunft schaut
Und der die gärnende verrathen;
Das Land, mit seinem Schweiß bebaut,
Trägt Andern einst die goldnen Saaten.

Mag mir der Lohn verloren sein'
Hält nur das Vaterland die Garben;
Doch meines Ringens Qual und Pein,
Das sind die Keime, die verdarben.
In meinem Haupt des Schaffens Kraft,
In meiner Brust des Wirkens Glühen —
Sie muß' ich auf der Wanderschaft
In matten Funken leis' versprühen.

Weh' Deutschland! wenn dein Genius
Vergebens pocht an deinen Thoren,
Und wenn der Mann verfluchen muß,
Daß ihn ein deutsches Weib geboren!
Hier steh' ich einsam und verwaist —
Mein Volk' weh' denen, die dich lieben'
An deinen Felseln, deutscher Geist'
Hab' ich die Kraft nun still zerrieben.

Du altes Herz, von Kämpfen matt,
Du Stirn, gepflüget vom Gedanken,
Jetzt weiß ich eine Ruhestatt,
Die heilt die Müden und die Kranken.
Vielleicht daß Deutschland meiner denkt,
Sobald ich ruhe bei den Todten;
Daß es die Rast den Meinen schenkt,
Die mir's im Leben nicht geboten.

Du Schneefeld bist so öd und karg,
So hoffnungslos als wie mein Leben;
Du hohe Alpe bist ein Sarg,
In senken drein mein hohes Streben.
Ade! es glüht der Berge Haupt
Schon von der Sonne goldnem Kusse;
Mein Volk! verlassen und beraubt,
Wach' auf! wach' auf! an diesem Schusse.

Die deutschen Bettler.

Aus Deutschland zieht nach allen Zeiten
Von stolzen Bettlern eine Schaar
Ihr bleiches Antlitz schlägt der Regen,
Der Sturmwind wühlt in ihrem Haar,
Sie tragen ihres Volkes Qualen
Im Herzen tief, ein traurig Bild;
Doch ihre hohen Stirnen strahlen —
O seid den deutschen Bettlern mild'

Vom Born der Heimat ausgeflossen,
Geworfen an den nackten Strand —
So rang die Hand der Heimatlosen
Sich schmerzlich los aus Liebesband.
Sie gaben hin, was sie besessen,
Und müssen, ein gescheuchtes Wild,
Der Fremde bittres Brod nun essen —
O seid den deutschen Bettlern mild'

Auch ihnen winkten frohe Feste
Daheim, wie manchem treuen Knecht;
Doch riefen sie in die Paläste:
„Das Volk verhungert und ihr zecht?!“
Da sind die hohen Herrn erschrocken —
Sie so zu stören roh und wild!
Wie leicht kann die Verdauung stocken! —
O seid den deutschen Bettlern mild!

Wol Schweres haben Sie verbrochen:
Sie blieben ihrer Jugend treu:
Sie haben für ihr Volk gesprochen
Von Recht und Freiheit ohne Scheu.
Sie kämpften mit gezücktem Worte
Und waren der Bedrückten Schild —
O Fremde! öffne deine Pforte
Und sei den deutschen Bettlern mild!

Ach! wie dem Baum im fremden Lande
Ist ihres Lebens Mark verzehrt;
Es fehlt die That — da wird vom Brande
Der eignen Kraft das Herz verzehrt.
O hoher Wille! heil'ges Streben!
Daß solcher Born vergebens quillt!
Sie tödtet ein verlornes Leben —
O seid den deutschen Bettlern mild!

Preßt ihnen Saft aus euern Trauben,
Theilt freundlich eurer Hütte Raum,
Daß ſie ſich in der Heimat glauben
Und das Verlorne ſehn im Traum.
Denkt, daß ihr Rock, zerſtückt vom Leide,
Mehr als ein Purpurmantel gilt:
Sie gehen in der Freiheit Kleide —
O ſeid den deutſchen Bettlern mild!

Schon einmal war der Freiheit Segen
Solch hohen Bettlern anvertraut.
In kleinen Tropfen fällt der Regen,
Doch hoch in Blüthen ſchießt das Kraut.
Auch dieſe hieß der Geiſt verkünden
Dieß Wort, das manches Leid geſtillt,
Das eine neue Welt wird gründen —
O ſeid den deutſchen Bettlern mild!

Der alte Student.

Horch! wie der Jubel ſich rührt auf den Gaſſen!
Armes Volk! ſo gedrückt ſonſt und bang,
Bis in mein Kämmerlein, öd und verlaſſen,
Schickſt du mir heute den freudigen Klang.
Faſtnacht iſt es, da willſt du vergeſſen;
Volk, ewig jung, träume frei dich und reich;
Sind's doch auch Träume nur, was ich beſeſſen —
Alter Student, jetzt von Hoffnungen bleich.

Heilige Kräfte, die wirken und ſtreben'
Tage der Jugend voll Morgenroth!
O wie hat euch das tödtende Leben
Alle entfärbt, und die ſorgende Noth!
Aber ich trag' als ein Pfand euch im Herzen;
Nur meinem Volk und der Freiheit nur
Schwur ich zu dienen in Wonnen und Schmerzen —
Alter Student, und du hältſt deinen Schwur.

Wo ſind iene, die mit mir geſchworen,
Treu in dem ſchweren Dienſte zu ſtehn?
Leiſe hat ſich der Eine verloren,
Still ſah den Andern bei Seite ich gehn.
Wie geſchmeidig ſind nun ihre Rücken!
Wo ich erſcheine, da weichen ſie ſcheu;
Helfet nur Freiheit und Volk unterdrücken! —
Alter Student, ich bleib' arm und bleib' treu.

Jener dort iſt nun Geuſer geworden,
Der hat als Hofrath ein Recht uns geraubt;
Dieſer, bedeckt mit Bändern und Orden,
Predigt dem Volk, was er ſelber nicht glaubt.
Möget ihr glänzen, genießen und ſcherzen,
Traget ihr doch in der Bruſt das Gericht;
Ich bin einig mit meinem Herzen —
Alter Student, ich tauſch' mit euch nicht.

O wol möcht' auch ich wirken und pflanzen,
Doch nicht wie ihr, als der Mächtigen Knecht.
Hier fühl' ich Kräfte, zu nützen dem Ganzen,
Und zu kämpfen, mein Volk, für dein Recht.
Doch den Genius feſſeln die Künſten,
Und der Nachtwächter hütet das Licht;
Herz' umſonſt iſt nach Thaten dein Dürſten —
Alter Student, ich verkaufe mich nicht.

Juble nur, juble, mein Volk, in den Gaſſen!
Haſche den Traum, der ſo ſchnell dir entſchwebt!
Eilt, auf den Feſten, ihr Reichen, zu praſſen!
Schwelgt auf dem Boden, der unter euch bebt!
Einſt kommt der Tag, wo der Genius handelt,
Wo dich, mein Volk, dein Elend befreit.
O wer dann noch bei Lebenden wandelt! —
Alter Student, vielleicht kommt deine Zeit.

Der Wilderer.

Das Pulver auf die Pfanne!
Das Meſſer in den Gurt!
Schon dunkelt's in dem Tanne,
Dumpf rauſcht es bei der Furt.
Dort hat er ihn erſchlagen;
Dort lag er blutig roth.
Der Waldbach will mir ſagen
Das Lied von ſeinem Tod.

Wie wird der Himmel finſter!
Das iſt ein guter Schild.
Horch! raſchelt's nicht im Ginſter?
— Nur ein verſcheuchtes Wild!
Für dich iſt nicht geladen,
Bleib ruhig im Neſt und ſchlaf';
Biſt ja von Gottes Gnaden,
Als wie dein Herr der Graf.

Wir ſollen dich ja hegen,
Das unſre Felder nagt,
Und wenn wir dich erlegen,
So werden wir gejagt!
O Vater! tödtlich erſchoſſen
Auf dieſem blut'gen Plan,
Ich ſehe unverdroſſen
Auf deinen Mörder an.

Hör' auf, emporzuſteigen
Aus deiner Todtenruh';
Halt nicht mit ſtarrem Schweigen
Dein klaffend Herze zu.
Ich ſah dein Auge brechen,
Wie dem gehetzten Wild;
Bei Gott! ich will dich rächen,
Du zürnend Schattenbild!

Es läßt ſich Niemand hören;
Auch geſtern ſtand ich hier,
Da kam durch dieſe Föhren
Ein flücht'ger Mann zu mir.
Der ſprach, eh' er entronnen,
Ein Wort in tiefem Groll —
Ich habe lang geſonnen,
Was es bedeuten ſoll:

„Laß ab von deinem Treiben,
Wol kenn' ich deinen Schmerz;
Doch gibt's noch beßre Scheiben,
Als wie ein Förſterherz!
Ha! einen Schützen kenn' ich,
Der fand ſein Ziel gar ſchnell!
Ha! einen Namen nenn' ich,
Und der heißt Wilhelm Tell!"

Das alte Bettelweib.

Den reichen Segen habt ihr eben
Geheimst im Feld und auf der Au;
Jetzt holet ihr die Frucht der Reben —
Wo ernte ich, ich arme Frau?
Mein Kleid ist dünn, der Herbstwind brauset,
Ich steh' am Weg im feuchten Koth:
Ihr ziehet zum Weinberg, singt und schmauset —
Ihr frohen Herzen gebt mir Brod.

Wol war auch ich einst jung und blühend,
Man glaubt's mir Alten freilich kaum;
Das einst dies Antlitz voll und glühend,
Mir selber ist es wie ein Traum.
Doch ach! was kann sie uns gewähren,
Die Jugend, sei sie noch so roth:
Arbeiten, heißt es, und entbehren! —
Ihr frohen Herzen gebt mir Brod.

Jung ward ich in den Dienſt gegeben;
Was iſt das Loos der armen Magd?
Nur für die Herrſchaft ſoll ſie leben,
Die eigne Luſt iſt ihr verjagt.
Ich mühte mich vom früheſten Morgen,
Und war dafür mit Zank bedroht;
Für fremde Freuden mußt' ich ſorgen —
Ihr frohen Herzen gebt mir Brod.

Ach wenn ihr Kind die Mutter küßte,
Wie ſchien mir neidenswerth ihr Loos;
Verdorren ſollten dieſe Brüſte,
Unfruchtbar bleiben dieſer Schooß.
Da kam ein Mann, wol nicht der beſte
Schien der, der ſeine Hand mir bot;
Die Habe trug er in der Weſte —
Ihr frohen Herzen gebt mir Brod.

Ich nahm ihn doch — was ſollt' ich hoffen?
Zwar, wenn nach Haus er trunken kam,
Hat mich ſein Arm oft ſchwer getroffen;
Doch reut mich nicht, daß ich ihn nahm.
Ich hab' der Kinder drei geboren
Und ſie ernährt mit Müh und Noth,
Drum iſt mein Leben nicht verloren —
Ihr frohen Herzen gebt mir Brod.

Mein Mann iſt plötzlich umgeſunken,
Zum erſtenmale ſtill und mild;
Nachdem er Hab' und Gut vertrunken,
Hat ihm der Tod den Durſt geſtillt.
Die Kinder mühn ſich in der Fremde
Vom Morgen- bis zum Abendroth,
Wie ich, bis an ihr Sterbehemde —
Ihr frohen Herzen gebt mir Brod.

Jezt bin ich alt und bin alleine,
Der Luft hab' ich nicht viel geſehn;
Ich lache weder noch ich weine,
Es bleibt mir Nichts als betteln gehn.
Ein einz'ger Freund, den ich noch habe,
Beſucht mich bald, das iſt der Tod;
Der reicht mir dann wol beſſre Gabe —
Ihr frohen Herzen gebt mir Brod.

Der Auswanderer.

Die Orgel ſchweigt, die Kirch' iſt aus,
Ade du altes Gotteshaus!
Heut' ſegnet mich zum letztenmal
Mit frommer Stimme dein Choral.
Ja ſende mir nur deinen Segen
Noch zum Geleit auf meinen Wegen;
Ich brauch' ihn wohl — weit iſt es ja
Von hier bis nach Amerika.

Kommt Kinder! morgen geht es fort,
Nehmt Abſchied noch vom Heimatort;
Andächtig geht von Haus zu Haus
Und dann in Gottes Feld hinaus.
Hier haben wir uns oft gemühet,
Seht, wie nun alles grünt und blühet;
Den Segen heimſt ein Andrer ein —
Das möcht' uns ſchier nichts Neues ſein.

So leb' denn wohl, du gutes Land!
Das ich gebaut mit meiner Hand;
So leb' denn wohl! du treues Feld,
Das ich ſo lange Jahr beſtellt.
Mögſt du, auch wenn wir ferne wandern,
Gedeihn und Früchte tragen Andern!
Leb' wohl du Himmel treu und blau,
Schenk' dieſen Feldern guten Thau.

Jetzt kommen wir zur Kirchhofthür',
Da ſchaut ein ſchwarzes Kreuzlein für;
Da liegt ſie, freundlich eingehegt,
Die euch geboren und gepflegt.
Da liegt ſie nun in deutſcher Erden —
Ob wir ſo ſanft wol ruhen werden
Im fremden Land? — doch Gott iſt ja
Bei uns auch in Amerika.

Wol hätt' ich nimmermehr geglaubt,
Ich trüg' ſo weit dieß alte Haupt:
Wol hofft' ich einſt an ihrer Seit'
Zu ruhn von aller Müdigkeit:
So laßt uns denn zum Hügel treten
Und noch ein Vaterunſer beten.
Schlaf wohl, mein Weib, im Grabe dein:
In Frieden ruhe dein Gebein!

Ach Gott! es iſt kein kleiner Schmerz
Für ſo ein thöricht altes Herz,
Zu laſſen Heimat, Feld und Haus,
Und in die weite Welt hinaus —
Still, Herz! faſt wärſt du überfloſſen,
Und hätſt in Klagen dich ergoſſen —
Biſt ja geſtählt in Kampf und Noth,
Drum muthig fort in's Abendroth!

Ja fort nach Abend! Kinder, kommt!
Wo unſre Müh' und Arbeit frommt:
Wo nicht, wenn unſern Schweiß wir ſäen,
Wir Noth und Kummer ernten gehn;
Wo für die Faulen nicht die Garben
Und für die Fleißigen das Darben —
Kommt! für die Fleiß'gen gibt es ja
Genug Brod in Amerika.

Hier liegt auf uns ein Druck ſo dumpf,
Der macht uns Haupt und Herze immer
Wir ziehn die Laſt wol Jahr für Jahr,
Doch ſchwerer wird ſie immerdar.
Ich weiß nicht, wen ich ſoll verklagen,
Doch kann kein Herz mehr fröhlich ſchlagen;
Und was uns fehlet zum Gedeihn,
Ich denk', das muß die Freiheit ſein

In jenen Wäldern, heilig alt,
Gibt Gott uns selber Aufenthalt;
Da weiß man Nichts von Herr und Knecht,
Da gilt der Menschheit altes Recht.
Da kann man wieder fröhlich singen,
Wenn tief im Holz die Äxte klingen;
Wenn über uns der Urwald sauſt,
Darin der Freiheit Odem brauſt.

Dort schaut hinein in's Abendroth,
Drin ist versunken unsre Noth;
Dort glänzt im Morgenlicht ein Strand,
Da blüht ein neues Vaterland.
Da thaut auf's Land der Freiheit Segen,
Daß alle Kräfte froh sich regen —
Wo wir auch seien — Gott ist da!
Auf Kinder! nach Amerika!

Heimkehr.

Sei mir gegrüßt, o Vaterland!
Schon kann ich deine Lüfte trinken,
Schon rührt mein Fuß an deinen Strand,
Auf deinen Boden darf ich ſinken.
O Heimat, Heimat! — Räthſelwort!
Klangſt mir im Herzen fort und fort;
Ich ſah die alten Feſſeln winken,
Und eilte aus der Freiheit Port.

Wie haſt du ſie mit dunkler Macht
Mein freiheitdurſtig Herz umſponnen?
Mir rauſchten in des Urwalds Nacht
Der Ströme unentweihte Bronnen
Der Schöpfung, wie ein träumend Kind,
Lag ich am Mutterherzen lind,
Und habe doch an dich geſonnen,
Indeß in Palmen ſang der Wind.

Heimat' mit jedem Morgenroth,
Das du mir sandtest, schwand mein Hassen.
Wie sehnt' ich mich nach all der Noth,
Dem Jammer all auf deinen Gassen!
O lass' mich theilen deine Pein,
Rief ich, mein Volk, ich bin ja dein!
Wie konnt' ich dich im Kampf verlassen?
Hier bin ich frei — frei und allein!

Mag auch durch Wälder todesstill
Das ew'ge Lied der Freiheit sausen —
Ach! wer sie recht besitzen will,
Der muß als Mensch bei Menschen hausen.
Der hat die Freiheit nie gekannt,
Der sie nicht sucht im Vaterland,
Und der in des Jahrhunderts Brausen
Nicht um sie rang mit eigner Hand.

Was hilft es, in dem fernen Land
Sich schmücken mit erborgtem Scheine?
Ach! all die Freiheit, die ich fand,
Sie war ja alle nicht die meine.
Was soll mir all die fremde Luft,
Mein Volk, so lang du darben mußt?
O solche Freiheit, das ist keine,
Die nicht gereift in eigner Bruft.

Nimm deinen Sohn, o Heimat! nimm
Ihn wieder auf an deinem Herzen!
Gib meinen Theil von deinem Grimm,
Mein Volk, mir und von deinen Schmerzen!
Mit dir zu kämpfen für dein Recht,
Wird jetzt der Freie wieder Knecht;
Die alte Scharte auszumerzen —
O schaff' mir bald ein heiß Gefecht!

Des Harfners Lied.

Von meiner Heimat zog ich aus,
Die Harfe trug ich an meiner Seite;
Und fürder schritt ich von Haus zu Haus,
In die freie Welt hinaus, in die weite.

Wie klangen die Wellen des Frühlings so hell!
Doch heller noch klang es in meinem Herzen;
Wie schritt ich so mutig, ich junger Gesell!
Wie brannten am Himmel die ewigen Kerzen!

Der Busen so mächtig, so reich die Brust,
Und eine Harfe voll Jubel und Klagen!
Das Leben so schön, und die Welt voll Lust —
Wer sollte da nicht sein Glück erjagen?

Beim Sarge stand ich, beim Hochzeitschmaus,
Den Reichen sang ich, den Armen gerne —
Die Lichter erloschen, das Fest war aus,
Und weiter zog ich in die Ferne.

Und Jedem sang ich von seinem Leid,
Und Jedem sang ich von seinen Wonnen.
Es jauchzte der Bursche, es weinte die Maid —
Eine Heimat hab' ich nirgends gewonnen.

Mein Herz ist müde, mein Haupt ist alt,
Vom Scheitel flattert der Kranz der Haare.
Die Welt ist öde, der Wind weht kalt —
Ein Fremdling bin ich, wohin ich fahre.

Blind wird das Auge, der Fuß wird lahm,
Dem Arm wird die Harfe schwerer immer;
Kaum weiß ich noch von wannen ich kam,
Wohin ich fahre, das weiß ich nimmer.

Nach Hause find' ich den Weg nicht mehr,
Die alten Wege, die hab' ich vergessen —
Legt über den Sarg mir die Harfe her:
Sonst hab' ich Nichts auf Erden besessen.

Des Bettlers Spruch.

Ihr reichen Herrn, ihr schönen Frauen,
Ihr geht in froher Sicherheit.
Euch trägt der Baum, euch blühn die Auen,
Euch wächst das Holz, ihr dürft es hauen,
Euch rinnt der Fluß, ihr dürft ihn stauen;
Das Gras ist euer auf der Halde,
Der Fisch im See, das Wild im Walde;
Den Vogel holt ihr aus dem Blauen —
Mir blüht und reift Nichts weit und breit.
Bei eurer Lust denkt Andrer Schmerzen;
Tönt auch in euer fröhlich Scherzen
Wie Grabgesang des Hungers Flehn,
So laßt mich nicht am Wege stehn —
Ich hab' kein Feld als eure Herzen,
Auf dem ich könnte ernten gehn.

Die Sternschnuppen.

(Nach Chamisso.)

„Schäfer, du sagst, ob unsern Geschicken
Stehe ein Stern, der uns treulich bewacht?
Ja, mein Kind; doch den menschlichen Blicken
Schwindet sein Schimmer im Schleier der Nacht.
„Schäfer, du achtest auf Wolken und Winde,
Und du erräthst das Geheimniß der Welt.
O so sage mir, sag' mir geschwinde —
Was ist das für ein Stern, der dort fällt?"

Sieh', mein Kind, wenn ein Sterblicher endet,
Sinket sein Stern vom Himmel sogleich.
Lustig hat jener mit Freunden verschwendet,
Arm war er immer und immer reich.
Glücklich verfang und vertrank er den Kummer,
Trank und trank bis an's letzte Stück Welt:
Und da versank er in ewigen Schlummer —
Sieh', das ist wieder ein Stern der fällt.

Kind, schau' jenen, so hell und glühend!
Das ist des schönsten Mädchens Stern.
O wie glücklich ist sie, wie blühend!
Ihren Geliebten, wie liebt sie ihn gern!
Und die Myrte, schon prangt sie im Haare,
Und das köstlichste Aroë ist bestellt —
Schreiner, ihr bringt ja zum Brautbett die Bahre! —
Ach! das ist wieder ein Stern der fällt.

Siehst du jenen so eilig verblassen
Eines jungen gebietenden Herrn?
Auf der Woge noch, die er verlassen,
Prangt der Purpur mit Krone und Stern.
Schon umwanden ihn eifrige Schranzen,
Alles zu sagen bereit, was gefällt:
Keinen Stammbaum wird er jetzt pflanzen —
Das ist wieder ein Stern, der fällt.

Stern des Günstlings — verschwunden ist er!
Ha! wie suchte er Hässerweh!
Hielt er sich doch für den größten Minister,
Sah er mit Lachen auf unsre Not.
Wo sind die Schmeichler nun, die ihn verehrten?
Schon wird sein Bildnis bei Seite gestellt.
Faß' dich, mein Herz, vor den Sternen belehren —
Das ist, Geliebt' ein Stern, der fällt.

Ach! dort Lust, hier und Trost gewähret,
Jener Ehre in seinem Glanz!
Wenn die Armuth bei Anderen lehret,
Warben ihr hier die Farben ganz.
Auch der Stern des ehrlichen Strebens
Schreitet, der unsere Nacht erhellt;
Doch er leuchtete nicht vergebens —
Ist es gleich ein Stern, der fällt.

Sieh', ein Fürst, gewaltig und mächtig —
O mein Sohn' bleibe gut und rein.
Möge dein Stern nie, stolz und prächtig,
Opfern seinen bescheidenen Schein!
Wirft du dein Licht unglos verprassen,
Sagt bei deinem Ende die Welt:
Er wird keinen Schein hinterlassen —
Der ist nur ein Stern der fällt.

Der gute Bürger.

Seht ihr dort jenen wackern Reichen,
Und seine Frau, den Sohn am Arm?
Das ist ein Bürger sondergleichen,
Gar höflich grüßt ihn Reich und Arm.
Er läßt sich Nichts zu Schulden kommen,
Es nennt ihn Alles einen Frommen;
Er wohnt in jenem schönen Haus
Und — leiht sein Geld auf Wucher aus.

Zwar fragt er Nichts nach Staat und Wahlen,
Zuwider ist ihm aller Streit;
Doch pünktlich stets im Steuerzahlen
Ist er und ehrt die Obrigkeit.
Wird in das Amthaus er gerufen,
Zieht er den Hut schon auf den Stufen;
Dann aber geht er stolz nach Haus
Und — leiht sein Geld auf Wucher aus.

Am Sonntag in der Kirche fehlen,
Das wäre gegen Christenpflicht;
Da holt er Labung seiner Seelen —
Wie schön der Pfarrer heute spricht
Von schwerer Zeit und Noth der Armen!
Ach' weinen muß er vor Erbarmen;
Dann geht er ganz erbaut nach Haus
Und — leiht sein Geld auf Wucher aus.

Auswandrer, ach! die armen Leute!
Welch schönes Lob im Wochenblatt
Stand doch von ihrem Jammer heute —
O was ihn das gerühret hat!
„Gott schütze sie mit seinen Händen!"
Spricht er — dann geht er auszupfänden;
Nimmt einem Schuldner Hof und Haus
Und — leiht sein Geld auf Wucher aus.

Und seinen Sohn, den einz'gen Sprossen —
Denn mehr, das wäre Überfluß —
Wie hält er den so gut verschlossen,
Von Freiheit fern und von Genuß!
Die Mutter hütet ihr Küchlein klug
Wie eine Henne unter'm Flug;
Sie führet strenge Zucht im Haus
Und — leiht ihr Geld auf Wucher aus.

O edles Haus! o feine Sitten!
Wo jedes Gift im Keim erstickt;
Da wird gepflegt nur und gelitten,
Was gern sich duckt und wohl sich schickt.
Das ist ein Bürger sondergleichen,
Geehrt von Armen und von Reichen;
Der hält auf Anstand noch im Haus
Und — leiht sein Geld auf Wucher aus.

Frühlingslied des Kaufmanns.

Schwalben kommen an in Schaaren,
Frühling wird's, o süße Wonne!
Ach wie mild scheint die Sonne! —
Kann ich doch mein Brennholz sparen!

Balsamreiche Lüfte wehen,
Überall ein Wachsen, Weben,
Überall regt sich neues Leben! —
Ach wie wird mein Laden gehen!

Wie sich schon die Knospen regen,
Blum' um Blume sprengt die Hülle;
In den Thälern welche Fülle!
Auf den Feldern welcher Segen!

Niemand darf es überraschen,
Daß begeistert mein Gemüthe;
Ach! wie bringt die holde Blüthe —
Reiche Früchte meinen Taschen!

Honoratiorenlied.

Stolz brauf' dahin, du hehes Lied
Der Honoratioren!
Wer nicht mit deinen Klängen zieht,
Wär' besser nie geboren.
Da ipitze jeder Bürgersmann
Die unterthän'gen Ohren:
Wir fangen Eins zu singen an,
Wir Honoratioren!

Allmächtig ist die Brüderschaft
Der Honoratioren:
Wer Welt hat ist mit jeder Kraft
Und Wissenschaft geboren;
Er ist zu einer Heil und Lust
Vom Himmel auserkoren:
Drum tragen wir so stolz die Brust,
Wir Honoratioren!

Wir leben ſo vergnügt allhier,
Wir Honoratioren!
Des Dünkels Mantel ziehen wir
Hoch über unſre Ohren.
Und ſterben wir, ſo ruft mit Macht
An ſeinen Himmelsthoren
Der heil'ge Petrus: „Platz gemacht
Für Honoratioren!“

„Verbotner Eingang“ ſteht gewiß
An eines Saales Thoren,
Wo Petrus Niemand eingehn ließ
Als Honoratioren.
Da ſind wir ſelig ganz allein,
Fern von gemeinen Thoren —
Wie könnten wir ſonſt ſelig ſein,
Wir Honoratioren?!

Barbaroſſalied.

Was ſchläfſt du, Barbaroſſe, noch
In deinem Felſenſtein?
So ſteig einmal zu Roſſe doch,
Und laſſ das Schlafen ſein!
So brich hervor zum Werke
Aus deiner langen Nacht
Mit deiner Heldenſtärke,
Mit deiner Heldenmacht!

Die alten Raben ſchwirren wol
Um deine Berge noch.
Die alten Raben klirren wol
Dein Volk in's alte Joch —
So laſſ die Armbruſt klirren
In deiner Fauſt ſo ſtark,
So laſſ die Bolzen ſchwirren
Den Raben in das Mark!

Ja, wie Vampyre ſchmiegen ſie
Sich leiſ' an jede Bruſt,
Und wie Harpyen fliegen ſie
Auf jeden Reich der Luſt;
Und willſt du im Verſtecke
Den letzten Flügelſchlag
Erwarten, alter Recke,
Wart' bis zu jüngſten Tag!

Morgenroth.

Morgenroth' du heilig Feuer,
Das uns stets den Tag gebracht,
Brich, ein leuchtender Befreier,
Durch die große Völkernacht'
Des Gedankenmeeres Fluten
Hell entsteig', ein Himmelsbrand'
Wirf den Schimmer deiner Gluten
Weithin in das finstre Land'!

Morgenroth' wie lange, lange
Haben wir zu dir gesehnt'
Und in Nächten, noch so bange,
Deinem neuen Licht vertraut'
Stumm sind schon die Nachtigallen,
Und die Morgenwinde wehn
Willst du aus den dunkeln Hallen,
Heller Geist, nicht auferstehn?

Morgenroth! ha! fernes Glühen
Dringt schon durch die Himmel her!
Deine ersten Funken sprühen,
In der Ferne rauscht das Meer.
Und schon seh' ich auf den Stirnen,
Die in höhern Lüften stehn,
Gleich als um die höchsten Firnen,
Deine Feuerkränze wehn.

Morgenroth! dein blutig Scheinen,
Fordert blut'gen Zoll es ein?
Ha! der Schmerz soll nicht mehr weinen,
Und der Tod nicht bleich mehr sein!
Rießlet lustig, blut'ge Quellen,
Rinnen soll, was rinnen mag!
Steigen aus den rothen Wellen
Wird der großen Freiheit Tag!

Morgenroth! du treue Leuchte,
Füll' den Himmel an mit Glut!
Und ein Morgenroth befeuchte
Auch die Erde — unser Blut!
Eine ew'ge Fackel trägst du
Uns auf's Grab, da naht kein Tod;
Deinen Purpurmantel schlägst du
Um uns her, o Morgenroth!

Gesang der Wasser.

Hinaus! hinaus!
Aus der Erde dunklem Haus!
Mit Ringen
Und Bäumen,
Mit Springen
Und Schäumen,
Hinaus! —
Stäub' nieder,
Von Fels zu Fels;
Und wieder,
Von Fels zu Fels;
Und munter,
Hinunter! —
Horch, wie es kracht!
Wer will mit Macht
Fesseln im Schacht
Unsere alten,
Freien Gewalten,
Wer will uns halten?
Ihr brechenden Felsen,
Ihr hörst' uns nicht hemmen!
Wir wollen uns wälzen,
Wir wollen uns stemmen!

Hinan!
Prall' an!
Es sprudelt und zischt
Dampfender Gischt!
Es steigen und quellen
Kochende Wellen!
Hinüber!
Vorüber!
Immer zu, immer zu,
Du glänzender Strahl!
Ohne Ruh', ohne Ruh'
In's sonnige Thal! —
Wie will es uns halten
Mit süßen Gewalten!
Ihr Gärten, ihr Lauben,
Ihr funkelnden Trauben,
Ihr wogenden Felder,
Ihr säuselnden Wälder,
Ihr duftenden Auen
An Schlangengestaden,
Ihr Blumen, ihr blauen,
Die plätschernd sich baden,
Ihr dürft' uns nicht laden!
Ihr Marmorpaläste
Voll klingender Feste,
Voll springender Gäste,

Ihr Thürme voll Glocken,
Voll Orgelgesängen,
Ihr dürft uns nicht locken
Mit sausenden, brausenden,
Heimischen Klängen!
Müssen rauschen und fallen,
Müssen wandern und wallen
Ohne Rast, ohne Rast,
Mit murmelnder Hast. —
Die Ferne, sie winket
Mit bläulicher Hand,
Die Woge, sie winket
In's tiefere Land.
Ihr Berge ade!
Ihr felsigen Buchten,
Ihr kühlenden Schluchten,
Ihr Hügel ade!
Wie flachet der Strand sich!
Wie strecket das Land sich!
Die zaudernde, plaudernde,
Schleichende Welle
Will nicht von der Stelle
Wie eben, wie stille!
Du ringender, dringender
Mächtiger Wille
Strebe fort, strebe fort,

Von Ort zu Ort,
Zum ewigen Port! —
Was hallet und schallet,
Was winket und blinket
Mit häuptlichem Gruß?
Welch Sehnen und Dehnen,
Welch Ahnen und Mahnen
Beflügelt den Fuß?
Wie wachsen und schwellen
Die hüpfenden Wellen,
Wie fluten sie her!
Wie kommt es geflossen,
Unendlich ergossen,
Das heilige Meer!
Wie badet und feuchtet
Im Wellengewimmel
Sich Wolke und Himmel!
Wie schimmert und leuchtet
Aus wogender Ferne
Der klingenden Sterne
Sich schwingendes Heer! —
O Lust, o Lust!
Mit wollem Schwall
In deine Brust,
Du blaues All,
Zu gehen!

Zu fliegen!
Fort! fort!
Mit Klingen
Und Brausen,
Mit Singen
Und Sausen
Zum ewigen Fort! —

Sinngedichte.

Die Gebildeten.

Wirklich' gebildet nennet ihr euch, ihr Herren und Damen,
Weil ihr in niedlichem Kleid hübsch zu betragen euch wißt?
Seht, welch niedlicher Hund! wie abgerichtet! wie hübsch er
Schwänzelnd euch naht und euch grüßt — welcher gebildete Hund!

Fortschritt.

Einst, in roherer Zeit, da warf der Krieger den Degen
Mit der ehernen Faust keck in die Wage des Rechts;
Jetzt, in gebildeter Zeit, da legt der Reiche den Geldsack
Auf die Wage und wiegt — menschlichen Werth damit ab.

An manche Geistliche.

I.

Wie? ihr donnert und blizt herab auf die Kinder Judäas,
Daß sie geschlagen an's Kreuz, den ihr verstümmelt, den Gott?
Stiege er wieder herab, um eure Nacht zu erhellen,
Würdet, die ersten, ihr schrein: kreuzige, kreuzige ihn!

II.

Statt des Aechten, des Menschen, gebt ein Surrogat ihr, den Christen;
Aber euer Produkt sinkt bei uns täglich im Preis.
Lang genug schafft ihr daran, aus Menschen Christen zu machen —
Seid so gut und erlaubt Christen jezt, Menschen zu sein.

In einer heiligen Michaelskirche.

Stehst du, Mönch, am Altar, die Galle der Lehre zu
strudeln,
Welche du, o Ironie! eine christliche nennst,
Und ich seh' an der Wand des heiligen Michael Standbild,
Wie sich der höllische Geist unter den Füßen ihm
krümmt —
Glaube ich immer zu sehn, wie's Antlitz Satan erhebet,
Wie an der Kette er zerrt, welche der Heilige hält,
Und mich wundert nur, daß er nicht längst vom Gestelle
herabstieg,
An den Altar zu dir trat, segnend den würdigen
Sohn.

Warum?

Warum? — fragt der Philiſter gleich,
Wenn er es nicht begreift,
Was unſichtbar im dunkeln Reich
Des Herzens wächst und reift.
Daß auch das Herze wirkt und wagt
Und nicht erſt ihn um Rath befragt,
Das däucht ihn Frevel ſchier —
O ihr Philiſter ihr!

Freundesart.

Mein lieber Freund, du halfest mir,
Das ist recht schön, ich danke dir.
Doch willst du nun in meine Sachen
Dich mengen und das Schicksal machen,
Mich meistern gar und mich ermahnen,
Wo ich will gehn auf meinen Bahnen —
Dafür bedankt sich doch mein Dank,
Laß' ab von mir, sonst gibt es Zank.
Ich spinne gern am eignen Rocken,
Verdau' gern selber meine Brocken.
Und finde, daß die Tyrannei
Der Freundschaft die allerschlimmste sei.

Antwort.

Warum verfolgt die Geister seien,
Die ihre Kraft der Menschheit weihen,
Und kämpfend streben hoch und hehr —
Fragst du? — Die Antwort ist nicht schwer:
Das kann ein Tropf dir nie verzeihen,
Daß du willst besser sein als er.

Schillers Tod.

Beim kühnen Ring zu freundlich hellen Sternen,
Den er ſo oft ſchon ſehnend unternommen,
Schwang er ſich dießmal zu den fernſten Fernen
Und — wie der Pfeil, der, als er überſprungen
Der Erdkraft Grenze, ſich ins All geſchwungen —
So iſt auch er nicht mehr zurückgekommen.

An mein Herz.

Der Pflanze, die dort über dem Abgrund schwebt,
Gleichst du, mein Herz: es zittern zum Schlund hinab
Im Wind die zagen Blätter, doch die
Gläubige Blume schaut stets zum Himmel.

An die deutsche Poesie.

Liebe deutsche Poesie,
Laß' in's Aug' dir einmal schauen'
Gehst einher so reich geschmückt,
In den seltensten Gewändern,
Daß ich nicht kann einig werden,
Wie ich es mir deuten soll.

Weißt du noch? in frühern Tagen
Bist du still und schlicht gegangen,
In der eignen Schönheit prangend,
Wie ein Mädchen von dem Lande,
Leicht geschürzt und sittsam glühend,
Strahlend in der Jugend Fülle;
Hattest deinen reinen Busen
Nur mit einer wilden Rose
Aus dem nächsten Busch geziert,
Und noch keine Gartenblumen
Mit den Wurzeln ausgerissen,
Sie an deine Brust zu stecken.

Aber jetzt in Pluggewändern
Wol mit tausendfält'gen Falten
Rauschst du stolz an mir vorüber;
Deiner Kleider reiche Stoffe
Sind aus Indien verschrieben,
Oder gar aus China, oder
Aus dem Land der dürren Wüste.

Und mit Blumen unsrer Felder
Bist du jetzt nicht mehr zufrieden,
Denn ich seh', wie deine Pfleger
Ferner Länder Blumen holen
Und in's Glashaus sie verpflanzen,
Deine Schläfe zu bekränzen.

Und ich seh', wie deine Pfleger
In der Sprache Bergwerk fahren
Und aus den geheimsten Höhlen
Seltene Metalle brechen,
Mit Dämonen gar im Bunde,
Riegekannte Edelsteine
Aus dem Schooß der Tiefe heben,
Deinen stolzen Hals zu zieren.

Und ich seh', wie deine Pfleger,
Steigend in die Taucherglocke,
Kühn in der Philosophie

Dunkle Meerestiefen tauchen,
Rudria all' die Felsenklippen,
Die Korallenbank durchwühlen,
Nach den größten Perlen suchend,
Sie dir in dein Haar zu flechten.

Sage mir nun, holde Göttin,
Ob du Braut jetzt bist geworden,
Ob man dich so voll und reich
Schmückt zu deinem Hochzeittage?
Oder ob du seit den schlichten
Und bescheidnen Jugendjahren
Bist zur alten Jungfer worden?
Ob du dich so reichlich zierst,
Deine Runzeln, deine Falten
Mit dem hellen Schmuck zu decken,
Wie die alten Fräulein thun?

Doch was hör' ich? Donner rollen,
Und die Schlachtentrommeln wirbeln!
Ha! und auf dein friedlich Haupt
Seh' ich einen Helm gedrückt?
Und in deine zarten Hände
Haben dir die wilden Pfleger
Gar ein Schlachtschwert, weithinglänzend?
Und die Lärmtrommeten blasen,

Und des Sturmes Glocken dröhnen?
Iſt das Brautmuſik, du Holde?

Ja' die wilden Pfleger wollen
Mit dem Kriege dich vermählen,
Und mit dieſem wilden Gotte
Sollſt du uns die Freiheit zeugen —
O du unerfahrnes Mädchen!
Weißt wol nicht? — es iſt gefährlich,
Mit der Freiheit ſchwanger gehn!

Zwar es iſt recht ſchön von dir,
Daß du nicht mehr ſtill und einſam
Willſt durch Lenzgefilde wallen,
Nicht mehr unterm Baldachin
Beim Turnei der Minne ſitzen,
Nicht mehr an der ſtolzen Pracht
Fremder Länder dich erfreun;
Daß du jetzo willſt im Lande
Bleiben, redlich dich zu nähren,
Und dich aus der Wälder Frieden
In's Gewühl der Städte wagen,
Und mit tieferregter Bruſt
In des Elends Hütte treten;
Daß du, ſtatt des Schwelgers Stirne
Mit der Blumen ſüßem Dufte

Zu umwinden, Balsam in der
Menschheit Wunden träufeln willst!
Laß nur deine Stimme schallen,
Rufe Freiheit, Freiheit! daß es
Tausendstimmig wiederhalle
In der Brust des ganzen Volkes!
Sei der Unterdrückten Anwalt,
Sprich für sie mit ehrner Zunge —
Aber laß das Erz der Waffen,
Laß es andern Händen über.

Sieh' dort naht dein wilder Bräut'gam,
Zack'ge Blitze in der Faust,
Schreitet donnernd er, wie Zeus:
Und die hohen Himmel dröhnen,
Und die arme Erde zucket
Von dem Beben seiner Brauen. —
Nimm in Acht dich, unerfahrnes
Deutsches Mädchen, daß der Donner
Dich nicht, wie einst Semele,
In dem Blitzgewand umarme!
Daß die blut'ge Lohe nicht
Deine holden Glieder senge,
Und dein schöner, süßer Leib nicht
Unter dieses Gatten wildem
Ungestümm zusammenschaure!

Laß ihn ziehn, den grimmen Freier,
Deiner harrt ein schönres Band.
Freudig führen wir die Braut
Aus dem Wolkenhause, wo
Sie in holder Fern sich wiegte,
Auf die rauhe Erde nieder
Zur Vermählung mit dem Leben.
Sei willkommen, Holde, an
Solchen Erdbunds goldner Schwelle!

In ein Stammbuch.

Der Mensch gleicht einem Baume; so wie dieser
Muß er die Wurzeln in die Erde senken,
Und festen Fuß im sichern Grunde fassen,
Damit ihn nicht des Lebens Stürme schüttern,
Und er, entwurzelt, welke vor der Zeit.
Doch, wie der Baum nur deßhalb mit den Wurzeln
Den Boden pflügt, damit er seinen Wipfel
Mit Holder Kraft in den Himmel trage,
So soll der Mensch sich an die erd'ge Scholle
Des Lebens klammern, nur daß er sein Haupt
Stolz in des Weltalls blaue Fernen tauche.
Und wie des Baumes helle Blumenaugen
Mit steter Sehnsucht nach dem Lichte schauen,
So soll des Menschen Seele mit den Schwingen,
Den sehnsuchtsvollen an den Himmel streifen.
Denn nur das Streben bringt der Sonne nähen,
Und nur im Lichte reift die goldne Frucht

In ein Album.

(Nach Cervantes.)

Das Buch des Lebens ist ein dunkles Heiligthum,
Man öffnet es und schließt es nicht nach eigner Wahl;
Die schönste Stelle liest sich nur ein einzigmal,
Die schwarzen Seiten drehn sich stets von selber um.
Man möchte sich zurück zum Blatt der Liebe wenden,
Und schon rauscht uns das Blatt des Todes in den Händen.

An Adelheids Grabe.

Mit Blumen hat man dich im Lenz bestattet;
Die Braut verschlang das weiche, volle Blühen,
Dein Leben war ein Morgen, jeden Blühen
Des Abends Abendrot plötzlich überschattet.

Und wieder regt der Frühling sein Gefieder,
Daß alle Blumen ihm entgegenlachen —
Willst nicht auch du vom Winterschlaf erwachen?
Weckt dich allein der süße Lenz nicht wieder?

So schön die Welt im Frühlingsmorgenrote!
Die Luft voll Lieder, und der Hain voll Düfte!
So grün die Felder, und so blau die Flüte! —
Und schlummern müssen unter diesem Steine!

Und Herben müssen in des Lenzes Tagen,
Mit einem ungeborenen Lenz im Herzen;
Wenn in der Braut mit Wonnen und mit Schmerzen
Die ersten Nachtigallen eben schlagen! —

Doch schla' nur, Engel, deinen sichern Schlummer!
Solch reine Seelen müssen viel erdulden,
Und zahlen oft der Menschheit alte Schulden
Dem Schicksal ab mit unverdientem Kummer.

Solch reine Seelen will das Leben fassen,
Und sie bedrängen mit dem tiefsten Leide,
Bis endlich an dem hellen Friedensstrande
Sich dunklere Schuldspuren leben lassen.

Ihr streifen doch des Lebens Stürme nimmer
Den lichten Glanz von deiner Seele Schwingen,
Wie eine rauhe Hand von Schmetterlingen
Die Schönheit abwischt und den zarten Schimmer.

Du bist in deinem Unschuldsfleid geschieden,
Dein junges Herz, wie eine Blume offen,
Schloß sich, eh' es ein böser Thau getroffen —
So ruhe sanft in deinem tiefen Frieden!

Ein Kind.

Da liegt ein Kind, so feurig und so mild,
Als wie ein Tropfen Thau, in dem das Bild
Der Sonne sich in tausend Strahlen bricht.
Ihm ist der Schöpfungsgluten junges Licht,
Als wie ein Heil'genschein, aufs Haupt gegossen;
Wie eine Blume blüht sein Angesicht,
So still, so selig und so rein und licht;
Die Augen sind von Schlafes Hand geschlossen,
Der Schimmer aber, der aus ihnen bricht,
Hat selbst im Schlaf die Züge überflossen. —
Ja, wie die Lotosblume auf der Flut,
Wiegt es auf seiner Zukunft dunklem Schooße,
Wie eine junge unerschloßne Rose
An einer Braut hochgehndem Busen ruht,
Der ebbt und flutet zwischen Weh und Lust,
Liegt es dem Leben an der vollen Brust.
Sieh'! die durchsicht'gen Wangen, wie sie glühen
Von jenen Feuern, die im Innern sprühen!
Schau'! wie sie sich im Hauch des Schlafes schwellt,
Die junge Knospe einer künft'gen Welt!

Ein leises Schaffen und ein innres Weben
Geht auf und ab mit immer gleichem Schwanken,
Und unter dieser Stirn, gewölbt und eben,
Da wogen schon die künftigen Gedanken;
Da ist die Werkstatt, wo er heimlich schafft,
Der ew'ge Geist, der solche Wunder wirkt
Und eines Weltalls unermeßne Kraft
In dieß Gefäß, so schwach und lieblich, birgt. —
Flach, wie die stille See, ist noch die Brust;
Da plätschert noch kein Wellenschlag der Lust,
Da thürmt noch keine Woge wilder Schmerz,
Wie eine Uhr schlägt noch das künft'ge Herz.
Bald aber wird die ew'ge Menschenkraft
Das irdische Gefäß gewaltig dehnen,
Und überwallend wird ein mächtig Sehnen
Zum Rande steigen aus der engen Haft.
Die Kräfte, die im Innern tosend ringen,
Wie Quellen, eh' sie aus dem Felsen springen,
Die werden jubelnd in die Freiheit dringen
Und um die Welt die Liebesarme schlingen.
Die zuckenden Gedanken, welche noch
Durch dieses junge Haupt wie Irrwischflammen
In irren Kreisen hin und wieder rennen,
Die werden einst als helle Lichter brennen;
Dann schlagen sie in einen Brand zusammen,
Der sengend überklettert jedes Joch.

Der, von der Freiheit frischem Hauch gethürmet,
Genähret von der Lebenslust der Wahrheit,
Mit glühnden Zweigen in den Himmel stürmet
Und lodernd schwebet in der ew'gen Klarheit! —

Ja, Kind, mein Kind! so vieles schläft in dir!
O möge von den Wünschen, welche hier
Auf's Haupt dir, junge Menschenpflanze, rinnen,
Wie Segensthau, sein Wachsthum froh gedeihn!
O möge dich das Schicksal liebgewinnen
Und dir ein guter, treuer Gärtner sein!
So knicke deine jungen Triebe nicht
Und lasse sie in freie Lüfte ranken —
Ein Baum, ein Geist, die Blumen, die Gedanken,
Die brauchen, wenn sie freudig wachsen sollen
Und doch sich heben aus der Erde Schollen,
Vor Allem Luft und Licht! — —

Abschied.

Noch einmal laß an deine Brust mich sinken!
Noch einmal laß an meine Brust dich fallen!
Laß deine Lippen auf's Gesicht mir wallen
Und mir die Thränen von den Wangen trinken;
Laß deine Augen, deine trauten, braunen,
Die kinderhaft auf deinen Wimpern bannen,
Noch einmal tief in meine Augen brennen,
Daß die Gefühle sich wie Wellen thürmen,
Daß alle Saiten meiner Seele schwingen,
Von tausend Liedern, die in ihnen stürmen. —

Genug — halt ein! laß deine Zauberzungen
Sich lieber nicht in meine Seele saugen.
Nicht länger mehr kann ich dein Auge tragen,
Nicht Kunst die Mutter will es meinen fragen:
Wie oft, wie oft noch solch ein schmerzlich Scheiden?
Muß, was sich ewig liebt, sich ewig meiden? —
Und welche Antwort hab' ich ihm zu sagen?

Genug — hält ein' umſtricke mich nicht enger.
An meinem Buſen ruh' dein Haupt nicht länger!
Von ſeinem Kiſſen muß ich auf es jagen,
Von ſeiner Heimat immer wieder treiben
Muß ich dein flüchtig Haupt, gedrückt vom Bann;
Ich kann, mein Kind, ich darf nicht bei dir bleiben —
Die Welt iſt groß, ſieh', und ich bin ein Mann'

Die Welt iſt groß, doch groß iſt auch dein Herz;
Dein Herz, o Mädchen! iſt ein ſtarker Held.
Du richteſt auf dein bleiches Angeſicht,
Und nirgends zuckt auf ihm der heiße Schmerz,
Der deine Bruſt zu wilden Wogen ſchwellt,
Und deine Augen, Mädchen, weinen nicht.
Auf's neu' verſtoßen in die weite Welt,
Ziehſt du von deiner Liebe ſtillergeben,
Einſam und fremd hinaus, du junges Leben!

Die Welt iſt groß! — Sieh', wie durch Himmels Wogen,
Goldfiſchen gleich, mondhelle Wolken gleiten;
Wie traumhaft ferne dort die goldnen Sterne
Auf unſichtbaren Wegen emſig ſchreiten.
Auf dieſem blauen Felde ohne Schranken,
Das weidend hat der Sterne Schaar bezogen,
Da weiden auch die menſchlichen Gedanken;
Sie ziehn und wandeln, eine ew'ge Kette,

Und suchen mit den Sternen um die Wette
Durch Gottes Welt die Wege ohne Wanken.

Die Welt ist groß! — Sieh' die gewölbte Erde,
Wie hier auf seinem mächt'gen Feuerherde
Der Menschengeist sich Formen schmilzt und gießt,
Daß Bau um Bau stolz aus dem Grunde schießt,
Und neues Leben aus dem alten sprießt'
Wie tausend Keime sich im Lenze regen,
Ist hier ein ew'ges Wachsen und Bewegen,
Und unsichtbare Geisterhände legen
Sich Hand in Hand zu einem großen Bunde.
Ade, mein Lieb' es rinnet Stund' um Stunde,
Und jede ruft mir in das trunkne Ohr:
Das Leben eilt, tritt, junger Kämpfer, vor'

Die Welt ist groß' — Ade, ich muß von hinnen!
Laß mich zuerst auch mein Stück Welt gewinnen,
Dann will ich dich auf ewig an mich drücken,
Dein Leben mit dem Preis des Kampfes schmücken'

Blätter

aus den hinterlaſſenen Papieren eines Dichters.

Es war es dir beschieden,
Du irrest kummervoll,
Du hast dich aufgerieben,
Recht wie ein Dichter soll.

Uhland.

8.

Herz! ich kenne deine hohe Kraft,
Nach dem schönsten Ziel dein treues Ringen;
Doch das Schicksal lähmet dir die Schwingen,
Treibt dich stets zurück in enge Haft.

Um entbehrend, kämpfend, durchzudringen,
Ach wie oft hast du dich aufgerafft!
Doch mir ahnt, im schweren Kampf erschlafft,
Wirst du nur dein eigen Grablied singen.

Nirgends öffnet sich für dich ein Port,
Heimatlos irrst du von Ort zu Ort,
Aus der Liebe Hafen selbst verschlagen;

Ein Port nur verspricht dir Glück und Rast,
Wenn du ausgerungen — ausgeschlagen hast:
Armes Herz, ach hättst du ausgeschlagen!

II.

Nicht mein, nicht mein' du Hehre, Lichte, Gute'
Nicht mein dieß Götterherz, dieß volle, warme'
Nicht mein, nicht mein' die Brust, an der ich ruhte'
Nicht mein, die mich umfangen, diese Arme!

Ich soll den Blick, den süßen, nicht mehr sehen,
Der wie ein Lichtstrahl in mein Weh gebrochen!
Sie wird als Stern ob anderm Leben stehen'
Ihr Herze wird an anderm Busen pochen!

Wie oft muß dieses Schreckgedankens Spitze
Ich noch als Dolch in meinen Busen stechen,
Daß es dich, Herz, zerschneide, nicht bloß ritze?
Du blutest, blutest — doch du willst nicht brechen!

III.

Wie oft hab' ich auf die herabgeschauet,
Die wie aus ihrem Erdengleis wanken,
Auf deren Herz kein Himmelstropfen thauet,
In deren Haupt kein Licht und kein Gedanken!

Ich armer Thor! sie gehen ruhig und heiter,
Von keinem Schmerz gepackt, von keiner Wonne,
Am Morgen auf dem glatten Pfade weiter,
Und legen froh sich nieder mit der Sonne.

Doch über mir hängt's schwer, gleich einem Fluche,
Des Lebens Wonne blüht mir nur im Liede;
Der Hoffnung Schleier ward zum Leichentuche,
Und Friede ward mir — ja, des Kirchhofs Friede!

Gleich wie aus dem Gefäße des Altares
Das heil'ge Blut, für Andere vergossen,
So ist mein Blut im Kampf um Ewigwahres
Als Lied aus meiner wunden Brust geflossen.

So kommt denn Liederträume, heil'ge, sel'ge,
Des Lebens Rand mir lichthell noch zu säumen!
In meines Herzens goldnem Nachtmahlkelche,
Da werden bald die Lieder nicht mehr schäumen.

Bald wird mir Ruhe, bald, o süße Labe!
Ist alles Blut geflossen aus der Wunde:
Wenn sie vorüber rennen an dem Grabe,
Wie süß will ich dann ruh'n im tiefen Grunde!

XV.

Wo sind sie hin, die wegen Feuerjahre
Mit ihren schönen, schnellverblühten Jünglingen
Voll Lorbeerkränzen? Ja, bald wird der Bahre,
Der Bahre Kranz mein bleiche Haupt umgärmen!

Du Bahrenkranz, du kühler, süßer, stiller!
Sollt' ich um dich den Lorbeer nicht vertauschen?
Du Bahrenkranz, du ew'ger Schmerzenstiller!
Du wirst nicht welk wie Lorbeer mich umrauschen.

Dich darf ich keck in meinen Locken tragen,
Dich wird kein Neider hämisch mir gefährden —
Der Kampf des Lebens darf sich nimmer wagen
Bis in den Ruhmbezirk der kühlen Erden.

Du Bahrenkranz, hältst dann mein Haupt umflossen
Sanft, wie die Hände der geliebten Guten,
Die oft, wenn sie das glühende umschlossen,
Es tauchten tief in des Vergessens Fluten.

V.

Herbſt! mit deinem Blütheſchmerz,
Deinem Blätterſchauer,
Guter Herbſt! du haſt ein Herz
Für des Menſchen Trauer.

Haſt dem Sommer, der mein Glück
Lächelnd mir entriſſen,
Haſt dem Heuchler Stück für Stück
Seinen Schmuck zerriſſen.

Laſſ' mir ſein zerriſſen Kleid
Ueber'm Haupte flattern'
Laſſ' die Trümmer meinem Leid
Werden zu Beflattern'

Guter Herbſt, ich will mich dir
Ganz an's Herze legen,
Schütt' auf's Grab statt Thränen mir
Deinen Blätterregen.

Auch der Winter wird dann bald
Ueber's Grab mir schweben;
Freudlos, stürmisch, rauh und kalt
Gleicht er meinem Leben.

Aber über meinem Schrein,
Wie der Ruhe Segen,
Wird er, mild und freundlich, sein
Weißes Nahrtuch legen.

VI.

Du gehſt, verfolgt von jedem Drange,
Still deine Bahnen durch die Welt,
Was iſt's, das auf dem ſchweren Gange,
Mein Herz, ſo aufrecht dich erhält?
Du haſt ja Nichts, woran man bauen,
Woran der Menſch ſich halten mag —
Und doch auf's neue voll Vertrauen
Erhebſt du nach jedem ſchweren Schlag.

Wol iſt das Leben reich an Gaben,
Wol iſt von Segen voll die Welt;
Viel tauſend Herzen gilt's zu laben,
Und jedem iſt ſein Theil beſtellt —
Nur du, mein Herz, du ſollſt verzichten!
Die Diſtel wächſt auf deiner Bahn.
Du darfſt dir einen Himmel dichten,
Doch nicht dem Glück der Erde nahn.

Wo Andern volle Becher schäumen,
Da schaust du wie ein Bettler zu;
Wo sie genießen, mußt du träumen,
Wo sie empfangen, wünschest du.
Wo tausend Kräfte sich erschwingen,
Und hoch in üpp'gem Wirken stehn,
Sollst du mit deinem heißen Ringen,
Ein Stern im Meere, untergehn.

Treibt sich das Volk im Abendscheinen
Mit seinen Dirnen schäkernd um,
Kehrst du dich ab mit leisem Weinen
Und gehst von dannen trüb und stumm.
Du bist von Allem losgerissen,
Versenkt hast du den alten Hort,
Und warfst im Durst nach hohem Wissen,
Selbst deinen Glauben über Bord.

Den Frieden, der auf Kinderherzen
Als wie ein Thau vom Himmel rauscht,
Den hast du in dem Kampf der Schmerzen
Um bittern Zweifel längst vertauscht
Die lichten Mährchen alle scheuchte
Der stolze aus dem tiefsten Schacht;
So ziehst du, deine eigne Leuchte
Nun einsam durch die alte Nacht

Doch wer begreift die Kräfte alle,
Die in der Brust des Menschen glühn,
Wie in des Berges tiefster Halle
Die ew'gen Feuer heimlich glühn?
Nichts hast du, Herz, worauf man bauen,
Woran der Mensch sich halten mag —
Und dennoch schlägst du voll Vertrauen,
Voll junger Kraft an jedem Tag.

Ja, wie dir zu erneutem Leben
Stets wiederkehrt dein treues Blut,
Wächst ewig neu dein heilig Streben
Und bleibt dein unverwelklich Gut.
Du darfst ja bauen und erkennen
Die Schönheit dieser weiten Welt,
Und, Herz, mein Herz! dein eigen nennen,
Darfst Alles du, was dir gefällt.

Und fehlt dir all die flücht're Habe,
Und fehlt dir all die äußre Zier —
Du birgst ja selbst die beste Gabe:
Du trägst das Ewige in dir.
Und wirst du stets vergeblich ringen,
Doch gehst du sicher deine Bahn:
Du fühlst, du rührest mit den Schwingen
Des Himmels ew'ge Sterne an.

VII.

Nein, Schickſal! nein, ich zürne,
Ich zürne dir länger nicht;
Gabſt ihnen Geld in die Taſchen,
Und mir in's Herz das Gedicht.

Zu füllen die leeren Köpfe,
Gabſt ihnen Prunk und Geld;
Zu füllen das weite Herze,
Gabſt mir die weite Welt.

Und haben ſie Glanz und Ehren,
Und jedes irdiſche Gut,
So hab' ich der himmliſchen Schönheit
Selig am Buſen geruht

VIII.

Das Leben iſt euch eine trübe Lache;
Gott ſchaut herab in ſeiner ew'gen Milde,
Doch, wie der Schatten hinſchwebt auf dem Bache,
Bleibt keine Spur zurück vom Götterbilde.
Hohl treiben eure Seelen auf den Wellen,
Wie Blaſen, ringend mit der trüben Flut;
Sie ſchauen in die dunkeln Tiefen nieder,
Und ſchauen nur ihr eigen Bildniß wieder;
Sie tauchen auf und nieder und zerſchellen,
Indeß das Bild der ganzen Welt, der hellen,
Auf ihnen ruht. —

IX.

Es gehet durch die Hallen
Der Welt ein Wunderklang,
Der muß so leis' verhallen
In all dem Schrei und Drang.
Und wie die Himmelsweise
In hoher Welt erklingt
Und nur als Sehnen leise
Zur Erde niederdringt:

So geht mir tief im Herzen
Ein Klingen hoffnungslos
Und singet da mit Schmerzen
Von Allem, was schön und groß;
So wird von ird'schen Munde
Der Himmelston gedämpft
Bis er aus Busens Grunde
In's Leben sich gekämpft.

Und doch hab' ich errungen
Dich heiligen Gesang.
Du sprichst mit tausend Zungen
Aus meiner Seele Drang.
Und darfst du nicht entschweben
In reicher Sangeslust,
Lebst du unendliches Leben
Doch in der stillen Brust.

X.

Des Diadems, des Purpurmantels Licht,
Des Goldes Glanz entzückt mein Auge nicht;
Könnt' ich mich mit dem Dichterpurpur schmücken,
Die Dichterkrone auf die Locken drücken,
Dann wollt' ich um kein Loos euch Menschen neiden,
Wie Perlen tragen alle meine Leiden.
Was ist ein König? Nur des Glückes Knecht!
Es hebt ihn hoch, er schaut auf Andre nieder:
Der Tod wirft ihn herab vom hohen Sitze,
Spurlos verschlingen ihn die Wogen wieder,
Und lächelnd tritt ein kommendes Geschlecht
Auf seiner Krone längst verblichnen Glanz.
Doch ewig steht der Dichter an der Spitze
Der Menschheit da in unvelkbarem Kranz.
Und ist er auch zur Gruft hinabgestiegen,
So blieb der Kranz auf seinem Grabe liegen
Und keimt und blühet fort im Sonnenlicht,
Die Früchte sammelt ein Jahrhundert nicht' —

Der Dichter iſt der wahre Fürſt der Erde,
Er ſpricht, wie Gott, ein weltenſchaffend Werde!
Er iſt der König in des Geiſtes Reich.
Sein Thron ſteht oben in dem Dom der Sterne,
Drauf ſchaut entzückt er in der Zeiten Ferne.
Was er empfängt, verſchenkt er alſogleich,
Die Unterthanen macht er alle reich.
Er tritt auf's Haupt ſie nicht mit ſeinen Sohlen,
Vom Erdendruck will er ſie ganz befrein.
Wär' mir's vergönnt, ein ſolcher Fürſt zu ſein,
Stolz, wie Prometheus, von der Götter Heerde
Des ew'gen Lichtes einen Brand zu holen
Und auszuſtreuen es auf weiter Erde!

XI.

Der friſche Kranz, er wird zur Todtenkrone,
Ein früher Sarg wird aus dem Dichterthrone.
Die Liederblumen, die ich mir gezogen,
Die werden kurze Zeit um's Grab mir wogen,
Denn andre Blumen werden es nicht ſchmücken,
Und andre Male werden es nicht drücken! —
In meinen Todeskelch tropft der Gedanken
Als bittrer Trank, daß keine Seele wanken
Zu meinem Grabe wird, zu knieen dort,
Daß kein Vergißmeinnicht wird blühn am Ort.
Und wenn die Todtenglocken um mich klagen,
Dann wird kein Herze ſchneller, bänger ſchlagen,
Und wenn die Schollen donnern über'm Sarge,
Dann wird nicht eine Thräne, eine karge,
Von einem Freundesantlitz niedertäufeln;
Man wird mich freud- und leidlos niederſchäufeln
Und meine Zukunft, meine Dichterträume
Verſcharren in des Grabes ſtumme Räume
Kein Herz wird ahnen, was dieß Herze barg —
Ha! eine Welt hat Platz in einem Sarg! —

XII.

Die Glocke bebt und ſpricht mit lautem Dröhnen,
Wird ſie gerührt von Freuden oder Klagen;
So klang auch meine Bruſt, an die geſchlagen
Des Lebens Hammer — hier verhallt ihr Tönen.

Der letzte Ton, vom Tode angeſchlagen,
Rührt ſchon die Schwingen — und er ſei kein Stöhnen!
Wird auch kein Kranz die ſtille Stirne krönen,
Wird all mein Singen auch der Wind verjagen.

Auch ich war eine Welt im Kreis der Welten;
Was ich gelebt, es wird doch ewig leben,
Was ich geſtrebt, es muß doch ewig gelten!

Mein Schwesterrungnes werden Andre erben,
Mein kleines Gut darf ich zum Ganzen geben,
Daß ſchönres Leben ſprieße aus dem Sterben.

Sonette. Oktaven. Terzinen.

Verſchiedene Auslegung.

In ſpäter Nacht ging ich mit ſchwerem Bangen
Zu Liebchens Hauſe, neuen Muth zu trinken;
Dort ſoll, ſprach ich zu mir, ein Licht dir winken
Zum Zeichen, daß die Holde wirſt erlangen.

Heiß glühten von Erwartung meine Wangen,
Und einen Stern ſah ich vom Himmel ſinken,
Der hin am Hauſe fuhr mit hellem Blinken —
Da war der Himmel weit mir aufgegangen.

Ich ſprach zum Lieb: „nie hat ein Stern gelogen,
Ja, ſolch Orakel muß ich billig loben,
Schon ſeh' ich durch die Wolken heitre Kerne.“

Doch ſie ſprach lächelnd: „Freund' du biſt betrogen;
Wol werd' ich dein ſein, aber nur dort oben:
Sieh', unſrer Liebe leuchten nur die Sterne.“

Bedrohte Liebe.

Sei ruhig, mein Lieb, und ſchreite ſtolz vor ihnen'
Wozu die Angſt, warum der jähe Schrecken?
Soll ſich die heil'ge Liebe denn verſtecken,
Wird ſie vom Aug' der klugen Welt beſchienen?

O kehr' dich nicht an dieſe ſtrengen Mienen,
Die fromm ſich brüſten an den Straßenecken —
So müſſen ſie ihr ſündig Herz bedecken,
Wenn ſie zu Hauſe ihren Lüſten dienen.

O ſchnödes Leben' wo die ſchmutz'ge Sünde
Im frommen Mantel und in Gold und Steinen
Einherritt, klingelnd mit des Ruhmes Schellen;

Und wo die Liebe flieht in ſtille Gründe,
Ja, wo die Liebe oft nach langem Weinen
Sich ſoll in eine andre Welt beſtellen.

Schmerz und Liebe.

Du ſollſt nicht trauern, Theure, daß mit Beben
Ihr unſrer Liebe ſüßes Glück genoſſen,
Daß tauſend Thränen kamen nachgefloſſen
Für einen Lichtblick, den ſie uns gegeben

Der thränenfeuchte Boden macht es eben,
Daß unſre Liebe herrlich aufgeſchoſſen,
Gleich einer Palme, breitend ihre Sproſſen,
Wie Segensarme, über's ganze Leben.

Ja, ſei willkommen, heil'ger Schmerz, der Liebe!
Du gibſt ihr Kraft, daß ſie mit ſtolzem Triebe
Kann aus dem Drucke dumpfen Lebens fliehen:

Bis ſie das Haupt im Ewigheitern wieget,
Wo ſie kein Sturm der Erde mehr beſieget,
Tief unter ihr des Lebens Wetter ziehen

Mit Schillers Gedichten.

O müßten all die Blumen, all die lichten,
Die dieser Strophen Beete rings umranken,
Um deine Stirn als Freudenkranz sich ranken,
Den deine rauhen Hände je verwichen!

O müßten all die himmlischen Gedanken,
Die, selbgebunden, ruhn in den Gedichten
— Als Engel bei des Lebens Nacht zu lichten —
Des Liedes goldenem Zauberkelch entsinken!

Sie bleiben schweigend in des Buches Stille;
Mein Spruch ist schwach, doch mächtig ist dein Wille —
Du selber kannst sie ihres Banns entbinden:

Lies nur, bis deines Herzens Tiefen beben,
Dann werden all die Engel dich umschweben,
Dann werden all die Blumen dich umwinden

Schiller und Göthe.

Auf seinen ew'gen Bahnen, fest und eben,
Da wandelt Göthe still verklärt und rein,
Als wie ein Stern von wandellosem Schein,
Hoch über diesem wildverschlungnen Leben.

Doch Schiller muß wie eine Flamme streben
Hellglühend in die hohe Welt hinein —
O laßt ihn immer heißer, freier sein:
Die Flamme lodert, will sie aufwärts schweben.

Der Stern blickt mildelächelnd aus der Fern,
Die Flamme strebt ihm zu, doch unsern Fluren
Bleibt sie die leitende Gefährtin gern.

So stehn die beiden göttlichen Naturen,
Auf ihrer Stirn die Flamme und den Stern,
An unserm Himmel, deutsche Dioskuren.

Hölderlin.

[illegible]

Hölderlin.

Ja! treulich hat dein Schutzgott dich bewacht,
Als, Schlangen gleich, die Schmerzen dich umwanden,
Du ringender Pilot, nach sel'gen Landen!
Zertretner Kämpfer in des Lebens Schlacht!

Mit leiser Hand hat er dich losgemacht
Aus deines Lebens Angst und schweren Banden;
Als alle Tage dich in Thränen fanden,
Gab er dich hin der stillen Tröstrin Nacht.

So hat er dich aus allen deinen Klagen,
Dem göttlichen Odysseus gleich, getragen,
Der träumend an der Heimat Ufer stieß;

Und hat dich so, im Schlafe wohlgebettet,
Zu deinen goldnen Inseln hingerettet,
In's ewiggrüne Dichterparadies.

An einen Dichter.

Am Himmel ist das Abendroth entglommen,
Andächtig schweigt die Erde in der Runde;
Ich trete zu dir in der Feierstunde,
Wo von der Brust das Irdische genommen.

Und, deutend nach dem stillen Weltengrunde,
Wo Alles wie in Seligkeit verschwommen,
Sag' ich: dieß hohe Lied wird nicht vernommen,
Doch solche Glut braucht nicht des Wortes Kunde.

So brennen dir viel tausend stille Gluten,
Die deine Lieder aus der Asche bliesen,
In tausend Herzen, dir nicht zu vermuthen.

In des Sonettes goldne Schale schließen
Möcht' ich sie all, die lichten Liebesfluten,
Und dir auf's Haupt als Abendglorie gießen.

Dichterseele.

Die Dichterseele gleichet einem Kinde,
Deß Mutter starb, da es zur Welt gekommen.
Das Leben kam, die Wärterin, die blinde,
Und hat es an die kalte Brust genommen.

Da weint das Kind und strecket so beklommen
Die Ärmchen aus, daß es die Mutter sehe;
Doch Nachts, wenn Alles schläft und nur die frommen
Weltaugen wachen, naht der Genius linde.

Der hebt das Kind hoch in die blauen Räume;
Da beugt die Mutter sich vom Himmel nieder
Und küßt ihr Kind im Paradiesesträume.

Doch einmal wird sie es zu heiß umfangen;
Dann kehrt das Kind von seinem Traume nicht wieder
Und bleibt am Hals der ew'gen Mutter hangen.

Der Gärtner als Dichter.

Daß ich kein Gärtner bleibe, schmäht ihr laut?
Seid ruhig, ich will ihn stets im Busen hegen;
Statt Blumen nur, die ich bisher gebaut,
Will ich den Weltenbaum der Dichtung pflegen.

Und statt den Strauß zu pflücken einer Braut,
Will an der Menschheit Brust ich Blumen legen,
Mit meiner Zähren heil'gem Naß bethaut —
Von mir die Blumen und von Gott der Segen!

Ihr lächelt spöttisch, denn ihr könnt's nicht lassen.
Weil so viel kann ich noch, ein Grab zu graben,
Hab' ich umsonst den Spaten fallen lassen.

Und wird kein Todtenkranz die Stirn mir drücken,
Werd' ich im Garten so viel Blumen haben,
Um meinen stillen Hügel mit zu schmücken.

Poesie.

1.

O Poesie, du heimatlose, arme!
Wie senkst du still dein blaues Auge nieder!
Umsonst hebst du dein schimmerndes Gefieder
Nach einem Port aus diesem Drang und Harme.

Wo du auch pilgerst, in dem wilden Schwarme
Der Kämpfenden gefallen jetzt keine Lieder;
Drum nach den alten Zeiten fromm und bieder
Streckst du oft sehnend deine weißen Arme.

Du irrst umher und sehnst aus fernen Zonen
Wie ein verwaistes Kind zum Elternhause,
Das liebelose Fremde jetzt bewohnen.

Man beut dir keinen Platz beim Abendschmause;
Kein Blick mag deiner treuen Liebe lohnen,
Und ungegrüßt winkt dir eine stille Klause.

88.

Da kein Blick das Leben dir will zeigen,
Was bleibt dir, als des Todes Hand zu fassen,
Und sie im Herzen nimmer los zu lassen,
Das dir zu fernem Sterben winkt zu eigen?

Da kannst du nun den wilden Zeitenstürmen,
Des Lebens heil'ge Kräfte zu verprassen;
Bis auf die Züge, auf die todtblassen,
Die dich verklärend kannst als Engel zeigen.

Dann weh' dem Herzen, das dich jetzt muß tragen!
Es schwankt und bricht in Kämpfen und in Schmerzen,
Ein ahnungsvolles Schiff, das Stürme tragen;

Bis daß die letzte Welle mit dem Herzen
Sich am Gestad der Ewigkeit zerschlagen —
Dann wachst du wieder bei den Leichenkerzen.

Vater und Mutter.

Des Menschen Mutter ist Natur, die milde,
Sein rauher Pflegevater ist das Leben.
Wie auch die Mutter mag ihr Kind umschweben,
Der Vater sucht und lockt es an, der wilde.

Will's auch die zage Mutter ihm nicht geben,
Er reißt's empor aus heimischem Gefilde,
Es wandert, mit dem theuren Mutterbilde
In tiefer Brust, durch's fremde Land voll Beben.

Der Vater treibt es fort mit wildem Jagen;
Sorgebang sucht mit Rufen und mit Klagen
Die treue Mutter es in allen Landen.

Sie findet's endlich, aber krank vom Harme,
Sie öffnet liebend ihm die heil'gen Arme —
Und nimmt Kind's in den Schooß, aus dem's erstanden.

Der Hain.

Es weht und rauscht ein uralt heil'ger Hain,
Die Kräfte steigen schaffend auf und nieder,
Die ew'gen Wasser stürzen aus dem Stein,
Von allen Zweigen tönen Frühlingslieder.

Da schwanken Blumen schön und farbenrein,
Es flüstert rund der Bäume alt Gefieder —
Doch immer dringt der Priester Rotte ein
Und fällt das freie Gotteleben nieder.

Sie bauen aus den Bäumen sich ein Haus
Und sagen Liebe, Lenz und Licht hinaus
Hier muß der Gott nach ihrem Willen leben'

Dem Geist, der sich sein Wohnhaus selber schafft,
Erbauen sie die enge Kerkerhaft —
Ein Todtenhaus dem Leben Raum zu geben'

Das Paradies.

Ihr ſagt, das Paradies ſei euch verloren,
Und ſucht und ſucht auf weitem Erdenrunde,
Vom ſchönen Lande wird euch keine Kunde,
Da glaubt ihr euch mit einem Fluch geboren.

Fürwahr! ihr gleicht dem unverſtänd'gen Thoren,
Der einen Diamant, unbeglückt vom Funde,
Den Kindern gab und dann zur Geiſterſtunde
Nach Schätzen wühlte in der Erde Poren.

Wo ſchweift und ſucht ihr denn, ihr Ewigblinden?
O wollt doch nur in euren Pulen greifen,
Hier oder nirgends müſſet ihr es finden.

Tragt ihr den Himmel nicht im eignen Herzen,
Mögt ihr zum Himmel aller Himmel ſchweifen,
Auch dort begrüßen euch die alten Schmerzen.

Beten.

Wol manch Gebet klopft an des Himmels Pforte,
Das keinen Einlaß kann am Ufer bekommen,
Weil allen Ordenwust es mitgenommen,
Um zu erscheinen vor dem höchsten Horte.

Wol ist schon oft an einem stillen Orte
In einer Seele wie ein Blitz erglommen
Ein Lichtgedanke, heil'ger als der Frommen
Gebete und der Priester heil'ge Worte.

Das Beten ist nicht eine irdische Sitte,
Es heilt nicht erst, es trägt in sich den Segen:
Das Beten ist nicht eine fromme Sitte.

Das Beten ist der Seele freies Regen,
Die aufsteigt aus des schwülen Lebens Mitte,
Der ew'gen Schönheit sich ans Herz zu legen.

Das ſchönſte Gebet.

Wie herrlich iſt's! wenn jubelnde Gedanken
Wie Weihrauchdüfte aus der Seele ſteigen,
Wie fromme Blumen, welche mit den Zweigen
Lichtdurſtig in des Himmels Klarheit ſchwanken.

Wie traurig iſt's! wenn nur der Erde Ranken
Auf einer Seele ruht, ſonſt dumpfes Schweigen;
Wenn alle Triebe ſich zu Boden neigen
Und lichtlos in dem Staub der Erde ſanken.

Ein ſolcher Geiſt gleicht einem ſchlimmen Garten,
Auf den Gott auch den reichen Segen gießet,
Der doch nur Dornen trägt in allen Beeten.

Wie lang ſoll Gott, der treue Gärtner, warten,
Bis aus dem Grund ein armes Blümlein ſprießet?
Das wahre Denken iſt das ſchönſte Beten.

Glaube.

Du ächter Glaube! nicht wo Orgeln schallen,
Wohnst du, und Tausend am Altare knieen;
Du schüchtern Kind willst dem Gedräng entfliehen,
Du liebst den Ruf nicht kirchlicher Vasallen.

Du gehst, ein Engel, durch die goldnen Hallen
Der weiten Welt, wo tausend Sterne ziehen;
Die Brust nur, der des Zweifels Kraft verliehen,
Magst du, ein stiller Friedenshauch, durchwallen.

Wo Priester drohn und Gift und Galle sprühen,
Da stehst du weinend an des Tempels Pforte;
Da nahst du nicht, wo feige Knechte beben.

Wo freie Seelen für die Wahrheit glühen,
Schwebst du daher und sagst mit festem Worte:
Wer Ew'gem lebt, der wird auch ewig leben!

Priester.

Wer sind die Priester, wenn's erlaubt, zu fragen?
Wol die, die Andern ihren Segen geben,
Und Andre lehren, wie sie selbst — nicht — leben,
Und in der Kirche einen Chorrock tragen?

Und die an Sonn- und andern Feiertagen
Mit einer Predigt auf die Kanzel schweben? —
Wenn das die Priester sind, so kann man eben
Auch ein Kamel durch eine Nadel jagen.

Nein! die getrunken von dem Flammentranke
Des ächten Strebens, die, ein Sternengedanke,
Hell durch der Völker dunkeln Himmel ziehen.

Sie gehn, wie Christus, arm, verfolgt durch's Leben,
Ihr Herzblut ihrem blinden Volk zu geben,
Und Menschheit heißt der Tempel, drinn sie knieen.

Gegenwart.

Kein Auge weiß, wohin den Blick es richte;
Das Herz verstummt, weiß nicht, wofür es schlage;
Kein Jubel hebt in ihm und keine Klage,
Sein altes gläub'ges Hoffen ward zu Nichte.

Auf jeder Lippe steht die stille Frage,
Wo eine Heimat sich die Sehnsucht dichte,
In jedem Aug' der Durst nach einem Lichte,
Daß durch die Nacht, ein neues Frührot, rage.

So brütet Schwüle auf des Lebens Wogen,
Wenn eine alte Zeit hinabgegangen,
Und noch die neue nicht heraufgezogen.

Wann wirst du schwinden, thatenleeres Bangen?
Man sieht ja längst am dunkeln Himmelsbogen
Der neuen Sonne erste Strahlen prangen.

Gewitterluft.

Ein schwerer Traum, wer will es Gott verschweigen?
Hält allen Leben jetzt in dumpfer Haft:
Es trauert selbst der Jugend frische Kraft,
Wie eine welke Blume mit den Zweigen.

Verstummt sind fast die Vögen und die Geigen,
Es hat die Schwüle jeden Hauch erstickt,
Und wie des Lebens Räderwerk auch rückt,
Nur schon noch singt die Luft den alten Reigen.

Der Geist des Volkes ist hinabgestiegen
In seine eignen Tiefen, sinnt und baut,
Denn liegt Gewitterluft auf allen Gründen:

Denn durch die Lüfte wird als Wetter fliegen,
Was jetzt noch in der Tiefe gärt und braut,
Und nicht nur donnern wird es, nein — auch zünden.

Klage.

Wie ist das Leben doch so arm und nichtig!
Du bleibst dir selbst ein unerforschter Fremdling
— So tief du kannst — und bist, hast du gesonnen,
Kreb, gibst nur deines Leibes Überwurf richtig.

Und was dir erst so wertvoll schien und wichtig,
Wird klein und schal, sobald du es gewonnen.
So schläft das Leid im Kerne deiner Wonnen.
Und Müh' legt sich um Mühe tausendfältig.

Wer leben will, muß kämpfen und muß ringen.
So strebst du fort und sehnst dich fort nach Ruhe.
Und lebst und webst — dein letztes Hemd zu weben.

Durchlaufen hast du endlich deine Schuhe,
Und mit den Schuhen auch dein bißchen Leben —
Dann wird zum Lohn dir eine schwarze Truhe.

Antwort.

Das Leben iſt ein unerſchöpfter Brunnen,
Ein Thor nur kann es ſchelten arm und nichtig;
Stets bleibt es reich und wird auf's neue wichtig,
So viel du auch geſchöpft haſt und gewonnen.

Haſt du dir nur ein ernſtes Ziel erſonnen,
Und ſtrebſt mit Muth ihm zu, getreu und richtig,
Häuft ſich der Fülle auf Fülle tauſendſchichtig,
Stets neu entfacht im goldnen Strahl der Sonnen.

Im wahren Wirken iſt die wahre Ruhe;
Sanft wirſt du ſo von Stuf' zu Stufe ſchweben,
An deinen Füßen leichte Götterſchuhe.

Das ew'ge Kleid des Geiſtes hilfſt du weben;
Die Fäden bleiben, birgt auch dich die Truhe,
Und ewig wirſt du in dem Ganzen leben.

Kampf.

Oft ſpricht's in mir — und meine Glieder ſchauern —:
„O maßt du dich in alle Tiefen wagen,
Und maßt du, Thor, in alle Fernen jagen,
Dein Feld umgrenzen doch die Kirchhofmauern.

Du ringſt und ringſt' — wie lange wird es dauern?
Dann werden ſie dich ſtumm von dannen tragen'
Und was dann weiter? — Maßt die Todten fragen." —
Und meines Lebens beſte Kräfte trauern.

Soll ich mit treuem Künſtlermuth vergebens
An meiner eignen Seele liebend bilden
Und nie mein Werk mit höhrer Kraft vollenden?

Da möcht' ich oft vom Gipfel alles Strebens
In des Genuſſes Wogen, in die wilden,
Mich häuptlings ſtürzen, ſtille zu verenden.

An die Philosophen.

Ein Räthsel bleibt uns doch das Menschenleben,
So oft wir eure Worte auch vernommen;
Wir fragen staunend wo wir hergekommen,
Und schaudernd fragen wir, wohin wir streben.

Und wenn der Himmel erst beginnt zu leben,
Und Stern um Stern kommt durch die Nacht geschwommen,
Ist all die Weisheit wie hinweggenommen,
Verschwunden vor der Welten ew'gem Weben.

Wer will zum Urquell alles Lebens dringen?
Stets bleibt noch tief ein Restchen Glauben liegen,
Wie auch das Wissen stolz mag mit ihm ringen.

Was bleibt uns endlich, wenn beim hohen Fliegen
Zu schmelzen schon beginnt das Wachs der Schwingen,
Als an das Herz der Welt uns fromm zu schmiegen?

Beruhigung.

Ja, weite Welt! du heilest meine Mühen,
Daß dir mein Herz wie eine Harfe klinget;
Ich fühle, ein gewalt'ger Pulsschlag dringet
Durch all die Leben, die im Schooß dir glühen.

Und in dem reichen Keimen, Singen, Sprühen
Kein Strahl, kein Ton umsonst die Flügel schwinget;
Drum, was auch deine ew'ge Ordnung bringet,
Still will ich dir wie eine Blume blühen.

Du läss't auch mich in dem lebend'gen Schwarme
Der Wesen all an deiner Größe bauen;
Und webt um mich dein Hauch, der liebewarme,

Dir leg' ich mich mit kindlichem Vertrauen,
O Welt, du große Mutter' in die Arme:
Laß' deinen ew'gen Himmel oh mir blauen.

Das Chriſtenthum.

Das Chriſtenthum gleicht einem edeln Kerne,
Von einer ſchönen Schale rings umwoben.
Der Kern erkeimte, wuchs zur blauen Ferne,
Hat aus der Schale ſich als Baum gehoben.
Die Blüthen ſonnten ſich im Glanz der Sterne,
Und reiche Früchte winken uns von oben.
Der Baum umwölbt der Erde weite Matten,
Und Völker ruhen unter ſeinem Schatten.

Die Menſchheit aber trägt ein ſchwer Bedenken,
Die junge, reife Frucht ſich abzupflücken,
Zu neuer Ausſaat ſie in's Herz zu ſenken;
Sie will, ſtatt aufzuſchaun, ſich niederbücken,
Verehrung nur der alten Schale ſchenken,
Die an den Wurzeln hängen blieb in Stücken.
Doch fallen wird einſt in des Sturmes Wehen
Die junge Frucht und herrlich auferſtehen.

An einen Freiheitsdichter.

Der du herab von deiner Berge Spitzen
Grüßen läßt der Schlachtrommeten Chor,
Wol deines Liedes Schwerter sah ich blitzen,
Und aus dem Frühlingstraum fuhr ich empor.
Ich ließ im Hain die Nachtigallen sitzen
Und lieh nur deinem Schlachtgesang mein Ohr,
Und reichte dir weit über's Land der Knechte,
Hinaus in deine Alpen, meine Rechte.

Wie ward mir wohl, im Himmel frei zu schiffen'
Wie floß mir um die Brust die Alpenluft!
Nach einem Schwerte hatt' ich schon gegriffen,
Das du geschmiedet aus dem Kreuz der Gruft.
Wie flog der Geist! — doch ach! an vielen Riffen
Hielt bang der irdsche Fuß, an mancher Kluft,
Daß ich zurück das Herz, das tiefbewegte,
Dem Frühling an den warmen Busen legte.

Die Freiheit hat noch kein Tyrann vernichtet,
Die ewig sproßt im Schooße der Natur.
Stolz ist des Baumes Stamm emporgerichtet,
Der Vogel schwebt dahin auf eigner Spur.
Ein Freiheitslied hat stets der Lenz gedichtet,
Um zu erlösen die gefangne Flur;
Und hat es hell durch Wald und Feld gesungen,
Bis alle Keime frei in's Licht gedrungen.

Drum schilt uns nicht, daß wir vom Frühling träumen,
Der unser Haupt mit solchen Blumen kranzt;
Denn ach! an deiner Freiheit Blüthenbäumen
Ist keine offne Knospe noch ergänzt.
Ja hilf du nur, daß in des Herzens Räumen
Dem Volke erst der wahre Frühling lenzt:
Wenn dieses Lichtes Strahlen ihn umtagen,
Den Freiheitsbaum, dann wird er Blüthen tragen!

Wie die Natur in ihrem stillen Weben
Mit jedem Lenz von junger Freiheit singt,
Singt auch der Geist in seinem ew'gen Streben
Ein Freiheitslied, das alles Sein durchdringt.
Wie kann das Schwert die Früchte reif dir geben,
Die stets Wirken nur zur Reife bringt?
Du weißt, es muß das Volk sich selber bauen
Den Freiheitshimmel, dem soll es vertrauen.

Dem hat dein Ruf umsonst an's Ohr geklungen,
Der in der Brust das Freiheitslied nicht spürt,
Das durch die Welt der ew'ge Geist gesungen,
Und das er fort von Strophe zu Strophe führt,
So oft er, wie vom Traume aufgesprungen,
Der Weltgeschichte goldne Saiten rührt;
Zu dem er stets wird neue Strophen singen,
Und lautere, bis daß die Ketten springen.

Nur sein Lied kann den harten Kampf entscheiden,
Daß deine nicht, trotz seinem heil'gen Groll;
Drum laß das Schwert noch ruhen in der Scheiden,
Bis jede Brust der großen Wahrheit voll;
Laß erst dein Volk des Adlers Flug beneiden,
Eh' es nach eignen Schwingen suchen soll:
Wirf Lichter in die Herzen aller Blinden —
Und braucht's dann Schwerter, wird dein Volk sie finden!

Anrede an die Stadt Heilbronn

bei ihrem Erſcheinen im Bürgerverein an der Spitze eines Maskenzuges den 19. Februar 1846.

Willkommen, edle Stadt' in dieſem Haus,
Das heute ſich zu bunter Luſt geſchmückt;
Du trittſt in dieſes wogende Gebraus,
Und Alles ſchweigt, von deinem Glanz entzückt:
Der Witz verſtummt, der raſche Tanz ſetzt aus,
Und weil vor dir der leichte Scherz nicht glückt,
So mag der Ernſt auf Augenblicke walten,
Es bleibt der Luſt ihr Theil nicht vorenthalten.

Willkommen Alle' die dich begeleiten,
Der reiche Strom, der durch die Pforten quillt;
Manch kunſtlich Bildniß aus vergangnen Zeiten,
Dabei manch Frauenantlitz ſüß und mild.
Sie geben alle ſtolz an deiner Seiten,
Von deinem heitern Sinn ein freundlich Bild;
Und die dich dort umgeben in der Runde
Von ihnen auch gibt mir die Muſe Kunde.

Der Gärtner, der des Frühlings Gaben ſchwingt,
Er deutet uns den blüthenreichen Kranz
Von Gärten, der, ein Saum, dein Kleid umſchlingt;
Der Landmann mit der Aehren goldnem Glanz
Beut, was der Sommer deinen Feldern bringt;
Dort naht der Winzer ſchon in frohem Tanz,
Die ſüße Laſt der Trauben auf dem Rücken,
Wie ſie im Herbſte deine Berge ſchmücken.

Und auch der Jäger kommt, der, wenn es ſchneit,
Dem Wilde folgt durch deiner Wälder Schweigen.
Und dort ſind Kinder, die, voll Lieblichkeit,
Der Gaben Fülle uns entgegenneigen.
Hier will, was du uns gibſt zu mancher Zeit,
Schnell, wie ein Wunder, aus der Hülle ſteigen.
Du ſelber hältſt das Füllhorn in den Händen,
Uns Allen Glück und Segen auszuſpenden.

O nicht umſonſt trittſt du in dieſe Hallen
Der Bürger heut, an ſchöner Zukunft reich —
Die Mauerkrone iſt vom Haupt gefallen
Und deine Gräben ſind der Erde gleich;
Der Ritter Schlachtruf mußte längſt verhallen,
Auf ihren Gräbern ſproßt ein neues Reich:
Es muß das Eiſen jetzt, anſtatt zu kriegen,
Als Schiene ſich auf deine Straßen ſchmiegen.

Das Bürgerthum regt seine jungen Schwingen,
Das ist der Schlachtruf dieser neuen Zeit!
Ein grüner Baum, will aus dem Schutt es bringen,
Von des Jahrhunderts starkem Arm befreit;
Und seiner Krone muß sie frei entspringen,
Wo irgend eine edle Frucht gedeiht —
Der Schaum ist todt, mag er auch oben schweben,
Im Volk allein, im Volk ist Kraft und Leben'

Und wie hier Paare dir zur Seite geben,
Aus fernen Zeiten, jezt begriffen kaum,
So werden wir, die wir dich rings umstehen,
Auch künft'gen Blicken schwinden wie ein Traum.
Die Blüthe jeden Jahres muß verwehen,
Doch immer neue zeugt der starke Baum:
So magst auch du, wenn andre Zeiten weben
Ob unsern Häuptern, ewig blühn und leben.

Nachtviole.

Die Nachtviole muß im tiefſten Herzen
Den Duft verſchließen bei der Sonne Scheinen.
So lang um ſie des Tages Kinder ſcherzen,
Träumt ſie hinab, ſich mit ſich ſelbſt zu einen.
Doch ſingt die Nachtigall das Lied der Schmerzen,
Beginnt der Nachtthau leiſ' herabzuweinen —
Dann öffnet ſchnell der Kelch ſein Wunderleben,
Und Himmelsodem ſcheinet rings zu weben.

Du gehſt, mein Lieb, durch's lärmende Gedränge
Des wirren Tages, ſtill in dich verſunken.
Es ahnt kein Auge jener rohen Menge
Dein heilig Herz, von hoher Weihe trunken.
Nur mir hat oft in trauter Liebesenge
Aus tiefer Bruſt des Engels Bild gewunken —
Sah ich im Auge dir, im thränenfeuchten,
Der ganzen Menſchheit reine Flamme leuchten.

Abſchied vom Geſang.

Du warſt mir ſchon in frühſter Jugend Tagen,
Geliebtes Saitenſpiel, ein treuer Gaſt;
Du gabſt ein Echo meines Herzens Klagen,
Du ſtreifteſt ab des engen Lebens Laſt;
Die Seele haſt du mir emporgetragen,
Wo ſie der Zug der Ewigkeit erfaßt:
Und alles Weh, das auf mich eingedrungen,
Es iſt durch dich in ſanften Hauch verklungen.

Der Abſchied naht, nur noch ein leiſes Beben,
Den letzten Ton, geliebtes Saitenſpiel!
Wie ſich zwei Freunde noch die Hände geben,
Die wandern müſſen zu getrenntem Ziel —
Dann lebe wohl! mich faßt ein ernſter Streben,
Die Stunde mahnt, das Leben fordert viel:
Hört's auch im Buſen nimmer auf zu klingen —
Es gilt zu handeln fürder, nicht zu ſingen!

An Emma.

I.

Hier lauscht' ich oft im späten Sternenscheine,
Da du noch bist hier aus und eingegangen;
Jezt lausch' ich wieder einsam und alleine.
Dein Haus hat fremde Gäste nun empfangen,
Die haben ihm ein neues Kleid gegeben;
Es möchte trauern und muß fröhlich prangen.
In seinen Mauern sproßt ein neues Leben,
Und in den Räumen schallet fremdes Tosen,
Wo unsrer Liebe Geisterschatten schweben.
Verschwunden sind die Büsche und die Rosen,
Die uns in treue Arme einst genommen,
Mit Flüstern bergend unser heimlich Kosen.
Es sinkt mein Herz zu Grunde, schwer beklommen;
Fort von der Menschenwelt, die nichts verschonet,
Zu der Natur, zu der getreuen, frommen!
Ja, hier ist's, wo ein treu Gedächtniß wohnet!
Wie jeder Ort, wo wir gewallt so gerne,
Jezt mit geheimen Liebesworten lohnet!

Herüber grüßt die wohlbekannte Ferne:
Sie scheinet schon des Mondes Licht zu ahnen,
Erwartungsvoll erzittern alle Sterne.
An alte Zeiten will sie mich gemahnen:
So war's, als ich mit wonnevollem Grausen
Erharrte dich auf diesen trauten Bahnen.
Oft bei des Windes trügerischem Sausen
Schlug hier mein Herz wildhaftig dir entgegen,
Und mußte stillen sein zu frühes Brausen.
Doch endlich schlichst du her auf diesen Wegen,
Und so viel Liebe hast du hergetragen,
Daß jetzt noch säuselt hier ein stiller Segen.
Von dir will Alles singen hier und sagen,
Du kommst in tausend freundlichen Gestalten;
Ja, Alles ist hier wie in alten Tagen.
Natur schlug schützend ihres Kleides Falten
Um das Vermächtniß liebetreuer Herzen;
Hier fühl' ich deinen Geist, du Ferne, walten.
Und auf den Grund mit Wonnen und mit Schmerzen
Werf' ich mich nieder, den dein Fuß betreten;
Hell flackern auf des heil'gen Domes Kerzen,
Durch meine Seele rinnt ein leises Beten.

11.

Schon tausendmal hab' ich das Aug' erheben,
Doch wieder, immer wieder muß ich blicken
Auf dein Geschenk, in das du eingewoben
Die schönen Blumen, welche nie zerknicken.
Ich seh' sie aus dem Grunde, aus dem dunkeln,
Sich heben, um mich freundlich anzunicken.
Die rothen Rosen, goldenen Ranunkeln,
Die weißen Lilien scheinen aufzuleben
Und mich wie stille Mährchen anzufunkeln.
In ihnen liegt von deinem Schaffen, Streben
Begraben manche heil'ge Liebeskunde,
Die du hineingeflicht mit emsigem Weben
In mancher für mich aufgesparten Stunde;
Wie unsrer Liebe Blumen will mir däuchten,
So stehn sie licht auf schwarzem Trauergrunde.
Wol müssen sie in solchem Glanze leuchten,
Denn manche Thränenperle ist geronnen
In ihre Kelche, sie mit Thau zu feuchten;

In deinem Auge durften ſie ſich ſonnen,
Und aus des Mädchenherzens ſüßen Trieben
Haſt du ihr buntes Blumenkleid geſponnen.
Dein frommes, ſtarkes, nieverglühndes Lieben
Haſt du der Roſe in den Kelch gegoſſen;
Dein goldnes Hoffen, das nie kann zerſtieben,
Ließ ſo in Goldglanz die Ranunkel ſproſſen:
Dein jungfräuliches Sehnen, Sinnen, Bangen
Hat wie ein Hauch die Lilje überfloſſen.
Ja, eine Welt iſt vor mir aufgegangen
Und ſchaut mich an aus dieſem kleinen Raume;
Mein Auge iſt in Thränen faſt vergangen,
Es ſteht hier wie ob deinem Lebenstraume.
Bringſt du mir hier die Blumen, treubefliſſen,
Die ich von deiner Jugend goldnem Baume
Mit rauhen Händen vor der Zeit geriſſen?
O Mädchen, Mädchen! Alles was nur geben
Die Liebe kann, das ſollſt du nicht vermiſſen.
Auch ich will dir noch goldne Blumen weben;
Spät iſt die Nacht, ſchlaf' wohl auf ſanftem Kiſſen!
Laß mich noch dann an unſerm künft'gen Leben.

III.

Nie können es die todten Herzen faſſen,
Wie du mir biſt ſo unausſprechlich theuer;
Von Allem könnt' ich, nur von dir nicht laſſen.
Nie ſchlug ein Herze, als das deine, treuer;
Was du beſaßeſt, haſt du hingegeben,
Die Liebe nur behieltest du zum Steuer:
Denn als ſie dieſer Feſſeln wollten weben,
Da riſſeſt du aus heimatlichem Grunde
Mit allen Wurzeln aus dein junges Leben.
Wol blieb zurück im Herzen manche Wunde;
Doch ſtille ſchreitſt du auf dem ſchweren Gange,
Und keine Klage gieng aus deinem Munde.
Ach! nur des Nachts im Traume darfſt du bange
Durch deines Thales ſtille Gründe wallen,
Wo's Bächlein rauſchet an dem Wieſenhange.
Verſchloſſen ſind dir deiner Jugend Hallen;
Es leuchtet dir als Stern auf dunkeln Wegen
Kein theures Antlitz deiner Lieben allen.

Kein Vaterauge lächelt dir entgegen,
Kein Schwesterkuß ruht dir wie Thau auf's Herze,
Und auf dein Haupt kein mütterlicher Segen
Wo ist das Herz der Welt von Stein und Erze:
Doch folge deinem Schicksal ohne Wanken,
Denn sieh', mein Auge macht ob deinem Schmerze
Die ganze Welt, die send' ich in die Schranken,
So fühl' ich mir die Brust von heil'gen Schlägen
Erfüllt und weiß mit Liebe dir zu danken
Ja, mögen sie dein treues Herz verletzen;
Der Liebe Wunden, kann die Liebe heilen,
Und was sie nimmt, das weiß sie zu ersetzen
O in der treuen Heimat sollst du weilen,
Halt' ich mit meinen Armen dich umfangen;
Kein Weh soll dich in diesem Herz ereilen
Mit Mutterliebe und mit Mutterbangen
Will ich den Schlägen deines Herzens lauschen;
Wie eine Schwester dir am Busen hangen,
Und süße Mädchenworte mit dir tauschen;
Mit Vaterstärke dir zur Seite stehen,
Wie auch des Schicksals Klinge ob uns rauschen
Und endlich soll die schnöde Welt verstehen,
Daß wir, die Liebe in der Brust, es wagen,
Für ihrem Tadel stolz vorbeizugehen —
Und in uns selber unser Glück zu tragen

Romanzen und Balladen.

Die großen Todten.

Hoch oben in der blauen Luft
Ziehn laute Frühlingsboten;
Tief unten in der stillen Gruft,
Da ruhn die großen Todten.

Sie schlafen tief, sie schlafen fest,
Nichts kann sie mehr verfehren;
Sie halten da ihr Schlummerfest
In ihren Heldenehren.

Um ihre Häupter, still und kühn,
Wo hohe Thaten thronen,
Da ranken, ewig frisch und grün,
Die heil'gen Lorbeerkronen.

Es ruhen Purpurmäntel reich
Um ihre Marmorleuden;
Sie halten, todten Kön'gen gleich,
Goldzepter in den Händen.

Auf ihren Stirnen trugen noch
Unsterbliche Gedanken,
Die, eh' sie schüttelten ihr Joch,
Mit in die Gruft versanken.

Tief in des stillen Kirchhofs Ort,
Da ruhn die großen Todten;
Doch ihre Thaten wandeln fort
Im Leben, ew'ge Boten.

Des Grabes Blumen.

Standen Zwei an einem Grabe,
Nach den Blumen hingewendet,
Sinnend, wer die Liebesgabe
Diesem stillen Grab gesendet.

Sprach der Eine: „Glaube immer,
Daß die Blumen selbst entsprungen,
Daß der helle Blumenschimmer
Ist aus ihrem Grab gedrungen.

Denn als sie, die wundervolle
Blüthe, der frühe Schnitter mähte
Und sie in des Grabes Scholle,
In die tiefe Furche, säte:

Mußte solche heil'ge, klare
Schönheit bald das Grab durchdringen
Und sich aus der dunklen Bahre
An das Licht als Blüthe schwingen.

Und ich glaube, daß ihr blauend
Aug', das uns so freundlich lachte —
Nach den lieben Äuglein schauend,
Als Vergißmeinnicht erwachte."

Sprach der Vater: „glaube immer,
Daß die Blume letzt entsprungen,
Daß der helle Blumenschimmer
Ist aus ihrem Grab gedrungen.

Denn als sie, die wundervolle
Blüth', der bitt're Schnitter mähte
Und sie in des Grabes Scholle,
In die tiefe Furche, säte.

Ihre Seele reiche Güte,
Die ihr Busen eingeschlossen,
Ist als eine liebe Blüthe
Durch den Bahrendeckel sprossen.

Glaube, daß ihr liebeglühend
Herze, das die Welt umfangen —
Ist als Rose, purpurblühend,
Tausendblättrig aufgegangen."

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

„[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Schläfst, mein Kind, und schlummre ein wenig,
Träumst und weißt dann ohne Ruh',
Wirst du Bettler oder König,
Dem gewissen Grabe zu.
Glaubst und siehst den Himmel offen,
Und verlachst, was du errungen,
Immer wieder neu zu hoffen,
Bis ich dich zur Ruh' gesungen.

Armes Leben, dessen Wogen
Ebben den Keim des Todes ab?
Armes Streben, dessen Bogen
Ewig neuen Zweifel hebt!
Armes Kind im schwanken Meere,
Das dem Kampf entgegenschauert,
Wieder fällt nach jedem Siege,
Und vom Glücke träumet, träumet!

Warum soll zu solchen Tagen,
Zu solch langer, banger Not
Nun des Lebens Woge schlagen
Sturmwild diese stille Brust?
Arme Perle, lebenspülter
Aus dem Grund zum Lebensloose,
Unberührter und unaufgewühlter
Kehr' zum ew'gen Mutterschoße!

Komm', mein Kind, vor Angſt und Schmerzen
Schützt dich nicht der Mutter Arm;
An Allmutters ew'gem Herzen
Schläft ſich's ſtill und ſonder Harm.
Sühnt Den iſt vor bereitet,
Das Allmutter ſelbſt bedecket
Und bald ſchneeweiß überbreitet,
Bald mit Roſen roth umſtecket.“

Und der Engel beugt ſich nieder
Auf des Kindes Haupt zur Stund',
Schließt die kleinen Augenlieder,
Küſſet bleich den Roſenmund.
Wie das Kind ſo ſtill und heiter
Lilienweiß im Bettlein lieget' —
Mutter ſchlafe ruhig weiter,
Denn dein Kind iſt eingewieget!

Die Nonne.

Auf der hohen Zinne die Nonne ſtand,
Sie ſchaute hinaus in das winkende Land.
Was hat denn ihr Auge ſo weit
Gefunden?
Viel Blumen am waldigen Rand.

Sie wiſchte das Aug' mit des Schleiers Saum,
Sie ſah hinüber zum Lindenbaum.
Was ſah ſie in flüſternden Zweigen
Sich neigen?
Zwei Vöglein in ſeligem Traum.

„Wie wenig iſt Alles hier unten, wie ſchön!
Die Freude wallt auf zu den himmliſchen Höh'n;
Und ich ſoll, den Himmel zu loben,
Hier eben
In Thränen und Sehnen vergehn?

Der Dom iſt ein großer Totenſchrein,
Da blinzet nur ängſtlich die Sonne herein,
Da rauſcht keines Lenzes Gefieder,
Hernieder
Schaun kalte Bilder von Stein.

Und ſie beugte vom Raube ſich niederwärts:
„Nimm, Mutter Erde, den Armen voll Schmerz!
Nimm auf in die liebenden Arme,
Mich Arme,
Und lege zu Blumen mein Herz!“

Da rauſchten die Bäume im Abendſtrahl,
Da ſang es und klang es im tiefen Thal:
„Kehr' wohl! — du haſt gefunden
Hier unten
Ein Ruhbett ſonder Qual!“

Der Geiger.

Der alte Geiger lehnet ſtumm
Am alten Lindenbaum;
Von alten Zeiten träumen ſie,
Die beiden, gleichen Traum.

Wie zog der Geiger vor der Schaar
Der Tänzer einſt mit Klang
Zur Linde, wo ſich Paar um Paar
Im frohen Reigen ſchwang!

Jetzt ſteht der Baum verlaſſen da,
Die Luſt iſt gar verdorrt;
Der Spielmann ſtehelt ungehört
Vor ſeinem Heimatort.

Der alte Baum nur lauſcht gerne,
Wie hell die Geige klagt;
Der Geiger ſpielt, daß Blatt um Blatt
Sich wie im Tanze ſchwingt.

Wol manches Paar, dem er im Ort
Gespielt beim Hochzeitschmaus,
Ruht längst von allen Tänzen aus
Im engen Bettenhaus.

Auch er, so matt und wegemüd,
Sehnt sich nach Schlaf und Ruh'.
Er setzt sich hin an Baumes Fuß
Und macht die Augen zu.

Die Blätter tanzen fort und fort
Im rosten Abendschein,
Und tanzen in den ew'gen Schlaf
Den alten Spielmann ein.

Ein Weh'n und Klüstern wehmutsvoll
Durch seine Liedel zieht;
Sie singt dem toten Geigermann
Ein leises Sterbelied.

Herbſtwind.

Der Herbſtwind ſprach zum Alten:
„Wank' heim an deinem Stab!
Horch! wie die Blätter rauſchen —
Bald decken ſie dein Grab.

Die Blume deines Lebens
Verwelket und verblaßt,
Denn meine Hand, die kalte,
Hat ſie ſchon angefaßt.

Wenn dieſe Felder prangen
Auf's neue reich und bunt,
Dann liegſt du," morſcher Alter,
Verſcharret tief im Grund.

Und wenn in dieſen Bäumen
Der Vogel wieder ſingt,
Dann deckt dich ein Hügel,
Den kein Geſang durchdringt."

Der Alte sprach zum Herbste:
„Dein Wehn macht mir nicht bang;
Den Lenz, den seh' ich kommen
Und geben schon so lang.

Und du mußt Jahr' um Jahre
Den Tod mir in den Sinn,
Daß ich des langen Mahnens
Nun herzlich müde bin."

Ich bin auf dieser Guten
Gewalls so manchen Tag,
Daß ich in ihrem Schoße
Mal endlich ruhen mag."

Meerkönig.

Wenn's Meer so wunderlich
Singet und klinget im Sturm,
Steht der alte Meerkönig
Auf seinem wetterfesten Thurm.

Es leuchtet durch das Dunkel
Wie Mondlicht sein weißes Haar;
Es glüht wie ein Karfunkel
Seine Krone wunderbar.

Sein Mantel wallet und schimmert
Wie farbende Abendglut;
Ein blutiger Streifen flimmert
Weithin auf der wilden Flut.

Umsonst recht zornig beschwörend
Der König den Zepter aus;
Es springt die Flut, sich empörend,
Hinauf am Königshaus.

Da neigt er sich von der Zinnen,
Matt wie von schwerem Traum.
Da stürzt er sich tief von hinnen,
Tief in den weißen Schaum.

Hin treibt er im Versinken;
Lang sehn man aus dunkler Kern
Die wogende Krone blinken,
Wie einen verlöschenden Stern.

Königshaus.

Siehst du das Schloß, verfallen,
Drin spielt die Mondennacht?
Goldne Wolken drüber wallen,
Wie Träume alter Pracht.

Siehst du die Krone funkeln
Heimlich aus tiefer See?
Stille Wasser drüber dunkeln,
Wie ein entschlafnes Weh.

Hier hielt mit frevlem Muthe
Den Zepter des Königs Hand,
Wie eine eiserne Ruthe,
Ueber das weite Land.

Und einsmals auf dem hohen
Thurm hielt der König Wacht,
Da sah er Feuer lohen,
Blutige, durch die Nacht.

Und einsmals im Gemache
Hielt der König Rast,
Da hörte er mit Gekrache
Stürzen den Palast.

Es kam das Volk geschossen
Wie der schwarze Sturm daher,
Es kam das Volk ergossen
Als wie das wilde Meer.

Wie bist du vor dem Volke,
Du stolzer König, so klein!
Du bittest die Wetterwolke-
Vergebens um Sonnenschein.

Nichts kann dich mehr erretten:
Deine Krone wiegt viel zu schwer,
Du führst zu viele Ketten,
Du mußt versinken im Meer.

Und all die hohen Zinnen
Sind bald der Erde gleich;
Die Nesseln drüber spinnen,
Die Sagen über das Reich.

Jetzt gehn in deinen Hallen
Die Winde ein und aus —
So kannst du mir gefallen,
Du stolzes Königshaus!

Der Reiter.

Es reitet ein Reiter vor Liebchens Haus
Und bläst in sein Horn — Trarah!
Feins Liebchen, so schau' doch zum Fenster heraus,
Dein Schatz ist ja wieder da —
Trarah!
Dein Schatz ist ja wieder da.

Was ist denn da oben für Saus und für Braus
Mit Sang und mit Klang? — Trarah!
Feins Liebchen hält ja heut Hochzeitschmaus,
Viel lustige Gäste sind da —
Trarah!
Viel lustige Gäste sind da.

Ein lustiger Gast, und das bin ich nicht,
Doch blas' ich ein Lied — Trarah!
— Schöne Braut, wie wird so bleich dein Gesicht!
Deine Augen, die weinen ja —
Trarah!
Deine Augen die weinen ja

Schöne Braut, wie klopft dein Herz so sehr,
Wenn das Horn erklingt — Trarah!
Schöne Braut, wie wird dein Haupt so schwer!
Deine Augen, die schließen sich ja —
Trarah!
Deine Augen, die schließen sich ja.

Und vom Stuhle sinket die bleiche Braut;
Wie tönet das Horn — Trarah!
Wie zum Gericht, so gewaltig und laut —
Horch' ferner und ferner verhallt's — Trarah! —
Trarah!
Den Reiter kein Auge mehr sah.

Der Kranz.

Es wollt' ein Mägdlein gehn zum Tanz,
Da gieng ſie erſt zum Walde,
Zu pflücken einen Roſenkranz:
Eine Roſe fand ſie balde.

„Ach' Roſe lieb in deinem Glanz,
Wie muß ich dich bedauern;
Deine Blümlein pflück' ich mir zum Kranz,
Das ſtehſt du wol mit Trauern."

„Und nimmſt du mir die Blümlein ganz,
So blüh' ich wol bald wieder;
Verliert ein Mägdlein ihren Kranz,
Den findt ſie nimmer wieder.

Der fromme Mann.

Es war einmal ein junges Blut,
Das liebte treu und wohlgemuth,
Und hat zu leben froh gewußt,
Bis es am Ende sterben mußt'.

Und als es kam zur Himmelsthür,
Da trat Herr Petrus brummend für:
„Du warst auf Erden selig schon",
Sprach er, „und hast dahin den Lohn."

Das hört der Herr im Himmel sein,
Der rief: „mein Sohn tritt nur herein:'
Wer schon auf Erden selig war,
Das ist ein frommer Mann fürwahr."

Die Weibertreu.

An Justinus Kerner.

In des Schwabenlandes Gauen,
Aus der Auen lichtem Glanze
Steiget frei ein schöner Berg,
In der Reben duft'gem Kranze.

Gleichwie eine Mauerkrone
Auf dem Haupte, trägt er oben
Einer Burg versunkne Pracht,
Von Akazien überwoben.

Und ein Thurm, der viel gesehn,
Schauet stumm und kahl hernieder;
Aber nächtlich um ihn her
Säuseln dumpfe Heldenlieder.

Seufzer ziehn und Harfentöne
Dort, wie irrende Gedanken,
Daß im Mondlicht die erschrocknen
Zweige auf und nieder schwanken.

Doch alljährlich kehrt die Nacht,
Wo die Burg ſich neu belebet,
Wo der längſt verſunknen Gruft
Manches Heldenbild entſchwebet.

Wo die Mauern, wo die Thürme
Kühn ſich in die Wolken bauen
Und in ihrer alten Pracht
In das Thal hernieterſchauen.

Wo die Frauen, von Liebe ſtark,
Um's gewölbte Thor ſich ſchaaren,
Und mit ihrer theuern Laſt
Ziehn die Burg hinab in Paaren.

Und am Fuß der Weibertreu
Steht ein Haus auf grünen Matten:
Wie ein Kind in Schutzgeiſts Hut,
Ruht es in des Berges Schatten.

Noch ein Thurm aus alter Zeit
In des Hauſes Garten ſtehet,
Draus gar manches duft'ge Lied
Grüßend zur Ruine wehet.

Und die Geister ziehn herab,
Hören wohlbekannte Klänge,
Wie aus ihrer Jugendzeit
Längstverklungne Minnesänge.

Leise tanzen sie um's Haus,
Grüßend ihren biedern Dichter,
Ihren alten Geisterfreund,
Bis verglühn der Sterne Lichter.

Horch! schon hat der Hahn gekräht,
Und die Morgenlüfte wehen;
Da zerstäubt der leichte Schwarm,
Den nur Sonntagskinder sehen.

La belle poule.

Majeſtätiſch zog die Henne durch die Meernacht, ihre Maſte
Trug ſie ſtolz, als ob ſie wüßte, wer in ihrem Schooße raſte.

Und die Wellen klopften ſchüchtern an das Schiff, mit leiſer Klage;
Denn Napoleon, der Kaiſer, lag darin im Sarkophage.

Von dem Felſen, wo er oftmals heimwärts ſah voll Klaggeberde,
Wird er jezt hinweggetragen, todt, zur heimatlichen Erde.

Alle Todtenkerzen löſchen plözlich aus zur zwölften Stunde,
Alle Wächter ſinken plözlich ſchlummernd nieder in der Runde.

Und der Wind hält an den Athem, Welle flüstert leiser,
leiser —
Von dem Sarge springt der Deckel, langsam steigt empor
der Kaiser.

Aufrecht, mit gekreuzten Armen, steht er da, wie einst
im Streite;
Noch den Adler auf dem Busen, noch das Schlachtschwert
an der Seite.

Und sein Schwert, das lang geschlummert, schwingt er in
dem Glanz der Sterne,
Daß ein helles Wetterleuchten hinfährt durch des Himmels
Ferne.

Hin, wo seine Tapfern schlafen, blitzt der Schwertschein
durch die Lüfte,
Und die Donner fliegen dröhnend durch der tiefsten
Gräber Klüfte.

Die da schlafen in der Wüste an der Pyramiden
Fuße,
Scharren sich aus gelbem Sande bei des Kaisers Don-
nergruße.

Die der ſchwarze Schlund der Alpen einſt beim Übergang
verſchlungen,
Heben die zerſchellten Schädel, wie der Schein hinab
gedrungen.

Die in kalter Nacht auf Rußlands Feld die Heimkehr
einſt verſchliefen,
Brechen aus geſprengtem Eiſe, wühlen ſich aus ſchnee'gen
Tiefen.

Die in Deutſchlands Saatgefilde bei der Völkerſchlacht
verſunken,
Steigen aus verſchwundnen Gräbern, noch vom langen
Traume trunken,

Die vom Meergeſang umrauſchten, die zerſchlug die wilde
Brandung,
Tauchen aus der Flut und ſtehen aufrecht an des Schiffes
Wandung.

Lautlos harrt der Kaiſer, um ihn ſchaaren ſich die
Legionen;
Gleichwie Wetterwolken fliegen ſie herbei aus allen
Zonen.

Welch' ein Blitzen, welch' ein Sausen! wie ſie kommen, wie ſie wallen!
Wie ſich alle Trommeln rühren! wie die Hörner laut erſchallen!

Wie auf bleichen Lippen drohend noch die dunkeln Bärte wehen!
Wie aus tiefen Augenhöhlen glühe Augen funkelnd ſehen!

Unabſehbar in die Ferne, gleichwie Nebel auf dem Meere,
Dehnen ſich die luft'gen Reuter, dehnen ſich die ſtummen Heere.

Jezt ein Zug in Leichenhemden naht in feierlichem Schritte —
Invaliden, ihres Domes Schlüſſel ſchwanken in der Mitte.

Wie die Grabesſchlüſſel nahen, und die Sterne Ein Uhr zeigen,
Schließt der Sarg ſich, und die Wächter fahren aus dem tiefen Schweigen.

Nur die Meereslüfte ziehen; doch Matrosen wollen leben,
Daß am fernsten Morgenhimmel noch zerfezte Fahnen wehen.

Gilbert's leztes Lied.

Im Spitale auf dem Lager Gilbert liegt, der edle Sänger;
Wahnſinn hat ſein Haupt umfangen, ſein Geſang ertönt nicht länger.

Neid und Scheelſucht hat die Blume ſeines Buſens ihm zerſtücket,
Und das arme, kalte Leben hat ſein warmes Herz erdrücket.

Wollte über'm Leben kreiſen auf den Schwingen ſeiner Lieder,
Und da faßten ihn die Stürme, warfen ihn zur Erde nieder.

Armer Gilbert! Biedrer, Treuer! mit dem Herzen voll und helle,
Konnten ſo die Menſchen trüben deiner Seele klare Quelle?

Haſt zum Thron der Ewigſchönen liebeglühend aufgeſchauet —
Iſt kein Balſam, ſchmerzenkühlend, in dein Herz herabgethauet?

— Das Geſicht, das frühverwelkte, drückt er in die Kiſſen nieder,
Und des Wahnſinns Gluten zucken durch die grameserſtarrten Glieder.

Und der Tod, der blaſſe, ſchwebet ſchon ob ſeinem Angeſichte,
Sieh'! da wird es plötzlich helle, wie von überird'ſchem Lichte.

Eh' der Lampe Schein verlöſchet, flammt ſie auf zum letztenmale,
Und die Sonne gießt beim Scheiden Purpurglut auf Berg und Thale.

Eh' im Tod des Schwanes Schwingen brechen, hört man lieblich ſingen,
Und die Saiten klingen helle, wenn ſie von der Laute ſpringen

Gilbert fühlt ſchon, wie's ihn leiſe zu der Sänger-
heimat hebet,
Und er ſingt, und mit den Tönen ſeine Seele ſanft
entſchwebet:

„Gott, in deinen Schooß ergießet ſich mein Leben linder,
linder —
Ja! die Armen, die Verfolgten, ſie ſind alle deine
Kinder.

Stirb! — ſo ſprachen meine Feinde, wie dein Ruhm,
den Niemand ſchütze.
Doch der Herr rief, da ich weinte: ſieh, ihr Haß ſei
deine Stütze!

Gott! an meinem Sarge wachen wirſt du, meine
Neider ſchrecken,
Die Gerechtigkeit der Nachwelt für den todten Sänger
wecken! —

Zu des Lebens Gaſtmahl ſetzte ich mich eines Tages
nieder,
Als ein trüber Gaſt der Schmerzen; ungelabt enteil'
ich wieder.

Und zum Grab, zu dem ich wandre rastlos, wie die Wellen fließen,
Ach! wird Niemand, Niemand kommen, und mit Thränen es begießen!

Reiche Erde! schöner Himmel! hohe Wälder! stille Thale!
O Natur, du wundervolle! sei-gegrüßt zum lezten-male!

Möge deine heil'ge Schönheit vielen Freunden lange scheinen,
Die bei meinem lezten Gruße keine Abschiedsthränen weinen!

Mögen sie in Frieden sterben, ihnen Abschiedsthränen fließen!
Mögen ihnen Freundeshände sanft die müden Augen schließen!"

Huß.

Als der Huß, der edle Böhme,
Mußt' zum Feuertode gehen,
Liefen alle guten Christen,
Wollten ihn verbrennen sehen.
Und die frommen Pfaffen quälten
Ihn auf seinem letzten Gange;
Aber Huß bestieg die Scheiter
Festen Schritts, ihm ward nicht bange.

Noch einmal der großen, klaren
Welt sah er in's Angesichte,
Labte noch sein kerkermüdes
Auge an dem heil'gen Lichte.
Als er sah in's Ewighelle,
Schon umzuckt vom rothen Strahle,
Brach aus ihm des Strebens Flamme
Also noch zum letztenmale:

„Muß dieß Herz in Asche sinken,
Trieb es tausend junge Ranken;
Mag dieß Hirn im Wind verlodern,
Nicht verbrennen die Gedanken!
Wenn ihr das Gefäß zerschlagen,
Wird der Geist von dannen sausen,
Fessellos, auf Flammenzangen,
Durch die Welt im Sturme brausen.

Meine Asche, ausgestreuet
In die Luft nach allen Enden,
Wird, ein Saatkorn, niederfallen,
Tausendfältig Keime senden.
Mögt ihr blinden Blender meine
Lehre nur mit Feuer taufen!
Neuverjüngt, ein Phönix, steigt die
Wahrheit aus dem Scheiterhaufen.

Eine Gans wol mögt ihr braten,
Die euch heut' in's Netz gegangen;
Doch ein Schwan nach hundert Jahren
Kommt, den werdet ihr nicht fangen.
Der wird in gewalt'gen Tönen —
Doch kein Schwanenlied — euch singen;
Und dem werdet ihr vergebens
Federn raufen aus den Schwingen.—

Und es kam, wie er versprochen,
Wie der Schwan herangeschwommen,
Hat den Pfeilen und den Krallen
Er die halbe Welt genommen.
Viel noch mancher starke Vogel
Kreist um der Erde Zinnen —
Blitz, so Gott will! Einer kommen,
Und uns nach den Nest gewinnen.

Die Frau von Altdorf.

Zu Altdorf war ein stolzes Weib,
In Sammet gieng ihr schöner Leib;
Sie saß im hohen Saale,
Und Becherklang und Jubelruf,
Die wälzten sich zu Thale.

Doch horch! wer pocht und klopft am Thor?
Die Frau von Altdorf trat hervor:
„Wer hat mich angerufen?“
Drei Kinder und ein Bettelweib
Die harrten auf den Stufen.

„Brod meinen Kindern!“ — „Weg die Brut!
Ha! muß ob euch ein adlich Blut
Vom Fest herniedersteigen?
Wer keine Kinder nähren kann,
Der muß auch keine zeugen!“

„Ihr Reichen, ihr habt von der Welt
Genommen, was euch wohlgefällt,
Was ist's, das uns noch bliebe,
Wenn nicht das bischen Sonnenlicht,
Wenn nicht das bischen Liebe?

Da nimm noch meinen Fluch und geh'!
Zwölf Kinder soll mit Ach und Weh
Dein stolzer Leib gebären,
Und dennoch selbst du Mutterlust
In Ewigkeit entbehren!“

Die Frau von Altdorf gieng mit Hohn,
Doch ach! im Schloße fühlt sie schon
Geheimnißvolle Schmerzen,
Und junges Leben sprosst und quillt
Ihr mächtig unter'm Herzen.

Da lag sie nun in Weh und Pein;
Schon ist aus ihres Leibes Schrein
Ein weinend Kind genommen;
Doch Kind um Kindlein ringt sich los,
Bis zwölf zur Welt gekommen.

Da trat der Burgherr wild herein:
„Kehrt so bei mir der Segen ein?
Sechs Mägdlein und sechs Knaben?
Ha! treulos Weib! — da nehmt die Brut
Und werft sie in den Graben!“

Was ringst du nun die Hände wund?
Was schaust du weinend in den Grund
Mit aufgelösten Haaren?
Hast du nun Mutterlust und Qual,
Du Stolze, selbst erfahren?

Und fortan klagt sie den Verlust:
„O Mutterweh, o Mutterlust!
Du willst nicht von mir weichen;
Dich gab Natur dem Weib in's Herz,
Dem armen, wie dem reichen.“

Der beste Schütze.

Der beste Schütze, den ich weiß,
Das ist der Wilhelm Tell.
Wie schlug sein Herz so kühn und heiß!
Wie traf sein Pfeil so schnell!

In hoher Luft den Weih im Blau,
Das war ihm Kinderspiel.
Doch seinem Pfeile bald genug
Fand er ein höher Ziel.

Als schwer bedrängt sein Vaterland,
Ging er auf andrer Spur;
Da legte er auf's Herz die Hand,
That einen heil'gen Schwur.

Wer fürchtet uns, der nicht vom Berg?
Vogt, edles Wild, herbei!
Hei! wackrer Schütz, den Pfeil in's Herz!
Das Vaterland ist frei!

Wie glühn die Alpen einmal so heiß,
Von ew'ger Freiheit hell! —
Der beste Schütze, den ich weiß,
Das ist der Wilhelm Tell.

Barbarossa.

Zu Kaiser Barbarossa
Der Todesbote trat:
„Steigt, hoher Herr, vom Rosse,
Die letzte Stunde naht.
Ihr müßt von dannen fahren,
Der lange Kampf ist aus;
Dort winkt euch schon im Klaren
Das ew'ge Himmelshaus!“ –

Da sprach in lichtem Zorne
Der Kaiser: „Wie, Kumpan!
Mit deinem Jägerhorne
Rufst du den Jäger an?
Ich pirsche auf die Raben,
Ich und mein ganz Geschlecht;
Die Jagd soll manchem Schwaben
Wol noch [illegible] Blut und Rache

Drum will ich Nichts mehr wissen
Vom Himmel bis zur Erd,
Da bete zu Gott geflissen
Der langen Ruhe ich;
Damit ich auch noch schaue
Den schönen, [illegible] Tag
Und dann auf deutscher Aue
Noch thue einen Schlag!“ –

Da sprach der Tod: „Ich kenne
Dich in dem alten Berg,
Da, in kristallner Wonne,
Harr' auf dein letztes Werk.
Und wirbelt einst der Rabe
Nicht mehr auf deutschem Baum,
Dann fahr', du alter Knabe,
Empor aus deinem Traum!“ –

Und am Kyffhäuser Berge,
Da klopft der Kaiser an,
Da wird von dem Gezwerge
Ihm hurtig aufgethan.
Er legt am Tisch sich nieder
Den blanken Marmelstein;
Er senkt die Augenlider
Und schlummert stille ein.

Das Schwert hat er umschlungen,
Es ruht sein träumend Haupt:
Ein Eichenlaub hat durchdrungen
Den Grund und ihn umlaubt;
Ein Mantel deckt die Glieder;
Es wallt mit Feuerschein
Sein langer Bart hernieder,
Wächst durch den Marmelstein.

Der kleine Zwergenhaufe,
Der hämmert um ihn her
An manchem Schwertesknaufe
Und schöner Rüstung mehr;
Schmückt sie mit lichtem Funkel
Von Gold und Edelstein:
Das gibt in Berges Dunkel
Gar hellen, klaren Schein.

So ist wol ein Jahrhundert
Der Herr und Ringer kamm,
Dann wacht er ganz verwundert
Vom Aug' den langen Traum
Und spricht zu einem Knaben:
„Schau' von des Berges Rand,
Ob noch die Rabenraben
Fliegen im deutschen Land?"

Und bei des Zwergen Kunde,
Da ballt er grimm die Faust:
„Wie manche lange Stunde
Hab' ich hier schon verbannt!
Wann aus den Zauberbanden
Fahr' ich empor den Schacht?
Will's denn in meinen Landen
Wol ewig bleiben Nacht?“

Alsdann die Stirne neigend,
Steigt er sich auf den Stein
Und blinzet wieder schweigend
Und nicket wieder ein,
Und hört im Traum das Klopfen
Wol ein Jahrhundert lang,
Wenn die Minuten tropfen
Vom Fels mit dumpfem Klang.

Da ist der Kaiser wieder
In jüngster Zeit erwacht;
Er reckt die Riesenglieder,
Daß seine Höhle kracht
Und spricht zu seinem Zwerge:
„Geh' hin zu dieser Frist
Weit über Thal und Berge,
Schau', welche Zeit es ist!“

Da kommt der Zwerg mit Zittern:
„Herr, laßt mich stille sein!
Ich will euch nicht verbittern
Des langen Harrens Pein.“
„So sprich!“ — „Ach, Herr, die Raben'
— Die Zeitung ist nicht gut —
Die fliegen noch und haben
Gar wieder junge Brut!“

Man darf nicht Alles melden,
Was da des Zwergleins weiß,
Doch ward dem alten Helden
Ob all der Kunde heiß.
Im Zorn hat er zerrissen
Den Bart wol aus dem Stein:
„Ich will nicht weiter wissen,
Verfluchter Zwerg, halt ein!

Wie lange soll ich harren
An dem verwunschnen Ort?
Da holt euch einen Narren,
Zu hüten den deutschen Hort!
Trotz Schlafen und trotz Träumen
Wird mir zu lang die Zeit;
Da könnt' ich noch versäumen
Die ew'ge Seligkeit —

Da wirft er aus den Händen
Den Mantel, der zerfetzt;
Das Schwert fällt von den Lenden,
Die Krone fällt vom Haupt.
Dann fährt er auf dem Berge
Gen Himmel, daß es kracht;
Es heulen nach die Zwerge
Ihm nach aus tiefem Schacht.

Die Deutschen aber harren
Noch immer ernst und still,
Ob sich am Berg mit Knarren
Das Thor nicht öffnen will.
Sie harren Tag' um Tage
Bei auf den rechten Schlag
Und harren ohne Klage
Bis an den jüngsten Tag.

Karl Drang.

Fragment.

Karl Traug.

Wohnzimmer.

Karl. Vater. Mutter.

Vater.

Schon lange sah ich diese Stunde kommen,
Die eines Vaters Hoffnungen zerknickt,
Und eines Sohnes Zukunft untergräbt;
Vergeblich war mein Rath, umsonst mein Kampf.
Und unaufhaltsam tritt sie nun herein.
Glaubst du, die ernste Lehre eines Lebens
Und die Erfahrung vieler Jahre sie
Mit deines Mundes Hauch hinwegzublasen?
Glaubst du im süßen Traum der Poesie
Ganz ohne Schwere über diesen Grund
Der Wirklichkeit, der Alles niederzieht,
Dahinzuschweben, daß du festen Boden
Verlassen willst und sichres Glück verscherzen?
Aus dem Gesichte deines Vaters gehen,
Um von dem Wahne deines Hirns zu träumen?

Karl.

Heißt so der Durst nach Übung meiner Kräfte,
Nach Bildung und Erweiterung meiner Triebe?
Heißt so die Dichtkunst, so die Wissenschaft?

Pater.

Ich weiß, was reiches Wissen schafft, und weiß,
Daß deine Wissenschaft Nichts weiß noch schafft.
Welch schlimme Sonne hat mit giftigem Strahl
Mir doch aus meinem keimgesunden Samen
Dich kranke Zeitpflanze ausgebrütet?

Karl.

Dieselbe, die im Feld die Ähre reift
Und auf dem Berg die junge Traube zieht:
Damit der Ähre Mark den Leib ernähre,
Der Traube Wein des Menschen Herz erfreu'.

Pater.

Viel kann man dich dem Traubensaft vergleichen,
Doch nicht dem edeln Wein, der still und klar
Im Keller ruht, dem vollen Moste nur,
Der an des Gärens wilden Banden tobt.

Karl.

Der wilde Most gibt nicht den schlechten Wein

Mutter.

O wird, mein Sohn! ein treugemeintes Wort
Den starren Sinn dir nie zum Besten wenden?
O willst du immer nur dir selber folgen
Und nie der Freunde Warnungsstimme hören?

Karl.

Weh dem! der Andrem als sich selber folgt.

Mutter.

Wohl dem! der klugen Rath nicht stolz verschmäht.

Karl.

Du willst mir rathen, Mutter? Kannst du es?
Du kennst ihn nicht, der Seele heißen Drang,
Der Erd' und Himmel an den Busen reißt,
An einen Busen, ach! zu schwach doch oft,
Das ganze All, das eigne Selbst zu tragen!

Mutter.

Drum trage Jeder, was er tragen kann.

Karl.

Wer Lasten scheut, wird sie nie tragen lernen.

Mutter.

Wohl dem! der keine Last zu tragen hat.

Karl

Die uns am ſchwerſten auf den Schultern liegt,
Das iſt die Laſt, die man nicht tragen darf.

Mutter.

Mein Sohn! das Leben iſt ein ſchwerer Kampf,
Wirf Laſten ab ſoviel du immer kannſt.

Karl.

Das ſprichſt du wahr, das Leben iſt ein Kampf,
Und wär's kein Kampf, ſo wär' es auch kein Leben.
Wohl dem! der rüſtig kämpfen kann und mag.
Er lebt allein ein tauſendfaches Leben.
Im Kampf allein, da ſpürt der Mann die Kraft;
Da iſt mir wohl, wenn alle Elemente
Des Lebens ſich, landdonnernd, um mich wälzen,
Und dann die Bruſt, ſturmſpaltend, vorwärts bringt.
Das Leben iſt ein Schwimmen durch den Strom.
Sieh', wenn ich ſchwimme, wie iſt mir ſo wohl,
Daß ich mich halte mit der Arme Kraft
Und Herr bin über's tück'ſche Element;
Daß ſich die Wellen ſchmiegen wol und kräuſeln
Um Bruſt und Nacken, ihnen hingegeben,
Doch keine mich zur Tiefe ziehen kann.

Mutter.

Wie Manchen zog's ſchon in die dunkle Tiefe'

Karl.

Viel beſſer iſt's, im Strome untergehn,
Als ewig lechzend an den Ufern ſtehn.

Mutter.

Auch ſtilles Wirken probt die Kraft, das Glück
Wächſt nicht allein am Rande der Gefahr.
Das Menſchenherz iſt wie ein Vögelein:
So weit es auch hinausfliegt in die Welt,
Zum Neſte kehrt es allezeit zurück.
Vom Kampfe fern in ſtillerem Verſteck
Im Buſen ſich die eigne Welt erbaun,
Das iſt das dauerndſte, das ſchönſte Glück.

Karl.

So denkt das Weib, die, was das Leben beut,
Hineinſtellt in des Buſens ſtill Gemach
Und, ordnend, es als Hausfrau überwaltet.
Der Mann denkt anders, der, was in ihm gährt
Und keimt, was Leben und Geſtaltung will,
Hinausſtellt in die weite, freie Welt,
Daß er es wachſen ſehe unter'm Himmel. —
Ich kann nicht leben, nur um am Gewebe
Der Tage wie ein Sclave fortzuſpinnen,
Den Docht zu tränken, daß die Lampe brenne
Soll ich die tauſend Kräfte meiner Bruſt
Nur nach dem einen, armen Punkte wenden?

Und soll ich allgeborner, freier Mensch
Ein Uhrwerk sein, darin der ew'ge Geist
Als Räder nur des Werkes Räder treibt?
Mit einem Wort, so kann es nimmer bleiben!
Von Tag zu Tag in todten Zahlen wühlen,
Im schwanken Netze der Berechnung bangen —
Das Herz verschrumpft mir noch zu Pergament!

Vater.

Emporgewachsen unter milder Sonne,
Von keines Mangels Schwere je gedrückt,
Nimmst du, o Jüngling! noch das Leben leicht
Und siehst verächtlich nieder auf die Quelle,
Die bisher dich ernährte und erhielt.
Das Leben ist ein strenger, ernster Gott,
Der nicht von Knaben mit sich spielen läßt;
Des Lebens helle Seite kennst du nur —
Du junger Thor, lern' nicht die dunkle kennen!

Karl.

Das Gegentheil! Im Dunkel weilte ich,
Und nach der Helle drängt die Seele mir
Was gibt es dunklers, als die Nacht, in der
Den Geist, den freien, ihr zu leben zwingt?
Euer großes Stichwort heißt: „nur Eins ist Noth!"
Und auf dieß Eine reimt sich immer: „Brod!"

Das Herz im Leibe möchte mir zerſpringen,
Seh' ich die Tauſend an und aber Tauſend,
Die über dieſe ſchöne Erde gehn,
Hoch über'm Haupt das unermeſſne All,
Und die nicht wiſſen, daß ſie Menſchen ſind,
Und denen ſo ein großes Menſchenleben
In unbewußter Dumpfheit weiter fließt.

Vater.

Erkenne erſt des Mannes rechten Werth,
Der, eines Kreiſes feſter Mittelpunkt,
Mit kluger Hand die Fäden hält und leitet,
Die, weitverſchlungen, ſich durch's Leben ziehn;
Der ſteten Sinns das Wohl der Seinen fördert,
Die ſicher auf ihn, wie auf Felſen baun.
Solch Wirken geht auf feſtem Grunde hin
Und lohnt mit feſten, lebenswarmen Gütern
Und nicht, wie Mündienſt, mit Schaum und Dunſt.
Da kommt der Segen ſtromweis hergefloſſen,
Es füllen ſich der Kammern weite Räume,
Von Wohlbehagen glänzt das ganze Haus,
Und wo man hinſieht, blickt Zufriedenheit
Mit rothen Wangen, lächelnd, uns in's Aug'.
Hier leg' den Witz an, den Natur dir gab,
Als ſichres Kapital, das Zinſen trägt.

Was hilft es, wenn du ihn als Licht verbrennſt,
Bei dem du nur dein Elend ſehen kannſt?

Karl.

Dieß iſt die lichte Seite, die du zeigſt,
Die Schattenſeite kenn' ich nur zu wohl.
Hier iſt die Rede davon nicht, die Zwecke
Der Menſchheit zu erkennen und zu fördern;
Die eignen nur darf man im Auge halten,
Um allen Vortheil, irgendwie erſpäht,
Mit ſchneller Gier auf ſich hereinzuraffen.
Da kennt das Leben keinen andern Zweck,
Als ein Geſchäft zu gründen, recht ergiebig,
Es zu erweitern dann und großzumäſten
Mit eines Menſchenlebens ganzer Kraft.
Von Herzen achten will ich ja den Mann,
Der ſelbſt den niedrigſten Beruf mit Sinn,
Mit Lieb' und Luſt zum Wohl der Seinen treibt;
Nur wollt' nicht, daß ich, was ich nicht verachte,
So achten ſoll, daß ich mein ganzes Leben,
Mein ganzes Thun und Denken drein verſenke,
Denn anders iſt die Seele mir geſchaffen:
Nach weitern Kreiſen reiner Thätigkeit
Drängt mich der Geiſt — ihm folg' ich, denn ich muß.

Vater.

O dann erſt, wenn das Nöth'ge dir gebricht,
Wenn an den kleinen, eigenſinn'gen Mangel
Dein Hirn du wie an eine Mauer ſtöß'ſt,
Die dich das Große zu vollbringen hindert —
Dann wirſt du ſehn, welch köſtlicher Beſitz
Es iſt um Hab und Gut, um Haus und Hof,
Und wie am Kleinſten kann das Größte ſcheitern.

Karl.

Was kann man Großes von dem Manne hoffen,
Der in der Bruſt der Kräfte Regung ſpürt,
Nur wie die Raup' in banger Thätigkeit
Das ſeidene Gehäuſe ſich zu ſpinnen?
Wie eckelt mich doch all dieß Streben an
Nach einer Geltung in dem engen Kreiſe,
In dem ſich Jeder wie ein Zeiger dreht;
Nach Würdenſtand und feilen Ehrenzeichen;
Nach all den Flittern kind'ſcher Eitelkeit,
Die eines Menſchen Buſen füllen ſollen —
Die Menſchenbruſt, den tiefen, heil'gen See,
In dem des Himmels hoher Dom ſich ſpiegelt,
Die Sterne all ihr funkelnd Antlitz baden,
Aus dem das ganze Weltall wiederblaut.

Vater.

Geist kann man auch, Verstand und Wissen zeigen,
Wenn man in des Berufes enger Grenze,
Mit klarem Auge und mit sichrem Griff
Den rechten Augenblick am Schopfe fasst,
Und so zum Herrn der falschen Zeit sich macht.
Da bleiben Ruhm und Ehre auch nicht aus,
Da kann man fördern was man liebt, und weit
Und weiter dehnet sich des Wirkens Kreis.

Karl.

Was kann der arme Mensch, der Kleingeborne,
Der dunkle Tage im Verborgnen spinnt,
Was kann er thun mit seinen kurzen Armen,
Wenn er sie noch so übermächtig reckt?
Klein bleibt der Theil, der von dem Schicksal ihm
Am großen Werk der Menschheit zugetheilt ist;
Drum wem der Mensch im Busen recht erwachte,
Daß er sein Leben auch als einen Pulsschlag
Im großen, ew'gen Kreislauf klopfen spürt,
Der greift nicht nach der armen, kleinen That,
Wie sie dem Armen, Kleinen offen steht —
Ihm ist des Geistes weites Reich geöffnet,
Wo keine Schranke vorgeschoben ist.
Das Licht selbst ist so schnell nicht und so frei,
Als der Gedanke, der schnellsegelnde,

Der, gleich dem Geiste Gottes über'm Waſſer,
Hoch über Allem, was zum Staube kehrt,
In ew'ger Fülle unzerſtörbar ſchwebt.
Hier iſt die Werkſtatt, drin ich ſchaffen will,
Und hier der Acker, den ich bauen werde;
Der Früchte edelſte gebiert ſein Schooß,
Die Tauſend nähren und nicht minder werden,
Die ſich vermehren, wenn man ſie genießt.

Vater.

Die Tauſend nähren, und dich ſelber nicht.

Karl.

Ich habe ein genügſam Herz, das nicht
Nach Freuden ſtrebt, die man mit Gold erkauft.
Wer nur nach Reichthum ſtrebt, der darbt gewiß,
Denn größer als Erwerben iſt die Kunſt,
Erworbnes zu genießen; dazu braucht
Man einen Sinn, der an der Bruſt der Welt
Geſäuget worden iſt und großgezogen,
Und nicht in Banken des Erwerbs erſtarrte.
Nur der iſt reich, deß Sinn erſchloſſen iſt,
Ein leer Gemüth muß in der Fülle darben.
Ich aber fühle mich ſo reich, daß ich
Des Reichthums nicht bedarf, um reich zu ſein'
Geht nicht die Sonn' ob allen Häuptern auf?

Und ſtreut nicht die Natur die reichſten Schätze
Mit offner Hand auf allen Wegen aus?
Umgibt den Denkenden mit ahnungsſüßem,
Geheimem Schauer nicht ein ew'ges Schaffen,
Ein ew'ges Werden wie ein Freudenfeſt?
Darf er den großen Schatz nicht mitbeſitzen,
Den ſeit Jahrtauſenden die Menſchheit häufte?
Es braucht Nichts als ein offen Menſchenherz,
Das redlich ſtrebt, um froh und reich zu ſein

Mutter.

Wol braucht's, mein Sohn, noch andrer Lebensgüter,
Die den Genuß der Freuden, die du rühmſt,
Uns ſichern müſſen, daß die Sorge nicht
An ihrem zarten Leben ſtündlich nage;
Denn ohne Sicherheit kann kein Beſitz
Dir Freude bringen: wenn die Sorge naht,
Flieht der Genuß, und alle Luſt iſt todt.

Karl.

Nicht ganz möcht' ich die Sorge feindlich nennen.
Was uns das Glück im Schlafe zuwirft, das
Genießen wir im Schlaf und wiſſen's kaum:
Zweifache Freude aber bringt, was wir
Dem Leben keck im Kampfe abgetrotzt.
Und ward dem Manne keine andre Pflicht,

Als dem Genuß den ſichern Port zu bau'n?
Er ſoll ſich als ein Glied des Ganzen fühlen,
Das heil'ge Rechte hat an ſeine Kraft.
Nicht nehmen ſoll er nur, was er vom Leben
Mit Recht zu fordern hat, was er dem Leben
Zu geben ſchuldig iſt, ſoll er auch geben.

Vater.

Das iſt es ja, was ich von dir verlange;
Nicht Worte — Thaten, Thaten will das Leben!

Karl.

Das rechte Wort iſt mehr als eine That,
Aus ihm entſpringen unzählbare Thaten;
Es fällt befruchtend in den Kelch der Zeit,
Daß luſt'ge Triebe aus dem Grunde ſchießen,
Die unſichtbar und ſchlummernd drin gelegen.
Und gibt es Männer die am Einzlen ſchaffen,
Die That im ihnen zugemeſſnen Kreiſe
Zum Ziele führen, muß es andre geben,
Die's Ganze ſuchen und das Einzelne
Zu großen Wirkungen zuſammenfaſſen,
Daß aus dem Ganzen neue Einzelthaten
Entſpringen können. Jeder greift nach dem,
Wozu er Kraft und Neigung in ſich ſpürt;
Der Eine ſorglos nach der ſchlichten That,

Der Andre ſinnend nach dem weitverzweigten,
Umfaſſenden Gedanken. Laſſet mich!
Die inn're Arbeit iſt mein Lebensöl,
Und ohne Dichten oder Denken hörte
Das Leben auf, ein Leben mir zu ſein.

Vater.

Was ſoll aus dieſem Allem endlich werden?

Karl.

Die Zeit ſchlägt mit Poſaunenton an's Ohr
Von Jedem, der ihr Brauſen hören mag.
Am Himmel ſteigt ein neuer Morgen auf
Und überdämmert ſchon die alte Nacht,
Die ſich mit ſcharfem Wehn zu Ende neigt.
Schon weckt der Morgenwind die Freiheit auf,
Und, vorwärts ſchreitend, holt die Menſchheit aus
Zu einem Rieſenſchritte. Manches wankt,
Was felſenfeſt zu ſtehen ſchien, und Manches
Wächst hoch empor, das man gern nieder hielte.
Gar vieles keimt aus Samen, welcher längſt
Vermodert ſchien, und den die treue Erde
Am warmen Buſen liebevoll bewahrte.
Hier gibt es Arbeit für ein Menſchenherz,
Und hier ein würdig Ziel für Menſchenſtreben!
Hier iſt ein Bau, an dem ich helfen will:

Verſunkene Geſchlechter haben, Steine
Auf Steine legend, emſig ihn umwandelt,
Jahrtauſende gethürmt, und ewig wächst
Er in die Wolken fort, und jeder Stein
Iſt eine ſchöne, große Menſchenſeele.

Vater.

Solch überſpannte Dinge klingen prächtig
In Büchern und Romanen, doch im Leben —

Karl.

Ja, überſpannt, ſo heißt ihr Alles, was
Nicht abgeſpannt iſt, Alles, was
Sich löſen will aus eurem alten Gleiſe,
Um frei zu wachſen, wie es Gott gefällt.
Ihr habt den Menſchen ſo verkümmert und
In eures Lebens Formen eingezwängt,
Daß ihr den Menſchen ſelber nicht mehr kennt.
Ihr habt der Seele Kräfte ausgerenkt
Aus allen Fugen, daß ihr ſtaunend ſteht,
Wenn eine Kraft zu wirken ſich beſtrebt,
Wie die Natur, ſie ſchaffend, es begehrte.
Seht dort den Baum, der von des Gärtners Hand
Beſchnitten wird und zugeſtutzt! Welch arme,
Zwerghafte Zwitterkreatur! Seht her!
Das leichte Streben in den duft'gen Raum

Dem Eigenſinn der kind'ſchen Form geopfert!
Starr, ſchattenlos; das Säuſeln und das Wehn
Verſtummte in der Scheere dummem Klappern.
Früh werden ſeine Blätter gelb im Herbſt,
Mit jedem Lenze treibt er ſchwächer aus —
Wozu auch treiben, wenn die blinde Scheere
Die kräftig junge Spitze jeden Triebes,
Die fruchtverkündende, herunterwirft?
Seht dort die Linde auf dem grünen Plan,
An die kein Finger ſchändend je geſtreift!
Seht, wie das aufſteigt frei, nach Herzensluſt'
Wie jeder Trieb, der aus der Tiefe dringt,
Sich in der Höh' am Sonnenlicht entfaltet
In reicher Fülle lebensfroher Blätter;
Wie das ſich ſingend in der Freiheit wiegt,
Vom eignen Dufte trunken und berauſcht! —
Ihr wollt' mich, jenem gleich, zu Schanden ſchneiden?
Frei will ich wachſen wie der Lindenbaum!

(ab.)

Vater.

Da fährt der Knabe hin in ſeinem Trotz.

Mutter.

O ſei nicht ungerecht! Wol iſt es ſchmerzlich,
Wenn ſich das Kind, das wir herangebildet
Und lange als das unſrige betrachtet,

Nun plötzlich loslöst von dem alten Stamme
Und ſeine eignen Kräfte geltend macht.
Doch iſt es auch der klugen Eltern Pflicht,
Im Jüngling die erwachte Kraft zu ehren,
Die wurzeln will in ihrem eignen Grund.

Vater.

Die Mütter ſchützen gern der Kinder Thorheit.

Mutter.

Vergebens hab' auch ich mich angeſtrengt,
Ihn aus der längſtgeſuchten Bahn zu ſcheuchen,
Ihm einen Tropfen meiner Mutterſorgen
In's raſche, heiße Jünglingsblut zu träufeln —
Wozu ihn ferner drängen oder irren?
Ein Jeder ſieht einmal mit ſeinen Augen
Das Leben an, und Jeder ſieht es anders
Und will auf ſeine Weiſe glücklich ſein.
So ging auch er ſchon früh den eignen Weg,
Doch keinen ſchlimmen, einen edlen Sinn,
Ein tief Gemüth hat er uns ſtets bewährt,
Und manche Freude hat ſein reicher Geiſt
Und ſeiner Gaben Fülle uns gebracht.

Vater.

Gefährlich ſind die Gaben, die er hat,
Und haben Manchen, welcher blind, wie er,

Auf ſie vertraute, nur in Noth geführt
Und ſchnöd verlaſſen dann! Die Klugheit iſt
Die erſte Gottesgabe, und wo ſie
Gebricht, gehn alle andern Kräfte auf
In Rauch, wie Geld im Beutel des Verſchwenders.

Mutter.

Komm'! laſſ' die Arbeit, die der Tag verlangt,
Uns ruhig vollenden und das Beſte hoffen:
Wir haben ja das Unſrige gethan.
Nicht kann ich ihn verloren halten, mag
Er auch beginnen, was uns nicht gefällt;
So lang des Menſchen Innres edel iſt,
Kann man ihn ruhig auf allen Wegen ſehn.

Vater.

Wo hört ein Mutterherz zu hoffen auf?

Spaziergang.

Karl Marie

Karl.

Hier unter dieſen Bäumen laſſ' uns ruhn,
Daß dieſe laue, blüthenſchwangre Luft,

Die traulich wie ein Freund in's Ohr uns lispelt,
Vom Herzen jede bange Sorge webe.
Wenn uns des Lebens wirrer Knäuel eng
Die dunkeln Fäden um die Seele spinnt,
Dann nur hinaus! hinaus in Wald und Feld!
Daß wir von all dem Menschentreiben fern,
Herzliche Kinder der Natur uns fühlen.
Da wird uns wieder frei und leicht um's Herz,
Wenn keine Menschensatzung mehr uns quält,
Wir nur im großen Herzen der Natur
Die ewigen Gefühle klopfen spüren,
Die wiederhallen in der eignen Brust.

Marie.

So war mein Herz vor Zeiten auch gestimmt.
Am Bach, der sausend unsre Mühle treibt,
An jener Stelle saß ich Stunden lang,
Wo in dem Wasserbecken, still und tief,
Die grauen Weiden ihre Zweige baden,
Und dann das Wasser, das sich wie ein Tuch,
So sanft und eben zu dem Wehre zieht,
Lautrauschend plötzlich in die Tiefe stürzt.
Wenn ich dort, Alles um mich her vergessend,
So still zufrieden, nur dem Glanz der Perlen,
Die tausendfarbig von dem Wehre stäuben,
Dem Sang der Vögel, dem geheimen Rauschen

Der alten Weiden hingegeben, lauschte —
Da dacht' ich oft, so innerlich vergnügt,
So ohne Schmerz und Angst und wildem Drang
Muß es den Blumen und den Bäumen und
Den Vöglein um mich her zu Muthe sein.

Karl.

Und kannst du nicht mehr so wie damals träumen?

Marie.

O seit ich dich in meinem Busen hege,
Als höchstes Gut, das meine Seele kennt,
Kann ich nicht mehr bewußtlos untersinken
In jenem stillen Schauen der Natur.
Dich seh' ich überall, wohin ich blicke —
Das traute Thal, das sonnenhell sich öffnet,
Durchwandl' ich nur an deiner Hand; die Wege,
Die halbversteckten Dörfer und die weiten
Gebirge macht dein hergezaubert Bild
Allein lebendig; deine süße Nähe
Schwebt über Allem, was sich um mich breitet,
Und in des Waldes Flüstern glaub' ich deiner
Gedanken Hauch zu hören, und das Rauschen
Des Baches bringt mir deiner Liebe Gruß.

Karl.

Nur näher deinem Herzen muß es rücken,
Was so die Liebe weihet und belebt

Marie.

Nur in des Glückes reinen Stunden lebt
Allüberall das Theure uns entgegen;
Doch Liebe darf ja ohne Leid nicht wohnen,
Und drohend strecken rohe Hände nach
Des Herzens theuerstem Besitz sich aus.
Ach! wenn des Lebens Wirrsal mich bedrängt,
Schau' ich umsonst nach Mitgefühl umher
In der Natur, in der belebten Oede.
Sieh', wenn ich auch zum Sterben traurig bin,
Die Sonne scheint so hell, das Wasser rauscht
So froh dahin, das Vöglein hüpft und singt:
Die Freude webt die Blumenkränze fort.
Da ist mir oft, als ob dem Frohen nur
In der Natur ein Herz entgegenschlage.

Karl.

Verlangst du Thränen, poch' an's Menschenherz,
Von der Natur erwarte andern Balsam;
Denn nur der Frohe kann den Trüben heilen,
Der Feste nur dem Schwanken Stütze sein.
Das macht ja die Natur zum großen Arzt
Des kranken Menschenherzens, daß sie so,
In stetem Wirken stets sich selber gleich,
Vom wirren Drang der Leidenschaften fern,
Ein stiller Gott auf ew'gen Bahnen geht,

Die Heiterkeit der innern Schöpferkraft
Wie eine Flamme auf der Stirne tragend.
Selbst wo du Moder und Verderben glaubst,
Bereitet sie nur eine neue Welt,
Und paart die feuersprühnde Wirkungskraft
Mit liebevoller Anmuth, daß selbst um
Das ehrne Zepter der Nothwendigkeit
Sich junges Grün und lust'ge Blumen ranken.
Und über Tod und Leben, Lust und Leid
Spannt sie den alten, goldburchwirkten Himmel
Wie einen weiten Gottessegen aus.

Marie.

Ach! unbekümmert um uns arme Menschen!

Karl.

O wohl dem Menschen! daß dem also ist,
Und er in der Natur den Kompaß hat,
Der sicher stets zum Pol der Wahrheit weist.
Drum kehre ohne Bangen zur Natur,
Und was dir auch das Herz bewegen mag,
Verstehst du nur ihr ewig Walten recht,
Wird sie dir eine milde Freundin sein.
Hier weht der Friedenshauch der Ewigkeit,
Der leicht die Wellen glättet, die der Sturm
Des Augenblicks in unsrer Brust erregte.

Marie.

O könnt' ich doch mit deinen Augen sehen!
Doch sieh', ich bin ein furchtsam, hülflos Weib:
Mich faßt des Augenblickes starke Macht.

Karl.

Der ist nicht hülflos, den die Liebe schützt.

Marie.

Bei dir ist wie ein Traum mein Leid verschwunden.

Karl.

Bin ich auch ferne, bin ich doch bei dir.

Marie.

Nur deine Nähe, die ich fühle, macht
Mich stark genug, den Stürmen Trotz zu bieten,
Die auf mein schwaches Haupt sich niederstürzen,
Wie Geier auf die Taube. Sieh', wenn Eltern,
Geschwister, Freunde, Alles mich bedrängt,
Wenn sie mit milder Liebesrede bald
Und bald mit zorn'gem Drohn mich beugen wollen,
Und Schmach und Hohn auf dein geliebtes Haupt
Mit schlimmen Worten häufen, und ein traurig
Gemälde meiner Zukunft mir entrollen —
Ich wanke nicht; doch wenn sie so das Herz
Mit Weh mir füllten und das Aug' mit Thränen,

Kannst du mir zürnen, wenn ich schaudernd zweifle —
O nicht an dir, und nicht an unsrer Liebe,
Und auch an mir nicht — aber an der Zukunft,
An unserm Glück; und wenn die Hoffnungen,
Die ich im Busen hege, wie ein Zug
Verscheuchter Vögel, fern und ferner flatternd,
Zuletzt im Unermeßlichen verschwinden?

Karl.

Trägst du der Liebe schönen Schutz nicht fest
In deiner Brust? Wer will dir den entreißen?
Liegt nicht die Erde dir zu Füßen, steht
Der Himmel nicht ob deinem Scheitel, gehn
Des Mondes und der Sonne goldne Scheiben
Nicht auf und ab, schaun nicht die guten Sterne,
Die seligen Wandler, segnend aus den Höhen?
Und wandeln so nicht ewige Gefühle
In deinem Busen schaffend auf und nieder?
Und schaust du mir nicht Aug' in Auge — fleigt
Nicht Strahl in Strahl und Seel' in Seele nieder?
Und hängt nicht Mund an Munde heiß? und fliegt
Nicht Herz an Herz? und drängt von Brust zu Brust
Sich nicht der Strom des heißen Lebens, der
Aus seiner Quelle wallend, sprudelnd fließt
Hinüber und herüber und die Seele
Mit ewig reicher Gegenwart erfüllt?

Wer reißt dir aus dem Herzen die Gefühle?
Wer reißt die Sterne aus des Himmels Zelt?

Marie.

O wenn ich dich nur habe, fürcht' ich Nichts,
Und mag die Welt mich schmähen und verdammen,
Was kümmert's mich? — du bist ja meine Welt!

Karl.

Wol kenn' den Haß ich der Erbärmlichen,
Die ihres eignen Lebens Schmutz und Schande
Auf Jeden werfen möchten, welcher nicht
Mit ihnen auf der staub'gen Straße zieht,
Und seinen eignen Weg durch Busch und Wald
Sich kämpfend bahnt zum Gipfel alles Lebens,
Wo er von Höh' zu Höh' mit keckem Fuß
Wegschreitet über die morast'gen Tiefen,
Aus denen mit verbissnem Grimm die Unmacht
Den Koth emporwirft, drin sie zappelnd lebt.

Marie.

Der Menschen Urtheil kann mich nicht beschweren,
Denn meines Herzens Stimme ruft mir laut
Und freudig zu, daß ich nur besser, edler
Geworden bin, seit ich dir angehöre.

Karl.

O laß' nur immer klar und ungetrübt
Des Herzens heil'ge Stimme zu dir sprechen!
Ja, lausch' hinab in deines Busens Grund,
Wo, wie aus tiefem Felsgeklüft der Strahl,
Des Lebens reine Quelle murmelnd springt,
Und horch', wie jeder Pulsschlag deines Herzens,
Durch deines Wesens Bau harmonisch klingend,
Dir wiederholt — wie jede Welle Blutes,
Durch deine Adern rauschend mit Gesang,
Dir wiederholt: daß wir uns lieben, lieben!
Ja, lausch' hinab und schwelg' in dem Gefühle,
Daß diese Liebe göttlich ist, erfüll'
Mit süßer Sicherheit die Brust, dann wird
Der Strudel einer wirren Welt umsonst
An deines Busens feste Wölbung schlagen

Marie.

Wenn deiner Stimme lieber Ton in's Ohr,
Wenn deiner Worte Macht in's Herz mir dringt,
Und deiner Blicke Allgewalt in's Auge,
Dann bin ich wunderbar gestärkt, erhöht,
Und alle Bande fallen von mir ab.
Dann fühl' ich erst die Kraft, die heil'ge, klar,
Die mir ein Gott in meine Seele gab.
Der Reichthum meiner Brust liegt ausgebreitet

Von meinen Augen, und ich fass' es nicht,
Am was ich zweifle, wie ich weinen konnte.

Karl.

O weine nicht um diese Menschen willen!
Sie sind nicht werth, mit ihrer rohen Wuth
Den heil'gen Born der Thränen zu erschließen.
Manch schönen Schmerz trägt uns das reiche Leben,
Den wir mit Thränen feiern mögen, und

Marie.

An deiner Brust wird Wonne jeder Schmerz

Karl.

Hier sollst du ewig ungestöret ruhn.

Marie.

Ach! bis die Menschen mich von dannen reißen

Karl.

Wo ist die Macht im Himmel und auf Erden,
Die das mag trennen, was sich ewig liebt?
Ja! deine Thränen habe ich gezählt
Und deine Schmerzen, und das Maß ist voll.
Sie haben deine Bitten nicht gehört
Und deines Herzens bangen Schrei verspottet,
Verlacht dein Weinen — ihre Zeit ist um!
Das heil'ge Recht der Menschheit, das sie höhnen,

Gewicht warf um Gewicht es in die Schale
Der Liebe, bis die Kindespflicht, machtlos
Gegengewichts, sich frei und ledig sprach.

Marie.

Ich lass' ein Haus, deß Kind ich nicht mehr bin.

Karl.

Bist du nicht mein, ich dein auf ewig, ewig!
Wer will uns hindern, was wir ewig sind,
Noch ganz zu sein? Geschlossen ist der Bund!
Von nun an hast du keinen Vater mehr
Und keine Mutter, Brüder nicht noch Schwestern —
Die alte Heimat ist ein Totenhaus;
Gib Alles hin — ich will dir Alles sein!

Marie.

Nur Eines hat die Welt, das Alles ist,
Und das bist du!

Karl.

Hab' Dank, Marie, für
Dies schöne Wort vertrauensvoller Liebe.
Es macht mich auf dem Wege in die Welt
So stark und muthig, daß ich Allem trotze.

Nicht wünschte ich wol die Zukunft, und
Dich in mein Schicksal fortzureißen, fällt
Mir schwer, doch jenen Händen dich zu lassen,
Ist wol noch schlimmer, als das Schlimmste, was
Uns kommen kann, wenn wir vereinigt sind.

Marie.

Geliebter! ja, an deiner Seite laß mich!
Und was auch kommen mag, ich will es tragen.
O ich bin stark! du sollst es sehn. Wie?
So jauchzt die Seele mir in freud'ger Kraft,
Und Prüfungen möcht' ich vom Schicksal fordern,
Daß ich dir zeigen könnte, wie ich liebe dich!

Karl.

So brich denn sieghaft, wie der Schmetterling,
Aus deiner engen Hülle Nacht hervor.
Wirf die erstorbene Decke ab und spanne
Der jungen Seele farbenhelle Schwingen
In Liebe und Freiheit freudig aus; o möge
Dein Leben schön und leicht wie seines sein!

Marie.

Sei's leicht, sei's schwer — schön wird es sein mit dir.

Karl.

So hab' auch ich aus meinen Herzens Banden,
Aus den verbotnen nicht geriffen, heute
Zerbrach der letzte Ring der langen Kette,
Die der mich Liebe, Dankbarkeit, Gewohnheit
Umwoben hatten, die ich Glied um Glied
Aus meinem Herzen riß. Der Kampf ist aus.
Jetzt sind wir einsam; aber wir sind frei.

Marie.

O glücklich' wer an dem geliebten Herzen
Darf einsam ruhn — ach er ist nicht allein!

Karl.

Ja, entgeistet ist das Herz so arm und einsam
Als wären in der verödeten Welt.

Marie.

Wir glaubt', erst jetzt gehören wir uns recht,
Seitdem wir Niemand mehr als uns gehören;
Daß jetzt erst, glaubt mir, haben wir uns ganz,
Seitdem wir Nichts mehr als uns selber haben.
Verlassen fühlt' ich mich in einer Menge,
Und nun, da wir von aller Welt verlassen,
Von hinnen gehn, fühl' ich mich reich an Freunden

Wie iſt wie dem Gefangnen, welcher plötzlich
Aus dem gefrornen Kerker tritt, und dem
Sich nun die Freundeshand entgegenſtreckt,
Und die Natur tröſtend entgegenwinkt,
Um den die reiche Welt ſich eifrig drängt,
Mit Liebe ihm die Schmerzen zu vergüten.

Karl.

Ja, in uns wohnt, was uns beglücken kann,
Und was wir lieben, bleibt uns ewig treu.
Freundſchaft und Liebe, Hoffnung, Freiheit, all
Die traulichen Gefühle, die uns Freude
Bereiten, führen wir mit uns, und Knechtſchaft,
Verachtung, Haß und Zorn, was Schmerz uns macht,
Das laſſen wir zurück an dieſem Ort.
Der Menſchen ſind wir los, und die Natur,
Die holde Freundin, bleibt zur Seite uns
Auf allen Wegen. Ihre Pforten öffnet
Die Hauptſtadt uns, und feſtlich ziehn wir ein.
Dort fließt der Strom des Lebens breiter hin
Und gehet tiefer; unbeachtet ſchwimmt
Der einzle Kahnmann; ein unendlich Ufer
Gleichlaufend ſich dem Blick, und ernſtem Streben
Iſt dort ergiebiger Boden zugeſagt.
Von hinnen denn! Schon ſinkt die Nacht herab
Und hüllt in ihren Schleier freundlich uns.

Und schnell sind wir bereit — Nichts hält uns mehr'
Wo reckt kein Arm sich aus, uns zu umfangen,
Kein Busen, der sich schmerzlich hebt und senkt,
Beut unserm Haupt ein letztes Ruhekissen,
Auf unserm Munde zuckt kein Abschiedskuß —
Wohl! kein Geleit braucht's! ziehn wir unsre Bahn
Einsam, als wie die ewigen Gestirne.

KARL d. GROSSE.

Die Geschichte

der

deutschen Kaiser.

Ein Volksbuch für Jung und Alt,

mit

19 sorgfältig ausgeführten Holzschnitten

nach den

Gemälden im Römer zu Frankfurt a. M.

> Motto: Die Unparteilichkeit der Geschichte ist nicht nur die des Spiegels, welcher die Gegenstände reflectirt, sondern die des Richters, welcher hört, sieht — urtheilt.
>
> Lamartine.

Stuttgart,
Druck und Verlag von Karl Erhard.
1850.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Vorwort.

Die frühere Heftausgabe dieses Buches erschien Anfangs (im September 1848*) unter dem Namen des Herrn L. Plan, welcher die ersten fünf Bogen geschrieben hat. Als derselbe jedoch wegen seiner Übersiedelung in's Ausland verhindert war, diesem Unternehmen seine fernere Thätigkeit zu widmen, setzten Freunde von ihm das Werk fort. Sollte der Leser vielleicht an einer Stelle spüren, daß die späteren Bearbeiter sich durch die Fortführung einer ihnen ursprünglich nach Plan und Sprachweise fremden Arbeit beengt fühlten, so nehme er es hin als ein Vermächtniß jener gewiß erst im Andenken späterer, leidenschaftsloser Nachkommen ganz gebührend gewürdigten schönen Zeit des ersten jugendlich frischen, wenn auch mitunter noch jugendlich unpraktisch in den Mitteln fehlgreifenden Wiedererwachens eines rein deutschen Nationalgefühls. Daß dieser Geist, der gute, endlich (wenn auch nach manchen schweren Opfern) des Siegs gewisse Genius unseres Vaterlandes lebendig diese Geschichte unseres Volkes durchdringt, wird gewiß kein Unparteiischer verkennen, wie er auch gerechter Weise ge-

gestehen muß, daß, bei der Unmöglichkeit den riesenhaften Stoff auf so eng angemessenem Raume zu bewältigen, doch die Hauptumrisse hier schärfer, wahrer, klarer gezeichnet sind, als in manchem bändereichen, aber vor lauter Rücksichten die „oft bittere Wahrheit“ nicht berücksichtigenden Werke.

Inhalt.

	Seite
nleitung	5
rl der Große. 768–814.	9
dwig der Fromme. 814–840.	40
wig der Deutſche. 840–876.	54
rl der Dicke. 876–887.	62
nulph. 887–899.	64
dwig das Kind. 900–911.	67
nrad I. 911–918.	70
inrich I. 919–936.	73
tto I. 936–973.	80
tto II. 973–983.	93
tto III. 983–1002.	96
inrich II. (der Heilige). 1002–1024.	97
neres Leben zur Zeit der ſächſiſchen Kaiſer	99
nrad II. (der Salier). 1024–1039.	110
inrich III. 1039–1056.	117
inrich IV. Unter Vormundſchaft von 1056–1066. Selbſtſtändig von 1066–1106.	122
inrich V. 1106–1125.	146
thar II. (der Sachſe). 1125–1137.	160
nrad III. (der Hohenſtaufe). 1137–1152.	163
iedrich I. (der Rothbart). 1152–1190.	164
inrich VI. 1190–1197.	168
ilipp von Schwaben und Otto IV. von Sachſen. 1197–1215.	169
iedrich II. 1215–1250.	194
nrad (1250–1254) und Konradin, der letzte Hohenſtaufe († 1268); das Interregnum (bis 1273)	207
neres Leben in der Hohenſtaufenperiode	212
udolph von Habsburg. 1273–1291.	234
dolph von Naſſau und Albrecht von Habsburg (Oeſtreich). 1291–1308.	237
inrich VII. von Luxemburg (Luxemburg). 1308–1313.	241
iedrich von Oeſtreich und Ludwig von Bayern. 1313–1347.	245

	Seite
Karl IV. (Günther von Schwarzburg). 1346–1378.	249
Wenzel. 1378–1400.	254
Ruprecht von der Pfalz. 1400–1410.	257
Siegmund. (Jobst von Mähren.) 1410–1437.	—
Albrecht II. 1438–1439.	265
Friedrich III. 1439–1493.	267
Maximilian I. 1493–1519.	273
Karl V. 1520–1555.	275
Ferdinand I. 1555–1564.	301
Maximilian II. 1564–1576.	303
Rudolph II. 1576–1612.	305
Matthias. 1612–1619.	312
Ferdinand II. 1619–1637.	314
Ferdinand III. 1637–1657.	319
Leopold I. 1658–1705.	334
Joseph I. 1705–1711.	339
Karl VI. 1711–1740.	—
Maria Theresia, 1740–1780 und Franz I. († 1765)	340
Joseph II., Mitregent 1765–1780; alleinige Regierung 1780–1790.	344
Leopold II. 1790–1792.	365
Franz II. 1792–1806.	368

Einleitung.

Nach neueren Forſchungen reichen geſchichtliche Nachrichten über deutſche Stämme in ein weit höheres Alterthum hinüber, als man bisher glaubte. Nicht nur iſt durch die unzerſtörbar fortlebende Urkunde der Sprache, welche um Jahrtauſende über die ſchriftliche Überlieferung hinaufgeht, der Beweis gegeben, daß unſere Urväter dem Ariſchen Geſchlechte angehören, dem auch die Inder, Baktrer, Perſer, Griechen und Römer entſtammt ſind, und daß ſie am Morgen der Tage von dem indiſchen Hochgebirge weſtwärts herüber gewandert ſeyn müſſen, ſondern auch die ſchriftliche Aufzeichnung läßt uns ſchon im fünften Jahrhundert Anfänge einer deutſchen Geſchichte erblicken. Das Verdienſt dieſer Nachweiſung gebührt einem unſerer neueſten Geſchichtſchreiber, J. G. A. Wirth, und der Schlüſſel der Entdeckung beſteht darin, daß ein, bei den alten Schriftſtellern vielfach genanntes Volk, die Geten, eines und daſſelbe iſt mit einem Volke, das ſich in Geſchichte und Sage als einen der deutſchen Hauptſtämme ausgeprägt hat, nämlich mit den Gothen, unter welchem Namen ſie, ohne einen vorhergegangenen Wechſel ihres Wohnſitzes, in den Donauländern bis an das ſchwarze Meer im vierten Jahrhundert auf einmal hervortreten. Es ſind ausdrückliche Zeugniſſe damaliger Autoren vorhanden, daß der Name Geten und Gothen gleichbedeutend ſei. Hiedurch erweitert ſich unſer Blick in die deutſche Urgeſchichte ungemein; denn nach dem Zeugniß Herodots, deſſen Glaubwürdigkeit die neuſten Forſchungen allſeitig in das ſchlagendſte Licht ſtellen, waren die Geten ein Stamm des weitverbreiteten Volkes der Thrakier, das von dem heutigen Konſtantinopel bis in das heutige Serbien herein wohnte, wo es an einen andern, ebenfalls verwandten Stamm, die Daker, ſtieß. Es kann kaum ein Zweifel beſtehen, daß weiter gegen Weſten, durch das heutige Deutſchland und Frankreich hindurch, ſtammverwandte Völker, allerdings von keltiſchen Stämmen umgrenzt, ſich anſchloßen. Raum und Zweck der vorliegenden Blätter erlauben natürlich nicht, den anziehenden Gegenſtand weiter zu verfolgen. Hier genügt es, darauf hinzuweiſen, daß die Deutſchen lange vor Armin dem Cheruſker, ja vor dem Zuge der Cimbern und Teutonen, gleich alt mit den Griechen und Römern, in einem geſchichtlichen Dämmerlichte ſichtbar werden, daß mit ihnen die klaſſiſchen Namen Philipps und Alexanders des Großen, ja ſelbſt ſchon des Darius Hyſtaspis in Verbindung erſcheinen, zwar nicht immer in der freundlichſten, und daß ein Alkibiades bei ihnen trinken lernte.

Lange ehe die Römer zur Weltherrſchaft gelangten, hatten ſie manchen Strauß mit dieſen öſtlichen Stämmen zu beſtehen, die ihnen jedoch trotz ihrer Volkszahl

bei dem Mangel an politischer Bildung nicht verderblich werden konnten. Erst im zweiten Jahrhundert vor Christus wurde ihr Reich von dem Volke erschüttert, das die Geschichte zum Riegel ihrer Herrschaft bestimmt hatte (wenn auch der Name des einen der beiden von den Römern mit Beben genannten Heerzüge auf eine Mischung mit Kelten hinzuweisen scheint). Wir meinen den cimbrisch-teutonischen Krieg, der den Römern nicht weniger als fünf Heere kostete und dessen Beendigung durch Marius hier als bekannt vorausgesetzt werden darf. An die weiteren Begebenheiten, von dem Augenblick an, wo eine eigentliche deutsche Geschichte beginnt — die Niederlage Ariovists in Gallien durch Cäsar, die allmähligen Fortschritte der römischen Waffen an Rhein, Donau, Elbe und Weser, die Befreiung Norddeutschlands durch Armin, während Süddeutschland vollständig romanisirt wurde, der Untergang des großen Befreiers und kriegerisch-politischen Nationalhelden, der mit Bewußtseyn für die deutsche Einheit gewirkt hatte, der Freiheitskrieg der Bataver unter Civilis und Velleda, die Lockerung der Zügel römischer Macht in Deutschland, die Julian noch einmal mit kraftvoller Faust vor dem letzten Versinken ergriff, endlich der Sturz des römischen Reichs durch die Germanisirung des größten Theils von Europa bei der Völkerwanderung — an diese ganze Reihe geschichtlicher Entwicklungen wollen wir nur im Vorbeistreifen erinnern.

Die römischen Schriftsteller nennen die deutschen Völkerschaften mit Namen, welche seit den Kriegen des Cäsar und Germanikus völlig aus der Geschichte verschwunden sind. Einzelne derselben mögen mißverständlich oder willkührlich von den Bezwingern der Welt, die sich um Nationalität nicht kümmerten, geschaffen worden seyn, manche aber (z. B. Hermunduren, die spätern Thüringer) entsprechen einzelnen Namen des deutschnordischen Götterkreises und tragen insofern das Gepräge der Ächtheit an sich. Erst seit dem dritten und vierten Jahrhundert kommen die noch jetzt gangbaren Stämmenamen, wie Alemannen, Franken, Sachsen, Gothen ꝛc. auf, woraus hervorgeht, daß inzwischen die einzelnen Gemeinschaften zu großen Völkerbünden zusammengetreten seyn müssen. Seitenzweige der Gothen waren Vandalen, Gepiden, Alanen. Zu den Franken wurden die Katten und Thüringer gerechnet. Mit den Sachsen waren die Friesen, mit den Alemannen die Sueven und Baiern in engerer Verwandtschaft. Doch bildeten jene vier die deutschen Hauptstämme und nahmen in der Ordnung, wie wir sie zuerst genannt haben, den Süden, Westen, Norden und Osten Deutschlands ein. Die Völkerwanderung brachte eine Umwälzung in diesen Wohnsitzen hervor, indem die Westgothen durch den ersten Stoß der mongolischen Bewegung aus ihren östlichen Sitzen geworfen, sich nach schweren Kriegen mit einem Theil der Sueven in Südgallien und Spanien festsetzten. Die Ostgothen wurden später ebenfalls durch die Hunnen aus ihrer Heimath vertrieben und ihr König Dietrich gründete, nachdem er mit Odaker, dem Erben der römischen Macht, auf dem heutigen Kriegsschauplatz in Oberitalien heftige Kämpfe bestanden, ein italisches Königreich, dessen Hauptstadt Verona war. Durch das Verlassen der östlichen Sitze aber gewannen slavische Völker Raum, daselbst nachzurücken und

eine Grenzverwirrung herbeizuführen, die vielleicht in unsern Tagen eine endliche Schlichtung finden wird. Westlich hatten sich im Verlaufe der Völkerkriege die Franken am linken Unterrhein niedergelassen; oben im heutigen Elsaß und Lothringen, sowie einem Theile der Schweiz, nahmen die Alemannen ihre Wohnsitze, und neben ihnen in den Juragegenden, dem spätern mittelalterlichen Hochburgund, setzten sich die Burgunder fest, die mit Sueven und Vandalen in Gallien eingefallen waren. Zwischen diesen wohnte noch ein Römerrest, den der Frankenkönig Chlodwig 486 in der Schlacht bei Soissons unterwarf, worauf die Franken ihr Gebiet bis an die Loire ausdehnten. In den Wohnsitzen der norddeutschen Stämme war in dieser Zeit, außer dem Einfall eines sächsischen Beifolgszuges unter Hengist und Horsa in Britannien keine Veränderung vorgegangen. An Holland saßen die Friesen, in Westphalen bis zur Elbe die Sachsen, südlich von ihnen die Thüringer, rechts und links der Elbe von Böhmen her damals noch die Longobarden, in Böhmen und Schwaben die Sueven, in Österreich und Baiern die Bojer. In den Ostländern hatten sich die Slaven festgesetzt.

Unter diesen Stämmen wurden die Franken der herrschende. Chlodwig, der fränkische Constantin, begründete die merovingische Macht und führte das Christenthum ein, dem er in der Schlacht gegen die Alemannen den Sieg zu verdanken glaubte. Auf Heuchelei und Meuchelmord war seine Herrschaft gebaut und sie stürzte zusammen, wie sie errungen worden war. Im Jahr 558 war, nach Verräthereien und Greueln aller Art, das Frankenreich im Süden von den Pyrenäen über die Vogesen, an der Nordseite der Alpen bis nach Österreich, im Norden bis an die sächsische Saale ausgebreitet und in der einzigen Hand des Königs Chlotar vereinigt. Schon 560 zerfiel es wieder unter den erbgierigen Händen seiner Söhne.

Gegen das Ende des siebenten Jahrhunderts wurden diese Bruchkönigreiche von unmündigen Knaben regiert, denn das Geschlecht der Merovinger brachte es zu keinen Männern mehr. Diese Knaben aber standen unter Hauskanzlern (Majores domus), die ihnen eine spärliche Civilliste zuwiesen und sie bei den Staatsfeierlichkeiten auswendig gelernte Reden hersagen ließen. Aus ihnen erhob sich Pippin von Herstall, der Majordomus von Austrasien, der nach der Schlacht von Testri alleiniger Reichsverweser der gesammten fränkischen Staaten wurde. Sein Sohn Karl Martell, der ihm 714 in diesem Regierungsamte folgte, ließ den Königsthron mehrere Jahre ganz unbesetzt. Nach seinem Tode 741 fanden es seine Söhne, Karlmann und Pippin, vortheilhafter, wieder einen König zu haben, und setzten dem letzten Merovinger, Childerich, die Krone auf. Als aber Karlmann der Welt entsagte, erntete Pippin die Früchte, die sein Großvater gesät hatte, indem er 752 mit Hülfe des Papstes Zacharias selbst den Frankenthron bestieg und Childerich im Kloster verkommen ließ.

Jetzt war also der Vater Karls des Großen, mit dem unsere deutsche Kaisergeschichte beginnt, der alleinige Beherrscher des Frankenreichs, und mit der Erhebung des Karolingischen Hauses und dem Sturze des Merovingischen beginnt ein Wendepunkt in der deutschen Geschichte. Die Merovinger hatten, um die königs-

liche Gewalt zu befestigen, die republikanische Freiheit des alten Stammadels vernichtet. An seine Stelle trat nun der Dienstadel, der Wohldiener der Monarchie, dem hinwiederum die Fürsten durch die Finger sehen mußten, weil sie auf seine Macht und Treue ihre Herrschaft stützten. Aber gerade das Mittel, das die Merovinger angewandt hatten, um ihre Herrschaft durchzusetzen, fiel auf ihre eigenen Häupter zurück, indem die erste Beamtenfamilie ihres Reiches sie selbst zuletzt stürzte, um sich auf den Thron zu heben. Aber mit dem Gedeihen der königlichen und Vasallenmacht ging auch das Wachsthum der päpstlichen und Kirchengewalt Hand in Hand. Schon seit dem ersten Pippin hatten die weltlichen Machthaber in Franken und die geistlichen in Rom eingesehen, daß ihre Interessen sich berühren, und daß einer des andern Unterstützung bedürfe, um seine Herrschaft zu befestigen; und wie nun der Clerus Alles aufbot, um das Ansehen des Königthums zu heben, so leisteten auch die fränkischen Regenten der Ausbreitung des Christenthums und dem Gedeihen der Kirche allen Vorschub, wodurch die Macht der bischöflichen Reichsstände vorbereitet wurde, die für die Kirche das waren, was der Dienstadel für die Monarchie. Wenn übrigens früher die Päpste ohnmächtiger und mehr Schützlinge der Könige waren, so stieg später ihre Macht so, daß sie sich bald als Beschützer der Könige geberdeten. Dazu gab ihnen die Erhebung Pippins auf den Thron der Merovinger die erste Veranlassung. Pippin wollte nämlich seine junge Dynastie durch die Autorität der Kirche befestigen und schickte deßhalb Gesandte an den Papst. Dieser ernannte ihn denn auch, gleichsam aus eigener Machtvollkommenheit, zum Könige, und ließ ihn durch Bonifacius salben, indem er in seiner Antwort ausdrücklich sagte: Er befehle gemäß seiner päpstlichen Gewalt, dem Könige und Volke der Franken, daß Pippin, welcher die königliche Gewalt innehabe, auch König genannt und auf den königlichen Thron gesetzt werde.

Dieß war ein gefährlicher Vorgang; denn wenn auch jetzt noch die Interessen der weltlichen und geistlichen Macht Hand in Hand gingen, so war doch vorauszusehen, daß sie sich später trennen würden, und daß dann der Papst die ihm überlassene Gewalt benützen werde. Hier ist der Ausgangspunkt der Kämpfe zwischen Kaiser und Papst, die sich durch's Mittelalter fortwälzen. Sobald sich die verschiedenen Interessen durch gegenseitige Unterstützung gleichsam vollgemästet hatten, bekämpften sie sich unter sich selbst, und Volk, Adel und Bischöfe, auf die sich bald die eine, bald die andere Partei stützte, bildeten die Hauptfiguren in diesem blutigen Schachspiele.

Zu diesen oben angeführten einzelnen Verhältnissen kamen noch die Kämpfe mit den unterjochten deutschen Stämmen, welche die Uebermacht der Franken um so unwilliger trugen, weil diese, der Kirche zu Gefallen und im eigenen Interesse, da die Einheit der Religion die beste Garantie für die Einheit des Reiches darbot, den christlichen Glauben auf jede Weise einzuführen strebten, wodurch die heidnischen Völker in ihrem Heiligsten, in ihren Sitten, Gebräuchen und Überlieferungen verletzt wurden.

So war die Weltlage, als Karl der Große den Thron bestieg.

Karl der Große.

768 — 814.

Karl, später der Große genannt, wurde am zweiten April des Jahres 742 geboren; sein Geburtsort kann nicht mit Gewißheit angegeben werden, wahrscheinlich aber ist es die Stadt Aachen. Er hatte eigentlich fünf Geschwister, von denen jedoch ein Bruder, Pippin, und zwei Schwestern, Rodthaide und Adelaide schon in früher Jugend starben, so, daß, als Karl zur Regierung kam, nur noch sein Bruder Karlmann und seine Schwester Gisela übrig waren.

Von seiner Jugendzeit wissen wir nicht viel; denn der junge Fürst verschwand vor seinem Regierungsantritte ganz im Schatten seines thatkräftigen Vaters; später aber, scheint es, wurde der Glanz und Umfang seiner Thaten so groß, daß seine Geschichtschreiber darüber vergaßen, nach der bescheideneren Periode seiner Dunkelheit zu forschen, wie man bei einem mächtigen Baume gern des Kerns vergißt, aus dem er entsprossen. Ohne Zweifel hat Karl seine Jugendjahre, nach der Sitte damaliger Zeit, hauptsächlich mit Ausbildung seines Körpers durch Leibesübungen und Erlernung ritterlicher Künste hingebracht; denn daß er darin nicht zurückblieb, beweisen die Zeugnisse seiner Geschichtschreiber, welche seine Fertigkeit im Schwimmen, Reiten und Jagen nicht genug rühmen können. Dabei war er ein Mann von hohem Wuchse, kräftigem Körperbau und schönem Ebenmaß in den Formen. Sein Auge war groß und feurig, sein Äußeres hatte den Ausdruck edler Würde und kräftiger Männlichkeit, und all diesen körperlichen Vorzügen kam noch eine eisenfeste Gesundheit zu Hülfe.

Auf Ausbildung des Geistes scheint zwar, wie es die Zeit mit sich brachte, bei seiner Erziehung weniger Rücksicht genommen worden zu seyn, aber dieses Versäumniß holte er in spätern Jahren in reichlichem Maße nach, da ihn seine großartigen Geistesanlagen von selbst zu geistigerer Thätigkeit hindrängen mußten, und die Sehnsucht nach Bildung, die solchen Charakteren innewohnt, bei ihm das ersetzte, was bei minder Begabteren nur durch frühzeitige Weckung der Wißbegierde und des Lerneifers erreicht wird. So sprach er denn auch, nach dem Zeugniß seiner Geschichtschreiber, außer seiner Muttersprache, nicht nur die lateinische fertig, sondern hatte auch die griechische soweit inne, als zu vollkommenem Verständniß derselben nothwendig ist. Überdieß war ihm die schätzbare Gabe der Rede in hohem Grade zu eigen. So war dieser kräftige Geist in einem kräftigen Körper mit Allem von der Natur ausgestattet worden, was ihn würdig und geschickt machte, seiner Zeit

und seinem Volke voranzugehen und an der Spitze eines Reichs zu stehen, das wegen seiner Größe, und wegen der Verschiedenheit seiner Elemente, mit starker Hand gelenkt werden mußte.

Nach dem Tode seines Vaters, Pippin, im Jahr 768 theilte sich Karl, jetzt sechs und zwanzig Jahre alt, mit seinem jüngeren Bruder, Karlmann, in das hinterlassene Reich, und zwar so, daß er den nördlichen, sein Bruder aber den südlichen Theil erhielt. So wollte es die Sitte jener Zeit und das Beispiel der Merovinger; denn damals wußte man noch nichts von einer auf dem Princip der Legitimität beruhenden Untheilbarkeit des Reichs, und erst später verwandelte sich der königliche Thron aus einer starken Macht unter freien Männern, in eine landesherrliche Gewalt über unterthänige Menschen. Übrigens fangen die Spuren eines Überganges vom erstern zum letztern schon hier an; denn wenn bei früheren Theilungen mehr die Nationalität der Völker berücksichtigt wurde, so theilte jetzt Pippin vor seinem Tode das Reich in zwei, den natürlichen Grenzen gerade widersprechende Theile, ohne Zweifel, um eine Ausscheidung der Nationalitäten, und damit eine Trennung der Länder zu verhindern.

Diese Theilung war übrigens dadurch von keiner großen Wichtigkeit, daß sie nur drei Jahre dauerte. Der frühe Tod Karlmanns führte ihre Vereinigung herbei; aber auch ohne diesen Umstand wären wahrscheinlich die beiden Reiche bald unter einen Herrscher gekommen, indem der Stärkere und Begabtere ohne Zweifel den Theil des Schwächern an sich gerissen hätte. Gleich nach dem Regierungsantritte zeigte sich Uneinigkeit unter den Brüdern. Die Aquitanier, von Pippin unterworfen, hatten sich wieder erhoben. Karl zog gegen sie, wurde aber auf diesem Zuge von seinem Bruder verlassen. Doch das alte Glück seines Hauses blieb ihm treu, und er unterwarf sie von Neuem. Die Feindseligkeit zwischen den Brüdern wäre jetzt schon in offenbaren Krieg übergegangen ohne die eifrigen Bemühungen ihrer hochbegabten Mutter Berta oder Bertrada, welche nicht nur den Frieden unter ihnen herstellte, sondern auch ein freundschaftliches Verhältniß mit den benachbarten Fürsten herbeizuführen suchte. Sie reiste zu dem Ende zu Thassilo von Baiern, zum Longobarden-Könige Desiderius, dem Schwiegervater Thassilo's, und zum Papste. Auf ihren Antrieb heirathete Karl die Tochter des Desiderius, Desiderata, nachdem er sich von seiner ersten Gemahlin hatte scheiden lassen. Aber schon nach einem Jahre schickte er sie ihrem Vater wieder zurück und heirathete Hildegardis, eine suevische Fürstin, die er auch bis zu ihrem Tode achtete und liebte. Es scheint, daß hauptsächlich der Papst, dem an einem Bündniß mit Karl gegen die Longobarden Alles gelegen seyn mußte, in dieser Sache von Einfluß war.

Jetzt schien ein Zusammenstoß unvermeidlich. Die Feindschaft Karls mit den Longobarden war entschieden. Thassilo, der eine Schwester der verstoßenen Desiderata zur Frau hatte, mußte sich den Longobarden anschließen; und Karlmann, der die Macht und Herrschsucht seines Bruders fürchtete, fand in den beiden erstern seine natürlichen Verbündeten. In diesem entscheidenden Augenblicke jedoch, im

Jahr 771, ſtarb Karlmann plötzlich und ſeine Gemahlin, Gerberga, entfloh mit ihren Kindern und einer bedeutenden Zahl ihrer Großen nach Italien zum König Deſiderius. Karl aber ſäumte nicht, die Umſtände zu benützen, eine Verſammlung der Herren und Vaſallen aus Karlmanns Reiche zu berufen und ſich als König von ihnen anerkennen zu laſſen.

Jetzt war Karl der alleinige Beherrſcher eines Reiches, das ſeines mächtigen Geiſtes bedurfte, um ſo zuſammengehalten, befeſtigt und vergrößert zu werden, wie es Karl bei ſeinem Tode hinterließ. Denn abgeſehen davon, daß ſich innerhalb ſeines Reiches ſelbſt Stämme befanden, die nur unwillig dem Joche der Franken ſich beugten, waren ſeine Beſitzungen allerſeits von wilden oder kriegeriſchen Völkerſchaften umgeben, die nur mit großer Anſtrengung im Zaume gehalten werden konnten. Vom Rhein an oſtwärts in Weſtphalen, Hannover und Braunſchweig wohnten die heidniſchen Sachſen, ein tapferes, freiheitliebendes Volk, das um ſo gefährlicher war, als es durch keine natürlichen Grenzen von den Franken geſchieden, jeden Augenblick raubend und plündernd in das Frankenland einfallen konnte. Hinter den Sachſen in Holſtein und Schleswig ſaßen die Dänen, und hinter dieſen auf den däniſchen Inſeln und in Schweden und Norwegen die Nordmannen; dieſe Letzteren, wenn ſie auch das fränkiſche Reich nicht unmittelbar berührten, wurden dadurch gefährlich, daß ſie mit ihren Raubſchiffen an den Küſten landeten, auf ihren Streifzügen mit Feuer und Schwert hauſten und die Bewohner ſammt ihrer Habe als Beute hinwegführten. Öſtlich von den Sachſen, in Mecklenburg, Brandenburg, Pommern und Böhmen wohnten wendiſche und ſlaviſche Völker, die gleichfalls Heiden und wilde Räuber waren. Das jetzige Öſterreich und einen Theil von Ungarn hatten die Avaren im Beſitz, ein überaus rohes Volk, das aus Aſien eingewandert war. Dieſes Volk hatte große Schätze, die es ſeit vielen Jahren von allen angrenzenden Völkern zuſammengeraubt hatte, von denen es aber keinen andern Gebrauch zu machen wußte, als ſie in feſten Plätzen, Ringe genannt, aufzuhäufen und dort ſorgfältig zu bewachen. In Oberitalien waren die Longobarden, Karls Erbfeinde, und an der Grenze von Frankreich, jenſeits der Pyrenäen ſaßen die Araber, die ungefähr ſechzig Jahre früher aus Afrika nach Spanien gekommen waren, den größten Theil dieſes Landes erobert und die früheren Einwohner, chriſtliche Gothen und Sueven, in die nordweſtlichen Gebirge von Aſturien und Gallicien zurückgedrängt hatten.

Unter dieſen Verhältniſſen ergriff Karl das Scepter des Frankenreichs. Zahlloſe Kämpfe und Kriege waren vorauszuſehen; aber Karls mächtiger Geiſt verſchmähte es, durch eine nie endende Abwehr ſeine Thatkraft aufzubrauchen; er wollte durch ſelbſtſtändige, gewaltige und geſchickte Maßregeln ſeine Feinde bezwingen und unſchädlich machen.

Die Sachſen waren die erſten, gegen die ſich Karl jetzt wandte. Eine uralte Feindſchaft beſtand zwiſchen den Sachſen und Franken, die in einer Reihe von Kriegen und Raubzügen ſich fortſpann. Die Franken, Beſitzer des mittleren Deutſch-

landes, ſuchten ſich naturgemäß auch über den Norden und Süden des Landes auszudehnen, und die Sachſen waren der einzige germaniſche Stamm, der den Eroberern offen die Stirne zu bieten wagte. Schon die Merovinger hatten die Unterjochung der Sachſen verſucht, und dieſe Verſuche wurden ſpäter von Pipin von Herſtall und ſeinen Nachfolgern erneuert, ohne jedoch zu was anderem als augenblicklichen Erfolgen zu führen, die durch den nachdrücklichen Widerſtand der Sachſen ſtets wieder vereitelt wurden. Wenn dieſe aber durch ihre beharrliche Tapferkeit die weltliche Macht gegen ſich aufgebracht hatten, ſo war es noch viel mehr die geiſtliche, die einen tödtlichen Haß auf die Sachſen warf, weil ſie nicht nur ſelbſt ſo hartnäckig an ihrer angeſtammten Religion feſthielten, ſondern auch eine Stütze für andere Stämme waren, die ſich unter dem Joche des aufgedrungenen Chriſtenthums ſträubten; und Karl, deſſen Intereſſen auf's engſte mit denen der Kirche verknüpft waren, hatte ſomit doppelten Grund zu dem Entſchluſſe, ſeine ganze Macht zur Unterwerfung der Sachſen aufzubieten.

Im Jahr 772 begann Karl den erſten Kreuzzug gegen die Sachſen, nachdem zuvor vom Reichstag auf dem Maifelde zu Worms der Krieg beſchloſſen worden war. Er ging mit ſeinem Heere bei Mainz über den Rhein, drang durch Heſſen bis an die Diemel vor und eroberte die Feſte Eresburg, die daſelbſt unweit des jetzigen Paderborn lag. Hierauf ſetzte er über die Diemel und zerſtörte die Irmenſul oder Arminſäule, das Nationaldenkmal der Sachſen, wahrſcheinlich eine Art Tempel, auf dem Platze, wo Armin vor ſiebenhundert und dreiundſechszig Jahren das Römerheer vernichtet hatte und welche zum Gedächtniß dieſes Helden erbaut worden war. Im Drang der Jahrhunderte ſcheint übrigens die nationale Bedeutung dieſes heiligen Baues allmählig verloren gegangen, und daſſelbe ein Mittelpunkt religiöſer Verehrung geworden zu ſeyn. Karl drang noch bis zur Weſer vor, ließ ſich von den Sachſen zwölf Geißeln geben und kehrte ſiegreich von dieſem Zuge zurück, von dem er ſich zwar, in Beziehung auf die Unterwerfung der Sachſen, keine großen Folgen verſprechen durfte, den er aber wahrſcheinlich deßhalb beendete, mit dem bloßen Scheine der Unterwerfung zufrieden, weil ſeine Gegenwart in Italien nöthig wurde.

Ohne Zweifel hatte Karl ſchon längſt ein Augenmerk auf ſeinen zweiten Hauptfeind, die Longobarden, gerichtet, und wartete nur eine günſtige Gelegenheit ab, um dieſelben zu demüthigen. Dieſe Gelegenheit war jetzt gekommen. Der nach dem Tode Stephans III. gewählte Papſt Hadrian I., von den Longobarden hart bedrängt, rief den Frankenkönig um Hülfe an, und Karl ging nun 773 mit ſeinem in zwei Züge getheilten Heere über die Alpen. Die Longobarden warfen ſich bei ſeiner Annäherung in die Feſtungen Pavia und Verona, deren erſte vom Könige Deſiderius ſelbſt, die zweite aber von ſeinem Sohne Adalgis vertheidigt wurde. Wahrſcheinlich verließen ſich dieſe auf den Kriegsbrauch der Franken, die jedesmal im Herbſte in ihre Heimath zurückkehrten, um im nächſten Jahre den Krieg wieder zu beginnen, wenn er nicht beendigt war. Aber dießmal wurden die Longobarden getäuſcht, denn ſtatt um-

zukehren, belagerte Karl die Feſtungen den ganzen Winter hindurch und ließ im Frühjahr ſogar ſeine Gemahlin Hildegardis mit ihrem kleinen Sohne, Karl, nach Italien kommen, woſelbſt ſie ihm eine Tochter gebar, die Adelheid genannt wurde. Die Longobarden vertheidigten ſich tapfer, und da auch im Frühjahr noch keine Übergabe erfolgte, ſo begab ſich Karl auf die Einladung des Papſtes indeſſen nach Rom, um dort das Oſterfeſt zu feiern. Es ſcheint, der Papſt wollte ſich dem mächtigen Fürſten im vollſtändigen Glanze ſeiner kirchlichen Glorie zeigen, um ſo auf den gefährlichen Machthaber einen bleibenden Eindruck zu machen, und das einzige, das er ſeinerſeits der weltlichen Gewalt Karls entgegenſetzen konnte, die Myſterien des Glaubens und das Anſehen der Religion in die Wagſchale zu legen.

Mit einem großen Gefolge geiſtlicher und weltlicher Herren kam Karl vor Rom an, wo ihn der Papſt auf's feierlichſte empfangen ließ. Karl ſtieg mit ſeinem Gefolge vom Pferde und ging zu Fuß nach der Kirche des heiligen Petrus auf dem Vatican. Beim Hinaufſteigen küßte er jede Stufe, weil jede von den Füßen ſo vieler Heiligen berührt ſei. Oben in der Vorhalle ſtand der Papſt Hadrian, umgeben von ſeiner Geiſtlichkeit, und empfing den geliebten Sohn der Kirche mit Kuß und Umarmung. Der Chor der Prieſter ſang: „Geſegnet ſei der da kommt im Namen des Herrn.“ Nach dem Gottesdienſte ſtiegen Papſt und König zum Grabe des heiligen Petrus hinab und gelobten ſich über ſeinen Gebeinen treue Freundſchaft bis zum Tode.

Auf den Wunſch des Papſtes hatte Karl bei ſeinem Einzug in Rom römiſche Kleidung: ein langes Schleppkleid, einen weiten Mantel und Schuhe angelegt, um ſo als römiſcher Patricius zu erſcheinen. Auf dieſe Art wußte der kluge Papſt den Augen der Welt das Verhältniß anzudeuten, in welchem der Frankenkönig zu ihm ſtehen ſollte. Drei Tage dauerte die religiöſe Feier und am Ende derſelben beſtätigte Karl alle die Schenkungen, welche von ſeinen Vorfahren dem heiligen Petrus und deſſen Statthalter gemacht worden waren, und fügte noch neue hinzu, wofür ihn der Papſt als den König der Longobarden begrüßte. Dieſem Gruße lag übrigens noch eine tiefere Abſicht zu Grunde. Der Papſt, der nicht ohne Furcht über die Fortſchritte der Franken in Italien blieb, und deſſen Abſicht bei der Berufung Karls wohl nicht ſo weit gegangen war, als letzterer dieſe Gelegenheit auszubeuten wußte, wollte durch den Titel eines Königs der Longobarden ein Aufgehen des longobardiſchen Königreichs im fränkiſchen verhindern und die fränkiſchen Beſitzungen dieſſeits der Alpen als ein für ſich beſtehendes Ganzes angeſehen wiſſen.

Ungefähr zwei Monate nach Karls Zurückkunft von Rom öffnete Pavia und hierauf Verona ihre Thore dem Sieger. König Deſiderius und die Gemahlin Karlmanns nebſt ihren Söhnen fielen in ſeine Hände und verſchwanden im Kloſter. Adalgis floh nach Konſtantinopel, ohne den väterlichen Thron wieder erlangen zu können. Karl blieb der König der Longobarden, und wenn auch dieſes Reich vor zweihundert Jahren von dem gewaltigen Alboin gegründet, mit dem Untergang ſeines Königshauſes nicht aufhörte, da es unter ſeinem eigenen Namen und ſeinen

eigenen Gesetzen fortregiert wurde, so war es doch abhängig von seinem neuen Eroberer und wurde mit fränkischen Elementen vermischt. So trat Karl in die Fußstapfen seiner Vorfahren und arbeitete an der Vollendung der Karolingischen Politik: Verbindung zwischen König und Papst und Ausdehnung des fränkischen Reichs und des päpstlichen Christenthums über Gallien, Deutschland und Italien.

Jetzt wandte sich Karl wieder gegen die Sachsen; denn kaum daß er in Italien festsaß, hatten sich diese wieder erhoben, die Friesen aufgewiegelt, die Ehresburg wieder erobert, und die Franken aus ihrem ganzen Gebiete vertrieben. Da übrigens das Jahr 774, in welchem er die Longobardischen Angelegenheiten beendigte, für größere Unternehmungen schon zu weit vorgerückt war, so begnügte er sich, die Sachsen über die Grenze von Hessen zurückzutreiben, in das sie eingefallen waren, und rüstete sich aufs nächste Jahr zu einem großen Unternehmen. Karl erkannte wohl, daß er einem so bedeutenden Feinde, der weniger durch seine Zahl, als durch seine moralische Kraft furchtbar war, nur vorsichtig und wohlgerüstet zu Leibe gehen dürfe, denn die Vergangenheit hatte ihn belehrt, wie schwierig die Unterwerfung dieses tapfern und zähen Volksstammes sei, der Alles an die Aufrechthaltung seiner Religion und Verfassung setzte. Obwohl nicht zu läugnen ist, daß die Unterwerfung der Sachsen im Interesse der nationalen Einheit und Bildung des deutschen Volkes wünschenswerth und nothwendig erscheint, so kann man doch nicht umhin, Partei zu nehmen für die Kämpfe eines Stammes, der mit bewundernswürdiger Tapferkeit und Ausdauer das vertheidigte, was einem Volke das Heiligste seyn muß, die freie Entwicklung seiner Nationalität.

An der Spitze dieser nationalen Bestrebungen stand Herzog Witukind oder Wittekind, einer jener außerordentlichen Männer, wie sie für Zeiten des Kampfes und der Gefahr einem Volke geboren werden, und welche den einigenden Mittelpunkt bilden für die Strahlen der Idee, welche ihre Zeit und ihr Volk bewegt. Wittekind war es, der die einzelnen Gaue — die Sachsen zerfielen hauptsächlich in drei große Massen: Westphalen, Ostphalen und Angrarier oder Angerer — vereinigte, das Ganze leitete, und, unbeirrt von Übermacht und Mißgeschick, immer wieder im rechten Augenblicke am rechten Platze stand, und den Kampf auf's Neue begann.

Der äußerste Widerstand der Sachsen gegen die fränkischen Neuerungen war übrigens sehr natürlich. Das Christenthum predigte ihnen, die Muth und Tapferkeit für die erste Tugend des Mannes hielten, Demuth und Unterwerfung in den Willen einer höheren Macht; und die Kirche verlangte überdieß die Entrichtung des Zehnten, der ihnen eine den freien Mann entehrende Abgabe war, um so mehr, als sie überhaupt jede Abgabe als ein Zeichen der Knechtschaft ansahen. Dazu kam noch, daß sie ihre aristokratisch-republikanische Stamm-Verfassung mit der fränkischen vertauschen sollten, die alle Macht im Könige oder in dem von ihm eingesetzten Gaugrafen vereinigte.

Im Jahre 775 nun war Karl, der den ganzen Winter über gerüstet hatte, mit seinen Vorbereitungen fertig. Die ganze Macht seines ungeheuren Reichs hatte er aufgeboten, um gegen diesen kleinen germanischen Stamm zu ziehen; aber trotz-

dem versuchte er zuerst Überredung und Drohung, und erst als diese nichts fruchteten, begann er den Kampf. Er ging über den Rhein, nahm die Ehresburg wieder in Besitz, und setzte dann über die Weser, wobei er einen heftigen Kampf mit der sächsischen Vorhut unter Wittekind zu bestehen hatte. Die Kriegslist der Sachsen suchte den feindlichen Führer immer tiefer in's Land zu locken und seine Macht zu trennen, und Karl ließ sich verleiten. Er schickte einen Theil seines Heeres gegen die Westphalen, indessen er selbst mit der Hauptmacht gegen die Ostphalen und Angerer zog. Aber kaum hatte er sich entfernt, so stürzte Wittekind auf die gegen die Westphalen geschickte Heeresabtheilung, erstürmte ihr Lager, vernichtete den größten Theil der Mannschaft und nöthigte die übrigen, sich zu ergeben. Karl, der kaum die Ostphalen und Angerer wenigstens scheinbar unterworfen hatte, mußte in der größten Eile an die Weser zurückkehren, wo es ihm auch gelang, die Westphalen zurückzudrängen. Mit diesem Scheine eines Sieges mußte er sich begnügen, um so mehr, als er jetzt auch beunruhigende Nachrichten aus Italien erhielt, die ihn nöthigten, mitten im Winter zu Anfang des Jahres 776 mit einem Geleite Freiwilliger über die Alpen zu gehen, um seinen treulosen Vasallen, Herzog Hrodgaud von Friaul, zu züchtigen und so die weitere Ausbreitung des Aufstandes im Keime zu ersticken.

Aber auch die Sachsen blieben indessen nicht unthätig; sie drangen auf's Neue vor und eroberten die Ehresburg wieder. Karl bot nun alle seine Streitkräfte auf und zog abermals gegen die Sachsen, konnte aber auch im Jahr 776 nichts Entscheidendes erzielen, so daß er im Jahr 777 sich wieder rüsten mußte. Es gelang ihm zwar zu Paderborn, wo er mit einer ungeheuren Macht lag und ein Maifeld hielt, viele Sachsen um sich zu versammeln und zur Annahme der Taufe zu bewegen; aber auch diese Unterwerfung war nur Verstellung; denn das Haupt der ganzen Bewegung war nicht erschienen — Wittekind. Obgleich Karl diese Verstellung wohl einsah, begnügte er sich trotz seines großen Heeres mit dem Scheine des Sieges, und so hatte der gewaltige Frankenkönig mit dem Aufgebot seiner ganzen Macht in einem sechsjährigen Kampfe gegen die Sachsen so viel als Nichts ausgerichtet. Diese befolgten stets dieselbe Politik. Wenn sie durch den Kampf mit Karls Übermacht erschöpft waren, zog sich Wittekind und die Adeligen in die Gebirge zurück oder gingen über die See nach Dänemark, und das zurückgebliebene Volk unterwarf sich scheinbar und ließ sich taufen. Kaum aber war Karl anderweitig beschäftigt, so erschien Wittekind wieder mitten unter den Seinen, die auch alsbald seiner Aufforderung Folge leisteten, die Priester verjagten und in Franken einbrachen. So geschah es auch diesmal wieder. Karl war nämlich von einer saracenischen Gesandtschaft, die zu ihm nach Paderborn kam, aufgefordert, im Jahr 778 mit einer großen Heeresmacht über die Pyrenäen nach Spanien gezogen und hatte daselbst Pampeluna und Saragossa erobert, fränkische Statthalter eingesetzt und das Land von den Pyrenäen bis zum Ebro als spanische Mark zum fränkischen Reiche geschlagen. Auf dem Rückwege jedoch wurde sein Heer von dem Gebirgsvolke der Basken, in den Schluchten von Roncevalles über-

fallen und erlitt empfindliche Verluste, wobei auch der tapfere Graf Rutland von Bretagne fiel, den die Erzählungen und Sagen des Mittelalters unter dem Namen Roland feiern. Als nun Karl von diesem Zuge zurückkehrte, fand er die Sachsen wieder in vollem Aufstande, welche, Wittekind an der Spitze, bis an den Rhein und die Mosel vorgedrungen waren, und raubend und plündernd Rache genommen hatten für die Bedrückungen der Franken. Karl ließ sie zwar durch die Ostfranken und Alemannen zurückdrängen, konnte aber, durch den Verlust in den Pyrenäen geschwächt, erst im Jahr 779 einen Kriegszug unternehmen. Er traf bei Buchold an der Aa auf den Feind, schlug ihn, drang durch Westphalen bis an die Weser vor und die alte Spiegelfechterei der Unterwerfung und Taufe erfolgte von Neuem. Aber schon im folgenden Jahre 780 ging Karl wieder nach Sachsen, durchzog das Land nach allen Richtungen, entfaltete seine Macht vor den Augen des Volkes, ließ Kreuze errichten, taufen und nahm Geißeln der Treue mit.

Nachdem nun Karl seine Herrschaft in Sachsen einigermaßen gesichert glaubte, begab er sich noch im Herbste desselben Jahres mit Frau und Kindern nach Italien und zum Osterfeste des folgenden Jahres nach Rom, angeblich um dort zu beten, in Wahrheit aber, um mit dem Papste sich über politische Maßregeln zu besprechen. Der Papst empfing den Beschützer der Kirche mit allen Ehren, ertheilte den Söhnen desselben, Pippin und Ludwig, die heilige Taufe und salbte und krönte sie, ersteren zum Könige der Longobarden, letzteren zum Könige in Aquitanien. Die beiden kleinen Könige wurden hierauf in ihre Reiche gebracht, um sich frühzeitig die Sitten des Landes anzueignen, über das sie herrschen sollten. Eine weitere Folge von Karls Aufenthalt in Rom war eine gemeinschaftliche Gesandtschaft des Papstes und des Frankenkönigs an den Baiernherzog Thassilo, der schon im Jahre 764 von Pippin, dem Vater Karls, abgefallen und als Schwiegersohn des Königs Desiderius immer feindlich gegen Karl gesinnt war, wenn er auch nie den Feinden desselben offenen Beistand zu leisten wagte. Nur die alle Kraft aufzehrenden Kämpfe mit den Sachsen hatten den gewaltigen und energischen Karl bisher abhalten können, sein Verhältniß zu Thassilo zu ordnen, und jetzt, wo Sachsen einigermaßen ruhig schien, war dieß seine erste Sorge. Thassilo erschien nun zwar auf die Vorstellungen des Papstes in Worms, wohin Karl über Mailand zurückgekehrt war, und erneuerte den Eid der Treue, den er schon dem König Pippin geleistet hatte; aber das Zusammentreffen der beiden Fürsten war der Art, daß der Groll und Argwohn in ihren Herzen nur neue Nahrung gewann. Thassilo setzte seine geheime Feindschaft gegen Karl fort und benahm sich ganz als unabhängiger Fürst, und Karl, den die Sachsen zu sehr im Schach hielten, verschloß den Zorn in seiner Brust und sparte die Rache auf bessere Zeiten auf.

Im Jahr 782 berief Karl eine Reichsversammlung nach Sachsen, welche, da sich nirgends ein Feind zeigte, friedlich vorüberging. Kaum hatte er jedoch die Versammlung aufgelöst, so fielen die von Wittekind aufgereizten Serben, ein slavischer Stamm, in Thüringen ein. Karl schickte drei seiner Großen, den Kämmerer Adalgis,

den Marschall Geilo und den Pfalzgrafen Worado gegen sie. Aber jetzt erschien auch Wittekind wieder in seiner Heimath, und Sachsen war im Aufstande. Auf diese Nachricht wandten sich die drei fränkischen Anführer gegen die Sachsen und Karl sandte ihnen seinen Verwandten Theoderich mit einem eiligst aus den Franken der Rheingegend gebildeten Heere zu Hülfe. Am Berge Sintel erfolgte eine Schlacht, in welcher durch Wittekinds Feldherrntalent die Franken umzingelt, Adalgis und Geilo erschlagen, und dieser Heerestheil gänzlich aufgerieben wurde. Dieß war der bedeutendste Sieg der Sachsen, aber auch der Wendepunkt ihres Kampfes. Karl, der indessen ein Heer gesammelt hatte, brauste racheschnaubend heran, und ließ viertausend fünfhundert der vornehmsten Sachsen, die ihm in die Hände fielen, bei Verden an der Aller enthaupten. Über die Umstände, welche diese unmenschliche Schlächterei begleiteten, verbreitet die Geschichte kein genügendes Licht. So viel ist gewiß, daß die Unglücklichen nicht mit den Waffen in der Hand ergriffen, sondern blos als Theilnehmer an der Schlacht beim Sintel kaltblütig hingemordet wurden, indem Karl durch seine Grausamkeit und Übermacht das Volk entweder zu ihrer Auslieferung zwang, oder es doch verhinderte, die Ergriffenen zu befreien.

Wenn Karl geglaubt hatte, durch diesen Terrorismus seine Herrschaft zu sichern, so hatte er sehr geirrt, denn im Frühjahr 783 erschien Wittekind, der zu den Normannen entflohen war, auf's Neue, und die erbitterten Sachsen rüsteten mit mehr Anstrengung als je. Auch Karl rückte mit großer Heeresmacht in's Feld, und bei Detmold kam es zu einer furchtbaren Schlacht, die aber unentschieden blieb. Doch war Karl durch seine Übermacht zu sehr im Vortheil. Er zog sich nach Paderborn zurück und wartete ein neues Heer ab. Mit diesem griff er die Sachsen, denen keine frischen Kräfte zu Gebote standen, wieder an, und schlug sie am Flusse Hase so nachdrücklich, daß von dieser Schlacht an die Kraft der Sachsen gebrochen war, obwohl sie sich immer noch nicht unterwarfen. In demselben Jahre verlor Karl seine Gemahlin Hildegarde, seine Mutter Berta und eine Tochter; verlobte sich aber im darauf folgenden Winter mit seiner vierten Frau, mit der herrschsüchtigen und grausamen Fastrada, der Tochter eines fränkischen Grafen, die den Beherrscher der Welt fühlen ließ, daß auch der Mächtigste der Oberherrschaft Anderer nicht ganz entgeht.

Im Jahre 784 standen die Sachsen wieder in Masse auf. Karl ging über den Rhein, doch eine große Überschwemmung versperrte ihm den Weg. Da wandte er sich gegen die Ostphalen und verheerte ihr Land mit Feuer und Schwert. Dann kehrte er zurück, ging zum zweitenmal über den Rhein, und machte das Land der Sachsen zur Einöde. Der Winter zwang ihn, sich in die Feste Ehresburg zurückzuziehen; aber auch von dort schickte er Verwüstungsheere aus, bis das Land der Sachsen mit Hunger und Jammer bedeckt war. Das hatte der schreckliche Karl gewollt. Dieses Volk, das durch keine Gewalt zu beugen war, sollte durch das gräßlichste Elend bezwungen werden, und es gelang auch, dasselbe auf acht Jahre zur Ruhe zu bringen. Was übrigens zur Erreichung dieses Zieles noch mehr bei-

trug, als selbst die äußerste Noth, war die Versöhnung Wittekinds und seines Gefährten Alboins mit dem Frankenkönige. Karl war klug genug und hatte die Sachsen hinlänglich kennen gelernt, daß er selbst jetzt noch Allem aufbot, um den patriotischen und unermüdlichen Wittekind für sich zu gewinnen, denn von solchem Einfluß war dieser einzelne Mann, daß nur durch seine Beseitigung eine vollständige Unterwerfung der Sachsen möglich schien. Was diesen heldenmüthigen Vorkämpfer für die heilige Sache seines Volkes zum Zurücktritt und zur Annahme der Taufe bewogen haben kann, ist nichts Anderes, als die Einsicht, daß die Fortsetzung des Kampfes am Ende zur gänzlichen Aufreibung der Seinen führen würde. Wie das Volk noch heute ist, war es schon dazumal. Es fehlte an Zusammenhalt und an einheitlichem Wirken. Die errungenen Vortheile wurden nicht verfolgt. Der Aufstand brach bald da bald dort los, nicht wie es die Klugheit erheischte, sondern wie es die Aufregung des Augenblicks mit sich brachte, und so konnte Karl immer eine Partie um die andere schlagen. Selbst Wittekind vermochte nichts gegen die Gewohnheit der einsichtslosen Massen, denen der fränkische Monarch, abgesehen von seiner Übermacht, seinen alleinigen allgewaltigen Willen entgegensetzen konnte, und so mußte Wittekind auf einen Kampf verzichten, den er dreizehn Jahre lang mit der bewundernswürdigsten Ausdauer und Aufopferung geführt hatte.

In demselben Jahre 785 schrieb Karl einen feierlichen Reichstag nach Paderborn aus und erließ dort das Capitulare de partibus Saxoniæ, eine Verordnung für das eroberte Sachsen, die mit Blut geschrieben war, indem sie beinahe jedes Vergehen mit dem Tode bestrafte.

Da nun Sachsen unterworfen schien, gedachte Karl vor Allem seines alten Feindes, des Baiernherzogs Thassilo und des Herzogs Aragis von Benevento, der gleichfalls eine Tochter des vertriebenen Longobardenkönigs Desiderius zur Frau hatte. Zuerst wandte er sich gegen Letztern, indem er im Spätjahr 786 über die Alpen ging und Aragis zwang, ihm Geißeln auszuliefern und den Eid der Treue zu schwören. Im nächsten Jahre, 787, schloß Karl Baiern mit drei Heeren ein und nöthigte so Thassilo, vor ihm zu erscheinen. Der Baiernherzog mußte es sich gefallen lassen, sein angestammtes Land nunmehr als Lehen aus der Hand des Frankenkönigs zu empfangen, und aus einem Fürsten unter fränkischer Oberhoheit, ein fränkischer Vasall zu werden. Aber damit war Karl noch nicht zufrieden; nur wollte er den Sturz seines Feindes nicht durch die Gewalt der Waffen herbeiführen, da er auf dem Weg der Intrigue dasselbe Ziel ohne die Opfer und Gefahren des Kampfes zu erreichen hoffte. Und so viel hatte er der römischen Politik bereits abgelernt, daß ihm dieser Plan auch vollständig gelang. Er umgab den Herzog mit Spionen aus den bairischen Großen selbst und ließ ihn schon im folgenden Jahre auf dem Reichstag, zu dem sich Thassilo arglos gestellt hatte, eines Bündnisses mit den Hunnen anklagen. Obwohl ein solches Bündniß nicht gerade unwahrscheinlich ist, so war doch dieses ganze Verfahren nichts als eine angezettelte Intrigue. Das beweist auch die Verurtheilung Thassilo's, die nicht auf den Grund dieser Anschuldi-

gung geschah, sondern für die ein Verwand gesucht wurde, der schon fünfundzwanzig Jahre alt war. Thassilo hatte nämlich auf seiner Heerfahrt nach Aquitanien Pippin, den Vater Karls, verlassen, und dafür wurde er jetzt zum Tode verurtheilt. Karl sprach von Religion und Verwandtschaft und milderte die Strafe dahin, daß er seinen ehemaligen Schwager in ein Kloster verwies. Zu gleicher Zeit aber ließ er auch den Söhnen desselben, Theodo und Theodobert das Haar abschneiden und das Mönchskleid anlegen. Somit löete er das dreihundert Jahre alte ruhmvolle Reich der Baiern in das fränkische auf und stürzte den Stamm der Agilolfinger. Thassilo hielt es unter seiner Würde, auf solche Anklagen ein Wort zu erwiedern und ging hin, unvertheidigt und ungerächt, verlassen von Allen. Dieses, sein Schicksal hatte er im Grunde selbst verschuldet. Er war ein tüchtiger Fürst, aber der gewaltigen Willenskraft Karls nicht gewachsen. Ruhig sah er zu, wie rings umher Stämme und Völkerschaften unterdrückt wurden, ließ selbst seinen Schwiegervater vom Throne stoßen, und benützte keinen der günstigen Augenblicke, um, im Verein mit Karls Feinden, seine letzte Kraft an seine Selbstständigkeit zu setzen, obwohl er voraussehen konnte, daß der Franke, nachdem er Alle verschlungen, auch ihn verschlingen würde.

Auf Sachsen, durch den Zurücktritt Wittekinds ohne Haupt, und durch die gräuliche Verwüstung gänzlich erschöpft, lag die Ruhe des Kirchhofs, und Karl konnte sich jetzt gegen die Avaren wenden, die in Baiern eingefallen waren. Er trieb sie zurück; da aber stets erneute Raubzüge von diesen barbarischen Horden zu befürchten waren, so rüstete sich Karl zu einem nachdrücklichen Kampfe gegen solche unangenehme Nachbarn. Zuerst zog er gegen das slavische Volk der Wilzen, die gleichfalls von Zeit zu Zeit raubend in das Frankenland einfielen, und verband sich, um dieselben besser im Zaume zu halten, mit einem benachbarten slavischen Volke, den Obotriten. Nachdem sich die Wilzen unterworfen hatten, hielt Karl im Jahr 791 große Heerschau in Regensburg, wo er seinen dreizehnjährigen Sohn Ludwig durch Umgürtung des Schwertes zum Krieg weihte, und brach hierauf in das Avarenland ein. Er eroberte mehrere ihrer Ringe, vertheilte die daselbst aufgehäuften Schätze unter seine Soldaten und drang bis an die Raab vor, Alles verwüstend. Unruhen im eigenen Reiche und sogar im königlichen Hause selbst, namentlich auch religiöse Gährungen, hielten Karl in den nächsten Jahren ab, diesen Krieg fortzusetzen. Im Jahre 793 konnte er endlich den Plan fassen, die Avaren in Ungarn, bis wohin sie sich erstreckten, anzugreifen, als die Sachsen sich von Neuem erhoben, unzufrieden über die Heeresfolge, die sie dem Könige zu leisten hatten, und die mit großen Opfern verknüpft war. Den Herzog Theoderich, der mit einer friesischen Heerschaar zu den Sachsen kam, die Aushebungen vorzunehmen, überfielen sie und vernichteten ihn sammt seinem Heere. Karl überließ nun den Krieg gegen die Avaren seinen Heerführern und seinem Sohne Pippin, dem König von Italien, und wandte sich gegen die Sachsen. Da aber durch diese Vertheilung der Kriegsmacht weniger nachdrücklich gehandelt werden konnte, so wurden acht Feldzüge gegen die Avaren

nöthig, bis der Krieg im Jahr 796 damit endigte, daß dieses Volk, das unermeßliche Schätze zusammengeraubt hatte, gänzlich geplündert, und aus dem Lande zwischen der Donau und der Theiß vertrieben wurde. Es verschwand bald darauf ganz aus der Geschichte, und sein Land wurde mit deutschen Bewohnern bevölkert und zur Markgrafschaft Oesterreich gemacht.

In Sachsen führte Karl den Krieg selbst, wenn man solche Verwüstungszüge anders noch Krieg nennen kann; denn vom Jahre 794 bis gegen 800 lag Karl in Sachsen und verheerte das Land jedes Jahr mit Feuer und Schwert, auch ohne daß feindliche Angriffe vorausgegangen wären. Nach diesem Zeitraum scheint Sachsen so gänzlich erschöpft gewesen zu seyn, daß Karl eine Fahrt nach Italien wagen konnte. Aber der Aufstand zuckte daselbst immer fort, namentlich in einem Theile jenseits der Elbe, und Karl griff endlich zu einem grausamen aber sichern Mittel, denselben mit der Wurzel auszurotten; er führte nämlich die aufständischen Sachsen zu Tausenden mit Weibern und Kindern aus ihrer Heimath weg und stieß sie in die Sclaverei. Über zehntausend Familien wurden weggeschleppt und manche Ortsnamen im Frankenlande, wie Sachsenhausen bei Frankfurt, Sachsenheim und Sachsenflur in Franken, sind noch jetzt Denkmäler dieser Gewaltthat. So endigte im Jahr 804 der dreißigjährige Kampf mit den Sachsen und Karl war wenigstens so menschlich oder klug, daß er ihnen von ihren angestammten Gesetzen und Einrichtungen so viel ließ, als mit der allgemeinen Reichsverfassung vereinbar schien, und sie somit als Reichsgenossen und nicht als unterdrücktes Volk behandelte.

Nachdem wir nun gesehen haben, wie Karl durch Besiegung der Sachsen und Avaren die nördlichen und östlichen Grenzen seines Reiches, welches die meisten Länder des alten abendländischen Kaiserthums der Römer umfaßte, feststellte und sicherte, haben wir noch einige andere Ereignisse, die inzwischen vorfielen, nachzuholen.

Im Jahre 794 starb Fastrada, nachdem sie durch ihren schlimmen Charakter manches Unheil angerichtet hatte, und Karl vermählte sich im folgenden Jahre mit seiner fünften Gemahlin, Luitgarde aus Schwaben. In demselben Jahre, 795, starb der Papst Hadrian, welchen Karl wie einen Vater geliebt hatte. Ein merkwürdiger, noch vorhandener Brief Karls an den Nachfolger Hadrians enthält folgende Stelle: „Aber auch dieses machen wir Euer Heiligkeit kund, daß ich Eurem Vorgänger, meinem geliebtesten Vater, Geschenke der Liebe zu übersenden bereit war, auf daß ich der Liebe Übermaß, so ich zu ihm trug, durch reiche Freigebigkeit bewiese, und die Treue unserer herzlichen Vertraulichkeit vieler Augen darlege: doch siehe, da wurde ich plötzlich — ich kann es ohne Schmerz nicht sagen, und ohne Thränen nicht daran denken vor Traurigkeit — durch die Nachricht von seinem Tode in Bestürzung versetzt, und wo ich der Freude Schmuck bereitet, mußte mich der Trauer Kläglichkeit betrüben." Der Nachfolger Hadrians war Leo III., der, obwohl ein frommer und mildgesinnter Mann, beschuldigt wurde, seine Wahl durch unrechtmäßige Mittel durchgesetzt zu haben, eine Beschuldigung, die sich mehr und mehr verbreitete und vergrößerte, bis im Jahr 799 eine förmliche Verschwörung

gegen ihn ausbrach, wobei er unter Anführung zweier Priester, Paschalis und Campulus, während einer Procession vom Pferde gerissen und so mißhandelt wurde, daß er wie todt in seinem Blute liegen blieb. Über Nacht in ein Kloster gebracht, erholte er sich wieder und wurde von seinem treuen Kämmerer Albin in seinen befestigten Palast gerettet. Auf die Nachricht dieser Gewaltthat eilte der Herzog Winigis von Spoleto nach Rom und führte den noch lebenden Papst unter starker Bedeckung hinweg. Der Papst reiste nun zu Karl, dem mächtigen Schirmherrn des römischen Stuhles, nach Paderborn, und zeigte ihm seine noch frischen Narben, die Zeugen der erlittenen Mißhandlungen. Karl empfing ihn auf's feierlichste und umarmte ihn unter Thränen; da er aber mit der Unterwerfung der Sachsen beschäftigt, den Papst nicht selbst begleiten konnte, gab er ihm eine gehörige Begleitung mit nach Rom zurück und ernannte Bevollmächtigte, welche die Frevler sogleich verhaften und die Untersuchung gegen dieselben beginnen mußten. Er selbst begab sich im Jahre 800, nachdem er seine fünfte und letzte Gemahlin, die ihm keine Kinder gebar, vorher beerdigt hatte, nach der Hauptstadt der Christenheit, die er nun zum vierten Male betrat.

Karls Thätigkeit ordnete die Angelegenheiten des Papstes in einer Woche. Er versammelte die vornehmen Römer und in Rom anwesenden Franken geistlichen und weltlichen Standes in der Peterskirche, damit sie die gegen den Papst vorgebrachten Anschuldigungen untersuchen sollten. Die Geistlichen aber erklärten alsbald, daß sie den apostolischen Stuhl nicht richten könnten, der das Haupt aller Kirchen Gottes sei und von dem sie selbst gerichtet würden. Da nach dieser Erklärung Niemand wider den Papst aufzutreten wagte, bestieg dieser die Kanzel, umfaßte die vier Evangelien und schwur folgenden Eid: „Es ist bekannt, geliebte Brüder, daß böse Menschen sich gegen mich erhoben und mich und mein Leben mit den schwersten Verbrechen befleckt haben. Zur Erforschung dieser Sache hat sich der gnädigste und durchlauchtigste König Karl mit seinen Priestern und Fürsten nach dieser Stadt begeben. Deswegen erkläre ich, Leo, hoher Priester der heiligen römischen Kirche, von Niemanden verurtheilt, von Niemanden gezwungen, sondern durch meinen freien Willen bewogen, in Eurer Gegenwart vor Gott, der das Gewissen kennt, vor seinen Engeln und vor dem heiligen Petrus, dem Fürsten der Apostel, der sein Auge auf uns gerichtet hat, daß ich die sträflichen Dinge, die man mir vorwirft, weder selbst, noch durch Andere vollbracht habe, Gott zum Zeugen anrufend, vor dessen Gerichte wir erscheinen werden, vor dessen Angesicht wir stehen. Und dieses thue ich, nicht durch irgend ein Gesetz genöthigt, auch nicht in der Absicht, meinen Nachfolgern und Mitbrüdern in der heiligen Kirche eine Gewohnheit oder eine Verpflichtung aufzulegen, sondern um von Euch desto gewisser jeden ungebührlichen Verdacht zu entfernen.“ Mit Lobgesängen endigte diese Feierlichkeit, und die Feinde des Papstes, welche auf der Kirchenversammlung die ihnen angeschuldigten Frevel bekannt hatten, wurden nach römischem Recht zum Tode verurtheilt, eine Strafe, die jedoch auf die Fürbitte des Papstes in Landesverweisung verwandelt ward.

Was aber diesen Aufenthalt Karls in Rom besonders merkwürdig macht, ist seine Krönung zum Kaiser. Über diesen Vorgang haben uns die Schriftsteller jener Zeit wenig hinterlassen. Am Christtag des Jahres 800, mit welchem Tage aber nach damaligem Kalender das neue Jahr 801 begann, wohnte Karl in der Peterskirche der Messe bei. Da setzte der Papst plötzlich, wie von Gott erleuchtet, dem etwas überraschten König eine Krone auf's Haupt, indem er ausrief: „Heil und Sieg dem erlauchten Karl, dem von Gott gekrönten großen und friedfertigen Kaiser der Römer!" Hierauf kniete der Papst vor dem neuen Kaiser nieder, brachte ihm seine Huldigungen dar und alles Volk folgte nach.

Diese unglückliche und folgenschwere Idee, den erloschenen Schimmer des Kaiserthums, an das seit dem Untergang des weströmischen Reiches unter Romulus Augustulus kein Mensch mehr gedacht hatte, wieder aufzufrischen, war ohne Zweifel schon früher in Karl aufgestiegen, und zwischen König und Papst besprochen worden.

Keiner von beiden war sich wohl bewußt, wie viel Unheil die künstliche Erneuerung dieser von der Weltgeschichte selbst gerichteten Staatsform über die Völker bringen müsse. Wenn man übrigens die Gründe betrachtet, welche die beiden Machthaber zu diesem Schritte veranlaßten, so erscheint derselbe ziemlich natürlich, in einer Zeit, wo bereits die Ausbildung und Befestigung der monarchischen Gewalt in den Vordergrund tritt, und die Interessen des Regentenhauses die des Volkes längst verschlungen haben.

Rom, einst die Beherrscherin der Welt, hatte, obwohl schon seit dreihundert und fünfzig Jahren gefallen, eine solche Erinnerung wunderbarer Größe in den Herzen der Menschen zurückgelassen, daß noch damals und noch viel später der Name des römischen Kaisers, gleich dem goldenen Vließe der Alten, als das Höchste erschien, an dem sich menschliche Wünsche erheben könnten. Dieser Titel umgab seinen Besitzer mit einem geheimnißvollen poetischen Zauber, der ihn gleichsam der Gegenwart entrückte und mit der erloschenen mährchenhaften Pracht eines untergegangenen Weltreichs begleitete. Der Kaisertitel konnte deßhalb wohl das Ziel einer ehrgeizigen Seele seyn; erscheint er doch heutigen Tages noch als die höchste Rangstufe menschlicher Würde. Dazu kam noch, daß das Haus der Karolinger ein emporgekommenes war, das eines historischen Hintergrunds entbehrte, ein Umstand, der von jeher so viel Gewicht in den Augen der Völker hatte. Wie nahe lag da der Wunsch, der wirklichen Größe und Macht, die sich der gewaltige Karl durch Kraft, Talent und Glück erobert hatte, jene übersinnliche Glorie zu verleihen, die deßhalb so bedeutungsvoll ist, weil sie in der Phantasie des Volkes wurzelt, dem sie oft mehr gilt, als die faßbare Wirklichkeit; denn der Glauben machte die Menschen von jeher selig. Der kluge Karl wußte daher wohl, was er that, wenn er auf seine neue Kaiserwürde ein großes Gewicht legte und in seinen Verfügungen und Schreiben einerseits in einer etwas hochtrabenden und geheimnißvollen Weise erhöhte Forderungen von Ehrfurcht, Treue und Gehorsam auf seine neue Würde baute, und sich sogar wieder neu huldigen ließ, andererseits aber ziemlich klar seine Stellung be-

schwerte, indem er in einem Briefe an den Papst Leo sagte: „Der Kaiser ist der Schirmherr des Rechtes und der Ordnung in der Christenheit, berufen die weltliche Macht das Gesetz aufrecht zu halten, die Verletzer desselben zu bestrafen, Frieden und Einigkeit unter den Menschen zu erhalten berufen ist. Alles Weltliche ist dem Kaiser unterthan. Auch die Kirche bedarf seines schützenden Armes. Die Einigkeit des Glaubens aber, die richtige Erkenntniß des göttlichen Gesetzes, und den Sinn der Menschen für das Höhere und Unsichtbare zu erhalten, ist die Sache der Kirche und ihres Oberhauptes, des heiligen Vaters, dessen Wort in Sachen des Glaubens selbst der Kaiser ehrt."

Wie aber Karls Reich keinen [illegible], so hatte es auch keinen wirklichen Mittelpunkt, keine eigentliche Haupt- und Residenzstadt; gleich dem römischen war es aus verschiedenen Ländern und Völkern zusammengesetzt, die aber theilweis neben einander bestanden, und so erschien Rom als die Stadt und der Kaisername als der Titel, welche wie gemacht waren, um die Vereinigung der widerstrebenden Elemente zu vermitteln. Roms Name hatte ja schon einmal seine alte Kraft bewährt, indem er seinen Bischof zum gemeinsamen Oberhaupt der übrigen erhoben, und die Kirchen der abendländischen Christenheit in einer einzigen römisch-katholischen Kirche vereinigt hatte. Hier war also ein gegebener Mittelpunkt, an den sich die weltliche weltliche Macht anschließen konnte; denn sie verfolgte ja ein ähnliches Ziel wie die geistliche. Wenn der Papst die oberste Priesterschaft über die ganze Christenheit beanspruchte, so sollte der Kaiser das weltliche Oberhaupt über alle christlichen Völker und Fürsten sein. Eine dadurch angestrebte Einheit der gesammten Christenheit in Staat und Kirche, diente ebenso den Zwecken beider Parteien, und so war es natürlich, daß sich Scepter und Krummstab gegenseitig unterstützten. Wenn übrigens der König durch seine Erhebung zum Kaiser auch der allgemeinen Kirche den Rang abgelaufen hatte, was im Hinblick auf spätere Ereignisse sehr wahrscheinlich ist, so wurde er für diesmal vom Papste überrascht, indem dieser durch seine plötzliche wie von Gott eingegebene Krönung den König verhinderte, sich aus eigener Machtvollkommenheit die Krone aufzusetzen. Durch diesen schlau ausgeführten Handstreich erhielt nun die Verleihung der kaiserlichen Würde den Anschein des päpstlichen [illegible], und die Überraschung Karls bei seiner unerwarteten Krönung ist daraus leicht zu begreifen; denn es mochte nicht eine [illegible] der [illegible] in ihm erwachen, die sich später auch [illegible] empfinden, wenn er auch für seine Person nichts mehr zu befürchten hatte.

Jetzt war Karl acht und fünfzig Jahre alt und hatte drei und dreißig Jahre regiert. Ungeschwächt an Geist und Körper stand er noch aufrecht, ein Bild männlicher Kraft. Wenn auch sein Bart bleicher und seine Haare silberweiß wurden, so hatte sich die ehrwürdige Greisengestalt die Würde des Herrschers bewahrt, und nöthigte unwillkürlich zu Ehrfurcht und Unterwerfung. Mäßig im Essen und Trinken, ein Feind von unmäßigem Trunk, war seine Kleidung und Lebensweise äußerst einfach; und wenn er schon früher in seiner bewegten Lebensperiode [illegible]

Zeit mit Studien und mit dem Lesen classischer Schriften ausgefüllt hatte, so benützte er namentlich die vierzehn letzten und ruhigeren Jahre seiner Regierung zu Gesetzgebungen und Anordnungen, und zur Pflege von Handel, Ackerbau und Wissenschaft. Obwohl seine rastlose Thätigkeit nie ermüdete, so verwendete er sie doch von jetzt an hauptsächlich auf die Werke des Friedens, die er nun eben so eifrig suchte, als ihm früher Kämpfe gewiß nicht unerwünscht waren. Einzelne Kriege und Grenzstreitigkeiten ließ er durch seine Söhne Karl und Pippin ausfechten.

Der eigentliche Begründer der Monarchie in Deutschland ist Karl der Große, und dem Lebenszwecke, den er sich gestellt hatte, Ausbildung und Feststellung einer erblichen, unumschränkten, monarchischen Regierungsform, entsprechen seine Staatseinrichtungen. Um zu diesem Ziele zu gelangen, suchte er hauptsächlich die Rechte des Adels allmählig aufzuheben und so seinen Unabhängigkeitssinn zu untergraben; und als zweites Mittel betrieb er die Organisation der Kirche und die Ausbildung der altdeutschen Religion mit dem größten Eifer. Denn wie gut sich die Religion zu den Zwecken der Regierung gebrauchen lasse, und in welch' enger Verbindung das kirchliche und staatliche Leben der Völker meistentheils stehe, hatte schon Karl der Große begriffen. In Sachsen war seine erste Sorge, überall wo er irgend festen Fuß gefaßt hatte, sogleich Bisthümer zu errichten. Solche entstanden denn in Paderborn, Münster, Osnabrück, Minden, Verden, Bremen, Hildesheim und Halberstadt. Durch Einführung des Zehntgesetzes wurde denselben auch eine tüchtige materielle Grundlage, eine reiche Einnahme, geschaffen, und durch Aufrechthaltung strenger Subordination der Geistlichen ihren Vorgesetzten gegenüber die Ausbildung des priesterlichen Staates angebahnt, wie denn überhaupt die Verhältnisse der Kirche, welche dem Staatsleben im spätern Mittelalter so großen Abbruch thaten, schon von Karl begründet wurden.

In den weltlichen Angelegenheiten verfuhr Karl wie in den geistlichen, denn auch bei seinen staatlichen Einrichtungen verfolgte er in Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege die Durchführung des monarchischen Princips in seiner ganzen Consequenz. In Beziehung auf die Gesetzgebung war Karl von dem alten Gebrauche der Reichsversammlungen zwar nicht abgewichen, sondern hielt alljährlich eine große Volksversammlung im Mai, woher der Name Maifeld; aber im vorhergehenden Spätjahr berief er eine kleine Versammlung, wo nur die Großen mit ihren Gefolgen zugegen waren, und wo man die Gesetze vorbereitete. Diese wurden sodann der großen Versammlung vorgelegt, in welcher aber gleichfalls nur die weltlichen und geistlichen Großen zu berathen und abzustimmen hatten. Die so zu Stande gebrachten Beschlüsse wurden von dem versammelten Volke mitgetheilt, welchem aber Nichts mehr zu thun übrig blieb, als dieselben mit beifälligem Ausruf anzunehmen. Diese Verordnungen hießen Capitularien. Die kirchlichen Angelegenheiten wurden von den Geistlichen allein behandelt, wiewohl ihre Beschlüsse der königlichen Genehmigung unterworfen waren. Verwaltung und Rechtspflege

waren in einer Hand beisammen. Unter den Hofbeamten, welche stets am Hoflager um Karl sich versammelten, über ihre Geschäfte ihm Bericht erstatteten, und seine unmittelbaren Befehle empfingen, waren der Hofkaplan und der Pfalzgraf die vornehmsten und bedeutendsten. Ersterer, ein Geistlicher, stand den kirchlichen Angelegenheiten und der Hofkanzlei vor, letzterer hatte die weltlichen Angelegenheiten und namentlich das Gerichtswesen zu leiten. Das Amt dieser Pfalzmeister war von solcher Bedeutung, daß sich später eine eigene Dynastie aus ihrer Macht entwickelte. Das gesammte fränkische Reich war in Gaue eingetheilt, und die Gaue in Unterabtheilungen, welche Centen oder Hunderte hießen. Den Gauen waren Gaugrafen, den Centen Centenarien vorgesetzt. Dem Grafen war Richteramt und Regierung im Gau übertragen; er vertrat den König in allen Gerichtssachen. In den Volksgerichten sprachen zwar die Schöffen, eine Anzahl vom Volke selbst gewählter freier Bürger des Gau's, Recht; aber unter Vorsitz und Leitung des Grafen oder Centenars, und der Einfluß dieser Beamten auf die Wahl der Schöffen machte ein solches Geschworenengericht bald zu bedeutungsloser Förmlichkeit. Gleicher, wo in den Gemeinden noch eine Art öffentlicher Verwaltung bestand, wurde diese zum leeren Spiel, da ohne Zustimmung des königlichen Beamten nichts ausgeführt werden durfte. Nebenbei erhielten auch die Bischöfe weltliche Gewalt in ihren Sprengeln, wodurch die vielregierliche Bevormundung nur vermehrt wurde. Von dem Spruche der Gau- und Centgerichte konnte man an den Sendgrafen und von diesem an den Pfalzgrafen und den König selbst appelliren. Das Institut der Sendgrafen war eine eigenthümliche, von Karl eingeführte Verwaltungsform. Durch die Centralisirung der Staatsverwaltung, in welcher die königliche Macht wie ein Herz die Ströme ihres Willens durch alle Adern des Staatskörpers trieb, wurde das Volk seiner Selbstständigkeit beraubt, und somit der Willkühr seiner Beamten ausgesetzt. Um diese nun controliren zu können, ernannte Karl für mehrere Gaue zwei bewährte Beamte, einen geistlichen und einen weltlichen, welche Sendboten oder Sendgrafen hießen, und die ihnen übergebenen Provinzen von Zeit zu Zeit bereisen mußten, um die Geschäftsführung der Beamten zu untersuchen, in besondern Volksversammlungen die Beschwerden gegen die Grafen, Centenarien und Bischöfe anzuhören, und dann über die Angelegenheiten und Zustände der betreffenden Gaue dem Könige zu berichten. Die Einrichtung der Sendgrafen war übrigens ein schlechter Ersatz für die dem Volke entzogene Selbständigkeit der Schöffen und Gemeinden; denn wenn diese Einrichtung bei der Größe des Reichs ohnehin unzuverlässig war, so mußte sie bei einem weniger kräftigen Regenten vollends nichtig werden. Und dieser Übelstand blieb später auch nicht aus. Wie die Monarchie schon bei ihrer Geburt war, so blieb sie auch bis auf den heutigen Tag: daß, was sie durch Beeinträchtigung des Volkes an seinem innersten Leben verdarb, suchte sie durch einen gewaltigen Regierungsapparat wieder zu heilen: das ganze Regierungsräderwerk schnurrt und klirrt; Gesetze und Verordnungen häufen sich zu Bergen; die Beamtenwelt, die weltliche und geistliche, geberdet sich, wie wenn sie das Heil der Menschheit und die Last des Him-

weiß auf den Schultern hätte, und bei alledem bliebe das Volk ungebildet, unmündig und natürlich — elend; denn einem abgelebten Volksleben wird man umsonst durch Regierungsbefehle frischen Athem beibringen. Alles steht auf dem Papier, Nichts wird lebendig; und zu der Einsicht konnten die Faktoren der Regierung nicht gelangen, daß die Entwicklung des Volks- und Staatslebens wachsen muß und nicht gemacht werden kann. Aber freilich das naturgemäße Wachsthum des Volkslebens stimmt schlecht zu den Zwecken der Monarchie. „So war es eben damals, sagt J. G. A. Wirth, eine papierene Staatsfabel! (Der verdienstvolle Geschichtschreiber ist inzwischen gestorben; einen Todtenkranz auf sein Grab!) Jedes Jahr hielt Karl eine Reichsversammlung und wenn es zur Frage kam, warum der Zustand des Volkes elend sei, so wurden alsbald neue Dekrete erlassen, die so wenig fruchteten, als die alten, vielmehr durch die unendliche Anhäufung von Gesetzen schadeten; denn ein Gesetz hat bloß dann eine Wirksamkeit, wenn es aus dem Volke hervorgegangen ist und im Volke wurzelt, während die dem Volksbewußtsein entgegenstehende Gesetze aber untergraben den Sinn für Recht und Ordnung im Staat und machen damit das Volk immer unfähiger, sich selbst zu regieren.

Wichtige Veränderungen nahm Karl in Kriegs- und Finanzverfassung vor. Die Grundsätze der alten Wehrverfassung mit dem neueren Lehenswesen vereinigend, verpflichtete er nicht nur seine Vasallen und deren Lehensleute, sondern auch diejenigen Freien, welche unabhängiges Grundeigenthum besaßen, zum Kriegsdienst. Diese allgemeine Wehrpflicht hieß, den alten Volkseinrichtungen gemäß, der Heerbann, und um diese Einrichtung aufrecht zu halten, führte Karl den Königsbann ein, eine Strafe von sechzig Schillingen, ungefähr eine Summe von achtzehnhundert Reichsgulden nach heutigem Geldwerth, bei Verweigerung der Heerfolge. Jeder Wehrmann mußte sich überdieß selbst ausrüsten und drei Monate lang verpflegen, und solche, die weniger als drei Mansus Grundeigenthum hatten, je zu zwei oder mehreren Einen Mann stellen. Man sieht, wie schwer die Heerfolge bei den immerwährenden Kriegen Karls auf dem durch den Druck der Beamten und Großen ohnehin verarmten Stande der Freien lasten und ihn völlig zum Verschwinden bringen mußte. Beim Heerzug führte der Lehensherr seine Vasallen, der Graf die Freien seines Gau's. Alljährlich an einem bestimmten Tage mußten sich die wehrpflichtigen Freien zur Heerschau stellen. Diesen Tag verlegte man aber in die Zeit des Maifelds, um dann zu den sofort beschlossenen Kriegen gleich behalten zu können. Wie nun Karl die Wehrpflicht so weit als möglich erweiterte, um zu seinen Kriegen genug Soldaten zu haben, so geschah es auch mit der Steuerpflicht. Die Grundgefälle der königlichen Güter, die Lehensabgaben der königlichen Vasallen, die Antheile an den Strafgeldern und das Vorrecht auf das Vermögen verstorbener Fremdlinge reichten nicht mehr zu den durch die vielen Kriege verursachten Ausgaben. Da nun die Freien, der Verfassung gemäß, zu keinen Abgaben verpflichtet waren, so suchte man durch jenes bekannte Recht der Gewalt die Auflagenverhältnisse zu erweitern. Zuerst wurden die Gemeinden gezwungen, die Hofhaltung,

wenn sie in ihre Nähe kam, zu verpflegen. Dann behielt man diese Last auch auf Verpflegung des Heeres [illegible], wenn man [illegible] zwei Drittheile der Ernte wegnahm. So entstanden die Lieferungen von Naturalien. Die königlichen Beamten mußten auf ihren Geschäftsreisen gleichfalls von den Freien verköstigt werden, und das jährliche freiwillige Ehrengeschenk, das dem König auf dem Maifelde dargebracht zu werden pflegte, wurde gleichfalls in eine Schuldigkeit verwandelt, womit wir die Einführung der Steuern haben.

Je mehr diese Einrichtungen die unumschränkte königliche Macht förderten, desto mehr mußten sie die Selbständigkeit des Volkes untergraben, und um den gedrückten Stand der Freien vollends zu [illegible], suchte Karl sogar die Öffentlichkeit des Gerichtsverfahrens und das Recht des Waffentragens zu beschränken und ab zu bringen.

Wenn wir nun gesehen haben, wie sehr das Aufblühen der monarchischen Gewalt die Selbständigkeit und Wohlfahrt des Volkes beeinträchtigte, so müssen wir auf der andern Seite gestehen, daß der feste, einheitliche Wille, der an der Spitze des Ganzen stand, auch seine Vortheile hatte, abgesehen davon, daß er nothwendig erscheint, um ein so großes und aus verschiedenen Elementen bestehendes Reich zusammenzuhalten. Ob es der Volkswohlfahrt zuträglich ist, ein so künstliches, dem natürlichen Gesetz der Nationalität widerstreitendes Gebäude zu errichten, ist freilich eine andere Frage, eine Frage, welche die Weltgeschichte schon vor den Zeiten Karls durch den Untergang des römischen Reichs beantwortet hatte und zu welcher auch in neuerer Zeit das österreichische Kaiserreich einen Commentar liefert. Ebenso ist es zu bezweifeln, ob die Regierungsgewalt durch ihre Macht dem Volke ersetzen konnte, was sie ihm durch ihren Eingriff entzogen hatte. Aber so viel ist gewiß, daß Karl wenigstens einsah, daß die Wohlfahrt des Volkes von großer Wichtigkeit für die Wohlfahrt des Herrschers sei, und daß er diese Einsicht mit Talent und Thatkraft in seiner Regierung zu bethätigen wußte, soweit dieß in den Grenzen menschlicher Beschränkung möglich war. Sein ordnender Geist zeigte sich überall thätig, wo es galt, jene staatliche [illegible] hervorzurufen, welche dem [illegible] des Volkes [illegible] eingeräumt wird, weil sie der einzelne und vereinzelte nicht von Innen herausstellen kann. [illegible] Maßregeln veranlaßten [illegible] Einrichtungen und Anordnungen [illegible].

Die Ackerpflege mußte [illegible] und die Sorten der Bäume und Pflanzen, [illegible], zuerst [illegible] werden. Die Bauern sollten in ihren [illegible] empfangen, [illegible] oder zur Arbeit angehalten werden. Zur Erleichterung und Regelung des Handels wurde gleiches Maaß und Gewicht eingeführt und durfte nur bei Tag und vor Zeugen Handel getrieben werden. Der Verkauf von Waffen [illegible] und von Wein [illegible] war verboten, und bei Übertretungen [illegible].

Überhaupt war der Ackerbau [illegible] keinem andern [illegible], und merkwürdig ist es, wie dem praktischen Geiste dieses ausgezeichneten Mannes auch das Geringste

Geschäfte nicht zu klein war, um sich damit zu befassen. Er erließ eine eigene Reichsverordnung über die Behandlung seiner Güter (Capitulare de villis Imperialibus) vom Jahre 812, welche beweist, wie viele Erfahrungen und Kenntnisse er auch in diesem Zweige besaß. Sie enthält Vorschriften über den Bau des Korns, über die Zucht der Pferde, des Rindviehs, der Schafe und Ziegen; über die Behandlung des Federviehs, sowie der Ziervögel, als: Pfauen und Fasanen. Sie lehrt, wie das Bier zu brauen, der Wein zu keltern, das Obst zu ziehen, ja welche Arten desselben zu pflanzen und wie theuer die verschiedenen Naturalien zu verkaufen seien. Namentlich nimmt sie auch auf die Forstwirthschaft Rücksicht, damit das Holz gehörig nachwachse &c. Was in den Gärten angepflanzt werden soll, wird auf's genaueste vorgeschrieben. Dieses Verzeichniß, aus dem man ersieht, welche Gartengewächse schon damals in Deutschland gebaut wurden, enthält folgende Namen: Lilium (Lilie), rosas (Rosen), fenigrecum ([illegible]), costum (Frauenmünze), salviam (Salbei), abrotanum (Stabwurz), cucumeres (Kukummer), fasiolum (Veitsbohne), ciminum (Gartenkümmel), ros marinum (Rosmarin), careium (Wiesenkümmel), squillam (Meerzwiebel), gladiolum (Schwertel), dragantea (Schlangenkraut), anesum (Anis), ameum (Bibernell), git (Schwarzkümmel), eruca alba (weißer Gartensenf), parduna (Klette), olisatum (Roßeppich), petrisilinum (Petersilie), feniculum (Fenchel), sataregiam (Bohnenkraut), sisimbrium (Brunnenkresse), tanazitam (Rainfarn), neptam (weiße Münze), febrefugiam (Tausendgülden Kraut), vulgigina (Haselwurz), carvitas (Karotten), blidas (Erdbeermelde), ravacaulos (Kohlrabi), uniones (Zwiebeln), britlas (Schnittlauch), ascalonicas (Schalotten), warentiam (Krapp), cerfolium (Kerbel).

Erfreulich ist bei diesen Anordnungen der ausdrückliche Befehl, daß das Gesinde auf seinen Gütern gut gehalten, und von Niemand in's Elend gestoßen werden solle, und daß Vergehungen desselben durch Entziehung geistiger Getränke und Fleischspeisen zu bestrafen seien; eine Milde, die um so höher anzuerkennen ist, als damals die grausamste Behandlung, namentlich körperliche Züchtigung bei den Dienern und Leibeigenen die Regel war.

Aus solchen in's Kleinliche gehenden Bestimmungen zeigt sich deutlich, wie man schon damals anfing durch den Buchstabendienst des Gesetzes, das freie, frische Leben abzutödten, und wie die unselige Schreiberei unserer modernen Gesetzgebung schon in den frühesten Zeiten germanischen Staatslebens Wurzel faßte — kein Wunder, daß sie unausrottbar ist. Überall zeigt sich schon jener, der Monarchie überhaupt eigenthümliche Irrthum, wenn ein Gesetz da sei, klar ausgesprochen und gut abgefaßt, dann sei für alle Schäden des Staats- und Volkslebens das Heilmittel gefunden — in einem Stück Papier! denn mehr ist ein Gesetz nicht, das keine Lebensfähigkeit hat.

Trotz dieser Mängel, die wohl mehr in der Eigenschaft des Herrschers als in der des Menschen ihren tiefen Grund hatten, bleibt immer Karls umfassender Geist, der bei der Sorge für das Kleinste und Unbedeutendste, die Wirkung im Großen

und Ganzen nicht aus den Augen ließ, wahrhaft bewundernswerth. Keine des Menschen würdige Bestrebung war ihm gleichgültig, am wenigsten aber Kunst und Wissenschaft, und der Eifer, mit dem er die Bildung seines Volkes zu fördern suchte, verdient um so mehr Anerkennung, als derselbe mitten im Getümmel des Kriegs und im Drange äußerer Staatsbegebenheiten immer der gleiche blieb.

Für die Bemühungen Karls um die Landwirthschaft haben wir schon oben Beispiele angeführt; aber eben so bemüht war er, Gewerbe und Handel zu fördern. Eigentliche Städte gab es damals in Deutschland noch keine, und in Folge dessen auch keine Gewerbe. Karl war es, der den ersten Grundstein zu jenem Städte- und Gewerbsleben legte, das später so schön in Deutschland aufblühte, und ein Hebel seiner nationalen Bildung wurde. Jeder Oberverwalter mußte in seinem Sprengel für Handarbeiter und Werkverständige sorgen, welche wieder andere unterrichten mußten. Neben den Scheunen und Ställen auf den kaiserlichen Villen erhoben sich Werkstätten, in denen Gerber, Schuhmacher, Tischler, Drechsler und Arbeiter in Gold, Silber, Eisen und Erz ihr Werk trieben. Nachdem man das Geschirr für den Ackerbau hatte verfertigen lernen, ging es an das Gezeuge des Kriegs und zuletzt an das Geräthe des Luxus und der häuslichen Annehmlichkeit. Die Weiber und Mägde spannen Wolle und Flachs, weben Tuch und Leinwand, und verfertigten die Kleider. So gewöhnten sich die Einzelnen an ein Zusammenwirken und die Vereinigung bildete sich nach und nach aus, welche später das Zunftwesen hervorbringen sollte.

Das Beispiel des Kaisers wirkte auf die übrigen Großen zurück. Die Bedürfnisse der Kultur nisteten sich in immer weitern Kreisen ein und stiegen mit der Befriedigung, welche der Gewerbfleiß ihnen gewährte. Was das Inland nicht darbot, verlangte man vom Auslande, und so wurde mit Erweiterung des gewerblichen auch der Handelsverkehr belebt. Nach Konstantinopel kamen die Erzeugnisse Indiens, und das aus dem Meer aufsteigende Venedig benützte seine Lage, um sich zu einem Stapelplatz der Welt zu machen. Wie die kaiserlichen Villen Musterschulen für die Landwirthschaft und die Geburtsstätten des Gewerbewesens waren, so wurden sie bald auch Sitze des Handels. Auf den königlichen Gütern ragte aus der Mitte der landwirthschaftlichen und gewerblichen Gebäude die Pfalz hervor, welche die Wohnung des Kaisers und dasselbe war, was man später auf fürstlichen Gütern das Herrenhaus oder Schloß nannte. Wenn sich Karl daselbst aufhielt, versammelten sich die Großen und das Volk um ihn, Festlichkeiten fanden statt, und so zogen sich bald die Handelsleute dahin und legten ihre Waaren aus. Auf diese Art entstanden Marktplätze. Freilich versäumte Karl die gute Gelegenheit, einen Theil des hier gemachten Gewinnstes in seinen Schatz abzuleiten, nicht, und legte den Kaufleuten Zölle und Abgaben auf, ein Verfahren, das die Herren im Reiche nicht schuldigst nachahmten und das dem Handel nicht sehr förderlich war. Aber suchte doch für die geleisteten Abgaben den Verkehr durch Wege, Brücken und Straße und durch Einräumung von Marktplätzen zu fördern, wie er überhaupt die

Wichtigkeit eines erleichterten Verkehrs gar wohl kannte und deshalb namentlich die Schiffahrt begünstigte, weil bei dem Mangel an Straßen die kostspieligen Landwege nicht so schnell hergestellt waren. Sein Plan, die Donau und den Main durch einen Kanal zu verbinden, scheiterte blos an der Ungeschicklichkeit der Arbeitsleute.

Ebensoviel that Karl für das Bauwesen; denn großartige Bauwerke sind nicht nur geeignet, viele Menschen zu beschäftigen und so den Gewerbfleiß zu heben, sondern sie wecken auch den Sinn des Volkes für das Schöne und Erhabene und wirken so als wesentliches Bildungsmittel. Außer mehreren Städten, die Karl gründete, wie Halle an der Saale, Itzehoe in Holstein, Hochbuchi an der Elbe, das jetzige Hamburg ꝛc., gaben ihm namentlich seine oben erwähnten Pfalzen Gelegenheit, der Baukunst damaliger Zeit einen Wirkungskreis anzuweisen. Er besaß hundert und sechzig solcher Pfalzen, in welchen er beim Bereisen der Provinzen seines weiten Reiches wohnte. Zwei der schönsten und berühmtesten waren die von Nimwegen und Ingelheim, deren letztere von hundert Säulen getragen wurde. Des Kaisers liebster Aufenthalt war Aachen, und hier errichtete er einen Kaiserbau nach dem Muster der römischen Kaiserpaläste von Spoleto und Konstantinopel. In dieser großen Halle hielt Karl die Volksversammlungen und Reichstage und nahm Geschenke und Gesandtschaften an. Hier empfing er unter Andern Abdallah, den Gesandten des persischen Kalifen Harun al Raschid, dessen Geschenke das größte Aufsehen machten. Hauptsächlich war es, außer dem noch nie gesehenen Elephanten, eine kostbare Uhr, welche die Bewunderung der Franken erregte. Diese Uhr wurde durch ein Wasserwerk getrieben und der Lauf der Stunden durch kleine metallene Kugeln angezeigt, die auf eine Glocke fielen. Zugleich ritten durch zwölf Fenster eine der jedesmaligen Stunde passende Zahl Reiter hervor, die wieder verschwanden. In dieser Halle hielt Karl auch große Tafel an hohen Festtagen. Da saß er mit den zwölf höchsten Beamten seines Hofes auf einem erhöhten Platze um eine runde goldene Tafel, neben sich kostbare Gefäße auf drei silbernen Tischen von getriebener Arbeit. Auf dem ersten dieser Tische war Rom, auf dem zweiten Konstantinopel und auf dem dritten waren die drei Welttheile mit dem Himmel und den Planeten dargestellt.

Karls Kaiserpalast ist bis auf wenige Spuren verschwunden, aber der achteckige Dom, den er in Aachen erbaute, steht noch. Zu diesem Werke wurden die geschicktesten Künstler und Arbeiter aus allen Ländern herbeigerufen, und der Papst schenkte die Marmorsäulen und Mosaikarbeiten aus dem zerstörten kaiserlichen Palaste von Ravenna dazu. So wurde Alles aufgewandt, um ein großartiges und ruhmwürdiges Bauwerk der Nachwelt zu hinterlassen.

Am meisten aber lag Karl die Wissenschaft und der Unterricht am Herzen. Karl hatte, wie schon oben angedeutet wurde, einen selbstständigen Trieb nach Wissen und Bildung in sich, und wäre, mit seinen reichen Geistesanlagen unter andern Verhältnissen geboren, wohl ebensogut ein Gelehrter geworden, als jene berühmten Männer, die er um sich sammelte, sowohl um sich selbst an ihnen heranzu-

den, als um sein Volk durch sie belehren und unterrichten zu lassen. Der ausgezeichnetste unter den wissenschaftlichen Männern jener Zeit war der Angelsachse Alcuin, früher Geistlicher in York und Vorsteher einer höhern Bildungsanstalt, den der König auf einer Reise nach Italien im Jahre 781 kennen gelernt und später durch wiederholte dringende Bitten an seinen Hof gezogen hatte. Alcuin war nicht nur ein Gelehrter, sondern auch ein Freund ächter Bildung, und hatte eine anregende entwickelnde Methode, wissenschaftliche Gegenstände zu behandeln, so daß er dieselben der Anschauungsweise seiner Zeit und der Fassungskraft seiner Schüler anzupassen wußte, ohne sie zu verflachen. Er setzte sich dadurch beim König und dessen Umgebung in das größte Ansehen und wurde der Lehrer und Hausfreund des Kaisers und der kaiserlichen Familie. Und so schätzte Karl die Wissenschaft, daß er auf den Besitz Alcuins stolzer war, als auf den eines Königreichs, und daß „seinen in Christo geliebtesten Lehrer" im Jahre 794 der glänzenden Reichsversammlung in Frankfurt als seinen Freund vorstellte, und dieses ausdrücklich in den Akten der Synode aufnehmen ließ.

Karl, in dem das Bedürfniß nach geistiger Nahrung einmal erwacht war, wandte jeden freien Augenblick zu Vermehrung seiner Kenntnisse. Nicht nur in Philosophie, Rhetorik, Mathematik und Astronomie, welche letztere Wissenschaft er besonders liebte, ließ er sich von Alcuin unterrichten, sondern auch das Schreiben hatte er noch zu lernen, zu welchem Ende er selbst in spätern Jahren eine Wachstafel und einen Griffel unter seinem Kopfkissen zu haben pflegte, um, wenn er des Nachts aufwachte, sich im Nachbilden von Buchstaben üben zu können.

Mit großem Eifer unterstützte Alcuin den Kaiser in Allem, was dazu dienen konnte, Kenntnisse zu verbreiten und den Unterricht zu fördern. Er suchte die damaligen Bücher zu berichtigen, zu ergänzen und zu vervielfältigen, ein Geschäft, bei dem seine Schüler hülfreich an die Hand gingen. Karls Eifer für das Kirchen- und Schulwesen unterstützte Alcuin mit Rath und That, und wenn der Kaiser schon im Jahr 787 italienische Gesangslehrer mit nach Deutschland gebracht hatte, um den römischen Kirchengesang bei den Franken einzuführen, so war er jetzt durch die Gedichte dieses Mannes erst in den Stand gesetzt, seinen guten Willen auch in seinen Kreisen praktisch durchzuführen. Karl machte nun die Aufforderung des Unterrichts zu einem Reichsgeschäfte und erließ Verordnungen, in welchen den Bischöfen und Äbten befohlen wurde, bei den Kirchen und Klöstern Schulen zu errichten. Lehrgegenstände wurden außer Religion vorzüglich Sprachlehre, Rechenkunst und Kirchengesang anempfohlen (ein Standpunkt, auf dem unsere Volksschulen fast tausend Jahre lang so ziemlich stehen geblieben sind), und in einem der Erlasse heißt es ganz gut: „zum Unterricht sollen solche Männer angezogen werden, die sowohl den Wunsch und die Fähigkeit zu lernen, als auch einen innern Trieb, Andere zu lehren, besitzen."

Wodurch übrigens Alcuin am nachhaltigsten wirkte, war die Errichtung einer höhern Lehranstalt in Tours, welche durch ihren Gründer einen großen Ruf erhielt,

gur Musterschule ward und so zu Gründung anderer Lehranstalten auch in unserem Vaterlande anreizte.

Außer Alcuin zog Karl noch andere Gelehrte an seinen Hof, die, wenn sie auch den erstgenannten nicht erreichten, doch ausgebreitete Kenntnisse hatten und den Kaiser in seinen wissenschaftlichen Bemühungen unterstützten. Angilbert oder Engelbert, früher Karls Geheimschreiber, dann mit dem Sohne Karls, Pipin, als erster Rath nach Italien gesandt, war ein Mann von seltenen Geistes- und Herzensanlagen, und zugleich ein begabter Dichter. Mit der Tochter Karls, Berta, verbunden, wurde er der Vater des nachmaligen Geschichtschreibers Nithard, der uns eine Geschichte seiner Zeit hinterlassen hat. Der Geschichtschreiber der Longobarden, Paulus Diakonus oder Paul Warnefried, Petrus von Pisa, der Karl in der Grammatik unterrichtete, Rhabanus Maurus, ein Schüler Alcuins, welcher der berühmten Klosterschule von Fulda vorstand, die erste, welche nach dem Vorbilde jener von Tours in Deutschland angelegt wurde; würdige Geistliche, wie Hildebald von Köln, Angilram von Metz, Arno von Salzburg; und Staatsmänner wie Leidrad von Lyon und der Abt Adelhard, ein überaus tüchtiger und den wichtigsten Staatsgeschäften gewachsener Mann und Vetter Karls, gehören gleichfalls hieher. Am bekanntesten aber wurde durch seine Lebensbeschreibung Karls, der Geheimschreiber Einhard oder Eginhard, der schon als Knabe an den kaiserlichen Hof kam, ein Schüler Alcuins wurde und sich durch sein Studium der klassischen Sprachen und Schriftsteller, so wie durch seine Kenntnisse im Bauwesen auszeichnete. Er wurde der unzertrennliche Begleiter Karls, und sogar die Sage hat sich dieses freundschaftlichen Verhältnisses bemächtigt, indem sie die geliebte Gemahlin Eginhards, Emma, eine Tochter Karls seyn läßt.

So lebte Karl den letzten Theil seines Lebens ziemlich ruhig, obwohl es an Streitigkeiten mit den vielen wilden Grenznachbarn nicht fehlte, und seine Grafen häufige Streifereien unternehmen mußten. Am meisten beunruhigten ihn noch die Dänen und Normänner, die im Jahre 810 unter Anführung des Königs Gottfried an der Küste von Friesland landeten und die Bewohner plünderten und mißhandelten. Gegen diese Feinde stellte sich der greise Kaiser noch einmal selbst an die Spitze seiner Schaaren und unternahm seine letzte Heerfahrt. Da raffte ihm eine Seuche alles Zugvieh hinweg und machte sein weiteres Vordringen unmöglich; aber zu gleicher Zeit starb auch der König Gottfried eines gewaltsamen Todes, und die Normänner wurden nach dem Tode ihres Herrschers unter sich uneinig und hörten auf, gefährlich zu seyn.

Wenn nun auch hier den Kaiser sein altes Glück nicht verließ, so suchte ihn das Schicksal desto empfindlicher in seinem häuslichen Leben heim, und der Allmächtige mußte empfinden, daß auch er dem allgemeinen Loose der Menschheit unterworfen sei. Seine letzte Gemahlin und sein Freund Hadrian waren bereits todt; auch sein theurer Alcuin im Jahr 804 und seine Tochter Adelrud wäh-

und den Vorbereitungen zum Krieg gegen die Normannen gestorben. Der härteste Schlag aber traf ihn durch den Tod seiner beiden älteren Söhne, auf die er große Hoffnungen gebaut hatte. Pippin starb 810, Karl 811. Jetzt saß der alte Kaiser einsam in seiner verlassenen Halle und seine früher so starke Gesundheit fing an zu wanken. Schon vier Jahre vor seinem Tode suchten ihn beständige Fieber heim, so daß er zuletzt an einem Auge lahm wurde. Da er nun fühlte, daß sich sein Leben dem Untergang zuneige, beschied er im Jahr 813 seinen Sohn Ludwig, König von Aquitanien, den einzigen noch übrigen seiner rechtmäßigen Söhne nach Aachen. Er versammelte in seinem Palaste das Heer und die weltlichen und geistlichen Großen um sich, und befragte sie, ob er seinen Sohn zum Reichsgehülfen ernennen und ihm den Kaisertitel verleihen solle. Alle Anwesenden riefen mit lautem Beifall: „Das ist Gottes Wille." Am folgenden Sonntag bekleidete sich Karl mit dem kaiserlichen Ornate, setzte die Krone auf sein Haupt und begab sich, auf seinen Sohn gestützt, in den Dom. Hier lag eine zweite Krone auf dem Altar bereit, und nachdem er lange mit seinem Sohne knieend gebetet hatte, erhob er sich und ermahnte ihn vor der schweigenden Versammlung mit lauter Stimme, Gott zu lieben und zu fürchten, seine Gebote zu befolgen und seine heilige Kirche zu regieren und zu schützen; gegen seine Geschwister und Blutsverwandte stets gütig zu seyn; die Priester zu ehren wie Väter und das Volk zu lieben wie seine Kinder; ein Tröster der Armen und ein Beschirmer der Klöster zu seyn; immer treue und gottesfürchtige, redliche und uneigennützige Männer als Diener anzustellen, keinen ohne Urtheil seiner Würde zu entsetzen, und selbst einen untadelhaften Wandel zu führen. Hierauf fragte er ihn: ob er diese Gebote erfüllen wolle, worauf Ludwig antwortete: „Ja, mit Freuden will ich gehorchen und mit Gottes Hülfe Alles vollbringen, was mir geboten ist." Da hieß ihn der Kaiser die Krone vom Altar nehmen und eigenhändig auf sein Haupt setzen. Nachdem dieß geschehen war, zeigte er der Versammlung den Neugekrönten und befahl, ihn fortan Kaiser zu nennen. Nach der Krönung ging der feierliche Zug in den kaiserlichen Palast zurück und wenige Tage darauf sandte er ihn mit prächtigen Geschenken in sein Reich zurück. Unter Thränen umarmten und trennten sich Vater und Sohn; denn sie wußten wohl, daß sie sich zum letztenmale sahen.

Das Auffallendste bei diesem Vorgange ist, daß der Papst dabei ganz umgangen wurde. Karl suchte offenbar die Abhängigkeit vom Papste, die er bei seiner Krönung nicht hatte abwenden können, bei seinem Sohne wenigstens aufzuheben und das Kaiserthum als eine selbstständige staatliche, nicht aber als eine von der Kirche verliehene Würde darzustellen. Die Kirche jedoch hält fest, was sie einmal gefaßt hat, und die Folge wird zeigen, daß der politische Fehler der Karolinger durch diese hohe und selbstständige Handlungsweise des jungen Karl zu früh gut gemacht werden sollte.

Auch an sein Testament hatte der Kaiser gedacht. Aus all den Kostbarkeiten an Gold, Silber, Schmuck, Prachtwaffen und Geräthschaften, die er in den langen

Jahren seiner Regierung gesammelt hatte, machte er drei Theile. Zwei Drittheile vermachte er den einundzwanzig Erzbisthümern seines Reiches, wobei Rom nicht am wenigsten bedacht wurde. Das letzte Drittheil sollte nach seinem Tode in vier Theile getheilt werden, wovon einer abermals den Erzbisthümern, ein zweiter seinen Nachkommen, ein dritter den Armen und der vierte seinem Hausgesinde zufallen sollte. Seine bedeutende Büchersammlung befahl er zum Besten der Armen zu verkaufen.

Inzwischen neigte sich sein Stern immer mehr, und an Vorboten seines baldigen Todes ließen es die Nachrichten der alten Geschichtschreiber nicht fehlen. Schon drei Jahre vor seinem Tode waren Verfinsterungen an Mond und Sonne sehr häufig. Ein schwarzer Fleck ließ sich sieben Tage lang in der Sonne sehen. Ein feuriges Meteor fiel vom Himmel, so daß Karls Pferd scheute und ihn zu Boden warf. Der feste Säulengang, der von der Kaiserburg in den Dom führte, stürzte am Himmelfahrtstage ein. Die Rheinbrücke bei Mainz, ein Werk zehnjähriger Arbeit, wurde vom Feuer verzehrt. Die Erde wurde durch Erdbeben erschüttert und im kaiserlichen Palaste krachte das Tafelwerk; und endlich traf sogar der Blitz den Dom zu Aachen, stürzte den goldenen Knopf von der Zinne herab und löschte aus einer den Erbauer feiernden Inschrift im Innern der Kirche die Worte: der Kaiser Karl, aus.

Karl stellte sich zwar, als achte er dieser Dinge nicht, aber die baldige Heimkehr in das Land, von wannen weder Kaiser noch Bettler zurückkehrt, stand doch vor seinem Geiste. Im Januar 814 ergriff ihn sein Fieber wieder heftiger als je. Vergebens hoffte er, durch Fasten dasselbe, wie er gewohnt war, zu beseitigen oder doch zu lindern. Da ließ er am fünften Tage seinen Vertrauten, den Bischof Hildebald kommen und empfing das Abendmahl. Am siebenten fühlte er das Herannahen des Todes. Er bekreuzte sich, schloß die Augen, sprach mit leiser Stimme: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist," und entschlief.

Noch an demselben Tage wurde sein Leichnam einbalsamirt und mit großem Wehklagen in den Dom zu Aachen getragen, den er erbaut hatte. Im Grabgewölbe daselbst wurde er mit allen Insignien der kaiserlichen Würde bekleidet, ein Stück vom Holze des Kreuzes Christi auf dem Haupte und das Evangelienbuch im Schooße auf einen marmornen Stuhl gesetzt, worauf man die Gruft verschloß und verbegrub. Ueber dem Grabe wurde ein goldener Bogen errichtet mit dem Bildnisse des Kaisers und folgender Inschrift in lateinischer Sprache gesetzt: Unter diesem Steine ruht der Leib Karls, des großen und rechtgläubigen Kaisers, welcher das Reich der Franken rühmvoll gemehret und sieben und vierzig Jahre glücklich regiert hat. Er starb zwei und siebenzig Jahre alt, im Jahre unseres Herrn achthundert und vierzehn, am acht und zwanzigsten Januar.

Fast zweihundert Jahre später ließ Otto III. das Grabgewölbe öffnen, um die Überreste des großen Kaisers andächtig zu betrachten. Man fand den Leichnam noch unverletzt auf seinem Stuhle sitzend. Otto nahm ihm das goldene Kreuz von der Brust und hing es sich selber um, brachte auch den marmornen Stuhl

aus der Gruft in die Kirche und machte ihn zum Krönungsstuhl. Den Leichnam legte er in einen marmornen, römischen Sarkophag und schloß die Gruft wieder. Hundert und fünfzig Jahre später, im Jahre 1166, ließ Friedrich Barbarossa die Gruft abermals öffnen und den Leichnam des Kaisers, den der Papst Paschalis III. heilig gesprochen hatte, vor dem Hochaltar zur Verehrung der Gläubigen aufstellen. Kaiser Friedrich II. zuletzt, nahm bei seiner Krönung 1215 die Gebeine aus ihrem marmornen Sarkophage und legte sie in den kostbaren silbernen, mit Edelsteinen besetzten Schrein, in welchem sie sich im Schatz der Kirche noch jetzt befinden. Krone und Scepter aber, sowie die kaiserlichen Gewänder wurden die Krönungsinsignien der deutschen Kaiser und blieben, nachdem sie bei Franz II. zum letztenmale in Anwendung gekommen waren, in Wien.

Werfen wir noch einen letzten Blick auf Karls Persönlichkeit und seine Bedeutung in der Weltgeschichte. Es ist kein Zweifel, wir können dem Stifter des gewaltigen Frankenreichs den Namen der Größe nicht absprechen, wie sehr ihm auch derselbe von bedeutenden Geschichtschreibern, namentlich von Wirth, streitig gemacht wird. Allerdings, er war nicht frei von Schwächen und Fehlern; aber wo finden sich diese nicht neben großen Eigenschaften? Er hat vielleicht den Interessen der Völker und der deutschen Nation mehr geschadet als genützt; aber dieses ist jetzt, nach tausend Jahren, und nachdem die Wirkungen seiner Thaten in ihrer ganzen Ausdehnung vor uns liegen, leichter zu beurtheilen, als im Jahre 800. Und wer will einen großen Mann für die Gebrechen seiner Zeit verantwortlich machen, denen keiner entgehen kann? Es ist wahr, von dem Standpunkte unserer Zeit ist an dem unumschränkten Herrscher Vieles auszusetzen: aber war es Karls Schuld, daß die Völker seiner Zeit keinen Begriff von Nationalität und von volksthümlicher Freiheit hatten? daß die Völker selbst für das höchste Ziel irdischen Strebens, einen Höhepunkt von Glanz und Herrlichkeit hielten, den sich Karl zu erobern wußte, und den die Phantasie des Volkes mit dem ganzen Nimbus der Tradition und der Poesie des Mährchenhaften, über die menschlichen Verhältnisse Hinausgerückten umgab? Die fünfhundertjährige Schmach römischen Kaiserthums war über die Welt ergangen, in ihrem Gefolge ein Umsturz aller Verhältnisse, und an das alte Ehrgefühl der Völker war bei diesen entnervten oder rohen, unter einander gemischten und aus den Fugen der Stammeinheit gerenkten Nationen nicht zu denken. Diese standen einmal auf jener Stufe politischen Götzendienstes, wo ein Volk, statt seinen Werth in seinen eigenen Kräften und Thaten zu suchen, seine Größe außerhalb seiner selbst in dem künstlichen, aber zauberhaften Glanze des Monarchen verkörpert sehen will. Erst mit dem religiösen Götzendienste kann auch der politische fallen, und das Christenthum hat sein redliches Theil dazu beigetragen, daß die Völker an diesem Irrthume, der ihnen so theuer zu stehen gekommen ist, jahrtausendlang zu zehren hatten. Karl hat, es ist nicht zu läugnen, mit einer bewundernswerthen geistigen und körperlichen Kraft und Ausdauer das erreicht, was seiner Zeit als das höchste menschliche Ziel vorschwebte; und sollen wir ihn darum nicht groß heißen,

weit dieses Ziel [illegible] ein solches war? Freilich! wir bleiben ewig Kinder und tragen gerne den Titel der Größe bei, was strahlt und glänzt, und die Geschichte [illegible] diejenigen Männer groß, die, vom gewaltigen Schicksal begünstigt, die Welt mit dem Ruhm ihrer Thaten füllten, und einen großen — äußerlich glänzenden — Einfluß auf die Begebenheiten übten. Wir wollen aber diesen vom Glück Heimgesuchten nicht neidisch sein und ihre Titel nicht antasten; bleibt es ja uns überlassen, diejenigen Größe still im Herzen zu tragen, die ohne andere Hülfsmittel als die Macht ihres Genius, Größeres noch im unsichtbaren Reiche der Idee wirkten: die oft vom Glücke verrathen, aber in sich selbst zufrieden, nie müde wurden, ihre edlen Zwecke zu verfolgen, ohne je den Lohn tausendstimmiger Anerkennung dafür zu ernten. Geben wir den Ersteren den zu ihrem äußern Glanze passenden Titel der Größe, bewahren wir aber den Letztern die Liebe der Menschheit, und die Anspruchslosigkeit ihres Namens wird sie um so schöner zieren.

Karl war das vollendete Bild eines Herrschers, kein Wunder, daß noch späte Fürstengeschlechter mit Bewunderung und Nacheiferung dasselbe betrachteten. Sein Wille war das erste Gebot im Staate und sicher hatte eigentlich, wie Ludwig XIV. den Wahlspruch: l'état c'est moi. Dieß ist ein schlimmer Wahlspruch. Die persönliche Eigenthümlichkeit oder die Individualität ist die Grundlage des ganzen Menschen; von ihr gehen diejenigen Kraftäußerungen aus, wodurch er selbstständig wirkt und schafft, groß, bewundernswürdig und der Welt nützlich wird. Wer die Individualität vernichtet, vernichtet den Menschen. Das Nämliche gilt von einem Volke. Was beim Einzelnen die Persönlichkeit, ist beim Volke die Nationalität. Wer die Nationalität angreift, greift ein Volk in seinen heiligsten Interessen, in seiner innersten Lebenskräftigkeit an. Eine Nationalität wird aber nicht blos durch fremde Eroberer angegriffen, sondern auch durch einheimische. Der Regent, der seine Individualität an die Stelle der Individualität des Volkes setzt, der mit andern Worten seinen Willen da geltend macht, wo allein die innerliche Selbstentfaltung des Volkslebens gedeihliche Früchte tragen kann, der vernichtet die Selbstständigkeit der Nation und versündigt sich an ihrer Entwicklung. Dieß war der Fehler Karls; aber dieß war von jeher der Fehler aller Monarchen, daß sie sein Interesse kannten, als das ihre. Karl suchte wenigstens seine dem Volke abgenommene Macht wieder zum Besten des Volkes geltend zu machen; aber wenn man zu einem guten Zwecke schlechte Mittel wählt, so schadet man diesem Zwecke, statt ihn zu nützen. Diesen Fehler, den schon der König begangen hatte, vergrößerte aber der Kaiser um ein bedeutendes. Was die alten Weltreiche als eine Geißel der Menschheit erscheinen läßt, was aber zur gerechten Strafe auch stets ihren Verfall herbeiführte, ist die Mißkennung des Rechts und der Bedeutung der Nationalität. Nach dem Untergange des römischen Reichs stand eine allmählige Entwicklung der Nationalitäten zu hoffen. Die Krönung Karls zum Kaiser trat der Verwirklichung dieser Hoffnung wieder störend in den Weg; denn die Idee des Kaiserthums war nichts anderes, als die Idee der [illegible] Einheit aller christlichen Völ-

ser, wie das Papſtthum die kirchliche Einheit zu verwirklichen ſuchte. So heilſam und nothwendig nun auch die Einheit eines jeden ſelbſtändigen Volkes iſt, ebenſo verderblich und unglückſelig iſt die Verſchmelzung aller Nationen zu einem Staate und einer Kirche, weil dadurch, wie geſagt, die nationale Eigenthümlichkeit, die ſich ſowohl im Staats- als im kirchlichen Leben geltend machen will, zerſtört und jede vernünftige Fortbildung verhindert wird.

Wie viel hätte ein Mann, der wie Karl, ausgerüſtet mit Geiſt, Willenskraft und Macht an den Thoren einer neuen Zeit ſtand, für Freiheit und Humanität, für die bleibende Bildung der Völker wirken können. Aber herrſchen war ſein erſter Grundſatz, und bei aller Größe des Geiſtes fehlte ihm jene Gemüthstiefe, jener uneigennützige Edelmuth des ächten Patrioten, an deren Statt er den Egoismus des Monarchen hatte. Nationales Gefühl kann man ihm nicht abſprechen; er war ſtolz auf ſeine deutſche Abſtammung und ſammelte nicht nur deutſche Volkslieder, und verſuchte, eine deutſche Grammatik zu ſchreiben, ſondern wollte auch entbehrliche fremde Wörter durch deutſche Benennungen erſetzt wiſſen. So führte er namentlich für die fremden noch jetzt üblichen Monatsnamen deutſche ein und nannte den Januar Wintermanoth, den Februar Hornung, den März Lenzinmanoth, den April Oſtarmanoth, den Mai Wunnemanoth, den Juni Brachmanoth, den Juli Heuvimanoth, den August Aranmanoth (Ärntemonat), den September Witumanoth, den Oktober Windumemanoth (Weinmonat), den November Herbſtmanoth, den December Heilagmanoth. Aber ſo patriotiſch war er nur, ſoweit ſeine Herrſchergröße keinen Nachtheil davon zu befürchten hatte, und für die höheren politiſchen Nationalzwecke hatte er kein Verſtändniß. Er hat ſeine Herrſchaft von der Elbe bis zum Ebro und vom Po bis zur Nordſee ausgedehnt, aber die angenommenen Grenzen Deutſchlands herzuſtellen, daran dachte er nicht. Er trieb zwar die Avaren aus Pannonien und errichtete durch Gründung der Markgrafſchaft Öſterreich ein Bollwerk gegen dieſes barbariſche Volk, auch übte er die Serben an der Elbe; aber ebenſogut wies er ſlaviſchen Völkern, mit denen er in freundſchaftlichem Verhältniß ſtand, Wohnſitze in Deutſchland an und unterließ, das Land zwiſchen der Elbe und der Oder von Avaren zu ſäubern. Eines jedoch, das für die Einheit deutſcher Nationalität von unſchätzbarer Wichtigkeit iſt, hat er ausgeführt, er hat durch die Unterjochung der Sachſen den vom Süden getrennten Norden Deutſchlands gezwungen, der Staatsverbindung der ſüdlichen Stämme beizutreten, und hat ſo die nördlichen Stämme verhindert, ſich als abgetrennte Nationalitäten zu entwickeln, wie dieß ſpäter mit den Normannen der Fall war. Daß dieſe heutigen Tags als Schweden und Dänen ihre ehemaligen Brüderſtämme bekriegen, ſtatt mit Deutſchland vereinigt zu ſeyn, iſt gleichfalls auf die Rechnung Karls zu ſchreiben; wie wir denn überhaupt die unläugbare Vereinigung der Sachſen mit den übrigen deutſchen Stämmen, nicht dem Patriotismus Karls, ſondern ſeiner Herrſchſucht, oder, wenn man will, der nothwendigen Conſequenz des Herrſchens zu verdanken haben. Ohne ſolch' thatkräftiges Wirken einer beſtimmten Monarchie wäre übrigens nie

die Vereinigung der deutſchen Stämme zu Stande gekommen, und wir wollen es daher dem Fürſten der Franken nicht verübeln, daß, da die Monarchie eine hiſtoriſche Nothwendigkeit war, derſelbe auch ein Monarch im vollen Sinne des Wortes wurde. Wenn er auch durch die Gründung des Kaiſerreichs viel ſchadete, ſo konnten die widerſtrebenden Nationalitäten doch auf die Länge nicht zu einem Staate vereinigt werden, und ſo vorbereitete er wenigſtens die Ausſcheidung derjenigen Germanen, welche ihrem Stammcharakter treu blieben, von denen, welche durch Vermiſchung mit Römern, Celten und Britten zur Bildung neuer ſelbſtſtändiger Nationen mitwirkten, wodurch endlich Ordnung in die Staatenverhältniſſe gebracht, und ein bleibender Boden für die Kultur gewonnen wurde. Freilich, wenn Karl, ſtatt dem Strom dieſer Ereigniſſe blos die Schleußen zu öffnen, mit Bewußtſeyn und patriotiſchem Eifer, wie einſt Armin, der große Cheruſker, für die nationale Selbſtſtändigkeit Deutſchlands gewirkt hätte, wie verdient um Deutſchland hätte er ſich machen können! Aber nie gewinnt ein Volk von einem ſelbſtſüchtigen Herrſcher andere Vortheile, als die, welche ſich aus der Gewalt der Verhältniſſe von ſelbſt ergeben, weil die innere Nothwendigkeit der geſchichtlichen Entwicklung auch aus augenblicklichen Nachtheilen ſpätere Vortheile zu ziehen weiß.

Karl war ein eifriger Verfechter des Chriſtenthums und alſo auch hier der Beförderer einer Weltanſchauung, die eine hiſtoriſche Nothwendigkeit geworden war; aber wie im Politiſchen, ſo auch im Religiöſen nicht aus freier Einſicht, ſondern theils aus Privatintereſſe, theils aus wirklicher Beſchränktheit. Wie ſehr das Chriſtenthum den Herrſcherzwecken behülflich ſei, fühlte ſchon der ſtaatskluge Karl; die Geſchlechter der Fürſten haben es Jahrtauſende lang in ſeinem Sinne auszubeuten gewußt, und dieſe Kunſt iſt bis auf den heutigen Tag nicht verloren gegangen. Aber wie die ſchlimmen Folgen ungerechter Mittel zuletzt immer auf das Haupt desjenigen zurückfallen, der ſie gebrauchte, ſo ging es auch dem Kaiſerthum mit der Kirche. Der erſte Kaiſer hatte nicht nur durch die Erneuerung und Verbreitung des Glaubens an eine ſtaatliche Einheit aller Chriſten, auch der Idee einer religiöſen Einheit, wie ſie ſich im Papſtthum entwickelte, großen Vorſchub geleiſtet, ſondern er hatte auch durch die Begründung der kirchlichen Macht überhaupt jene aufreibenden Kämpfe vorbereitet, in welchen die Kirche den Staat und der Papſt den Kaiſer zu verſchlingen drohte.

Die Krönung ſeines Sohnes Ludwig hatte er, es iſt wahr, ohne die Hülfe des Papſtes vollbracht, aber als er noch bei Lebzeiten ſeiner drei Söhne eine teſtamentariſche Verordnung über die Theilung des Reichs erließ, war er ſchwach genug, dieſelbe aus Beſorgniß für die Zukunft ſeiner Dynaſtie dem Papſte zur Beſtätigung vorzulegen — zwei Maßregeln, wovon die eine die andere aufhebt. Dieſer Plan, das Reich in drei Theile zu ſpalten, und zwar ohne Berückſichtigung der Nationalitäten, beweiſt auf's Neue, wie wenig Karl die Bedeutung der deutſchen Reichseinheit begriff.

Ebenſo war Karl nichts weniger als aufgeklärt, ſondern abergläubiſch, und die Päpſte wußten ſich ſeines Aberglaubens zu ihren Zwecken trefflich zu bedienen.

Karls liebenswürdigſte Seite iſt und bleibt ſeine Vorliebe für Kunſt und Wiſſenſchaft, weil dieß eine reine und hinterhaltloſe iſt, und hier der Durſt des begabten Geiſtes nach den Quellen der Bildung ſich offenbart. Freilich von Ausbreitung der Kultur hatte er noch keine Nachtheile für ſeine Herrſchermacht zu erwarten, um ſo weniger, als bei aller Gerechtigkeit, die wir ſeinen Beſtrebungen wiederfahren laſſen, die von ihm angeſtrebte Bildung doch eine fremde, von außen aufgepropfte war, deren künſtliches Wachsthum nur zum Schaden germaniſcher Eigenthümlichkeit hätte befördert werden können, deren voreilige Blüthe aber ſeine Nachfolger glücklicherweiſe wieder verdorren ließen.

Wir ſehen aus alledem, daß Karl, was Kraft und geiſtige Fähigkeit betrifft, allerdings ein großer Mann war, und hiedurch ein Werkzeug in der Hand der Geſchichte wurde, welches ſie zu Erreichung ihrer Zwecke benützte; aber ein auf dem Felde menſchlicher Entwicklung frei ſchaffender Geiſt war er nicht, denn dazu fehlte ihm jene Tiefe des Gemüths, die aus Liebe und nicht aus Stolz handelt, jene angeborene Großmuth, welche die Macht der Perſönlichkeit im Dienſte höherer Ideen verbraucht, und jener reine Ehrgeiz, deſſen letztes Ziel die Menſchheit, nicht aber der Glanz eines vergänglichen Lebens iſt; dieſe edleren Kräfte hatte die Selbſtſucht des Herrſchers verſchlungen. Daß er ſich zu ſeinen Zwecken nicht immer der beſten Mittel bediente, haben wir bereits geſehen. Wo es galt, ſeine Intereſſen zu fördern, ſeine Macht auszubreiten und zu befeſtigen, war er hart und rückſichtslos, ja ſelbſt grauſam, und ſogar die Hinterliſt, die er füglich kleineren Geiſtern hätte überlaſſen können, verſchmähte er nicht.

Aber wenn er ſich grauſam als Feldherr, hart als Geſetzgeber und ſtreng als Regent zeigte, ſo war er doch mild im Umgang, empfänglich für die Freundſchaft und zugänglich für große und ſchöne Ideen. So, mit großen Eigenſchaften und großen Fehlern begabt, ſteht er vor uns, bewundert, aber nicht geliebt, zwiſchen zwei Perioden der Weltgeſchichte, ein rieſiger Markſtein.

Wie die Phantaſie des Volkes ſolche auffallende Erſcheinungen gern durch Sagen verherrlicht und überhaupt beim Abſchluß einer Periode die Wunder der vergangenen Zeit durch Dichtungen verewigt, ſo bemächtigte ſie ſich namentlich zu ſeiner Zeit des allgefürchteten und allbewunderten Kaiſers, der ein unerſchöpflicher Quell für die Poeſie des Mittelalters wurde. Nicht nur ſeine Kriegszüge und Eroberungen wurden auf's Bunteſte ausgeſchmückt, ſondern auch ſeine Perſon ſelbſt, ſein Jugend- und Mannesalter wurde auf's Ausführlichſte behandelt. Was aber die Phantaſie des Volkes am meiſten anzog, waren die Kämpfe Karls mit den Sarazenen in Spanien. Das mährchenhafte Morgenland, mit dem Karl hier in Berührung kam, gab dem Hang zum Wunderbaren und Abenteuerlichen, der dem Mittelalter eigen iſt, freien Spielraum, und ſo wurden ſeine Räthe und Heerführer, die ſogenannte Tafelrunde, vor allen aber Roland, die Gefeierten

des Liedes. Sogar in manchen Städten des Nordens, welche Roland nie betrat und wo der Nationalheld Wittekind längſt vergeſſen iſt, nennt das Volk rieſige Steinbilder mit Schwert und Schild, die ſich noch vom alten Blutbann herſchreiben, „Rolandsſteine.“

Später wurde Karl unter Friedrich I. ſogar heilig geſprochen, und das Volk, das nicht in die Tiefe der Begebenheiten dringt und ſich von der äußern Erſcheinung beſtechen läßt, verehrte ſo ſeinen erſten, von der Tradition verherrlichten Monarchen wie einen Heiligen.

Ludwig der Fromme.

814 — 840.

Ludwig wurde im Jahre 778 auf dem Zuge Karls nach Spanien von der Gemahlin Hildegardis zu Chaſſeneuil in Aquitanien, einer Provinz des ſüdlichen Frankreichs, geboren. Sein Zwillingsbruder Lothar ſtarb bald nach der Geburt; Ludwig aber wurde zum Könige von Aquitanien beſtimmt. Als er drei Jahre alt war, ließ ihn Karl in Rom vom Papſte Hadrian zum Könige ſalben und gewaffnet und zu Pferd in ſein dereinſtiges Reich einziehen, damit er jetzt ſchon den künftigen Krieger vorſtelle. Bei der Erziehung Ludwigs wollte der Kaiſer Alles thun, was an ihm ſelber verſäumt worden war; aber für die geiſtige und körperliche Ausbildung ſeines Sohnes konnte der Kaiſer zwar Sorge tragen, den Geiſt jedoch konnte er ihm nicht anerziehen, den ihm die Natur verſagt hatte.

Bei verſchiedenen Gelegenheiten ließ der Kaiſer den jungen Ludwig zu ſich kommen; da der König von Aquitanien zwar ſeinem Volke befreundet, aber deßhalb nicht ſeiner eigenen Familie entfremdet werden ſollte. Schon im neunten Jahre mußte Ludwig an der Spitze der aquitaniſchen Schaaren bei ſeinem Vater in Paderborn erſcheinen, um einen Heereszug gegen die Sachſen mitzumachen. Im dreizehnten Jahre wurde er abermals vom Kaiſer, der ſich zum Avarenkriege rüſtete, herbeigerufen und in Regensburg mit dem Schwerte umgürtet und wehrhaft gemacht. Doch zog er blos bis an die Avarengränze mit und kehrte dann nach Regensburg zurück, um bei der Königin Faſtrade den ritterlichen Dienſt der Schutzwache zu verſehen. Im folgenden Jahre aber machte er in Gemeinſchaft mit ſeinem älteren Bruder Pippin, der über Longobardien geſetzt war, einen Feldzug an der Spitze ſeiner Aquitanier gegen den Herzog Grimoald von Benevent mit. Mangel an Lebensmitteln zwangen die beiden jungen Könige jedoch bald zur Rückkehr, und Ludwig lebte jetzt längere Zeit in der Nähe ſeines Vaters.

LUDWIG DER FROMME.

LUDWIG DER DEUTSCHE.

Der gutmüthige, aber ſchwankende und unſelbſtſtändige Charakter Ludwigs zeigte ſich bereits. Manches mag ſeine Erziehung beigetragen haben, um ſeine Anlagen für das Religiöſe und Überſinnliche einſeitig auszubilden. Dieſe war nämlich ganz in der Hand der Geiſtlichen geweſen, welche nicht ermangelten, ſeine Seele mit chriſtlichen Tugenden anzufüllen, die da heißen Glaube und Ehrfurcht, Demuth und Ergebung, die aber nicht diejenigen ſind, durch welche in eiſerner Zeit der Mann ſich bewährt, und durch welche ein Fürſt, dem Trotze der Vaſallen und dem Gegendrucke der Stämme gegenüber, feſt auf ſeinem Throne ſitzt.

Schon frühe zeigten ſich die Folgen dieſer erſchlaffenden Erziehung darin, daß Ludwig Alles weggab, was er beſaß. Dieß führte ſoweit, daß er bei der Verwaltung von Aquitanien die königlichen Güter faſt ſämmtlich an die großen Vaſallen verſchenkte und zuletzt ſein eigenes Gefolge nicht mehr unterhalten konnte.

Kaiſer Karl ſah ſich genöthigt, zwei Bevollmächtigte nach Aquitanien zu ſchicken, welche die königlichen Güter wieder einziehen mußten, und ſeinem Sohne, als er in ſein Reich zurückkehrte, einen Vertrauten mitzugeben, damit der königliche Haushalt in Ordnung gehalten, und das Volk von den durch Verſchleuderung der königlichen Güter eingeriſſenen Bedrückungen und Erpreſſungen befreit werde.

Im Jahre 795, als Ludwig achtzehn Jahre alt war, vermählte er ſich mit Irmengard, Tochter des Herzogs Ingoram, aus welcher Ehe Karl noch drei Enkel, Lothar, Pippin und Ludwig erlebte.

Während Ludwig unter Leitung der von ſeinem Vater ihm beigegebenen Miniſter, ganz ſeinem Charakter gemäß, die Abgaben des Volkes zu erleichtern, den Rechtszuſtand und Unterricht zu verbeſſern ſuchte, mußte er faſt fortwährend Kriege gegen die Sarazenen in der ſpaniſchen Mark führen. Das Kriegsglück wechſelte. Barcelona wurde im Jahre 803 und Navarra im Jahre 805 von den aquitaniſchen Waffen erobert, die Stadt Tortoſa dagegen 808 vergeblich belagert; Ludwig erlitt ſogar auf dem Rückzuge durch den ſechzehnjährigen Königsſohn Abderrahman eine ſchwere Niederlage. Als er im folgenden Jahre die Belagerung auf's Neue begann, konnte er auch dießmal die Stadt nicht einnehmen und ſah ſich endlich zu einem Friedensſchluſſe mit dem Emir Hokem, dem Vater Abderrahmans genöthigt, wodurch 812 die Feindſeligkeiten auf längere Zeit eingeſtellt wurden.

Im Jahre 813 wurde Ludwig, wie wir bereits wiſſen, nachdem er alle ſeine Brüder verloren hatte, in Aachen zum Kaiſer gekrönt. Kaum war er in ſein Reich zurückgekehrt, ſo empfing er die Nachricht von dem Tode ſeines Vaters, worauf er mit ſeinen Rathgebern und Vaſallen ſchon am fünften Tage nach Aachen aufbrach. Die rühmlichere Periode von Ludwigs Regentenleben iſt mit dem Augenblicke, wo es eigentlich anfängt, auch vorüber. Wenn er bisher unter Leitung von Rathgebern, die ihm ſein Vater zur Seite geſtellt hatte, und unter dem Einfluſſe der väterlichen Autorität ſelbſt, die ihn trug und unterſtützte, den kleinen Kreis, der ihm angewieſen war, wohl auszufüllen vermochte, ſo traten jetzt die Schwächen ſeines Charakters auf's Deutlichſte hervor, ſobald er, vom Geiſte ſeines Vaters ver-

laſſen, die gewichtige Krone aufnehmen ſollte, die dem ſterbenden Kaiſer vom Haupte geſunken war. Zu engherzig, um nicht mißtrauiſch gegen die geiſtigen Kräfte zu ſeyn, die ſein Vater gewonnen und zum Beſten der Regierung verwendet hatte, verfiel er, ſelbſt mittelmäßig, alsbald der Mittelmäßigkeit, die ihn blos zu benützen, aber nicht zu unterſtützen wußte. Anfangs freilich wirkte der Geiſt des alten Kaiſers noch fort in der Staatsmaſchine, und das Kapital von Macht, Ruhm und Glanz, das er aufgehäuft hatte, konnte nicht in den erſten Jahren verbraucht werden, aber ſpäter bildeten ſich durch die friedfertige Schwächlichkeit Ludwigs die Elemente der Zwietracht immer mehr aus, die in einem ſo verſchiedenartig gemiſchten Reiche in großer Anzahl vorhanden ſeyn mußten, das bisher nur durch das zufällige thatkräftige Herrſchertalent eines Einzelnen zuſammengehalten worden war.

Die Ankunft des neuen Kaiſers in Aachen, die dreißig Tage nach dem Ableben Karls erfolgte, machte ſich ſchon zum Voraus durch Maßregeln bemerklich, die dem Geiſte des nunmehrigen Regenten entſprachen. Die Pfalz zu Aachen und das leichtfertige Leben der kaiſerlichen Familie daſelbſt war dem frommen Fürſten längſt ein Gräuel geweſen. Er wollte dieſen Ort der Sünde nicht betreten, ehe er gereinigt und geſäubert ſei. Er ſchickte deßhalb einige ſeiner Leute voraus, mit dem Auftrage, ſeine Schweſter unter Aufſicht zu nehmen und ſich ihrer Buhlen zu bemächtigen. Kaum war er angekommen, ſo vertrieb er alle Weiber bis auf einige wenige vom Hofe und ſperrte ſeine Schweſtern in Klöſter. Religiöſer Fanatismus verleitete den ſonſt gutmüthigen Kaiſer ſogar zu Grauſamkeiten, ſo daß er einem der anſtößigen Männer, Tullius, die Augen ausſtechen ließ.

Nicht weniger ungerecht verfuhr er gegen Andere, die nicht ſeinen Unwillen verdient, ſondern blos ſein Mißtrauen auf ſich gezogen hatten. Unter dieſen ſtanden die beiden Brüder Adelhard und Wala, die Vettern Ludwigs und Enkel Karl Martells, oben an. Als der Kaiſer Karl ſeine beiden Söhne verloren hatte, und es ſich um die Erbſchaft des Reiches handelte, waren jene nicht für den ſchwachen Ludwig, ſondern für ſeinen Neffen, den kräftigen Bernhard, den Sohn Pippins und einzigen Sprößling der frühgeſtorbenen Söhne Karls des Großen. Als aber Karl ſeinem Sohne Ludwig die Kaiſerkrone aufſetzte, und ſeinem Enkel Bernhard das Königreich der Longobarden unter Ludwigs Oberhoheit hinterließ, ſo ehrten ſie die Anordnungen Karls und huldigten dem neuen Kaiſer. Dieſer aber, aufgehetzt von ſeinen ehrgeizigen Rathgebern, welche die geiſtige Überlegenheit Adelhards und Wala's fürchteten, und angeſtachelt von ſeinem Weibe, welche ihre eigenen Kinder beeinträchtigt glaubte, ließ ſich durch alle Beweiſe aufrichtiger Treue nicht überzeugen, ſondern verbannte den Abt Adelhard, der ſich, um allen böſen Schein zu vermeiden, ſogleich in ſein Kloſter Corbie zurückgezogen hatte, nach der Inſel Noirmoutiers an der Küſte von Poitou, und zwang den Grafen Wala, ſich von ſeiner Gemahlin zu trennen, das Mönchsgewand anzulegen und an ſeines Bruders Stelle Abt im Kloſter Corbie zu werden. Dadurch hatte er nicht nur den Anhang dieſer Männer beleidigt, ſondern ſich auch zweier Stützen und Rath-

geber beraubt, waren der Eine, Adelhard, ein gelehrter Priester und hochgebildeter Staatsmann, der Andere aber einer der edelsten und großsinnigsten Männer seiner Zeit war, der eine eiserne Willenskraft und staatswissenschaftliche Kenntnisse hatte, die dem frommen und in religiöse Beschauung vertieften Könige gar wohl angestanden hätten. Seine Rathgeber, die Geistlichen Fredugis und Benedict, vortreffliche Leute von reinen Sitten und gutem Herzen, denen aber religiöse Grübelei das Höchste, und beschauliche Andacht das Liebste war, die in den Klöstern die Welt sahen, und ebendeßhalb für die großartigen Gestaltungen des Völkerlebens keinen Sinn hatten, und keinen Blick für die vielfachen Verwicklungen der staatlichen Zustände — solche Rathgeber konnten Männer, wie Adelhard und Wala nicht ersetzen.

Nachdem Ludwig also sein Haus von Thörichten und Weisen gesäubert hatte, folgte er einem edleren Zuge seines Herzens und übte einen Akt der Gerechtigkeit im Großen aus. Er schickte, nach Art der Sendboten-Einrichtung seines Vaters, Vertraute in alle Theile des Reichs, um den Zustand der Provinzen und die Handlungsweise der Beamten zu untersuchen. Da zeigte sich denn alsbald, wie wenig alle papierne Verordnungen gegen die Willkühr der Beamtenherrschaft helfen, sobald man das einzige Mittel eines geordneten politischen Lebens in engern Kreisen, die bürgerliche Selbstständigkeit unterdrückt. Wo das Volk sich nicht selbst helfen kann, weil ihm die Hände gebunden sind, da ist es jedesmal verloren, denn die Regierungen und ihre Beamten können ihm so wenig helfen, als der Arzt dem Kranken, dessen Natur sich nicht selbst hilft. Trotz der vielgerühmten Kraft und Weisheit Karls fanden die Sendboten die kaiserlichen Provinzen größtentheils im jammervollsten Zustande. Die schreiendsten Ungerechtigkeiten und die willkührlichsten Bedrückungen waren an der Tagesordnung. Der Eine war seines Vermögens, der Andere seiner Freiheit beraubt und nirgends war Hülfe zu finden, da sich die Beamten von unten bis oben die Hände beten. Ludwig befahl den Gekränkten genugthun und den Beraubten ihr Eigenthum zurückzugeben; auch erließ er scharfe Befehle zu Verhütung solcher Gewaltthaten. Aber freilich, da das System das alte blieb, so mußten dieselben Ursachen auch immer dieselben Wirkungen wieder hervorbringen. Dessen ungeachtet ist der gute Wille Ludwigs und das viele Gute, das er wenigstens augenblicklich stiftete, anerkennungswerth. Ebenso zeigte sich Ludwig mildthätig gegen die Armen; die letztwilligen Verfügungen seines Vaters vollzog er auf's Gewissenhafteste, und wirkte überhaupt Gutes, wo er konnte.

Im Jahre 814 hielt er einen Reichstag in Aachen, auf dem er von allen Großen die Versicherung treuer Anhänglichkeit empfing. Auch Bernhard, der König von Italien, erschien bereitwillig zum Zeichen seiner Unterwerfung und selbst der Beneventaner Herzog, Grimoald, erkannte die Reichsoberhoheit Ludwigs an und verstand sich zu einem jährlichen Tribut.

Nachdem so seine Macht befestigt schien, suchte er sich auch die Zuneigung der Sachsen und Friesen zu erwerben, die sich so lange unter der Übermacht seines Va-

ters gebäumt hatten. Er gab nämlich vielen Sachsen und Friesen, welchen sein Vater ihre Güter oder wenigstens das Erbrecht entrissen hatte, ihr Eigenthum zurück. Diese Maßregel, so sehr sie seinem Herzen Ehre machte, erregte nichts destoweniger die Unzufriedenheit der Franken, da diese noch sehr erbittert gegen jenes halsstarrige Geschlecht waren, eine Erbitterung, die keineswegs dadurch gemildert wurde, daß sie die ihnen verliehenen Güter der Sachsen wieder herausgeben mußten. Dafür gewann sich Ludwig die Liebe der Norddeutschen, die ihm für immer ergeben blieben.

Ein Zug nach Dänemark im Jahr 815 und ein anderer wider die Serben im folgenden Jahre war ohne große Bedeutung. Zudem nahmen den Kaiser jetzt andere Angelegenheiten in Anspruch, die mehr nach seinem Geschmacke waren. Der Papst Leo, unter dem die alte Freundschaft zwischen dem geistlichen und weltlichen Machthaber ziemlich erkaltet war, starb plötzlich, nachdem er vorher durch Gewaltthätigkeiten zu Unruhen in Rom Veranlassung gegeben hatte. Sein Nachfolger, der staatskluge Stephan IV., strebte, das alte Verhältniß wieder herzustellen, wobei natürlich das Ansehen der Kirche nicht zu kurz kommen sollte. Zu dem Ende ließ er sogleich nach seiner Wahl das römische Volk dem Kaiser den Eid der Treue schwören und verordnete, daß in Zukunft die Weihung des Papstes nur in Gegenwart kaiserlicher Gesandten vorgenommen werden sollte. Nachdem er durch diese Anerkennung der kaiserlichen Würde ein freundschaftliches Verhältniß angebahnt hatte, begab er sich selbst, 816, zu Ludwig nach Rheims. Als der Kaiser des Papstes ansichtig wurde, warf er sich dreimal in seiner ganzen Länge zur Erde und begrüßte dann den heiligen Vater mit den Worten: „Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn.“ Der Papst grüßte entgegen: „Gelobet sei der Herr, unser Gott, der meinen Augen vergönnt hat, den zweiten König David zu sehen.“ Hierauf umarmten sie sich, gingen Hand in Hand in die Kirche und Hymnen und Lobgesänge erschallten. Auf die öffentlichen Künste des kirchlichen Gepränges folgten die geheimen Künste der staatsmännischen Klugheit.

Nach dem Feste kam die Unterredung. Es konnte dem klugen Stephan nicht schwer fallen, den in religiöses Entzücken versunkenen Ludwig zu überreden, die Kaiserkrone, die er nach dem Willen seines Vaters sich selbst aufgesetzt hatte, noch einmal aus den Händen des Papstes zu empfangen. Dieß hatte der heilige Vater gewollt und die Krönung erfolgte wirklich zu Rheims. So hatte also Kaiser Karl den Staatsfehler, den er von seinem Vater Pippin geerbt, und in welchen auch er durch die List des Papstes Leo verwickelt worden war, vergebens zu verbessern gesucht, indem sein schwacher Sohn der päpstlichen Anmaßung auf's Neue die Thüre öffnete. Auf diese Weise setzte sich nach und nach der Grundsatz fest, daß nur die königliche Krone durch Erbfolge oder Wahl, die kaiserliche aber durch die päpstliche Krönung erworben werde.

Ein Zufall, der das Leben Ludwigs bedrohte, flößte der Kaiserin Irmengard die Furcht ein, es möchte bei einem früheren Ableben des Kaisers, der König Bern-

hard zum Nachtheile ihrer unmündigen Söhne die Kaiserkrone an sich reißen, und deßhalb suchte sie mit ihrem Anhang eine Theilung des Reichs herbeizuführen. Zwar war bereits dem ältesten Sohne Lothar, Baiern, und dem zweiten, Pippin, Aquitanien zur Verwaltung übergeben; aber damit begnügten sich die Freunde der Königin nicht. Auf der Reichsversammlung zu Aachen im Jahre 817 traten sie vor den Kaiser und baten ihn, zur Sicherung des Reiches, jetzt schon über die Erbfolge zu bestimmen, obwohl er damals erst neununddreißig Jahre alt war. Der Kaiser dankte seinen Getreuen für ihre Sorgfalt, und richtete die Frage an die Versammlung: „ob eine Maßregel, die zur Sicherung des Reiches diene, verschoben werden dürfe, oder nicht?" Auf die Antwort, „was nöthig oder nützlich sei, dürfe nicht verschoben werden," ordnete er ein dreitägiges Fasten und Beten an, um sich der göttlichen Erleuchtung theilhaftig zu machen und ging dann in die Falle, welche man ihm gestellt hatte. Lothar wurde mit dem Kaisertitel zum Mitregenten, Pippin zum König von Aquitanien, und Ludwig zum König von Baiern mit einem Theil der angrenzenden slavischen Länder ernannt. Die Reichseinheit sollte durch die Oberhoheit Lothars über seine Brüder, sowie über den König von Italien gewahrt werden; aber sie wurde durch die getroffenen Anordnungen vielmehr gefährdet. Die Bestimmungen über die kaiserlichen Hoheitsrechte waren schwankend. Lothar hatte den Kaisertitel und kein Land, und die ihm untergeordneten Brüder hatten Länder und waren damit im Besitze einer Macht. Dieß hieß den Ältesten zur Intrigue gegen seine Brüder oder seinen eigenen Vater auffordern. Bernhard aber mußte gleichfalls unzufrieden seyn, denn nicht nur sollte er sich, als der älteste Enkel Karls, seinem jüngeren Vetter unterwerfen, sondern er hatte auch zu befürchten, daß der junge länderlose Kaiser sein Augenmerk auf Italien richten möchte. So war also die Reichstheilung ganz geeignet, den Krieg Aller gegen Alle zu entzünden, und die verderblichen Zwiste im kaiserlichen Hause herbeizuführen, die den nachfolgenden dreiundzwanzigjährigen Zeitraum von Ludwigs Regierung beinahe ganz ausfüllen.

Das Vorspiel dieser Familienzwiste war die Auflehnung Bernhards. Aufgemuntert von vielen angesehenen Männern Italiens, entschloß er sich, die von Ludwig angeordnete Theilung nicht anzuerkennen, und um so mehr glaubte er sich hiezu berechtigt, als man dieselbe ohne ihn beschlossen hatte. Zu dem Ende rüstete er und besetzte die Alpenpässe. Diese Rüstungen wurden jedoch, und wahrscheinlich mit Übertreibungen, durch den Grafen von Brescia und den Bischof von Verona dem Kaiser verrathen. Ludwig sammelte alsbald ein Heer und zog gegen Italien. Aber das Jahr 817 war schon zu weit vorgerückt, und im Winter über die Alpen zu gehen, schien gefährlich. Da griff man zur List. Die Kaiserin Irmengard leitete Unterhandlungen mit Bernhard ein und ließ ihm Verzeihung und den Besitz Italiens eidlich zusichern, wenn er zu seinem Oheime kommen und sich unterwerfen würde. Bernhard, überrascht von der unerwarteten Thatkraft Ludwigs, und verlassen von einigen der mächtigsten Herzoge und Grafen Oberitaliens, nahm

dieſen Vorſchlag an. Er ging mit ſeinen Freunden nach Chalons zum Kaiſer und bat ihn um Verzeihung. Aber er ſah ſich ſchrecklich getäuſcht. Man nahm ihn ſammt ſeinen Anhängern gefangen und klagte ſie am Oſterfeſte 818 auf einer Reichsverſammlung zu Aachen des Hochverraths an. Bernhard wurde mit den Häuptern des Aufſtands zum Tode, Andere zu Verbannung und Verſtümmelung, die Geiſtlichen aber zum Verluſt ihrer Würde und zum Kloſterleben verurtheilt. Ludwig weigerte ſich, die Todesſtrafe vollziehen zu laſſen; da wurden dem unglücklichen Bernhard nebſt ſeinen Freunden die Augen ausgeſtochen und drei Tage nachher waren ſie todt. Über ihrem Tode ſchwebt ein Dunkel, und es iſt ungewiß, ob Ludwig dieſe Grauſamkeit zugelaſſen, oder ob ſie hinter ſeinem Rücken auf Antrieb der Kaiſerin geſchehen iſt. Das Letztere iſt wahrſcheinlicher; denn der Umſtand, daß der Kaiſer erſt nach dem Tode Irmengards, der bald darauf im October 818 erfolgte, vom heftigſten Schmerze über das unglückliche Ende ſeines Neffen ergriffen wurde, läßt vermuthen, daß er es erſt jetzt erfuhr. Ludwig wurde ganz ſchwermüthig und wollte in ein Kloſter gehen. Dieſer Wunſch war ſchon früher in ihm aufgeſtiegen, aber er behagte ſeiner Umgebung wenig. Namentlich der Geiſtlichkeit ſchien ein mönchiſcher König mit Recht von größerem Vortheil als ein königlicher Mönch, und ſie bot daher Allem auf, um den Kaiſer von ſeinem Vorhaben abzubringen und zu einer neuen Heirath zu bewegen. Man verſammelte die ſchönſten Töchter des Reichs um ihn, und Ludwig wählte Judith, die Tochter des bairiſchen Grafen Welf. Im Frühling 819 fand die Vermählung ſtatt, welche den Parteiverwirrungen im kaiſerlichen Hauſe vollends die Krone aufſetzte.

Der Kaiſer war nun durch ſeine Heirath dem weltlichen Leben wieder gewonnen; aber ſeine Seelenruhe war von keiner langen Dauer. In Aquitanien und Pannonien brachen Unruhen aus und der König der Abodriten fiel ab. Dazu kamen anſteckende Krankheiten, Mißwachs und ungewöhnliche Naturereigniſſe. Solche Vorgänge beunruhigten die arme Seele Ludwigs von Neuem, ſo daß ihn ſelbſt ſein Lieblingsvergnügen, die Jagd, nicht mehr zu zerſtreuen vermochte. Durch eine allgemeine Verſöhnung ſuchte er ſeine Seelenangſt zu beſchwichtigen. Seinem auf die Stiefmutter eiferſüchtigen Sohne Lothar gab er das Königreich Italien 820, und vermählte ihn 821 mit Irmengard, der Tochter des Grafen Hugo. Zugleich berief er eine Verſammlung nach Nimmwegen und ließ ſie die Aufrechthaltung der Theilungsurkunde beſchwören. Seine Vettern, der Abt Adelhard und Wala ſetzte er in ihre vorigen Stellen ein, und alle in die Sache Bernhards verflochtenen Männer begnadigte er und gab ihnen ihre Güter zurück. Damit noch nicht zufrieden, berief er 822 eine Verſammlung nach Attigny an der Aisne, verſöhnte ſich mit Allen, die irgend Schaden oder Kränkung durch ihn erlitten hatten, und erſchien hierauf im Bußgewand vor der Verſammlung, um ſeine Sünden öffentlich zu bekennen und ſie durch Gebete und Almoſen zu ſühnen.

Noch einige Jahre durfte er ſich einer ziemlichen Ruhe erfreuen, obwohl die im Jahre 823 erfolgte Geburt ſeines jüngſten Sohnes, Karl, das Signal zu neuen

Kämpfen war. Das einzige Streben der Kaiserin Judith ging von nun an dahin, ihrem Sohne gleichfalls einen Theil an dem bereits vertheilten Reiche zu verschaffen. Um besser operiren zu können, verdrängte sie die treusten Räthe des Kaisers, worunter namentlich den unerschütterlichen Wala — Adelhard war bereits gestorben — und Einhard, den treuen Genossen Karls des Großen, von den Reichsgeschäften, und setzte den Herzog Bernhard von Septimanien an ihre Stelle. Schon vorher hatten schlecht gedämpfte Unruhen an verschiedenen Orten die Bestrafung der Grafen Hugo und Matfried wegen Verletzung ihrer Heerführerspflichten, sowie Verordnungen des Kaisers in Betreff des Sklavenhandels der Juden, dazu beigetragen, das kaiserliche Ansehen zu untergraben und eine dumpfe Gährung und allgemeine Unzufriedenheit zu verbreiten. Der letzte Umstand hatte die Geistlichkeit wider den Kaiser aufgebracht und der geheime Plan eines Regierungswechsels gewann immer mehr Boden. Als nun der Kaiser vollends die Leitung der Reichsgeschäfte dem Herzog Bernhard, dem heftigsten Feinde Hugo's und Matfrieds übertrug, war ein Bruch um so unvermeidlicher, als Ludwigs eigene Söhne über den unumschränkten Einfluß des neuen Erzkämmerers erbittert waren. Die Reichsversammlung, die er im Jahr 829 nach Worms berufen hatte, um den Sturm zu beschwören, war nur geeignet, denselben noch stärker anzufachen, da Ludwig eine neue Reichstheilung durchführte und seinem Sohne Karl das Herzogthum Alemannien mit einem Theile von Burgund und der Schweiz zum Königreich anwies. Dieß hatte noch gefehlt, um die Söhne erster Ehe zum Aufruhr zu stacheln. Lothar ließ durch Hugo und Matfried dem König Pippin bedeuten, daß er durch einen eingeschobenen Sohn in seinen Rechten gefährdet werden solle; Judith war nämlich längst eines geheimen Umgangs mit dem Herzog Bernhard bezüchtigt. Pippin schenkte diesen Einflüsterungen Gehör und rückte 830 mit seinen Aquitaniern nach Paris vor. Da entfloh Bernhard nach Barcelona, die Kaiserin in's Kloster von Laon, und Ludwig begab sich nach Compiegne, um mit seinem Sohne zu unterhandeln. Dorthin wurde auch die Kaiserin gefangen geführt, und nachdem man sie arger Verbrechen beschuldigt und den erschrockenen Kaiser mit allerhand Beschuldigungen bestürmt hatte, verlangte man von ihr, daß sie den Schleier nehme und von ihm, daß er das Scepter niederlege. Judith wurde in ein Kloster nach Poitiers gebracht und Ludwig bat sich Bedenkzeit aus. Auch Lothar zog nun mit seinem Heere herbei und nahm Partei gegen den Vater. Jetzt schien der Kaiser verloren und wurde sammt seinem Sohne Karl von Lothar in Haft genommen. Doch kam man überein, einen Reichstag zu berufen und auf diesem die verwickelten Angelegenheiten zu entwirren. Nicht in Gallien, wie die Gegner des Kaisers wollten, sondern in der Stadt Nimmwegen in Germanien wurde derselbe im October 830 abgehalten. Dadurch gelang es Ludwigs Freunden, die Italiener und Aquitanier zu entfernen, die dem Kaiser treu gebliebenen Deutschen aber herbeizuziehen. Namentlich erschien der junge Ludwig mit seinen Baiern zur Vertheidigung seines Vaters. So stellte der Kaiser seine Regierung wieder her,

ließ die Verschwörer gefangen nehmen und versöhnte sich mit Lothar und Pippin. Zu Aburtheilung der Gefangenen wurde ein neuer Reichstag auf das folgende Jahr nach Aachen ausgeschrieben, woselbst auch Judith erschien, um sich von den gegen sie erhobenen Anschuldigungen zu reinigen. Die ausgesprochenen Todesurtheile wurden gemildert, Judith dem Kaiser zurückgegeben und Alles schien in das Geleis der Ruhe und Ordnung zurückgekehrt.

Aber mit der alten Regierung kehrten auch die alten Übelstände zurück; die Gährungsstoffe wurden nicht beseitigt, und so mußten dieselben Ursachen auch dieselben Folgen wieder herbeiführen. Die unselige Reichstheilung blieb nach wie vor, und aus dem schwachen Ludwig wurde jetzt kein starker Regent. Zudem trieb die kaiserliche Partei ihr altes Wesen wieder mit neuem Muthe. Natürlich! — wer wollte auch jenen Hofleuten zumuthen, das zu wissen, was die Höfe indessen in tausendjähriger Schule nicht gelernt haben, nämlich die Klugheit des Nachgebens und das aufrichtige Eingehen in die Forderungen der Umstände. Der entflohene Bernhard kehrte an den Hof zurück und suchte seine frühere Stellung wieder zu erlangen, und Judith wußte gleichfalls die abgerissenen Fäden ihrer Ränke wieder anzuspinnen. In Folge derselben trat jetzt Bernhard auf die Seite Pippins von Aquitanien, und die Verwirrung am Hofe wurde durch die vielerlei Parteien, die bei entgegengesetzten Ansichten und Interessen, nun ihre besondern Vortheile verfolgten, immer größer. So konnte es nicht fehlen, daß neue Zwiste zwischen Vater und Söhnen ausbrachen, und Judith wußte es sogar soweit zu bringen, daß Pippin seines Königreichs entsetzt, und dasselbe ihrem Sohne Karl zugetheilt wurde. Pippin sollte als Gefangener nach Trier gebracht werden, entkam aber und verband sich mit seinen Brüdern, die über die Erfolge der Kaiserin und ihrer Partei gleichfalls erbittert waren.

Ludwig spürte das Herannahen des Sturmes und rüstete sich. Die Söhne vereinigten ihre Heere 833 und lagerten sich bei Colmar im Elsaß. Papst Gregor V., jede Gelegenheit zu einer Erweiterung der geistlichen Macht begierig ergreifend, befand sich gleichfalls im Lager der Söhne, um den Vermittler zu machen. Der Kaiser war herangerückt, und schon sollte es auf dem sogenannten Rothfelde zum Treffen kommen, als der Papst in dem kaiserlichen Lager erschien, um Friedensvorschläge zu machen. Drei Tage dauerten die Unterhandlungen, konnten aber wegen der für den Kaiser allzuharten Bedingungen zu keinem Ziele führen. Die Brüder waren indessen nicht unthätig geblieben. Unterhändler gingen zwischen den Lagern hin und her, die Anhänger des Kaisers wurden wankend gemacht, die Anwesenheit des Papstes im Lager der Brüder blieb nicht ohne großen Einfluß, und so waren, als es endlich zum Kampfe kommen sollte, ganze Schaaren von Ludwigs Heer zu den Verbündeten übergegangen. Unter solchen Umständen blieb dem schwachen Ludwig nichts anders übrig, als sich selbst in die Hände seiner Söhne zu liefern. Der Kaiser wurde in ein Kloster zu Soissons, Karl in's Kloster Prüm, und Judith nach Tortona gebracht. Das Rothfeld hieß im Munde des Volks fortan das Lügenfeld.

Der erſte Zweck des Kampfes, die Trennung des Kaiſers von ſeiner Gemahlin und ſeinem Sohne war nun erreicht; aber ſchwieriger war die Ausführung der weiteren Übereinkunft unter den Brüdern, das fränkiſche Reich unter ſich zu theilen, wobei Lothar die Kaiſerkrone erhalten ſollte. Schon die Beſorgniſſe, welche die jüngeren Brüder dem älteren gegenüber hegten, wenn derſelbe zur Oberherrſchaft gelangen würde, waren der Ausführung dieſes Planes nicht ſehr förderlich; vor allem aber war die Abdankung des Kaiſers nöthig, wenn die ererbte und geweihte Krone ſicher auf dem Haupte Lothars ruhen ſollte. Letzterer verſchmähte deßhalb kein Mittel, ſeinen Vater zu dieſem Schritte zu bewegen und die Geiſtlichen ſeines Anhangs waren bald mit einem Plane fertig, der auf die religiöſe Schwäche Ludwigs berechnet war. Der verlaſſene Kaiſer wurde jetzt in ſeinem einſamen Kloſter zu Soiſſons von den Mönchen geängſtigt und mit den Schreckniſſen der Ewigkeit bedroht. Seine Fehler und Sünden, wahre und erdichtete, wurden ihm vorgehalten, die bereits abgebüßte Ermordung ſeines Neffen Bernhard wieder heraufbeſchworen, und alle im Reiche vorgefallenen Gräuel als die Folge ſeiner Miſſethaten dargeſtellt. Am thätigſten zeigte ſich der Erzbiſchof Ebo von Rheims, Ludwigs Milchbruder, der früher treu am Kaiſer gehalten hatte, auf dem Lügenfelde aber zu den Söhnen übergegangen war. Vielleicht hatte ihn die Überzeugung, daß nur durch die Entfernung des ſchwachen Ludwig die Ruhe im Reiche wieder hergeſtellt werden könne, zu dieſem Schritte bewogen. Erſchüttert und zerknirſcht bekannte ſich der Kaiſer aller Vergehen für ſchuldig und erklärte ſich zu jeder Sühne bereit. Nach dieſer Erklärung wurde er in die Kirche des heiligen Medardus zu Soiſſons geführt, um daſelbſt öffentlich Buße zu thun. Ein langes Regiſter ſeiner Sünden, das acht Artikel enthielt, wurde ihm eingehändigt. Die Hauptpunkte waren folgende: „er habe gegen das ſeinem Vater gegebene heilige Verſprechen, ſeine Verwandten in Klöſter verſtoßen und ſeinen Neffen geblendet; er habe durch unnöthige Kriegszüge Raub, Mord und Brand veranlaßt und den Frieden des Reichs und der Kirche geſtört; mit ſeinen Söhnen habe er ſich durch widerſprechende Reichseintheilungen verfeindet, das Volk ſchwören laſſen, gegen ſie zu ſtreiten und ſo Bürgerkrieg und Verderben über daſſelbe gebracht.“ Vor dem Altar auf einem Bußgewand knieend, las der Mißhandelte unter Thränen des Schmerzes und der Scham dieſes Sündenregiſter vor allem Volke und in Gegenwart ſeines unmenſchlichen Sohnes ab. Während dieß geſchah legten die Biſchöfe ihre Hände auf ſein Haupt und ſangen Bußpſalmen. Sodann ſtand er auf, gürtete das Schwert von ſeiner Hüfte, legte das kriegeriſche Gewand ab und zog das Bußkleid an. Ebo legte Schwert und Sündenverzeichniß auf den Altar nieder und verkündigte dem faſſungsloſen Kaiſer, daß er den Satzungen der Kirche gemäß, nach ſolcher Buße nie mehr das Schwert führen dürfe. Die Biſchöfe ſtellten Urkunden darüber aus, welche Lothar, als Beweis von der Regierungsunfähigkeit ſeines Vaters, zur Hand nahm. So hatten ſie den Kaiſer erniedrigen wollen, daß ihm die Führung des Scepters fortan unmöglich ſeyn ſollte; aber

wenn sie schon dadurch, daß sie ihn zu einer förmlichen Verzichtleistung nicht bewegen konnten, ihren Zweck nur halb erreicht hatten, so sollten sie sich in den Folgen der verübten Barbarei noch mehr täuschen.

Wie es gewöhnlich geht — der Unterdrückte und Mißhandelte gewinnt die Sympathie des Volkes. Die Entrüstung aller Bessern im Reiche war allgemein, der Übermuth der Sieger blieb auch nicht aus, und so gewann die öffentliche Meinung bald Ludwig und Pippin zu Vertretern, welche die an ihrem Vater verübte Mißhandlung um so weniger billigten, als Lothar die Vortheile davon für sich allein behalten zu wollen schien. Sie verlangten die Entlassung ihres Vaters aus der Gefangenschaft, in der Lothar ihn hielt, und als diese nicht erfolgte, rüsteten sie sich. Von mehreren Seiten zugleich bedroht, zog sich Lothar, um nicht von Italien abgeschnitten zu werden, eiligst in den Süden und ließ seinen Vater und seinen Bruder Karl in St. Denis zurück.

Kaum hatte sich Lothar entfernt, so brachte Alles dem alten Kaiser seine Huldigungen dar und die Geistlichen änderten ihre Sprache gewaltig. Die Bischöfe führten den Befreiten in den Dom von St. Denis, segneten ihn und legten ihm die Waffen wieder an. Aber die besten Waffen, Festigkeit und Thatkraft, konnten sie ihm freilich nicht anlegen, und so hoffte er umsonst, den kurzen Rest seines Lebens in Ruhe zu vollenden. Aber eine große Freude war ihm vorbehalten; als er nämlich nach Aachen zurückkehrte, fand er seine Gemahlin Judith, die von einigen Getreuen aus ihrem Gefängniß in Tortona befreit worden war. Vergebens hatte Ludwig nach seiner Wiedereinsetzung seinem Sohne und allen seinen Widersachern verziehen und nur den Bischof Ebo gefangen gesetzt. Lothar, bewogen durch einige Erfolge seiner Anhänger, der Grafen Lambert und Matfried, wollte noch einmal das Schwert entscheiden lassen. Er stieß von Italien mit einem Heere zu seinen Anhängern und lagerte sich bei Blois. Ludwig rückte ihm, durch seine Söhne Ludwig und Pippin verstärkt, mit großer Macht entgegen. Umsonst hoffte Lothar die Kunststücke des Lügenfelds wieder in Anwendung zu bringen — das Mittel schlug diesmal gegen ihn aus, und viele seiner Vasallen gingen zum Kaiser über. So blieb ihm Nichts übrig, als sich zu unterwerfen, und die angebotene Verzeihung des gutmüthigen Vaters anzunehmen. Umgeben von seinem ganzen Heere in der Mitte seiner Söhne saß Ludwig im offenen Zelte und empfing den entarteten Sohn mit seinen Anhängern, die sich vor dem Kaiser zu Boden warfen und ihm von Neuem Treue und Gehorsam schwuren. Er entließ Alle ungekränkt, nachdem Lothar versprochen hatte, Italien nicht ohne des Kaisers Erlaubniß zu verlassen.

So hatte also Ludwig 831 zum zweitenmal seinen verlorenen Thron wieder erlangt, aber er war durch den zweimaligen Verlust nicht klüger geworden. Dem Einfluß seiner Umgebung konnte er nicht widerstehen, und die Kaiserin Judith, durch keine Drangsale gewitzigt, erneuerte alsbald ihre Umtriebe zu Gunsten ihres Sohnes Karl. Der schwache Kaiser war zu Allem willfährig. Schon im Jahr 833 machte er einen mißlungenen Versuch zu einer neuen Reichstheilung. Im

Jahr 837 fing er wieder an zu theilen, und wies seinem Liebling Karl Norddeutschland und Nordfrankreich zu. Er ließ sich sogar in Unterhandlungen mit dem treubrüchigen Lothar gegen seinen Sohn Ludwig ein, dem er am meisten zu verdanken hatte, nur um die Krone auf dem Haupte Karls zu befestigen. Im Jahr 838 machte er den fünfzehnjährigen Karl wehrhaft und setzte ihm die königliche Krone auf, und als in demselben Jahre Pippin starb, brachte ihn seine Gemahlin sogar so weit, daß er die hinterlassenen Söhne desselben von der Erbfolge ausschloß und das ganze Reich mit Ausnahme von Bayern in zwei Hälften theilte, wovon Lothar die eine erhalten sollte unter der Bedingung, seinen Bruder und Taufpathen Karl im Besitze der andern zu unterstützen. Ludwig sollte sich mit Bayern begnügen.

Aber Ludwig war nicht gesonnen, sich die vielen Dienste, die er seinem Vater geleistet hatte, so schnöd vergelten zu lassen, und rüstete sich. Der Kaiser zog ihm 839 entgegen; Unruhen, die in Aquitanien zu Gunsten der hinterlassenen Söhne Pippins ausgebrochen waren, veranlaßten ihn jedoch umzukehren. Zudem fühlte er sich so schwach und leidend, daß er beim Herannahen des Winters nach Poitiers ging, um dort den Frühling zu erwarten. Im Frühjahr 840 raffte sich der Kaiser noch einmal auf, nahm Abschied von seiner Gemahlin und seinem Sohne, feierte das Osterfest in Aachen und zog sodann mit einem Heere nach Thüringen. Da jedoch seine Erschöpfung mehr und mehr zunahm und sein Sohn Ludwig einem Kampfe auswich, kehrte er an den Rhein zurück und schrieb einen öffentlichen Tag nach Worms aus. Während seiner Rückreise trat eine große Sonnenfinsterniß ein, die einen starken Eindruck auf das abergläubische Gemüth des kranken Kaisers machte und seinen Zustand so verschlimmerte, daß er es nicht mehr wagte über den Rhein zu setzen, und an einer Insel, Ingelheim gegenüber, landen ließ. Hier wurde er unter einem Zelte auf ein Bett gebracht, das er nicht wieder verließ. Er litt an der Gicht und an heftigen Brustbeschwerden, die ihn am Athmen hinderten. Dazu kam ein Widerwille gegen alle Nahrung, der ihn während der vierzig Tage, die er noch lebte, nichts genießen ließ, als das Brod im Abendmahle. Unter den Geistlichen, die ihm Beistand leisteten, hielt sein Halbbruder Drogo, den er früher verstoßen, später aber zum Bischof von Metz gemacht hatte, am treuesten bei ihm aus und reichte ihm die Tröstungen der Religion, deren der schwachherzige Mann sehr bedürftig war. Sein Vermögen theilte Ludwig zwischen den Kirchen, den Armen und seinen Söhnen Lothar und Karl. Dem Ältesten vermachte er seine Krone und sein Schwert unter der Bedingung, daß er der Kaiserin Judith und seinem Bruder Karl die versprochene Treue halte. Ludwig von Bayern sollte leer ausgehen, und nur mit Mühe konnte Drogo den sonst so milden Kaiser bewegen, demselben zu vergeben. Die Auflehnungen, die er gerade in den letzten Jahren seiner Schwäche von diesem Sohne erfahren hatte, scheinen ihn bitterer getroffen zu haben, als alle die Mißhandlungen, welche ihm früher die beiden Ältern zugefügt hatten. Nachdem er noch das Abendmahl genommen und Hutz! Hutz! gerufen hatte, was soviel bedeutet, als Hinaus, und womit

er die bösen Geister verscheuchen wollte, starb er beruhigt den zwanzigsten Juni 840 im dreiundsechzigsten Jahre seines Lebens und im siebenundzwanzigsten seines Kaiserthums. Seine Gebeine wurden nach Metz gebracht und in der Kirche des heiligen Arnulf beigesetzt, wo auch seine Mutter Hildegard begraben worden war.

Was die Persönlichkeit Ludwigs des Frommen betrifft, so beschreibt sie ein Zeitgenosse, Bischof Thegan also: „Ludwig war von mittlerer Größe, breiter Brust und starken Armen, so daß ihm Keiner im Werfen des Speers und im Bogenschießen gleich kam. Seine Hände und Füße waren groß, die Schenkel für die ganze Gestalt etwas schlank. Sein Auge war groß und klar, die Nase lang und gerade, die Lippen nicht zu scharf, die Zähne sehr weiß. Seine Miene war im Ganzen belebt, doch meistentheils ernsthaft, so daß er nicht einmal an Festtagen, wenn Schauspieler, Sänger und Possenreißer zur Belustigung der Menge ihre Künste machten und Alles, wenn auch mit Anstand, lachte, selbst auch nur seine weißen Zähne im Lachen zeigte. In Speise und Trank war er mäßig, in der Kleidung sehr einfach. Nur an hohen Festtagen trug er, wie sein Vater, mit Gold und Edelsteinen geschmückte Kleider und die Krone auf seinem Haupte, das Scepter in der Hand. Griechisch und Lateinisch verstand er sehr gut, das Lateinische sprach er wie seine Muttersprache. Zum Zorn war er langsam, zum Mitleiden und zur Versöhnung schnell bereit. Gegen die Armen war er äußerst freigebig, so daß er täglich vor der Mahlzeit Almosen austheilte. Sein Hauptvergnügen war die Jagd."

Den Charakter Ludwigs haben wir aus dem Verlaufe seiner Regierung hinlänglich kennen gelernt. Er war nicht zum Regenten geboren, am wenigsten aber zum Regenten eines solchen Reichs. Mild und gutmüthig, war er ebenso schwach und unbeständig und mit dem besten Willen begabt, die Schöpfungen seines Vaters zu erhalten und auszubauen, trug er im Gegentheil Alles zu ihrem Verfall bei, und seine Regierung war ein großer Zersetzungsprozeß. Wenn wir einen Blick auf den Zustand des Reichs werfen, so zeigt sich uns das Bild eines mächtigen Baums, der von Sturm und Wetter zerfressen, noch die Zeugnisse alten Glanzes an der Stirne trägt, aus dessen Grundfesten aber Stein um Stein bröckelt. Nicht nur im Innern waren durch die immerwährenden Bürgerkriege alle Zustände zerrüttet, sondern auch nach außen hatte das Reich seinen alten Ruhm und sein früheres Ansehen verloren. Die Kämpfe Karls hatten wenigstens dazu gedient, das Kaiserthum zu kräftigen und zu verherrlichen und den Namen der Franken gefürchtet und groß zu machen. Die Leidenschaften, die von ihm in's Feld geführt wurden, waren doch Ehrgeiz, Macht und Ruhmsucht. Aber Ludwig der Fromme, der mit den eigenen Söhnen um den Besitz des Reiches haderte, der die Kräfte in innern Kämpfen vergeudete, die er nach außen hätte wenden sollen, was konnte er anders entfesseln als die Triebfedern der Habsucht, des Eigennutzes und der Rachsucht? Der Vortheil war der oberste Regent im Lande geworden, und daß unter einer solchen Regierung Künste und Wissenschaften, Schule und Gerichtswesen verfiel, daß die noch

übrige Selbstständigkeit und Freiheit des Volkes von habsüchtigen Vasallen an sich gerissen wurde, versteht sich von selbst. Die vom Kaiser ausgesandten Sendgrafen genossen keine Achtung, weil der Kaiser selbst nicht geachtet war; und Ludwig verstand so wenig die klugen Absichten seines Vaters, daß er zuerst einem Privatmanne erbliche Gerichtsbarkeit verlieh. Auch die Appellation der Bischöfe und Synoden an den Kaiser schaffte er ab, unterstützte so die überwuchernde Macht der Geistlichkeit und räumte überhaupt der um sich fressenden Willkührherrschaft mehr und mehr Boden ein. Die alte Barbarei kehrte zurück. Bei diesem Verfall des Staates im Innern und der dadurch herbeigeführten Unmöglichkeit, nach Außen kräftig aufzutreten, mußte natürlich das Ansehen des Reichs immer mehr sinken. Die Normänner verheerten seit Karls Tode ungestraft die Küsten des Reichs mit Feuer und Schwert und drangen sogar in das innere Land. In Italien und Südfrankreich plünderten sarazenische Horden, überfielen selbst Marseille, raubten es aus und führten Menschen und Güter mit sich weg. Ja, ein dänischer König wagte sogar als Friedensbedingung die Abtretung der Friesen und Abodriten vorzuschlagen, so war die alte Furcht vor der fränkischen Macht verschwunden.

Das sind die natürlichen Folgen jener monarchischen Einrichtungen, welche die ganze Regierung auf die Persönlichkeit des Regenten gründen. Wenn freilich Fähigkeit und Talent erblich wären, wie die Krone, dann hätte das Land nicht die Untüchtigkeit seines Fürsten zu büßen. Die Regierung Ludwigs des Frommen ist ein trauriges Beispiel, wie durch Verfolgung jener dynastischen Interessen das Volkswohl zu Grunde gerichtet und ein Reich zur Auflösung gebracht wird. Wenn wir mit solchen untergegangenen Reichen das heutige Österreich vergleichen, dann wird es uns erst klar, wie sehr die Entwicklung des großen, allgemeinen Lebens nach unabänderlichen Naturgesetzen fortschreitet, wie gleich sich Ursache und Wirkung bleiben, und wie gewiß die Weltgeschichte das Weltgericht ist. Der Geist, der in den Geschicken der Völker waltet, geht seinen ewigen Gang, und kann durch die Gewalt eines absoluten Monarchen nicht aufgehalten werden. Das Verderben weiß er in Segnen umzuwandeln, die Steine des zertrümmerten Hauses versteht er zu einem neuen Bau zusammenzufügen, und aus der Asche der Verwesung läßt er die Flammen eines jungen Lebens emporschlagen. So hat auch die Regierung Ludwigs ihre Kehrseite. Die durch die Gewaltthätigkeiten Karls unterdrückten und in einen Tigel zusammengeworfenen Nationalitäten gewannen unter Ludwig in dem Kriege Aller gegen Alle Luft, sich zu befreien und von dem großen Reiche abzulösen, das durch kein inneres Princip, sondern nur durch die rohe, äußere Gewalt zusammengehalten wurde. Was durch die gerühmte Weisheit und Kraft des großen Karl nicht erreicht werden konnte, ergab sich von selbst aus der Schwachheit und Unselbstständigkeit des frommen Ludwig. Seine Untauglichkeit wurde in der Hand der Geschichte ein Mittel, die Gesetze der sittlichen Weltordnung zur Geltung zu bringen, nämlich den Nationalitäten ihr Recht zu verschaffen, und sie in

selbständige Staaten abzusondern. Dieser Schritt war vorbereitet. Das fränkische Reich bestand nur noch dem Namen nach. Italien war außer aller Verbindung mit den übrigen Ländern, Aquitanien durch eine langjährige eigene Verwaltung demselben entfremdet, und bereits unterschied man zwischen Francia und Germania oder zwischen Franzosen und Deutschen. Die Uneinigkeit der Söhne mußte alsbald vollenden, was die Schwäche des Vaters begonnen hatte, und so sollten sich die Völker durch jahrelange Leiden und Kämpfe doch das erringen, was das höchste Gut eines Volkes, die Grundlage seiner Wohlfahrt, Freiheit und Bildung ist — das Recht der Nationalität.

Ludwig der Deutsche.

840 — 876.

Ludwig, genannt der Deutsche, war der tüchtigste Sohn Ludwigs des Frommen. Er war es, der zuerst die Wichtigkeit der Nationalität ahnte; denn schon zu Lebzeiten seines Vaters hatte er darauf hingedacht, die deutschen Stämme zu einem Reiche zu vereinigen. Es gelang ihm auch, den Grund zur deutschen Reichseinheit zu legen; aber erst nach einem mehrjährigen Kampfe mit seinem Bruder.

Nach dem Tode Ludwigs des Frommen zeigte sich nämlich sogleich, daß der falsche und eigensüchtige Lothar weder gesonnen war, sein dem Vater auf dem Sterbebette gegebenes Wort zu halten und die Jugend Karls zu schützen, noch mit Ludwig ein brüderliches Einverständniß herbeizuführen. Er suchte im Gegentheil den Übrigen, wenn nicht Alles, doch so viel als möglich, von ihrem Reichsantheil zu entreißen, und kein Mittel war ihm zu schlecht, um zu diesem Zwecke zu gelangen. Über die Alpen gekommen mit einem ansehnlichen Heere, sandte er Boten durchs ganze Reich, um zu verkünden, daß er der Nachfolger seines Vaters in der Kaiserwürde sei, weshalb ihm Alle Gehorsam und Treue schuldeten. So hoffte er Verwirrung und Zwietracht anzustiften, was um so leichter war, als Niemand einen klaren Begriff hatte von dem Rechte des Kaisers den Königen gegenüber, und als überhaupt durch die langen Bürgerkriege die Vasallen schon gewohnt waren, ihre Treue nicht von ihrem Schwure, sondern von ihrem Vortheil abhängig zu machen. Ludwigs Halbbruder Karl, genannt der Kahle, war durch einen Krieg mit seinem Neffen Pippin, der ihm Aquitanien streitig machte, ebenfalls geschwächt, und so hatte der neue Kaiser hier leichtes Spiel; gefährlicher aber war ihm Ludwig. Diesem zog er nun entgegen, setzte über den Rhein und rückte vor Frankfurt am Main, das Ludwig besetzt hatte. Aber die Sache kam noch nicht zur Entscheidung; denn beide Theile wollten vorher ihre Kräfte sammeln. Lothar setzte

auch seinen Bruder Karl zu gewinnen, und in Rom es bedurfte bei Unterhandlungen. Vergeblich versuchte, als Ludwig zum Widerstande gegen Lothar zu rüsten, waren schon von seinem treulosesten Gefolge. Und eigentlich Hilf war verschuldet und gemeinschaftlich ohne seine eigenen Interessen; die Bretonen und Aquitanier aber konnten Karl auf seinen Provinzen. Dazu seinen Unterhalten hatte Lothar im Anfange Mühe zum ersten Mal über den Rhein mit einer bewaffneten Heeresmacht, und die Lombardei war ihm so befestigt, so wieder durch einen Zug nach südlichen Karl wieder verlieren und die im Italienischen begonnenen Unternehmungen zu neuer Gährung gelangen würden. Aber Karl war klug genug, dem überlegenen Lothar nicht zu nahen und einzutreten, daß er sich mit Vorsicht gegen die gemeinschaftlichen Feind verbinden wollte. Er hoffte Paris, und Lothar war genöthigt, nach Aquitanien umzukehren. Karl und Ludwig vereinigten sich also mit einer Streitmacht. Lothar zog ihnen entgegen, und bei Fontenay mußten sie blutigen Heere zusammen. Ludwig, wie immer, hatte Lothar noch beschränkte Friedensvorschläge Ihn zu erneuern, bis es sich mit dem Heere Pippins vereinigen konnte. Lothar noch gerüstet war, meint es klug sich, und sich seinen Brüdern sagen, daß ihm die Wiederherstellung des karolingischen Reiches eine gütige Mutter gerathen als ihnen. Er kam es am 25. Juni mit im Gefecht, welche die Brüder als ein Gottesurtheil ansahen, und in der Lothar vollständig geschlagen wurde. Aber der Sieg war ein theurer, großen Theil Adelen hatten sich, hingeschlachtet auf dem Marsfeld der karolingischen Einheit. Der Gesammtheit der Monarchie hat mehr Wunden erhalten als die Brüder. Indem man sieht Theil damals vergeblich gerungen, kann die Brüder vereinigten ihren Sieg nicht. Karl sah über einen dauernden Frieden zu unterhandeln, verwendete sich auf den Rath der Geistlichen ein beständigen Frieden mit Lothar, um die Nachrichten der Normannen einzuholen. Lothar stand, wie es selbst zu sagen pflegte, Kaiser seiner Brüder zu verlassen. Diesen Frieden nach Bestimmung zwischen, und so wurden die Siegen gleichfalls angeblich ist zu machen, um den Lothar zu täuschen, und so Lothar den Siegen entweder ihren Frieden.

Der brüderliche Frieden, auf ehrlichen Acht geschlagen, verletzte von jeder Seite. Die Brüder hatten sich zwar von Karl dem Großen eidig verhalten, daß war der bessere Theilnehmer an die schädliche Gemeinschaftlichkeit Lothar in einem einzigen. Lothar wollte Lothar entschädigen, indem er ihnen die Vereinigung über alten Verfassung verlangt. Ein schwacher Karl hatte sich nach und nach die Großen angeschlossen, aber in den unteren Klassen, wo sie dem Bischofe an das Landvolk und geistliche waren als früher, hatte sich die alte Kraft behauptet. Diese waren haben leicht zu einem Aufstande zu bewegen. Die geistlichen der Provinz der Geistlichen aber die Geistlichen Wissenschaften der alten Bildung und geistigen Bildung, Bremen und Trier. Sich zu vereinigen der Bischöfe zu Lothar, und so in spätere Jahrhunderte auch dem großen der Geschichte gleichen wollen. Damit sich alle gehalten, entstehen

sogar die Normannen herbei und räumte ihnen die Insel Walcheren ein, von wo aus sie in Deutschland bequem rauben und plündern konnten.

Alle diese nichtswürdigen Mittel führten ihn jedoch nicht zum Zwecke. Karl und Ludwig vereinigten sich auf's Neue bei Straßburg 842, und schlossen sich fester an einander als je. Um ihrem Bündnisse die größte Feierlichkeit zu geben, versammelten sie ihre Heere, schwuren sich im Angesichte derselben den Eid der Treue und ließen denselben von ihren Heeren gleichfalls beschwören. Vor dieser Handlung hielt Ludwig eine Rede in deutscher Sprache, die also lautete: „Wie oft Lothar mich und diesen meinen Bruder nach unseres Vaters Tode verfolgt und gänzlich zu vernichten gesucht hat, wißt ihr. Weder Bruder- noch Christenpflicht hat ihn zu einem Frieden vermocht, bei welchem die Gerechtigkeit bestehen könnte; daher haben wir endlich die Entscheidung dem Urtheile Gottes anheim stellen müssen. Gottes Barmherzigkeit hat uns, wie ihr wißt, den Sieg geschenkt; wir haben denselben aus Bruderliebe und aus Mitleid gegen das Volk nicht zu seiner Vernichtung benutzt. Er aber, dem Urtheile Gottes widerstrebend, hat nicht aufgehört, uns und unser Volk mit Raub, Brand und Mord zu verfolgen. Darum sind wir nothgedrungen wieder zusammengekommen, und haben beschlossen im Angesichte Eurer den Treueid zu schwören, damit ihr unserer brüderlichen Eintracht gewiß seid. Sollte ich aber, was Gott verhüte, den Eid, welchen ich meinem Bruder hier schwöre, je verletzen, so entlasse ich hiermit einen Jeden von Euch aus meiner Treue und von dem Eide, den ihr mir geschworen habt."

Hierauf sprach Karl dieselbe Rede in romanischer Sprache, um von seinem Heere verstanden zu werden. Den Schwur leistete nun Ludwig in romanischer und Karl in deutscher Sprache; sodann schwuren die Heere.

Der Geschichtschreiber Nithard hat uns diese merkwürdigen Eidesformeln aufbewahrt. Die romanische ist das älteste Denkmal der französischen Sprache, wie sie eben im Begriffe ist, aus der lateinischen sich zu entwickeln; die andere eines der ältesten Denkmale der deutschen Sprache. Als solche mögen sie wohl einen Platz hier finden.

Die altromanische Eidesformel lautete so:

Pro Deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, dist di en avant, in quant Deus savir et podir me dunat, si salvarai eo cist meon fradre Karlo, et in adiudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist, in o quid il mi altresi fazet; et ab Ludher nul plaid nunquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit.

In späterem Französisch:

Pour l'amour de Dieu et pour notre salut commun et du peuple chrétien, d'ici en avant, en quoi Dieu me donne savoir et pouvoir, je sauverai ce mien frère Charles, soit en aide, soit en chacune chose, ainsi que l'homme par droit doit sauver son frère en ce qu'il m'en fera autant; et à Lothaire je ne prendrai nul engagement qui, de ma volonté, à ceci mon frère Charles soit en dommage.

Die althochdeutsche Eidesformel lautet so:

In Godes Minna ind in thes christianes folches ind unser bedhero gehaltnissi, fon thesemo dage frammordes, so fram so mir got gewizci indi mahd furgibit, so hald ih tesan minan bruodher, soso man mit rehtu sinan bruodher scal, in thiu, thaz er mig so sama duo; indi mit Ludheren in nohheiniu thing ne gegango, the minan willon imo ce scadhen werdhen.

Das heißt:

Um Gottes Willen und um des christlichen Volkes und unser Beider Erhaltung, von diesem Tage hinfort, soweit mir Gott Wissen und Macht verleiht, so halte ich diesen meinen Bruder, so wie man von Rechtswegen seinen Bruder soll, in dem Fall, daß er mir so auch thue, und werde mit Lothar keinerlei Ding eingehen, das meines Willens ihm zu Schaden werden kann.

Nachdem die beiden Könige ihren Bund so befestigt hatten, brachen sie mit dem Heere auf, zogen den Rhein hinab und lagerten sich zwischen Worms und Mainz. Hier feierten sie ihre Vereinigung durch Festlichkeiten und Waffenspiele, und schickten nochmals Gesandte an ihren Bruder, um den Frieden zu vermitteln. Dieser jedoch, der nach Aachen wieder nach Aachen zurückgekehrt war, ging auf keine Friedensvorschläge ein und zog an die Mosel, um den Übergang des Feindes zu verhindern. Jetzt zogen ihm die Brüder entgegen, setzten bei Coblenz über den Rhein und Mosel, überrascht und erschrocken, entfloh nach Lyon. Vorher aber hatte er geraubt und geplündert und selbst die von Karl dem Großen gesammelten Reichsschätze und Kostbarkeiten der Kirche und der Pfalz seinen Leuten preisgegeben.

Diese Barbarei brachte auch die Geistlichen gegen ihn auf, und als die Brüder, nach Aachen zurückgekehrt, die Bischöfe zur Entscheidung des Streites aufriefen, sprachen diese sich gegen Lothar aus. Jetzt zeigte sich der Älteste endlich geneigt zu Unterhandlungen. Diese führten zu einer Zusammenkunft der Brüder auf der Saone-Insel Ansilla, Juni 842, wo sie vorläufig Frieden schlossen und eine zweite Zusammenkunft auf den ersten October desselben Jahres festsetzten, um die Theilung des Reichs auf friedlichem Wege zu beendigen. Jeder der Betheiligten sollte vierzig Bevollmächtigte wählen, welche diese Theilung vornehmen könnten. Dies ist der Vertrag auf Ansilla, der dem Vertrag von Verdun voranging.

Die Zwischenzeit benützte jeder der Brüder zur Befestigung seiner Macht. Der kluge und grausame Lothar wiederholte seine bösen Tücken, denen er sein Unglück an der Mosel zuschrieb. Karl bekämpfte seinen Neffen Pippin in Aquitanien und Ludwig zog gegen die Stellinga nach Sachsen, die er durch seine Übermacht erdrückte. Zugleich verband er mit einer Grausamkeit, durch welche er den Sachsen als der mächtige Gebieter und Nachfolger Karls erschien. Statt den unerträglichen Druck, der auf den unfreien Frilingen und Lazzen lastete, zu mildern, und so die Empörung in ihrer Ursache zu bekämpfen, ließ er hundert und vierzig Männer enthaupten, Andere hängen und Unzählige verstümmeln. „Die Ruhe und Ordnung" in Sachsen war wieder hergestellt.

Die Zusammenkunft in Metz, die nun Statt fand, führte zu keinem Ziele; die Schiedsrichter waren mit der Größe und Beschaffenheit der Länder, welche sie theilen sollten, durchaus nicht bekannt, und es entstand auf's Neue Mißtrauen, Haß und Zwietracht unter den Brüdern. Eine weitere Zusammenkunft in Coblenz war gleichfalls erfolglos, und der Beginn erneuter Feindseligkeiten schien unausbleiblich. Aber das Land war verwildert und ausgesogen, Hunger und Elend breitete sich aus; das Volk murrte, die Geistlichkeit ermahnte, und der Adel war des Krieges müde. Alles verlangte nach Frieden, und die Könige mußten nachgeben. Die Bevollmächtigten wurden nun im Lande herumgeschickt, um sich die zur Theilung nöthigen Kenntnisse zu erwerben, und im Juli 843 erfolgte endlich zu Verdun der Friedensabschluß.

Durch den Vertrag von Verdun bekam Ludwig, der nun erst an der Deutsche heißt, alles deutsche Land auf der rechten Rheinseite und von der linken: Speier, Worms und Mainz mit ihren Gebieten. Die Grenze seines Reichs zog sich am Rhein hinauf bis Basel, schnitt von der Schweiz Solothurn, Zürich und Bern ab, lief über die [illegible], südlichen und westlichen Alpen bis an die Kärntner Alpen und die Donau, so daß der größte Theil des jetzigen Österreich und ein Theil Ungarns dazu gehörte.

Karl erhielt Gallien und zwischen den Pyrenäen die spanische Mark nebst einem Theil von Deutschland, der auf der linken Seite der Schelde und von dort bis zur Maas liegt. Von hier lief die Grenze seines Reichs zur Saone und von da zur Rhone, mit der sie sich bis zum mittelländischen Meere hinzog.

Lothar erhielt außer Italien alle Länder, welche zwischen den Reichen der beiden Brüder lagen, den Landstrich der am Rhein hin neben ganz Deutschland bis zur Nordsee hinlief. Also Wallis und Maasland von der Schweiz, das östliche Frankreich, Elsaß und die Gegenden der Mosel, Maas und Schelde, wie auch der Rhein- und Ems-Mündungen. Dabei blieb ihm der Kaisertitel.

Schon bei diesem ersten Vertrage, durch welchen einigermaßen ein Deutschland hergestellt wurde, war nicht das Recht der Nationalität, sondern das Interesse der Dynastie maßgebend, und so blieb es bis auf den heutigen Tag, wo immer Fürsten und Diplomaten Verträge abschlossen. Der größte Theil der deutschen Stämme wurde zwar durch diesen Vertrag zu einem selbständigen Staate verbunden, wodurch die Grundlage zu einem einheitlichen deutschen Reiche gelegt war; aber dessenungeachtet blieb die Zersplitterung nach wie vor, da mehr unbestreitbar germanische Stämme vom Ganzen abgerissen, und wie z. B. das linke Rheinufer und Belgien mit einem fremden Staate verbunden wurden. Doch war immerhin soviel gewonnen, daß das scheinbare Reich aufgelöst war, und der selbständigen Entwicklung der Nationalitäten Nichts mehr im Wege stand.

Der Vertrag von Verdun bildet einen der wichtigsten Wendepunkte in der Geschichte; namentlich beginnt eine [illegible] Geschichte erst von diesem Zeitpunkte an, wo sie sich von der Geschichte der umliegenden Völker scheidet. Das große

gemeinsame Widerstand hatte sich seine Waffen erkämpft, und durch seine Vereinigung mit Bayern und Hessen hatte Württemberg seine Selbständigkeit behauptet. Seine Regierung wurde auf breite Grundlage gestellt, mit Demokraten, Bauern, Bürgern, Arbeitern, Angestellten und Beamten sich ergänzend zu vereinigen. Jetzt war es notwendig, daß sie auch mit Kraft wirken in sich einigte und zu einem eigenen Willen gestalteten, um den Aufgaben vor und über dem Zusammenbruch Württemberg zu bewahren und seine Kraft nicht zu zersplittern. Eine gewisse Hast für Gründung der Republik war Folge dem Umsturz.

Fehrenbach war von seiner Jugendzeit als ein kleiner, schlanker Mann von dunkler Farbe, schwärmerischen Augen und temperamentvollem Wesen gekennzeichnet. Die letzten Jahre hatte auch seinem Aussehen nicht treu, obwohl er weiter Schnurrbart trug. Sie sahen aber Gemüt auf den wenigen Bildern deutlich, so zeigte er sich in der Erregung mit seinem Volk, seinen Leidern und Freuden, daß sie Ziel wurde zur Größe und zum Leiden geriet war. Persönlichkeit gegen entgegenstehende Menschenmassen hat er nie gezeigt zu Schaffen kommen, aber sich galt wohl in jener Zeit nicht für ein Verbrechen, sondern für ein Recht. Schritt hat seine Parteigenossen sich auf den heutigen Tag nicht ganz auf dem Standpunkt seiner ehemaligen Mitarbeiter verschieden zu sein, und wir wollen dem Verfasser hat schon manchen Mißgriff wollt kann einen Vorwurf machen können, wenn wir auf die Thaten der letzten Vergangenheit und die Wahrheit von ihm Tatsachenfragen hinausgehen.

Fehrenbach war mit Menschenkenntnis ausgestattet und nicht ohne Sinn für Bildung und Schönheit. Er gehörte zu Regierung mit Bauern Arbeitern, daß viele Bücher schrieben und weiteren Mitarbeitern. Früher arbeitete er mit seinen Mitarbeitern und seinem Freunden Hermann in Regensburg. Sie gaben dem Verein, Nationalen, Fehrenbach mit Karl Hilfe Mitarbeiter in Freundschaft auf.

Wichtig war Fehrenbach durch den Eintritt von Bayern in den Bund mit gleichen Rechten von Preußen gekommen war, hatte er gerade die Macht nach außen und innen zu behaupten. Das Ausland hatte es mit ihm auch nicht gutmeinten Verhältnissen und der Geschicklichkeit der Diplomaten zu Kämpfen; namentlich hatten die Vorbereitungen für gewaltsame Widerstandsmaßnahmen nicht möglich, daß sie man sie zur Vernichtung mit der ganzen Schwere genommen. Auch gegen seine Landsleute mußte Fehrenbach sich rücksichtslos zu Kämpfen, sie nicht nur in Bezug durch Bayern und Hessen, sondern auch in eigenen Land gegen die Rote und Linke eingenommen hatten. Die wichtige Frage der Grenzen war sogar hier an der Ruhr vorgekommen. Von innen Schwierigkeiten wurde Fehrenbach durch die Lage Württembergs zu Bayern, welches in die Politik Münchens, und die alten gewohnten Verbindungen verlockt, war der Kleine Zeit zu sehen, daß er Mühe zu einem. Der Zeitpunkt Zeit schuf es in gemeinschaftlich gleichen Rechten durch die Mehrheit der Mächte. Die Haltung der Regierung an der Donau, die Mißbrauch

und Böhmen. Auch die Normannen verjagte er, aber nachdem sie vorher Hamburg geplündert und zerstört hatten. Die Sorben schlug er im Jahre 856 auf's Haupt.

Im Jahre 848 hielt Ludwig die erste deutsche Reichsversammlung in Mainz. Hierauf ging er nach Sachsen, schickte dann gleichfalls einen Heerzug nach Mähren [illegible] und [illegible] das Land um die [illegible] zu [illegible].

Schlimmer kamen die kleinen Verbände [illegible] weg, welche, namentlich an den Küsten, [illegible] Normannen [illegible] und [illegible] Horden zu erdulden hatten. Die beiden Könige, statt die äußeren Feinde abzuwehren, verbanden sich [illegible] in [illegible] Schwierigkeiten, aber [illegible] Intriguen gegen einander. Im Jahre 855 starb Lothar, nachdem er wenige Tage vorher in ein Kloster gegangen war und sein Reich [illegible] seine zwei Söhne, Lothar und Karl, vertheilt, dem ältesten, Ludwig, aber Italien nebst der Kaiserwürde hinterlassen hatte.

Diese Theilung gab zu neuen Verwirrungen in dem Hause der Karolinger Veranlassung. Der Kaiser, Ludwig II., verlangte von seinen Brüdern einen Theil ihrer Länder. Die letzteren wandten sich um Hülfe an ihre beiden Oheime, Karl den Kahlen und Ludwig den Deutschen. Da aber diese [illegible] waren, weil Ludwig der Deutsche durch seinen [illegible] Sohn einen [illegible] nach Mähren und die Einfälle der Normannen [illegible] hatte, so nahmen sie auch ihre Partei gegeneinander, und Ludwig der Deutsche hielt zu dem italienischen Ludwig, Karl der Kahle aber zu seinem Neffen Lothar, dessen Land nach dem Vertrage [illegible] wurde. Doch war die Veranlassung zu weiteren Zwistigkeiten. Die Unterthanen Karls des Kahlen, [illegible] von den Normannen, wurden immer [illegible] über die Thatlosigkeit ihres Königs und schickten Gesandte an Ludwig den Deutschen. Die Bereitwilligkeit der Könige, ein Volk zu unterstützen, wenn es sich um Vergrößerung ihrer Macht dabei handelt, ist bekannt. Dies hielt auch den deutschen Ludwig über alle Gewissensbedenken [illegible], und er fiel 858 in Frankreich ein. Zwar errang er einige Vortheile, mußte aber nach kurzer Zeit [illegible] wieder abziehen. Ludwig hatte sich durch dieses [illegible] und [illegible] Unternehmen im eigenen Lande viel geschadet. Die Mißstimmung seiner [illegible] Großen drang sogar bis in seine Familie, so daß ihm sein ältester Sohn Karlmann, den er zum Herzog von Kärnthen gemacht hatte, den Gehorsam verweigerte. Nach längerem [illegible] zogen sie endlich gegen einander, versöhnten sich aber.

Inzwischen empörten sich die beiden jüngeren Söhne des Königs, Ludwig und Karl; aber auch hier wußte der milde und [illegible] Vater eine Versöhnung herbeizuführen.

Kaum waren diese Wirren einigermaßen beigelegt, so erhoben sich die Slaven wieder, und zwar alle Stämme gleichzeitig. Die Böhmen mit Mähren [illegible]

Ludwig, der Deutsche in Bayern, ein weit gründlicher und vornehmerer Mann als Ludwig, dessen Name Karl seine Persönlichkeit, erfüllte also nun auch die Hauptaufgabe seines Lebens, nämlich auch den Osten, vor ganz Karl und Karlmann, die Böhmen und Mähren, Ludwig für Deutschland endgültig übergab und sicherstellte.

Jetzt starb der König von Italien, Lothar II., ohne Söhne. Sein Onkel, der Kaiser Karl, war eben heilig ohne Söhne gestorben. Der Sohn Kaiser Ludwig, der Fromme, hatte in Italien zu thun, und in Italien war die beiden Enkel Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle als Feinde. Der letztere überwand seine Gegnerschaft, daß er den Krieg von Deutschland zu führen, in der Hoffnung, daß sein Bruder Ludwig zu sehr mit den Sachsen beschäftigt sei, um ihm wirksame Hilfe zukommen zu lassen. Aber die Sachsen waren glücklicherweise bereit zum Frieden geneigt, und Ludwig war nicht gesonnen, seine Hauptmacht, die ganze Truppenmasse beisammen, verringern zu lassen, und seine Absicht hatte die Folgerichtigkeit in Karlen zu folge, 876, bei seinem Tode einen Einfall machte. Ludwig erhielt von der Seite Thüringen und die Ostlande Elbe, Saale und Unstrut. Das Königr. namentlich Hessen, Fuld, Westen und Lauchau für an Deutschland. Ludwig war überzeugt in Italien, seinen Theil seinem Neffen Ludwig zu Verfügung zu überlassen, der auch bisher im Jahr 876 Deutschland durch, wenige Italiener Bischöfe gebildet waren. Diese Kaiser Italien einer Verwaltung der deutschen Bischöfe anvertraute, so starb die Kaiserin Angilberga, die Tochter des neuen Kaisers. Ludwig übrigen Söhne empfingen ihn gastlich und der Kaiser, um sie zu besuchen, begab sich von Pavia nach Tortona, wo Ende August eines Jahres 875 starb. Er hatte alle Italiener weiter gemacht.

Von der Regierung 876 nach Ludwig, zusammenhängig Jahre alt, zu Deutschland und wandte sie Kräfte treulich folgsam. Seine Persönlichkeit war im Jahr bisher gebildet und in Regierung begonnen worden.

Ludwigs Regierung war durch mancherlei Verwandtschaft zerspreitet. Verwandtschaft, Freundschaftsbund, mannigfache Kälte und gebildete Beziehungen wirkten auf den Herrscherentschluss ein. Dieser seiner Regierung entsprechte es die Erhaltung von Friedlichkeit und Sicherheit nachweislich betrachtet, und es die Eigenart war nicht Kriegsthätigkeit gebildet wurden. Das Verwandtschaftsverhältnis wurde in Deutschland auch auch durch, indem es nach dem Tode Karls des Kahlen die deutsche Sprache völlig von dem Volke verschwand, und in Frankreich folgsam die Völker von der Muttersprache. Ludwigs Mannes, der Sohn von Lothar, seiner Mutter Ermengard, hat 60 große Provinzen von Deutschland erworben. Er theilt zwei Söhnen Lothar der deutschen Sprache, welches Recht eben in neuerer Zeit gebrauchte. Ihre Folge sein Erfolg, das Recht Erfolg in Deutschland, das die Grundgesetzlichkeit verlangte, eine Erhaltung der evangelischen Verhältnisse in Deutschland, und das eine deutsche Provinz in Frankreich, hat sich Frieden.

Karl der Dicke.

876 — 887.

Ludwigs Tod führte zu neuen Verwicklungen in Deutschland. Nicht nur theilten jetzt seine Söhne das kaum vereinigte Land wieder unter sich, sondern auch Karl der Kahle, der sich nach dem Tode Ludwigs II. in den Besitz von Italien und der Kaiserkrone zu setzen gewußt hatte, und sich Kaiser Karl II. nennen ließ, streckte jetzt seine Hand wieder nach der linken Rheinseite aus und behauptete nach der alten Kaiserstadt Aachen aus. Aber der junge Ludwig, der Sohn des Deutschen, schlug ihn bei Andernach so nachdrücklich, daß er hinfort von aller Lust zu weiteren Eroberungsversuchen geheilt war. Er starb auch bald darauf im Jahre 877.

Karlmann, der älteste Sohn Ludwigs des Deutschen, der Baiern, Kärnthen nebst Böhmen und Mähren erhalten hatte, bemächtigte sich jetzt von Italien und der Kaiserkrone, wurde aber vom Schlage getroffen und starb 880. Der dritte Karl, der jüngste Bruder, genannt der Dicke, dem Alemannien oder Schwaben geblieben, eilte nach Italien, nahm es in Besitz und ließ sich vom Papste als Karl III. zum Kaiser krönen. Zum Ersatz bekam Ludwig, der bei der Theilung Ostfranken, Thüringen, Sachsen und Friesland erhalten hatte, ganz Lothringen, da auch Karls des Kahlen Sohn, Ludwig der Stammler, inzwischen gestorben war. Nach dem Tode Karlmanns, Baiern, fiel ihm zu, nur Kärnthen behielt Arnulf, ein natürlicher Sohn Karlmanns. Jetzt war alles Deutschland mit Ausnahme von Kärnthen und des Karl dem Dicken gehörigen Schwabens, in den Händen Ludwigs vereinigt, den man zum Unterschiede von den Übrigen den Ostfranken nennt.

Aber das Land hatte durch viele Thronwechsel und durch viele Zersplitterung seiner Kräfte viel zu leiden. Die Normannen brachen herein, schlugen ein sächsisches Heer, das Ludwig, der krank lag, seinem Schwager, dem Grafen Bruno anvertraut hatte, verheerten das Land zwischen Schelde und Rhein mit Feuer und Schwert und brannten Utrecht, Antwerpen, Köln, Bonn, Jülich, Neuß, und sogar die kaiserliche Pfalz zu Aachen nieder. Der kranke Ludwig sammelte zwar noch einmal seine Streitkräfte, starb aber 882 zu Frankfurt, worauf das Heer auseinander lief und das Land den Normannen offen ließ, die nun Koblenz und Trier in Asche legten.

Jetzt war Karl der Dicke Alleinherr in Deutschland, denn der einzige Sohn Ludwigs des Ostfranken, der gleichfalls Ludwig hieß, war schon einige Jahre früher aus dem Fenster der Pfalz in Regensburg gestürzt. Karl berief nun einen Reichstag, um durch einen Heerzug gegen die Normannen Deutschland zu säubern und demselben wieder Achtung zu verschaffen. Aber so schwach und feig war der König, so heruntergekommen durch die ewigen Parteikämpfe und Thronwechsel der Adel, so entkräftet durch die Zersplitterung das Volk, daß man den Normannen, die man in der Festung Haslou eingeschlossen hatte, einen schmählichen Frieden bewilligte, dann

CARL DER DICKE.

ARNULPH. LUDWIG DAS KIND.

ſie zu vernichten. Sie erhielten dreitauſend fünfhundert Pfund Silber und einen Theil von Friesland, dafür, daß man ſie abziehen ließ.

Trotz dieſer Schmach geſtalteten ſich die Dinge günſtig für Karl. In Frankreich hatte nach dem Tode Ludwigs des Stammlers ſein Sohn, Karlmann, geherrſcht. Nach dieſer Zeit war es nur ein Kind von fünf Jahren, Karl der Einfältige, vom Stamme Karls des Kahlen übrig. Die fränkiſchen Großen wollten dem Unmündigen nicht die Krone überlaſſen und ſchickten Geſandte zu Karl III., um ihm auch in Frankreich die Thronfolge anzutragen. Karl griff zu und empfing 885 zu Ponthion den Eid der Treue. Hierdurch war das alte fränkiſche Reich wieder hergeſtellt, der hundertjährige blutige Entwicklungsproceß ſchien vergeblich und die Einheit und Selbſtändigkeit Deutſchlands wieder in Frage geſtellt. Aber das Reich war von kurzer Dauer. Karl ging von Ponthion über den Rhein zurück und ließ die in Frankreich eingefallenen Normannen ruhig bis nach Paris vordringen und daſſelbe belagern. Dem tapferen Grafen Odo von Paris gelang es, die Stadt acht Monate lang zu halten. Endlich kam der Kaiſer zur Entſetzung herbei, ſchloß aber wieder den ſchmählichen Frieden mit dem Feinde, ohne von ſeiner Uebermacht Gebrauch zu machen. Der Normannenkönig Sigfried erhielt nicht nur ſiebenhundert Pfund Silber, ſondern durfte auch das jenſeits von der Seine gelegene Land den Winter über beunruhigen.

Jetzt war jedoch das Maaß der Schande voll. Allgemeine Verachtung unter, grub den Thron des ſchwachen Karl, der augenſcheinlich nicht nur an Geiſtesſchwäche, ſondern auch an Verfall ſeiner litt, und ſein Neffe, Arnulf von Kärnthen, ermuthigt von den Großen, griff zu den Waffen, bemächtigte ſich des Reichs und zwang den Kaiſer 887 zur Abdankung. Einige ſeiner Güter in Alemannien wurden ihm gelaſſen. Sieben Wochen nachher ſtarb er, den zwölften Januar 888 und mit ihm der letzte ächte Nachkomme Karls des Großen. Der Chronik Regino bricht über ſeinen Fall in folgende erhabene Worte aus: „Siehe ein merkwürdiges Beiſpiel des Wechſels menſchlicher Schickſale! In jenen glücklichen Tagen fiel dem Könige Karl Alles von ſelbſt zu; ohne Schweiß und Arbeit erwarb er ſo viele Länder des Reiches, daß nach Karl dem Großen kein König der Franken an Macht und Würden ihm gleich gekommen iſt; und nun raubt ihm das Weltall, welches ihn groß gemacht, in einem Augenblicke ſämmtlich Alles wieder, ſo daß er einem Bettler gleich, von Almoſen ſich das tägliche Brot erbitten muß."

Arnulf.

887 — 899.

Arnulf, ein natürlicher Sohn Karlmanns und der Luitgarda, und Enkel Ludwigs des Deutschen, war ein schöner und tüchtiger Mann, der sich schon als Herzog von Kärnthen durch Klugheit und Tapferkeit ausgezeichnet, und großes Ansehen erworben hatte. Da ein tüchtiger Mann in der Zeit solcher Wirrsale schwer wiegt, und auf den Thronen damals, wie noch oft, vergebens gesucht wurde, so war es nicht zu verwundern, daß er sich mit leichter Mühe die erbleichende Krone der Karolinger aufsetzen konnte. Er entsprach auch während seiner leider nur zu kurzen Regierung den Hoffnungen, die man auf ihn gebaut hatte. Deutschland blieb von nun an abgetrennt von den übrigen Besitzungen des alten Frankenreichs und sein kräftiger Arm wußte ihm wieder Einfluß und Achtung zu verschaffen.

Nach Karl III. Tode hatten sich in Frankreich und Italien sogleich andere Könige aufgeworfen. Im westlichen und mittleren Frankreich wurde der tapfere Vertheidiger seiner Vaterstadt, **Ode**, Graf von Paris, zum König erhoben. In Südfrankreich legte sich der letzte Sprößling Karls des Kahlen, **Karl der Einfältige**, oder vielmehr der ehrgeizige Herzog **Stannelf** an seiner Statt den Königsnamen bei. Der Graf **Boso** von Provence stiftete das Königreich **Niederburgund**, der Herzog **Rudolf** von Burgund das Königreich **Hochburgund**. In Italien nannte sich der Markgraf **Berengar** von Friaul König von Norditalien, während sich Herzog **Guido** von Spoleto ihm als König von Italien entgegenstellte. Guido wurde sogar im Jahre 891 vom Papste Stephan V. in Rom zum Kaiser gekrönt. Natürlich war dies blos ein Titularkaiserthum.

Arnulf war so klug, alle Ansprüche auf die fremden Länder fallen zu lassen und sich mit Deutschland zu begnügen; nur die Oberlehnsherrschaft machte er geltend, welche auch die französischen und italienischen Gegenkönige anerkannten. Gleich Anfangs, als Ode von Paris zum Könige erhoben wurde, glaubte Arnulf die Rechte des Karolingers, Karl des Einfältigen, wahren zu müssen und rüstete sich. Da kam Ode selbst zu ihm nach Worms, 888, erkannte ihn als Oberhaupt an und überbrachte ihm die alten Reichsinsignien der Karolinger, die seit Karl dem Kahlen in Frankreich geblieben waren. Arnulf bestätigte den tapfern Ode in der Königswürde, und als später neue Zwistigkeiten zwischen Ode und Karl dem Einfältigen ausbrachen, lud er beide vor sich als Schiedsrichter, und bestätigte den König Ode aufs Neue. Auch der Markgraf Berengar, der König von Norditalien, erkannte Arnulf als seinen Lehnsherrn, und Arnulf mußte die italienischen Angelegenheiten für den Augenblick um so mehr auf sich beruhen lassen, als die Normannen von Neuem in's Reich einfielen.

Ein Heer, das Arnulf den Normannen entgegen geschickt hatte, war geschlagen worden; aber jetzt wollte der kühne König einen entscheidenden Schlag thun. Er sammelte seine Streitkräfte und zog den Rhein hinab gegen Löwen, wo sich die Normannen zwischen der Dyle und einem Sumpf verschanzt hatten. Bei diesem Kampfe machte sich zuerst die Veränderung bemerklich, die mit dem Heerwesen vor sich gegangen war und die im weiteren Verlaufe des Mittelalters immer allgemeiner wurde. Je mehr der alte Heerbann der Lehenspflichtigkeit Platz machte, d. h. je mehr die Kriege statt durch die eigentliche Landwehr, mit Hülfe des Lehnsadels geführt wurden, desto mehr verschwand das Zudrängen und trat die Reiterei an die Stelle desselben. Die Vasallen hielten es unter ihrer Würde, anders als an der Spitze ihrer berittenen Leute in den Kampf zu gehen, und so bildete sich nach und nach das Vorurtheil aus, ohne einen wohlgepanzerten, im Reitergefechte wohlgeübten, mit Schild und Lanze einhertrabenden Reisigen sei kein ordentlicher Krieg zu führen. Aber schon beim Beginne dieses neuen Kriegswesens zeigte sich das Mißliche desselben. Den Normannen nämlich, die sich zwischen Sümpfen verschanzt hatten, war zu Pferd gar nicht beizukommen. Da sprang König Arnulf vom Pferde und ermahnte die Seinen, ihm zu folgen. „Männer," sagte er, „ihr seid heute im Kampfe für's Vaterland unüberwindlich gewesen. Ihr habt das Blut eurer Väter an diesen Barbaren zu rächen. Ich bin vom Pferde gestiegen, das Banner des Vaterlandes vor Euch hergetragen, auf und folget mir!" Und mit freudigem Jauchzen stürmte das ganze Heer zu Fuß gegen die Verschanzungen der Feinde. Der Kampf war kurz aber blutig. Unaufhaltsam drangen die Deutschen vorwärts und die Dänen geriethen in die wildeste Verwirrung. Blos mit der Flucht entkamen wurde, stürzte in die Dyle. Der Sieg war so entscheidend, daß Deutschland mit Ausnahme einiger kleinen Streifzüge seitdem Ruhe hatte vor den Normannen. Dies geschah im Jahre 891 und Arnulf verordnete, daß dieser Sieg durch ein Fest alljährlich gefeiert werde.

Aber kaum war der Nordwesten Deutschlands von Feinden befreit, so zeigten sich neue Feinde im Südosten. Die Magyaren, wie sie sich selbst, oder Ungarn, wie sie das übrige Europa nannte, ein asiatisches Nomadenvolk, war, von seinen Weiden an der Wolga und dem Don durch andere Nomadenvölker vertrieben, über die Karpathen gezogen, in das schöne Land hinein, das es noch heute besitzt, und dem es seinen Namen gegeben hat. Die Magyaren waren ein wildes Geschlecht, das an die alten Hunnen erinnerte, weshalb sie auch Ungarn genannt und überall gefürchtet wurden. Obwohl Deutschland nichts Gutes von ihnen zu erwarten hatte, so erschienen sie doch vorerst als seine Bundesgenossen.

Zwentibold nämlich, der König der Mähren, welcher unter deutscher Oberhoheit stand, wollte dieses Joch nicht länger tragen und empörte sich. Arnulf zog 892 gegen ihn, und die kriegslustigen Ungarn benützten diese Gelegenheit und drangen gleichfalls in Mähren ein. Das Land wurde furchtbar verwüstet und Zwentibold, der sich längere Zeit in seinen Burgen tapfer gehalten hatte, zog sich

endlich voll Gram über den Verfall seines Reiches in die Verbannung nach Worms zurück und starb ein Jahr später. Mähren wurde theilweise von den Ungarn, theilweise von dem böhmischen Fürsten Borzivoy in Besitz genommen.

Jetzt schien Arnulf endlich Muße, um sich nach Italien zu wenden. Der König Guido, der sich auch Kaiser nannte, wurde immer übermüthiger und bedrückte Berengar, als der Papst Formosus riefen den deutschen Fürsten um Hülfe an. Im Jahre 894 überstieg Arnulf die Alpen mit großer Heeresmacht, nahm Verona mit Sturm und empfing von den größeren Städten Oberitaliens den Eid der Treue. Aber Krankheiten, die in seinem Heere ausbrachen, nöthigten ihn zur Rückkehr nach Deutschland. Indessen hatte Guido und hinterließ einen unmündigen Sohn, Lambert, der schon früher vom bedrohten Papste zum Kaiser gekrönt worden war. Jetzt erhob sich auch Berengar und der Papst rief nun gegen beide die Hülfe Arnulfs an. Dieser ging 896 zum zweitenmal über die Alpen, durchzog Oberitalien und feierte das Weihnachtsfest in Pavia. Heftige Kämpfe, mit denen das Jahr 896 begann, bereiteten ihm große Schwierigkeiten, aber er setzte seinen Marsch fort und langte im April vor Rom an, das die Anhänger Lamberts wohl besetzt und befestigt hatten. Am folgenden Tage sollte die Stadt angegriffen werden; als jedoch die Belagerten von den Mauern herab der Deutschen spotteten, geriethen diese in solchen Zorn, daß sie ohne weiteres anfingen, mit wildem Schlachtgeschrei zu stürmen, Thore einzuhauen, Mauern zu untergraben, mit Leitern anzulegen, bis sie die Stadt eingenommen hatten. Grimmigkeit und Ernst gegen den Eingang entgegen und begrüßten sie als Befreier. In der Peterskirche krönte der Papst Formosus und krönte Arnulf zum Kaiser. Die frühere Krönung Lamberts erklärte er, als eine erzwungene, für ungültig.

Aber Arnulf mußte diese Würde theuer bezahlen. Kaum hatte er Rom verlassen, wurde er von einer so heftigen Krankheit befallen, daß im Volk die Sage ging, er sei vergiftet worden. Mit möglichster Eile zog er den Bergen Deutschlands zu, unbekümmert um Italien, das hinter ihm in wildem Kampfe aufbrauste. Alle Parteien in Italien vereinigten sich gegen, um die gemeinschaftlichen Mächte gegen die verhaßten Deutschen zu schützen, und die von Arnulf zurückgelassenen Statthalter zu vertreiben. Aber sobald dies geschehen war, wandten sie sich gegen einander selbst und Blut und Gräuel war die Losung in Italien mehrere Menschenalter lang.

Arnulf war durch seine Krankheit so an Geist und Thatkraft gelähmt, daß er sich nicht um Italien kümmern konnte, um so weniger, als es in seinem eigenen Reiche da und dort gleichte, auch die Mähren sich wieder zu regen begannen. Indem verbitterte häusliches Unglück seine letzten Tage. Es war ihm zwar in den letzten Jahren noch ein Sohn geboren worden, gegen die Neuheit seiner Gemahlin aber wurden so schwere Beschuldigungen erhoben, daß trotz des Reinigungseides, den sie schwur, ein giftiger Stachel in seinem Herzen zurückblieb.

Arnulfs letzte That war ein Zug gegen den Markgrafen Adalbert, Herzog

von Österreich ob der Enns, der sich vom Kriege gegen die Mähren losmachen und den Befehlen des Kaisers mehr Folge leisten wollte. Da Arnulf nicht mehr zu Pferde steigen konnte, fuhr er auf einem Schiffe die Donau hinab. Hungrien wurde gesangen, nachdem seine Burg Mautern genommen war. Aber auch Arnulfs Kraft war gebrochen. Er starb nach Regensburg zurück und starb 899. In der Kirche des heiligen Emmeram wurde er beigesetzt.

Ludwig das Kind.

900 — 911.

Nach Arnulfs Tode wurde ein Reichstag zu Forchheim abgehalten und daselbst Arnulfs hinterlassener Sohn, Ludwig, ein Kind von sechs Jahren, zum Könige erhoben. Es war weniger Anhänglichkeit an das Geschlecht Karls des Großen, was die weltlichen und geistlichen Großen zu diesem Schritte bewog, als vielmehr die Hoffnung, unter dem unmündigen Herrscher ihre eigene Macht vergrößern und befestigen zu können; denn Eigennutz und Habsucht hatten sich in Folge der vielen Kriege und der langjährigen Verwirrungen mehr als je aller Herzen bemächtigt. Die Bürgerkriege und die Einfälle räuberischer Horden hatten natürlich die Armen und Schutzlosen, die kleineren Ämter, am schlimmsten betroffen und sie entweder hinweggerafft oder genöthigt, den Schutz der Mächtigeren nachzusuchen. Dadurch war die alte, auf dem Grundeigenthum ruhende Freiheit beinahe verloren gegangen; denn wer noch ein freies Besitzthum hatte, suchte sich in die Hörigkeit irgend eines geistlichen oder weltlichen Herrn, grafen, dass wenigstens das Leben beschirmt war, wenn auch die Freiheit verloren ging, und das Eigenthum mit Zinsen und Lasten beschwert wurde. So nahm die Vasallenherrschaft überhand, das Reich verfiel unter der Regierung des königlichen Kindes mehr und mehr und durch die kaum gewonnene Nationalsouveränität schien kaum etwas gewonnen.

Gleich im ersten Jahre von Ludwigs Regierung zeigte sich die Kraft- und Hülflosigkeit des Reiches, als die Ungarn im Jahr 900 einen räuberischen Einfall in Deutschland machten, und Bayern sämtliche Marken weit mit Raub, Mord und Brand erfüllten. Zwar erhob sich der Markgraf Luitpold an der Enns und rief die bayerischen Fürsten zu Hülfe: aber Niemand erschien als der Bischof Richard von Passau. Von diesem unterstützt gelang es dem Markgrafen einen Haufen Ungarn über die Donau zurückzutreiben und auseinander zu sprengen: aber dieser vereinzelte Sieg konnte das nicht bewerkstelligen, was nur durch Vereinigung der Kräfte zu erreichen war: er blieb ohne Bedeutung für die Folge, und die Ungarn fielen nach wie vor, raubend und plündernd in Deutschland ein. Wie vor Arnulf das

[illegible]liche Deutschland von den Normannen, so wurde jetzt das nordwestliche von den Ungarn heimgesucht, gemißhandelt und verunehrt. Ja die neue Landplage war ärger, als die frühere. Die Normannen waren wenigstens tapfere Helden von germanischem Stamme, die zuerst die Gefahren des Meeres überwanden, und sich dann in offenem Kampfe dem Feinde gegenüber stellten. Auch fehlten bei ihnen Spuren von Sitte und Großmuth nicht. Die Ungarn hingegen werden von den gleichzeitigen Schriftstellern als wahre Scheusale beschrieben, mit vorstehenden Backenknochen, tiefliegenden Augen, braunen Gesichtern und geschorenen Köpfen, dabei waren sie schmutzig und ekelhaft, hinterlistig und grausam. Sie vermieden den offenen Kampf, legten sich in den Hinterhalt, brausten auf ihren kleinen flinken Pferden pfeilschnell heran und stoben eben so schnell wieder auseinander. Die wehrlosen Gefangenen banden sie an den Haaren zusammen oder gar an die Schweife ihrer Pferde. Kein Wunder, daß ihr Erscheinen Furcht und Abscheu erregte.

Trotz dieses Abscheus aber ließ man die Ungarn von Jahr zu Jahr, beinahe ungehindert, einfallen, so tief war das Reich gesunken, und so sehr hatte die alte Gebfünde der Deutschen, die Uneinigkeit, das Volk entmuthigt und entkräftet. Ja, während sich Deutschland von diesem fremden Gesindel solche Schmach bieten lassen mußte, wußten Adel und Geistlichkeit keinen besseren Gebrauch von ihren Waffen zu machen, als die Kämpfe ihrer Habsucht und ihres Ehrgeizes miteinander auszufechten. Das Vasallenthum zeigte sich in seiner ganzen Verderblichkeit, und das Faustrecht bildete sich jetzt im Großen aus.

Die Babenberger Fehde gibt das deutlichste Bild von den damaligen Zuständen in Deutschland. Zwei mächtige Familien, die Babenberger oder Bamberger und die Konradiner oder Rothenburger waren in Fehde gerathen. Die Babenberger hatten ihre Besitzungen im östlichen Franken, die Konradiner im rheinischen Franken, dem nachherigen Hessen. Die ursprüngliche Ursache des Streites ist unbekannt und jedenfalls unbedeutend, aber die ungebändigten Leidenschaften jener gewaltsamen Zeit fachten den kleinen Funken zu verheerender Flamme an.

Nachdem der gegenseitige Haß schon längere Zeit Ränke gesponnen hatte, gelang es endlich den Konradinern, einen der Ihrigen, einen ungebildeten eiteln Menschen zum Bischof von Würzburg und seinen Bruder Kunrad zum Herzog von Thüringen zu machen, nachdem sie einen Babenberger von dieser letztern Stelle verdrängt hatten. Aber den feindlichen Babenbergern gegenüber konnte nun auch Kunrad seine Stelle nicht behaupten und mußte gleichfalls abtreten. Beide Theile kochten Gift, und schon im Jahr [illegible] wollte es zu einem Ausbruche kommen, den jedoch König Arnulf noch unterdrückte. Aber das heimliche Getreibe dauerte fort und jedes der beiden Häuser suchte die Mächtigsten im Lande auf seine Seite zu bringen. Im Jahre [illegible] brach endlich die Wuth in offene Fehde aus, und nun wälzten sich Raub und Mord durch jene Länder und machten es zur Wüste. Das Waffenglück schlug sich bald auf die eine bald auf die andere Seite, und Alles

löste sich in ein verworrenes Kämpfen und Ringen auf. Zwei Babenberger und zwei Rothenburger, worunter Herzog Konrad selbst, nebst Unzähligen ihres Anhangs waren bereits gefallen, bis endlich der Jammer die Leute so weit zur Vernunft brachte, daß sie Anstalt trafen, dieser Zügellosigkeit kräftig entgegenzutreten. Es wurde ein Reichstag nach Tribur ausgeschrieben und Adelbert, das Haupt der Babenberger, der zuletzt Sieger geblieben war, wurde vorgeladen, um die Friedensbedingungen zu vernehmen. Aber Adelbert kümmerte sich selbst um den Reichstag nicht, und so wurde beschlossen, ihn mit Waffengewalt zur Unterwerfung zu zwingen. Der junge König selbst zog mit den Reichstruppen gegen ihn und schloß ihn in seine Feste Babenberg ein. Aber obgleich nun, so zu sagen, das gesammte Reich vor der Feste dieses einzelnen Vasallen lag, so mußte man doch zu einer schmählichen List seine Zuflucht nehmen, um desselben habhaft zu werden; denn seine Burg schien unersteiglich. Erzbischof Hatto von Mainz soll der Mann gewesen seyn, der sich dazu gebrauchen ließ, den Belagerten durch das Versprechen von Verzeihung und Aussöhnung aus seiner Burg zu locken. Kaum hatte sich Adelbert vor den König gestellt, so wurde er ergriffen, gefesselt, angeklagt, verurtheilt und geköpft. Das Schloß Babenberg behielt der König für sich, die übrigen Besitzungen vertheilte er unter die Feinde Adelberts. So endigte im Jahre [illegible] die Babenberger Fehde.

Daß durch einen solchen Sieg die Kraft und das Ansehen des Reichs nicht sehr gefördert wurde, läßt sich denken, so wenig als durch den Tod Adelberts die wilden Leidenschaften seiner Anhänger und Feinde beseitigt werden konnten. Im Gegentheil, je schwächer das Reich sich zeigte, desto mehr mußte der Geist der Selbsthülfe um sich greifen; einmal weil da, wo Niemand geschützt war, Jeder sich selbst zu schützen hatte, und dann, weil durch die Haltlosigkeit des Ganzen der trotzigen Selbstsucht der Einzelnen mehr und mehr Platz gemacht wurde. Bald richtete sich Jeder auf den Kriegsfuß ein, baute sich Burgen auf unzugängliche Felsen und umgab sie mit tiefen Gräben und hohen Mauern. Aus den Landesfestungen wurden Privatfestungen.

Im Jahre [illegible] fielen die Ungarn wieder mit verstärkter Macht in Deutschland ein. Herzog Luitpold sammelte ein größeres Heer, zu dem sich viele Grafen und Bischöfe, nebst dem vierzehnjährigen König Ludwig eingefunden hatten. Aber die Ungarn spotteten der schwerfälligen Kriegskunst der Deutschen. Eines Nachts schwammen sie mit ihren kleinen leichten Pferden durch die Donau, überfielen die Deutschen im Lager und richteten ein gräßliches Blutbad an. Viele Grafen und Bischöfe, mit ihnen Herzog Luitpold, wurden erschlagen und der junge König entkam mit genauer Noth. Wie die Ungarn nach diesem Siege in Bayern hausten, läßt sich denken. Das nächste Jahr suchten sie Sachsen heim, weil Bayern gänzlich ausgeraubt war. Im Jahr [illegible] plünderten sie ungestraft Schwaben und im folgenden Jahre fielen sie im rheinischen Franken ein. König Ludwig zog abermals gegen sie, erlitt aber wieder eine Niederlage, wobei viele Fürsten ihren Tod fanden, und die Ungarn zogen bis über den Rhein hinaus, hinter sich Zerstörung.

Eine ſo vieljährige Schmach muß entnervend und entmuthigend auf eine Nation wirken, ſo daß ſtatt des Zornes zuletzt nur die Angſt übrig bleibt. Mitten unter dieſem Jammer und Elend ſtarb der nun achtzehnjährige König plötzlich 910, man weiß weder wie noch wo. Nur ſoviel findet ſich über ihn aufgezeichnet, daß er in Regensburg begraben liegt. Mit ihm iſt auch der letzte Sprößling der karolingiſchen Nebenlinie zu Grabe gegangen, und das Haus der Karolinger in Deutſchland ausgeſtorben. Wir haben keinen Grund, dieß zu bedauern. Dieſe Regentenfamilie hatte durch ihre andauernden Familienzwiſte, durch ihre blutigen Kämpfe um dynaſtiſche Intereſſen, das Vaterland zerriſſen und den Grund zu der Schmach gelegt, in welcher ihr letzter Sproſſe dahinfahren mußte. Überhaupt hat der glückliche Zufall, der in den Reihen der karolingiſchen Dynaſtie wüthete, viel dazu beigetragen, eine größere und nachhaltigere Zerſtücklung Deutſchlands zu verhindern, und den Übergang zu einer Wahlverfaſſung zu vermitteln.

Konrad der Erſte.

911 — 918.

Nach dem Tode des letzten Karolingers war ſehr zu befürchten, es möchten einzelne ehrgeizige Herzoge verſuchen, ſich unabhängig zu machen, wodurch eine neue Zerſtücklung des Reichs herbeigeführt worden wäre. Deſto anerkennenswerther iſt es, daß der größte Theil des Adels dieſe Gefahr ſelbſt fühlte, und freiwillig zur Wahl eines Oberhauptes ſchritt. Man ſieht, die Idee der nationalen Einheit hatte doch ſchon Wurzel geſchlagen. Otto der Erlauchte, Herzog von Sachſen, auf den ſich zuerſt die Blicke richteten, lenkte die Wahl von ſich ab auf einen jüngern Mann aus dem Stamme der Franken, aus welchem die bisherigen Könige geweſen waren, und Konrad aus Rheinfranken, der Sohn jenes in der Babenberger Fehde gefallenen Herzogs Konrad von Thüringen wurde auf einer Reichsverſammlung 911 zum Könige erhoben. Dieß iſt alſo die erſte Thronbeſteigung in Folge einer wirklichen Wahl. Konrad war dieſer Wahl würdig; denn er wird als tapferer, geſchickter Krieger, als redlicher, erfahrener Mann und als edelmüthiger, patriotiſcher Regent geſchildert. Aber Konrad hatte auch ſolche Eigenſchaften nöthig, wenn er die gefährlichen Zuſtände bewältigen wollte, in welchen das Reich nach dem Tode des Kindes ſich befand. Das Anſehen der königlichen Gewalt war ſo tief geſunken, daß die Reichseinheit trotz der Königswahl aus den Augen zu gehen drohte. Das Erſte, was deßhalb das neue Oberhaupt zu thun hatte, war, der Königswürde wieder Achtung zu verſchaffen den übermüthigen Vaſallen gegenüber, um ſo die Reichseinheit wieder befeſtigen zu können.

KONRAD II.

Die Sachsen zeigten sich nicht sehr bereitwillig, den gemeinschaftlichen Oberherrn anzuerkennen, und Rayner, der Herzog von Lothringen ging sogar ein Bündniß mit Karl dem Einfältigen von Frankreich ein, welcher letztere nun in Lothringen als König anerkannt wurde. Konrad that, was in seinen Kräften stand, um die Rechte seiner Nation zu wahren; aber alle Anstrengungen, die er in den Jahren 912 und 913 machte, wurden durch innere Gefahren und Mißhelligkeiten vereitelt, und so mußte er sich begnügen, das Elsaß bei Deutschland zu erhalten, wo es auch bis zum Jahre 1681 blieb.

Die Ungarn waren nämlich im Jahre 912 wieder in Bayern eingefallen. Sie wurden zwar von Herzog Arnulf in Bayern, Sohn des gegen die Ungarn gefallenen Herzogs Luitpold, und vom Grafen Erchanger in Schwaben geschlagen; aber dieser Sieg erweckte bei den Siegern Unabhängigkeits-Gelüste, und statt daß die Demüthigung der lästigen Reichsfeinde dem Könige von Nutzen hätte seyn sollen, erwuchsen ihm neue Verlegenheiten daraus; denn Erchanger und Arnulf verbanden sich gegenseitig, um eine unabhängige Stellung dem Könige und dem Reiche gegenüber einzunehmen. In derselben Zeit wollte auch Heinrich, der Sohn und Nachfolger des Sachsenherzogs, Otto des Erlauchten, die Obergewalt des Reiches abschütteln und sich zum selbstständigen Herzog von Sachsen und Thüringen aufwerfen. König Konrad versuchte zuerst den Weg der Güte, und wollte Heinrich als Herzog von Sachsen unter der Oberhoheit des Reiches bestätigen, verlangte dagegen die Abtretung Thüringens. Aber der Sachsenfürst weigerte sich und der König sah sich genöthigt, zu den Waffen zu greifen. Er schickte seinen Bruder Eberhard mit einem Heere gegen die Sachsen. Heinrich hatte sich mit seinem Heere in der Nähe der alten Eresburg aufgestellt und schlug das Heer des Königs in die Flucht. Da stellte sich der König selbst an die Spitze des Heeres, ging noch im Winter desselben Jahres über die Weser und belagerte den aufrührerischen Vasallen in der Feste Grona. Aber dieser rief Frankreich zu Hülfe, und so sah sich Konrad genöthigt, abzuziehen, um so mehr als auch die widerspenstigen Herzoge von Bayern und Schwaben noch nicht zum Gehorsam gebracht waren. Auch mit diesen versuchte der König zuerst den gütlichen Weg und heirathete sogar zur Befestigung des Bündnisses die Schwester Erchangers von Schwaben, Wittwe Luitpolds und Mutter des jungen Bayernherzogs Arnulf. Aber diese verwandtschaftlichen Verhältnisse hielten die beiden Herzoge nicht ab, eine feindliche Stellung gegen ihren Schwager und Stiefvater einzunehmen. Erchanger und sein Bruder Berthold nahmen den Bischof Salomon von Constanz, mit dem sie in langjähriger Fehde lebten, gefangen und führten ihn auf ihre Festung Teutbaldsburg. Als König Konrad, der diese Gewaltthat als einen Reichsfriedensbruch und eine offenbare Verhöhnung der obersten Reichsgewalt ansehen mußte, seine Schwäger zur Rechenschaft ziehen wollte, verschanzten sich diese auf ihrer Festung Hohentwiel und wiesen jede Vermittlung des Königs trotzig zurück. Konrad mußte nun kräftige Maßregeln ergreifen, um der königlichen Würde Achtung zu verschaffen. Er zog mit einem

Heere nach Schwaben und belagerte Hohentwiel. Aber jetzt fiel Herzog Heinrich von Sachsen in Franken ein und Arnulf ließ die Ungarn ungehindert durch Bayern vordringen. Unter solchen Umständen sah sich Konrad genöthigt die Belagerung aufzuheben und nach Franken zurückzukehren. Seine Lage wurde täglich mißlicher, als ihm ein günstiger Zufall zu Hülfe kam. Erchanger und Berthold wurden nämlich von einem Verwandten des Bischofs Salomon überrascht, als sie, auf einer abenteuerlichen Fahrt begriffen, im Walde schliefen, und wurden von demselben gefangen genommen. Eine Reichsversammlung, die der König berief, verurtheilte sie zum Tode und Konrad, so schwer es auch seinem edeln Herzen geworden seyn mag, hatte die lobenswerthe Festigkeit, das Urtheil an seinen Schwägern vollziehen zu lassen; denn auch Arnulf war indessen zu offener Empörung geschritten und die Gefahr für die Reichseinheit wurde täglich größer. Nachdem er Burchard, der früher zu Erchanger gehalten, nach seiner Gefangennehmung aber mit gar vielen Andern auf die Seite des Königs übergetreten war, als Herzog von Schwaben eingesetzt hatte, zog Konrad nach Bayern, jagte den trotzigen Arnulf in die Gebirge und setzte seinen Bruder Eberhard zum Herzog über Bayern. Kaum hatte jedoch der König Bayern verlassen, so erschien Arnulf auf's Neue, verjagte Eberhard aus Regensburg und setzte sich wieder auf den herzoglichen Stuhl. Aber Konrad vertrieb ihn zum zweitenmal, und diesmal mußte er zu den deutschen Erbfeinden, den Ungarn flüchten, mit welchen er sich schon früher heimlich verbündet hatte.

So hatte also Konrad wenigstens in Süddeutschland die Reichsgewalt aufrecht erhalten, wenn auch Sachsen sich fortwährend widersetzte und Lothringen bei den unaufhörlichen innern Kämpfen nicht wiedergewonnen werden konnte. Aber die Kraft des Königs war erschöpft; denn seine Regierung war ein fortlaufender Kampf gewesen. Den Grund und Boden zum Wiederaufbau der Reichseinheit hatte er mit dem Blute seiner Verwandten erkaufen müssen, und den Jammer seiner Gemahlin hatte er in den Kauf bekommen. Bei seiner zweiten Rückkehr aus Bayern fühlte er sich müd und gebrochen, eine Wunde, die er dort erhalten hatte, verschlimmerte sich mehr und mehr und er fühlte sein Ende herannahen. Wohl einsehend, daß es blos der Zwiespalt zwischen den Franken und Sachsen war, welcher die große Zerrüttung Deutschlands verursachte, beschloß er das Reich nach seinem Tode an seinen Feind, den Herzog von Sachsen zu bringen, und gab dadurch ein Beispiel von Großmuth und Selbstverläugnung, das einzig dasteht in der Geschichte jener Zeit. Herzog Heinrich war ohne Zweifel nicht nur der mächtigste, sondern auch der begabteste und edelste seiner Gegner gewesen; er allein konnte Deutschland den Frieden und die Bedingung desselben, die Einheit wiedergeben, und so erfüllte der sterbende Konrad, was auch sein Herz zu Gunsten des geliebten und treuen Bruders Eberhard sprechen mochte, die Pflicht des Patrioten, und achtete das Heil des Vaterlandes höher, als die Größe seines Hauses. Er versammelte die Seinigen um sein Sterbebette und theilte ihnen seinen Entschluß mit, indem er

HEINRICH I.

zu ſeinem Bruder ſprach: „Ich fühle, mein Bruder, daß Gott mich aus dieſem Leben abruft; darum höre auf meinen Rath und bedenke Dein und des ganzen fränkiſchen Reiches Heil. Wohl haben wir noch Heere und wiſſen ſie zu führen, wir haben Städte, Waffen und Zeichen königlicher Hoheit, aber uns fehlen das Glück und die Sitten der Väter. Das Glück, mein Bruder, und die edelſten Sitten ſind bei Heinrich dem Sachſen, des Reiches Wohlfahrt beruht auf ihm. Alſo nimm dieſe Kleinodien, die heilige Lanze, die goldenen Armbänder, den Purpurmantel, das Schwert und die Krone der alten Könige, bringe ſie zu Heinrich, damit Du ihn zu beſtändigem, ſtarkem Verbündeten habeſt. Er iſt beſtimmt, der König und Führer vieler Völker zu ſeyn."

So machte der edle Konrad ſeinen größten Feind und Widerſacher zu ſeinem Nachfolger und ſteht dadurch größer und königlicher da als alle ſeine Vorfahren. Gewiß iſt eine ſolche That um ſo anerkennenswerther, als ein Patriot auf dem Throne eine ſo ſeltene Erſcheinung iſt, und die dynaſtiſchen Intereſſen Jahrhunderte lang die Wohlfahrt der Völker verſchlungen hatten. Das ganze Gewicht einer ſolchen That lernen wir wohl am beſten begreifen, wenn wir in die Geſchichte unſerer Tage blicken; hier ſehen wir uns vergeblich nach einem Konrad um, der im Stande wäre, die Krone ſeiner Dynaſtie um den Preis eines einigen und glücklichen Deutſchlands dem Vaterlande in den Schoos zu werfen. Aber auch Eberhard blieb an Edelmuth nicht hinter ſeinem Bruder zurück. Ohne die Umſtände zu benützen, und den Thron ſeines Bruders für ſich in Anſpruch zu nehmen, eilte er mit der Krone und den übrigen Zeichen der königlichen Würde nach Sachſen, legte Alles ſeinem frühern Gegner zu Füßen und huldigte ihm als dem neuen Könige von Deutſchland. Heinrich, gerührt von dem Edelmuthe der fränkiſchen Fürſten, ſchloß ein Freundſchaftsbündniß mit Eberhard, das zur Wohlfahrt des Vaterlands in Freud und Leid aushielt. Konrad ſtarb im December 918 und wurde im Kloſter Fulda beigeſetzt.

Heinrich der Erſte.

919 — 936.

Es iſt leicht einzuſehen, wie wichtig für die Kräftigung eines nationalen Deutſchlands Heinrichs Berufung zur Königswürde war, wenn man bedenkt, daß der ſächſiſche Stamm, der mächtigſte im Norden, ſich immer noch widerſpenſtig gegen die Idee der Reichseinheit ſträubte. Kein Wunder! ein Volk vergißt nicht ſo ſchnell die Tage der Unterdrückung und Trübſal und die Sagen blutiger Heldenkämpfe klingen in den Herzen der Enkel fort. So lange noch die Erben des grau-

samen Karl auf dem Throne von Deutschland saßen, hörten die Sachsen nicht auf, sich als Unterdrückte anzusehen; jetzt aber, da man ihren eigenen Fürsten zum Könige über das gesammte Reich erhob, jetzt lernten sie begreifen, daß die Eifersucht der Stämme in dem Gedanken einer einigen großen Nation untergehen müsse. Jetzt glaubten sie an eine Verbrüderung und an ein Reich.

Im April 919 beschied Eberhard eine Versammlung der Fürsten und Herren nach Fritzlar, bei welcher auch Heinrich mit einem großen Gefolge von Sachsen und Thüringern erschien. Hier wußte der kräftige Sachsenfürst durch seine Persönlichkeit, welche mit Tapferkeit und Entschiedenheit eine lebensfrische Heiterkeit, einen geraden Sinn und ein gefälliges Wesen verband, Alles zu gewinnen, und die Franken wie die Sachsen und Thüringer erhoben ihn einhellig zum Könige, nachdem Eberhard den letzten Willen Konrads verkündigt hatte. Von den Franken ist es rühmenswerth, daß sie, deren Stamm so lange das Regiment geführt hatte, sich bereitwillig einen König aus dem Stamme ihrer alten Erbfeinde gefallen ließen.

Merkwürdig bei dieser Kaiserwahl ist der Umstand, daß, als der Erzbischof Heriger von Mainz vortrat, um das neue Reichsoberhaupt zu salben, Heinrich diese Feierlichkeit ablehnte, indem er sagte: es genüge ihm, als der Erste aus seinem Stamme durch die Gnade Gottes und die Liebe der Völker zum Könige berufen worden zu seyn; die Salbung und Kaiserkrone wolle er einem Würdigeren überlassen. Der Grund dieser Weigerung ist nirgends näher bezeichnet, aber wahrscheinlich ist es, daß der neue Regent bei der immer noch wachen Eifersucht der Franken so bescheiden als möglich auftreten, daß er sich die Würde gleichsam erst verdienen wollte, die man ihm und seinem Stamme als freies Geschenk übertragen hatte, und zu seinem Ruhme wollen wir glauben, daß der kraftvolle und stolze Sachse auch den Anmaßungen der Kirche gegenüber zu zeigen wünschte, daß er die Gnade Gottes nicht in dem Ölfläschchen der Priester suche. Das Volk nahm diese Bescheidenheit des Königs mit Jubel auf.

Heinrichs erstes Bestreben war nun, die durch so lange Kämpfe schadhaft gewordene Krone auszubessern und das Ansehen des Thrones wieder herzustellen. Und Gelegenheit hiezu zeigte sich bald. Die Schwaben waren nicht erschienen bei der Kaiserwahl und ihr Herzog Burchard geberdete sich als selbstständiger Fürst. Da zog Heinrich 920 mit Heeresmacht gegen ihn. Burchard hatte wohl auf die Eifersucht der Süddeutschen gerechnet, als er sich aber getäuscht sah und selbst die Franken den König auf's bereitwilligste unterstützten, unterwarf er sich eiligst. Mehr verlangte Heinrich nicht, und nachdem Burchard den Lehnseid abgelegt hatte, bestätigte er ihn in seinem Herzogthume. In noch schönerem Lichte zeigt sich die geistige Überlegenheit und Milde des Königs in dem Kampfe mit Arnulf. Der zu den Ungarn entflohene Herzog Arnulf von Bayern war nämlich nach dem Tode Konrads wieder in sein Reich zurückgekehrt; brachte aber den alten Stolz aus der Verbannung mit und suchte seine Unabhängigkeits-Gelüste wieder zu befriedigen. Hein-

rich mußte deßhalb, nachdem Schwaben zur Ordnung gebracht war, nach Bayern ziehen, und den Herzog Arnulf, der sich in Regensburg verschanzt hatte, belagern. Es wäre dem Könige ein Leichtes gewesen, den Herzog durch seine Übermacht zu erdrücken; aber er war trotz seiner Tapferkeit überall bereit die Waffen wegzulegen wo Worte ausreichen konnten. Wohl mag er sich auch der Geschichte seines eigenen Stammes, der für die Reichseinheit so viel erduldet hatte, erinnert haben, als er den schwächeren Feind zu einer Unterredung einlud. Arnulf erschien schwer gerüstet, und war erstaunt, den König unbewaffnet und mit einnehmender Güte auf sich zukommen zu sehen. Unwiderstehlich wußte Heinrich dem halsstarrigen Arnulf die Nothwendigkeit einer nationalen Einigung und die Pflichten des Patrioten für das Vaterland darzustellen, und als er mit den Worten endigte: „Ich habe die Krone nicht gesucht, Gott hat sie mir durch die Stimme des Volkes gegeben. Wärest Du gewählt worden, ich würde Dir wie meinem Lehnsherrn gehorchen," schwur Arnulf den Lehnseid und die Einheit des Reichs war um so fester, als sie nicht mit Blut gekittet werden mußte.

Aber nicht nur nach Innen kräftigte er das Reich, sondern er vermehrte auch seine Macht nach Außen. Lothringen, das der edle Konrad verloren geben mußte, brachte Heinrich wieder an Deutschland zurück, bei dem es auch sieben Jahrhunderte lang blieb. Als König Karl, der Einfältige, der Lothringen vom Reiche losgerissen hatte, von seinen eigenen Unterthanen gefangen genommen und der König Rudolf von Burgund an seine Stelle gesetzt wurde, da machte Heinrich die Rechte des deutschen Reichs auf Lothringen geltend, ging **923** mit einem Heere über den Rhein und nahm nach längerem Kampfe **924** Lothringen in Besitz. Später gab er sogar dem Herzog von Lothringen, Giselbert, seine Tochter Gerberga zur Gemahlin, um die Oberhoheit Deutschlands noch mehr zu befestigen.

So hatte Heinrich durch Tapferkeit und Klugheit in der kurzen Zeit seiner Regierung ein Deutschland hergestellt, wie es vor ihm nie bestanden hatte, einig im Innern und geachtet nach Außen. Im Westen war die Nationalehre gerettet, die alte Reichsgränze wieder erobert und befestigt, und nur im Osten blieb das Gleiche zu thun übrig. Die Ungarn waren nämlich wieder in Bayern, Schwaben und Sachsen eingefallen und hatten Alles verheert. Heinrich ließ sich zu gütlichen Unterhandlungen herbei und erkaufte sogar den Frieden durch einen jährlichen Tribut. Nur die Staatsklugheit konnte den tapfern Heinrich zu diesem für Deutschland wie für ihn wenig ehrenvollen Auswege bewegen. Aber die innere Einheit Deutschlands war noch so neu, die Volkszustände waren durch die langjährigen innern Kämpfe so gesunken, daß es gerathen schien, erst die Kräfte der Nation wieder zu heben und zu stärken, ehe man den Wechselfällen des Krieges entgegenging.

Nachdem nun die Ruhe nach Außen gesichert war, nahm Heinrich auf's eifrigste jene Verbesserungen im Innern vor, welche ihn zum Schöpfer einer neuen Zeit machen. Er wurde nämlich der Gründer des Bürgerthums durch Hebung des Städtewesens. Längst hatte Heinrich die Nothwendigkeit erkannt durch Erbauung größerer

Städte, an denen namentlich in Norddeutschland noch Mangel war, und durch Befestigung der vorhandenen, für den Schutz und die Sicherheit des Landes zu sorgen, und ein Gegengewicht gegen den Adel und die Leibeigenschaft herzustellen. Das ganze Staatsgebäude war auf den Grundbesitz gestellt, die Freien und noch mehr die Adeligen hatten Güter von ungeheurem Umfange, die übrige Bevölkerung war eine schutz- und rechtlose Masse. Zwar hatte das Christenthum bereits gegen die Sklaverei gepredigt und das Königthum hatte die Macht des Grundadels gebrochen; aber ersteres hatte für die Lage der Rechtlosen nur Worte und letzteres hatte die dem alten Adel abgenommene Macht für sich selbst behalten. Rechnet man zu diesen Umständen die Kämpfe im Innern, so läßt sich wohl denken, daß es mit dem Volke schlimm aussah. Dazu kam, daß die Besitzungen der Einzelnen so groß waren, daß sie nicht bebaut werden konnten, sondern als Waldung liegen bleiben mußten. Zwar hatte schon Karl der Große zur Ausrottung der Forsten aufgemuntert, auch machten sich die Einflüsse der von ihm gehegten Bildung und Wissenschaft bereits bemerklich, aber es war noch kein neuer Boden da, von welchem aus gründliche Verbesserungen angebahnt werden konnten, nirgends ein Platz, wo man den Hebel hätte einsetzen können, um die alten Zustände aus den Angeln zu heben. Ein solcher Boden jedoch wurde das Städtewesen. Nur in den Städten konnte sich das eigentliche Staatsbürgerthum ausbilden, das zwischen die Herren und Knechte in die Mitte gestellt, die Sklaverei zu brechen im Stande war. Die bedeutendsten Städte Deutschlands bestanden zwar schon im achten und neunten Jahrhundert, und waren entweder durch die Römer gegründet oder hatten sich um die Kirchen her angesammelt. Bei den Kirchen, wo an Sonn- und Festtagen eine Masse Andächtiger zusammenströmte, schlugen die Krämer ihre Buden auf, aus diesen Buden wurden nach und nach feste Häuser, und da es im Interesse der Geistlichen lag, solche Ansiedlungen zu unterstützen, so wurden unter dem Schutze der Kirche bald kleine Städte daraus. Doch stieß die Erweiterung solcher jungen Städte auf große Schwierigkeiten, denn die Grundeigenthümer hatten keine Lust sich anzusiedeln, und die Sklaven durften die Güter ihrer Herren nicht verlassen. Aber wie eben, wenn einmal ein Kern in den Boden der Zeit gelegt ist, doch ein Baum daraus wird, mögen noch so viele Wetter darüber gehen, so blühte auch das Städtewesen, das für die Erhaltung und das Gedeihen des Staates eine innere Nothwendigkeit geworden war, bald lustig empor, trotz der Ungunst der Verhältnisse. Zu dieser Blüthe trugen aber die weisen Einrichtungen Heinrichs wesentlich bei, weßhalb er oft der Städtegründer genannt wird. Er verlieh nämlich solchen Ansiedlungen sogenannte „Freiheiten" und machte ihre Einwohner rechtsfähig, wodurch sie eine ehrenvollere Stellung im Staate gewannen. Zugleich verordnete er, daß die Volksversammlungen in den Städten gehalten werden mußten, und verlieh den Marktorten ein weiteres Recht, das für die damalige Zeit von großer Wichtigkeit war. Da nämlich jeder Grundherr Münzen prägte, so zirkulirte das verschiedenartigste und zum Theil auch schlechteste Geld im Lande, so daß Handel und

Wandel zu ſtocken drohte. Deßhalb mußten die herumziehenden Kaufleute ihr Geld immer an Ort und Stelle prägen laſſen. Heinrich verlieh nun den Städten das Münzrecht, und alsbald fingen Handel und Gewerbe an zu blühen, und es entwickelte ſich der lebhafteſte Verkehr, der bald die Städte zum Schwerpunkt des Staatslebens machte. Diejenigen, welche aus der Knechtſchaft entkommen waren, fanden nun ein Aſyl und die Möglichkeit ſich ſelbſtſtändig zu ernähren. Die nächſte Folge davon war, daß in den Leibeigenen eine Sehnſucht nach den Städten erwachte, daß ſie ihrem Herrn wo möglich entliefen und daß der Adel ſeine Bauern milder behandeln mußte, woraus allmählig die gänzliche Aufhebung der Leibeigenſchaft ſich entwickelte.

Aber Heinrich wirkte nicht nur auf das Schickſal der untern Klaſſen wohlthätig ein, ſondern er ſuchte auch die den obern Ständen inwohnenden Kräfte zu entwickeln. Da die Kriegskunſt damals die erſte Beſchäftigung des Adels war, ſo wußte er durch regelmäßig wiederkehrende Kampfſpiele die Edeln ſo zur Übung in den Waffen anzufeuern, daß ſie ſich bald in allen ritterlichen Künſten auszeichneten, wodurch zugleich dem Mangel einer geübten Reiterei abgeholfen wurde. Heinrich iſt ſomit als der Gründer der ſpäteren Turniere zu betrachten, welche die rohe Kampfluſt in mildere und anſtändigere Formen brachte, und dadurch auf die ſittliche Bildung des Adels vom wohlthätigſten Einfluſſe war.

Im Innern gekräftigt, gedachte nun Heinrich auch nach Außen das Anſehen Deutſchlands wieder herzuſtellen, ſeine Grenzen gegen die ſlaviſchen Völker zu ſichern und das ſchmähliche Joch der Ungarn abzuwerfen. Im Jahre 928 rüſtete er ſich und fiel zuerſt in das Land der Slaven an der Havel ein. Ihre Hauptſtadt Brennabor, das jetzige Brandenburg, belagerte er mitten im Winter und eroberte ſie. Nachdem er hier die Slaven bezwungen hatte, rückte er gegen die Elbe vor, nahm die Stadt Grona, und das rechte Elbufer wurde wieder deutſches Eigenthum. Auch Böhmen, das während der Zerriſſenheit Deutſchlands deſſen Oberhoheit abgeſchüttelt hatte, unterwarf ſich von Neuem und wurde zinsbar.

Während jedoch die deutſchen Waffen hier der beſte Erfolg begleitete, thürmte ſich im Rücken eine große Gefahr auf, indem die Slaven an der entgegengeſetzten Seite ſich verbanden, um ihr verlorenes Gebiet und ihre Unabhängigkeit wieder zu gewinnen. Sie überfielen die Stadt Wallisleben (wahrſcheinlich Walsleben an der Elbe), brannten ſie nieder und ermordeten die Einwohner. Dieß war das Signal zu einem allgemeinen Slavenaufſtande und die Gefahr war groß. Heinrich ſchickte ein Heer unter Anführung der Grafen Bernhard und Thietmar gegen die Slaven, welche ihre Stadt Leubini, das heutige Lenzen in der Priegnitz, belagerten. Schon nach fünf Tagen eilten die Slaven mit großer Heeresmacht zum Entſatze herbei. Sie beabſichtigten einen nächtlichen Überfall, der indeſſen durch einen heftigen Platzregen verhindert wurde. Den andern Morgen, den 4. Sept. 929 begannen nun die Deutſchen den Kampf. Mit lautem Schlachtruf warfen ſie ſich auf den Feind und mit großer Mühe gelang es ihnen endlich die ungeheuren Maſſen,

die jede gemachte Lücke wieder ausfüllten, zu durchbrechen. Die Slaven verließen in wilder Flucht das Schlachtfeld, viele wurden in einen naheliegenden See getrieben, die andern niedergemacht, wenige entkamen. Der Sieg bei Lenzen war entſcheidend und der Beſitz des angeſtammten deutſchen Gebiets zwiſchen Elbe und Oder dem Reiche geſichert.

Nach dieſer vollſtändigen Unterwerfung der Slaven ſammelte Heinrich wieder in Ruhe ſeine Kräfte. Auch ſeinen Familienangelegenheiten widmete er dieſe Zeit und vermählte ſeinen Sohn Otto mit Edgitha, der Tochter König Eduards von England, die ihn ihm Jahre 930 mit einem Enkel, Ludolf, erfreute. Im Jahre 932 war der neunjährige Waffenſtillſtand mit den Ungarn abgelaufen und jetzt ſchien es Zeit, den Tribut künftig mit den Waffen in der Hand auszuzahlen. Heinrich verſammelte nun die angeſehenſten Sachſen und hielt, wie der Geſchichtſchreiber Widekind erzählt, folgende Anrede an ſie: „Von wie großen Gefahren unſer ehemals ſo zerrüttetes Reich jetzt frei iſt, wißt ihr ſelbſt am beſten, denn ihr erlaget unter der Geiſel innerer Zwietracht und auswärtiger Kriege. Jetzt aber ſeht ihr es durch Gottes Gnade, durch unſere Anſtrengungen und eure Tapferkeit beruhigt und in Ordnung gebracht, und den einen Feind, die Slaven, beſiegt. Es bleibt uns übrig, uns eben ſo gegen den allgemeinen Feind, die Ungarn, zu erheben. Bisher habe ich Euch, Eure Söhne und Töchter beraubt, um ihre Schatzkammern zu füllen, jetzt müßte ich die Kirchen und ihre Diener plündern; denn das Unſrige iſt dahin. Soll ich das dem Dienſte Gottes Geweihte hinwegnehmen und damit von den Feinden Gottes den Frieden erkaufen, oder dasſelbe dem göttlichen Dienſte erhalten, damit Er uns erlöſe. Bedenket deßhalb die Umſtände und beſchließet was geſchehen ſoll.“ Aus dieſer Rede erſieht man deutlich Heinrichs Klugheit; denn geſchickt wußte er die Verſammlung an ihrer ſchwachen Seite zu faſſen. Die in Ausſicht geſtellte Beraubung der Kirchen brachte die frommgläubige Menge auf, und da natürlich an ein ſolches Auskunftsmittel nicht zu denken war, ſo hätten eben die Beutel der Wohlhabenden in die Lücke ſtehen müſſen. Dieſe Ausſicht bewirkte, wie es ſcheint, ſchon damals bei der beſitzenden Klaſſe größere Wunder, als alle Berufungen auf das Heil und die Größe des Vaterlands, und ſo konnte es nicht fehlen, daß die Verſammelten einmüthig ihren Beiſtand gegen die Ungarn zuſicherten. Der König verweigerte nun den Tribut und ſchickte die Geſandten der Ungarn leer heim. Aber ſtatt der Geſandten kamen jetzt ſengende und mordende Schwärme nach Deutſchland. Eine Schaar hatte bereits Süddeutſchland verwüſtet, als die Ungarn mit ihrer Hauptmacht in Sachſen einfielen. Dieſe theilte ſich in zwei Horden, wovon die eine Thüringen, die andere die Lauſitz überſchwemmte. In Thüringen kam es zuerſt zu einer Entſcheidung. Die eine Abtheilung der deutſchen Streitmacht, von zwei Grafen geführt, ſchlug die Ungarn in die Flucht, und Schwert, Hunger und Kälte vernichteten dieſen Theil beinahe ganz. Jetzt brach der andere Heertheil der Ungarn nach Thüringen auf, ſtieß aber auf den König, der ſogleich ſeine Streiter ordnete und anfeuerte und die Feinde gleichfalls in wilde Flucht jagte. Erſt

jenſeits der Elbe ſammelten ſie ſich. Trotz dieſer Niederlagen machten ſie im nächſten Jahre 933 noch einen Verſuch, ihre alte Stellung wieder zu gewinnen. Heinrich rückte ihnen entgegen und erfocht in einem heißen und blutigen Kampfe, in welchem er ſeine Feldherrngaben auf's glänzendſte bewies, einen entſcheidenden Sieg. Der feindliche Anführer wurde erſchlagen, die Feldzeichen erobert und das Lager ſammt allem Geräthe und Raub erbeutet. Von dieſem Tage an war die Macht der Ungarn gebrochen, obgleich ſie ſpäter noch einige erfolgloſe Einfälle verſuchten. Einen ungeheuren Jubel verbreitete dieſe Siegesnachricht durch Deutſchland und Alles pries den König als den Befreier des Vaterlands.

Aber noch hatte Heinrich ſein großes Werk nicht vollendet. Die Slaven und Ungarn waren unterworfen und beſiegt, die Dänen jedoch machten wieder im Norden Deutſchlands räuberiſche Einfälle, und auch von dieſem Feinde wollte er das Vaterland befreien. Er zog deßhalb ſchon im nächſten Jahre mit einem Heere über die Elbe und Eider nach Schleswig, wo er die Dänen unter ihrem König Gorm auf's Haupt ſchlug. Er nahm ihnen das Land wieder ab, das ſie in den Zeiten der Reichs-Zerrüttung an ſich geriſſen hatten, und erneuerte die Markgrafſchaft Schleswig als Bollwerk gegen weitere Einfälle.

Jetzt ſtand der große König am Ziele ſeines Strebens, aber auch ſeiner Tage. Sechzehn Jahre hatte er regiert und was hatte er geleiſtet in dieſer für ein Völkerleben ſo kurzen Zeit! Achtunddreißig Jahre war er alt, als er die Krone Deutſchlands auf ſein Haupt ſetzte, und ſeine ſchöne männliche Geſtalt mag ſich indeſſen wohl etwas gebeugt, ſeine Locken ſich gebleicht und die Stärke ſeines Armes nachgelaſſen haben; aber im Dienſte des Vaterlands und der Nation hatte er ſeine Kräfte verbraucht und mit freudiger Genugthuung konnte er auf die That ſeines Lebens zurückſehen. Im Innern zerriſſen und von Außen bedrängt war Deutſchland, als er es empfing, als ein in ſich einiges und ganzes, nach Außen befeſtigtes und gefürchtetes Reich gab er es der Nation zurück. Nicht nur die Macht des äußern, ſondern auch die Macht des innern Feindes, die Sklaverei hatte er gebrochen, und den fruchtbaren Boden des Städteweſens urbar gemacht, um den Kern des Staatslebens, das Bürgerthum darin zu pflanzen. So viel Samen der Freiheit hatte er ausgeſät, daß allen künftigen Jahrhunderten davon zu ernten blieb, und wie emſig auch die ſpätern Geſchlechter Stein auf Stein gelegt haben, um den Bau der Nationalität zu vollenden, auf dem mächtigen Grundſteine, den dieſer große Mann gelegt hatte, ruhen ſie alle.

Im Jahre 935 wurde Heinrich zum erſten Male vom Schlage getroffen. Nachdem er ſich wieder erholt hatte, dachte er daran, dem Reiche einen Nachfolger zu ſichern. Er hatte vier Söhne, worunter Thankmar, von ſeiner erſten Gemahlin Hatheburg der älteſte war. Hatheburg war vor ihrer Vermählung Nonne geweſen, und Heinrich hatte ſich deßhalb wieder von ihr trennen müſſen, da ſomit ſeine erſte Ehe der kirchlichen Gültigkeit entbehrte, wurde Thankmar nicht als rechtmäßiger Sohn angeſehen. Seine zweite Gemahlin Mathilde hatte ihm

drei Söhne geſchenkt, wovon der älteſte, Otto, der zweite Heinrich und der jüngſte Bruno hieß. Heinrich wünſchte, ſeinen älteſten Sohn, der einen kühnen, hochſtrebenden Sinn und dabei ein edelmüthiges Herz hatte, die Krone zuzuwenden, die Mutter aber begünſtigte ihren zweiten Sohn, Heinrich, der ſich durch Sanftmuth, Beredſamkeit und ſeltene Schönheit auszeichnete. Aber der Wille des Vaters behielt mit Recht die Oberhand und eine Verſammlung der Großen zu Erfurt ernannte nach dem Wunſche Heinrichs Otto zu ſeinem Nachfolger. Bald darauf, im Jahre 936, wurde Heinrich in ſeiner Pfalz Memel an der Unſtrut, wohin er ſich nach der Erfurter Verſammlung begeben hatte, zum zweitenmal vom Schlage gerührt. Er fühlte nun, daß ſein Ende herannahe, rief ſeine geliebte Gemahlin Mathilde an ſein Lager und nahm Abſchied von ihr mit den Worten: „Ich danke Gott, daß ich Dich nicht überlebe. Kein Mann hat je eine treuere und frömmere Frau gehabt; habe Dank, daß Du oft meinen Zorn beſänftigt, mich von Unbilligkeit zur Gerechtigkeit geführt und zur Barmherzigkeit gegen die Unterdrückten ermahnt haſt.“ So ſtarb er an einem Sonntage, den zweiten Juli, ſechzig Jahre alt. Seine Leiche wurde nach Quedlinburg gebracht, einer Stadt, die er ſelbſt gegründet hatte, und in der Kirche des heiligen Petrus vor dem Altare begraben.

Otto der Erſte.

936 — 973.

Einen Monat nach dem Tode Heinrichs verſammelten ſich die Fürſten und Großen aller deutſchen Völker in der Kaiſerſtadt Aachen, um die Krönung Otto's I. zu begehen. Der erſte Akt der Feierlichkeit fand in einer großen Halle ſtatt, welche ſich an den Dom anſchloß und von Karl dem Großen erbaut worden war. In fränkiſcher Kleidung trat der junge König vor die Verſammlung, um auf dem klaſſiſchen Boden des alten Frankenreichs, dem Andenken ſeines großen Vorgängers Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und den Volksſtamm, der das Reich gegründet hatte, zu ehren. Die Fürſten hoben ihn auf einen Thron, huldigten ihm und legten den Eid der Treue ab. Nach der Huldigung bewegte ſich der Zug in die Kirche, wo die Geiſtlichkeit mit der Maſſe des Volkes harrte. Hildebert, Erzbiſchof von Mainz, ging dem Könige entgegen, führte ihn in die Mitte der Kirche und rief: „Hier ſteht der von Gott erwählte, von König Heinrich bezeichnete, jetzt von allen Fürſten anerkannte König Otto; wenn ihr die Wahl billigt, ſo erhebet zum Zeichen deſſen eure rechte Hand zum Himmel.“ Und alle Hände erhoben ſich und das verſammelte Volk jauchzte dem neuen Könige Heil und Segen zu. Jetzt führte der Erzbiſchof den König zum Altare, auf welchem die Zeichen der Königswürde,

OTTO I.

Krone und Scepter, Mantel und Armbänder, Schwert und Wehrgehenk lagen. Darauf ſalbten ihn die Biſchöfe von Mainz und Köln mit dem heiligen Oele und ſetzten ihn mit der rieſenhaften [1]) Krone Karls des Großen. Auf das Haupt König Otto's wird ſie, was ſonſt wohl bei wenigen Menſchen der Fall ſein dürfte, gepaßt haben, ſagt doch der Chroniſt Witichind, daß die rollenden Augen des Königs unter der hohen Stirn noch im Alter mit wunderbarem Glanz blitzgleich hervorgeſchaut, und die reiche Fülle der weißen Locken, der lange Bart, die wie mit einer Mähne bewachſene breite Bruſt und der langſame majeſtätiſche Gang der ganzen Geſtalt etwas löwenartiges gegeben hätten. Unſer Bild, das ihn nach jüngeren Jahren auffaßt, ſteht augenſcheinlich hiermit nicht im Widerſpruch. —

Dieſen prächtig impoſanten Charakter hat nun aber auch das ganze Leben und Thun König Otto's im Gegenſatz zu dem ſo anſpruchsloſen und doch ſo praktiſch und oft mit ſo viel Selbſtüberwindung ſtets ſicher dem Ziel zuſteuernden König Heinrich. Ihm hatte die Erwählung nach altſächſiſcher, noch rein altdeutſcher Weiſe genügt, wo die Edelſten und Beſten des Volkes, nachdem ſie durch den Mund der Prieſter den Rath der Gottheit eingeholt hatten, ihren Fürſten unter allgemeinem Beifallsruf des Volkes auf den Schild emporhoben. Otto ließ ſich wieder nach fränkiſcher Sitte mit vielen Ceremonien krönen [2]), und hier kommt auch zuerſt die Sitte vor, daß die erſten Fürſten des Reiches [3]) den Kaiſer bei dieſer Gelegenheit als Mundſchenk, Truchſeß, Kämmerer und Marſchall bedienten. Otto, der durch ſein Erbland Sachſen zugleich auch der größte Landesherr Deutſchlands war, wollte gewiß urſprünglich durch dieſe ſymboliſche Handlung die Abhängigkeit der Herzoge vom Kaiſer offenkundig machen, als die Kaiſerwürde aber dann in ſchwache Hände kam, wurde aus der Pflicht ein Recht gemacht und behaupteten dieſe erſten Diener der Kaiſer, daß ſie nur, nicht das Volk, den Kaiſer wählen [4]) dürften

Wie ſah's nun aber im Allgemeinen aus im deutſchen Reiche, als der vierundzwanzigjährige, geiſtig und leiblich vollkräftige König Otto den Thron beſtieg? Im Ganzen war bei der feſten Grundlage, die König Heinrich gelegt hatte und bei der bedeutenden Perſönlichkeit des neuen Königs das Beſte zu hoffen. Der alte, namentlich von Karls des Großen gewaltthätiger Eroberung ſich herſchreibende Haß zwiſchen Sachſen und Franken war für den Augenblick wenigſtens durch die alles gewinnende Perſönlichkeit König Heinrichs beſeitigt, die auswärtigen Gegner des Reiches, und man durfte alle umwohnenden Völker immer noch dahin rechnen: die Ungarn, Sorben, Wenden, Dänen, die Franzoſen und Italiener waren, wenn man ihnen auch nicht für immer das Wiederkommen verleidet hatte, doch voll Reſpekt vor der deutſchen Wehrhaftigkeit, weßhalb ſie nur die Gelegenheiten benütz-

1) Noch jetzt in Wien aufbewahrt.

2) Das heilige Oel für die Krönung der fränkiſchen Könige ſollte eine Taube vom Himmel gebracht haben.

3) Lothringen, Franken, Schwaben und Bayern waren es zunächſt.

4) Küren, davon dann Churfürſt.

en, wenn Otto an einer anderen Seite beschäftigt war, um Angriffe zu machen. Diese Stärke der Könige Deutschlands beruhte aber doch wesentlich nur auf dem Norden, wo Heinrich so leidenschaftlich, darf man fast sagen, die Städte, sein Werk, befestigt hatte, daß er selbst solche Bürger, die in derselben Raub und Mord begingen, nicht bestrafen ließ, sondern nach seinem Hauptwaffenplatz Merseburg führte, „um dort, wie er sich ausdrückte, die Slaven und nicht ihre deutschen Brüder todt zu schlagen und zu berauben, wenn's ihnen so darnach gelüste." — Wie unter König Heinrich die Ungarn, so waren jetzt unter König Otto die Slaven die gefährlichsten Reichsfeinde. Man mußte freilich gelegentlich noch wieder einen großen Verheerungszug der Ungarn erwarten, wie er sich denn auch bald wirklich zeigte, allein dagegen war Deutschland durch die lange Reihe der festen Burgen und Städte an der Saale bis zur Elbe, ja selbst in Süddeutschland geschützt, denn wenn es hieß, die Ungarn kommen, da widersetzten sich selbst die sonst so unzuverlässigen, der norddeutschen Kaiserfamilie immer noch abholden, süddeutschen Herzoge und besonders wurde von den reichen, festen Bürgern der Kaufmannsstädte, süddeutschen Handelsstädte, wie Regensburg, Augsburg heldenmüthigster Widerstand gegen diese verheerenden Raubzüge geleistet. Die Lande östlich der Elbe, wo durch Karls des Großen Wegführung der ursprünglich dort wohnenden Sachsen *) nach Frankreich und an den Rhein slavisch-wendische Völker, namentlich Obotriten, sich gesetzt hatten, waren nach Unterjochung der Sachsen durch die Franken dem sächsischen Adel zur Eroberung angewiesen worden. Hierdurch, indem die Adeligen mit den durch sie eroberten Landen belehnt blieben und ihnen auf dem ursprünglich ihrem Stamme gehörigen Boden jede Gewaltthat gegen die Slaven erlaubt wurde, zogen sächsische, wie fränkische Kaiser die ersten Familien des Sachsenstammes in das Interesse des Reichs. Die Verachtung gegen die Slaven war aber so groß, daß man diesen grausamen Verheerungskrieg nicht für Unrecht hielt; wurde doch von Slaven, wie von einem Stück Vieh, am Thor der Städte und Burgen Zoll gezahlt worden und war Jahrhunderte lang bei der Wahl der Magistrate in den norddeutschen Städten erste Bedingung „deutsche und keine wendische Abkunft." Wenn der Slave gesprochen hat, sagt der Chronist Ditmar von Merseburg, muß man ihn Heu beißen lassen wie einen Ochsen und prügeln wie einen Esel. Bei der Nachricht von Heinrichs Tode standen nun die Redarier zwar sogleich auf, allein König Otto schickte einen tapferen und ergebenen Feldherrn, den Herrmann Billung gegen sie und schnell unterwarfen sie sich wieder, als sie sahen, daß der neue König seinem Vater an Thatkraft nichts nachgab. Charakteristisch ist die Weise, wie Otto zu dem Herrmann Billung kam. Herrmann hütete bei Lüneburg seines Vaters Schafe, als König Otto über das Feld daher ritt. Der siebenzehnjährige Jüngling fiel aber dem Pferde in die Zügel und erklärte, daß er hier verbiete. „Kennst Du mich?" fragte der Kaiser, welcher an dem ihm ähnlich gestalteten Hirten Gefallen fand. „Du

*) Sachsenhausen bei Frankfurt ist eine solche sächsische Kolonie Karls des Großen.

König wird am wenigsten Unrecht thun wollen," rief ermuthigt Hermann Billung und Otto nahm ihn in sein Gefolge auf und brauchte ihn bald zu den wichtigsten Unternehmungen. Ein sein [illegible] Charakterzug Otto's aus späterer Zeit dient zum Beleg für die Wahrscheinlichkeit dieser nicht sagenhaften Geschichte. Als einst Otto in Italien war und zu Pavia mit den Großen seines Reichs an der Tafel saß, griff ein noch im Knabenalter stehender Sohn des Herzogs von Schwaben mit der Hand in die Schüssel und als der Truchseß ihn dafür hart schlug, erstach diesen Ritter Heinrich von Kempten, der Hofmeister des jungen Herzogs. Otto sprang zornig empor und rief: „Dieser Mord in des Kaisers Gegenwart muß furchtbar gesühnt werden!" — Der von Kempten warf aber den Kaiser zu Boden, legte ihm den Dolch auf die Brust und ließ sich eidlich Sicherheit des Lebens und der Freiheit versprechen. Als Heinrich von Kempten später, [illegible], mit [illegible], einen anderen Kriegszug des Kaisers mitmachte, geschah es, daß er gerade im Bade saß, als er hörte, wie in einem benachbarten Gemache Otto von den Italienern heimtückisch überfallen wurde. Ohne sich zu wappnen eilte er nur [illegible], griff der Ritter zum Schwert, schlug die Meuchelmörder in die Flucht und rettete so nicht nur den Kaiser, sondern durfte auch von da an in des Kaisers nächster Umgebung bleiben. —

In Frankreich, wo sich die letzten Sprossen der karolingischen Königsfamilie mit viel mächtigeren Vasallen, besonders mit den Grafen von Paris, den Stammvätern der Kapetinger, um die Krone stritten, stand Otto in einem besonders [illegible] Verhältniß, indem seine Schwestern Gerberga an den karolingischen Ludwig, Hedwig an Hugo, den Grafen von Paris, vermählt war. Wie wichtig aber der Besitz Deutschlands den beiden Nebenbuhlern erschien, beweist schon unter König Heinrich, daß König Karl von Frankreich, dem [illegible] durch Rudolph von Burgund, das größte Heiligthum Frankreichs, die in Gold und Edelstein gefaßte Hand des heiligen Dionysius, [illegible], nach Deutschland sandte mit der Erklärung, daß er, wenn man ihn halte, sich und Frankreich dem König Heinrich unterwerfen wolle. [illegible] verlangte die [illegible] dann aber doch nur auch dem zu Deutschland gehörigen Lothringen. Auch in Italien war durch innere Parteiungen die Gelegenheit für Otto günstig, dadurch daß er sich des [illegible] Theiles annahm, großen Einfluß zu erlangen. Berengar II., Markgraf von Ivrea, hatte nämlich sich fast der Herrschaft bemächtigt, und Adelheid, die Wittwe Lothars, welche die rechtmäßigen Ansprüche auf die eiserne Krone der Lombardei *) hatte, in einen Thurm am Gardasee einsperren lassen, weil sie den Weg gütlicher Ausgleichung durch eine Heirath mit seinem Sohne ausgeschlagen hatte. Wir werden weiter unten sehen, wie geschickt Otto dieses Verhältniß benutzte, zugleich aber auch in sich jenes unglückliche Verlangen der deutschen Kaiser nährte, in Italien zu-

*) [illegible]

ebenso aufgetreten und dabei nicht nur die besten Kräfte Deutschlands aufzuzehren, sondern auch die inneren Angelegenheiten zu vernachlässigen. Noch verderblicher wurde aber für Deutschland die Verbindung des Kaiserhauses mit Konstantinopel, indem der, wie schon bemerkt, überhaupt viel nach äußerem Glanz strebende Otto dadurch von jenem in sich abgeschlossenen Lande griechisches Ceremoniell und Scheinprunk an den Hof der deutschen Kaiser verpflanzte, während hier Bildung und Sitte doch noch so einfach waren, daß z. B. König Otto erst in spätern Jahren nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Editha, der Tochter des Königs Edmund von England lesen lernte. Doch werden wir Sitten und Lebensweise in dieser Zeit überhaupt erst am Schluß dieser Periode der sächsischen Kaiser näher schildern. In Bezug auf die innern Angelegenheiten und Zustände aber, um mächtig genug zu sein für die vielen drohenden Nachbarn, mußte die Hauptaufgabe des Königs dahin gehen, die Macht der großen Herzoge namentlich in Süddeutschland zu brechen, indem er sie durch Familienbande an sich fesselte oder im Falle der Widerspenstigkeit sie durch Familienglieder ersetzte. Im alten Deutschland zur Zeit des Kampfes mit den Römern war die Herzogschaft nur eine persönliche Oberanführung. Wenn's im Innern keinen Krieg der Stämme untereinander gab, erklärte irgend ein edler, mächtiger Adeliger, er wolle sich an die Spitze eines Raub- oder Eroberungszuges stellen und je erfahrener sein und seiner Ahnen Kriegsruhm war, desto mehr thaten- und beutelustige junge Männer schlossen sich ihm an als „Gefolge," als „Reisige", wie denn noch heut zu Tage Reislaufen in der Schweiz so viel heißt, als in fremde Kriegsdienste treten. Anfangs kehrten diese Gefolge stets bald von ihren Raubzügen in die benachbarten Länder, sobald sie genug Beute gemacht hatten, in ihre Heimath zurück, das Gefolge löste sich dann auf und dem Herzog blieb nichts, als der Ruhm seiner Thaten und der größere Antheil an der Beute. Als aber das Römerreich immer mehr von der Höhe seiner Macht herabsank und wenig oder gar keinen Widerstand diesen Einfällen mehr entgegensetzte, ja durch Geschenke dieselben abzuwenden unternommen, oder gar solche deutsche Gefolge für den römischen Kriegsdienst zu gewinnen suchte, da fanden es die Herzoge viel zuträglicher, auf römischem Boden zu bleiben, namentlich dort, wo es ursprünglich deutscher, von den Römern früher eroberter Boden war, wie im Süden und Westen von Deutschland, zu beiden Seiten des Rheines, der Donau, des Neckars u. s. w. Da das Kriegshandwerk ihr liebstes Geschäft war, so ließen die Gefolge die Einwohner, welche sie vorfanden im Besitz ihrer Güter und theilten dieselben nur so weit unter sich, daß der Eine von diesem, der Andere von jenem Gut sich einen bestimmten Antheil am jährlichen Reinertrage entrichten ließ. Der Herzog erhielt das Meiste und da seine sonst nur für die Zeit des Krieges geltende Autorität über sein Gefolge jetzt bleibend, ja sogar in seiner Familie erblich wurde, so machte sich aus Gewohnheit die fürstliche Gewalt. So entstand das longobardische Reich in Italien, aber auch die Herzogthümer in Deutschland, wie Baiern, Franken, Schwaben, Lothringen. Daneben bestanden aber noch die Vereins- und Gemeindeverbände und der

alten freien Zeit Deutschlands her, die Gaugrafen als oberste Justiz- und Verwaltungsbeamte eines Bezirks, die Schultheißen für eine Gemeinde; doch waren diese Namen bei den verschiedenen Stämmen sehr verschieden. Als nun namentlich Karl der Große durch Unterwerfung der Sachsen, Thüringer u. s. w. mit so vielem Erfolg darnach strebte, ein einiges, kräftiges Frankreich und Deutschland umfassendes Reich herzustellen, mußte ein Hauptaugenmerk sein, diese ursprünglich aus freier Wahl des Volkes hervorgegangenen, jetzt aber sehr unabhängig dastehenden Herzöge und Grafen in die Stellung von Militär- und Civil-Beamten zu bringen, so daß dieselben ihre Bestätigung ganz von der Entschließung des Kaisers abhängen sollte. Dem strengen, rücksichtslos Alles vor sich niederwerfenden Willen Karls des Großen gelang dieses auch größtentheils, allein unter seinen schwachen Nachfolgern gewöhnte sich das Volk so an die Herzogsgewalt, selbst in Sachsen, dem alten freien, alten Westdeutschland (Germania magna sive libera), daß die späteren Kaiser, die so schon bei den Franken, Bayern und andern halb romanisirten, sittlich und moralisch von ihren ursprünglichen Stämmen nicht beliebt waren, nur noch darnach trachten konnten, diese sehr einflußreiche, herzogliche und gräfliche Würde an Verwandte oder treue Anhänger des Kaiserhauses zu bringen. Heinrich I. legte eine Hauptgrundlage zur Zurückdrängung dieser herzoglichen und gräflichen, theilweisen Gewalt durch die Gründung der Städte, deren Leute im Laufe der Zeiten immer unabhängiger gestellt wurden von dem Einflusse der Fürsten, in deren Gebiet sie lagen, und ebenso suchte man auch von unten auf die herzogliche Macht zu lockern, indem der Kaiser nach dem Vorbilde jener alten Gefolgsherren an freie und selbst auch unfreie, tüchtige Männer Güter nicht nur, sondern auch einträgliche Ämter unter der Bedingung vergab, daß sie dafür entweder gewisse Abgaben oder auch Dienste leisten mußten. Dies wurden nun auf dieses Lehenswesen 1), wie man dieses Verhältniß nannte, sich erst das Ritterthum immer weiter ausgebildet wollte, um zu sehen, wie im Laufe der Zeiten dadurch zwar die alten Herzogthümer geschwächt, aber dafür eine dem kaiserlichen Ansehen noch viel gefährlichere Macht, der kleine Adel, und somit Raum die Vorarbeiten der meisten späteren Landesherren ins Leben gerufen wurde.

Kaiser Otto konnte die Herzoge schon nicht mehr gleich Karl dem Großen als bloße Beamte behandeln und suchte deshalb das kaiserliche Ansehen noch besonders dadurch aufrecht zu erhalten, daß er die herzogliche Würde an Glieder seiner Familie oder doch an treue Anhänger zu bringen suchte, und wenn wir jetzt sein Leben im Einzelnen betrachten, so werden wir sehen, daß es im Wesentlichen ein nicht leicht begreiflicher Kampf mit den einzelnen Deutschland bedrohenden Nachbarvölkern und mit diesen eingeführten Vasallen im Innern war, zu denen sich leider nur zu oft auch Glieder der kaiserlichen Familie selbst gesellten.

Wie schon erwähnt (s. S. 79) hatte Otto drei Brüder, Thankmar, Heinrich

1) Das Grundwort jenes Lehnwesen heißt das feste Gut (Lehn). [illegible] so viel wie [illegible], [illegible], [illegible] der Gegensatz der [illegible].

und Bruno, von denen der Erste älter war, als er, aber weil die Mutter desselben früher Nonne gewesen war, nicht anerkannt wurde. Heinrich dagegen, der einen verschlagenen, [illegible] Charakter hatte, glaubte deshalb ein Recht auf den Thron zu haben, weil seine Mutter, Mathilde, ihn als ihren Liebling zum Nachfolger ihres Gemahls bestimmt hatte. Der ritterliche Thankmar (Tammo) war überdies schwer beleidigt, weil Otto ihm sogar sein mütterliches Erbe, das in großen Gütern in Sachsen bestand, gewaltsam entrissen und an den Markgrafen Gero gegeben hatte, damit dieser im Verein mit Hermann Billung dort die Grenze gegen die Slaven schütze. Thankmar benutzte nun, um sich Macht zu verschaffen, in dem alten Herzog Eberhard von Franken den immer noch fortwuchernden Groll zwischen Franken und Sachsen aus, denn wenn dieser Alte sich auch achtzehn Jahre früher der Weisung seines großen Bruders Konrad gefügt und die Krone Heinrich I. überbracht hatte, so erwachte jetzt durch Otto's mehr hochfahrendes Wesen auf's Neue die Erinnerung, daß sie eigentlich ihm gebührt hätte. Auch hatte der Frankenherzog an einem seiner sächsischen Vasallen, als dieser ihm den Gehorsam verweigerte, grausame Rache genommen, indem er die Stadt [illegible] zerstören und alle Einwohner niederhauen ließ. Dafür legte Otto ihm eine schwere Geldbuße auf und ließ an allen, welche jenen grausamen Befehl ausgeführt hatten, die Strafe des Hundetragens vollziehen ¹).

Da die Verschworenen Thankmar und Eberhard sich aber erst zum Kampfe rüsten mußten, so sandten sie vorläufig den Prinzen Heinrich und [illegible] als Geisel auf die altsächsische Eresburg (Stadtbergen an der Diemel?) und Heinrich ließ sich nicht abmerken, daß er ähnliche Pläne wie jene hatte, sondern wartete geduldig den Erfolg ab. Otto nahm die Eresburg mit Sturm. Thankmar wurde am Altar erstochen, da warf sich Eberhard, Schutz suchend, dem gefangenen Heinrich zu Füßen. Heinrich versprach, daß er ihm die Freiheit bei seinem Bruder erwirken wolle, die seltsame Bedingung war aber ein Bündniß zwischen Heinrich und Eberhard zu dem Zwecke, um nach gelegener Rüstung Otto zu entthronen und Heinrich die deutsche Königskrone auf das Haupt zu setzen. Der [illegible] Eberhard sagte natürlich bereitwillig zu und da es ihnen gelang, auch den Herzog Giselbert von Lothringen, die Söhne des bösen Herzogs Arnulf von Bayern und den Erzbischof Friedrich von Mainz mit in das Komplott zu ziehen, so konnten sie bald losschlagen. Im Frühjahre [illegible] erklärte Giselbert sich für unabhängig vom deutschen Reich und sammelte am Rhein ein Heer. Otto bot das Reichsheer auf und selbst der falsche Heinrich schloß sich mit seinen Truppen dem Heere seines Bruders an und wußte sich den Befehl der Vorhut zu verschaffen. Als nun bei Xanten ein Theil des königlichen Heeres über den Rhein gegangen

¹) Eine entehrende Strafe und deshalb den Franken, welche bei solchen Gelegenheiten nur eine Geldbuße (Wehrgeld) geleistet hatten, doppelt verhaßt. Sie bestand darin, daß der Verurtheilte eine Strecke weit einen räudigen Hund auf dem Arm tragen mußte; ebenso das Schwerttragen. [illegible]

war, überfiel Heinrich dieselbe im Verein mit Giselbert, und da der König Otto nicht so rasch mit dem Rest des Heeres folgen konnte, schien Alles verloren.

Da ließ Otto „die heilige Lanze," d. h. dieselbe, nach der Sage, mit welcher dem Heiland, als er am Kreuze hing, die Seite geöffnet wurde, in der Mitte des Heeres aufpflanzen, warf sich vor derselben nieder und flehte um den Sieg des Himmels gegen diesen schändlichen Verrath, worauf die am Ufer so sehr [illegible] Sachsen mit heiliger Begeisterung angriffen. Dennoch wären sie wohl der Uebermacht erlegen, wenn nicht eine klug(?) [illegible] Verwirrung in die Reihen der Feinde gebracht hätte. Es waren nämlich unter den Sachsen manche, welche die fränkische Sprache verstanden, die riefen, als ob sie auch mit den Anhängern Heinrichs übergehen wollten, während sich schon das feindliche Heer, im Augenblick aber, als der Kampf begann, riefen sie auf fränkisch: „Fliehet! fliehet!" — und zum Erstaunen selbst der Sieger, erlitt die Uebermacht eine so furchtbare Niederlage, daß fast Alle erschlagen oder gefangen wurden. Heinrich floh verwundet nach Merseburg, und Giselbert und Eberhard (?) [illegible] verließen sich nicht(?), als ob sie an der ganzen Sache keinen Antheil hätten. Ein Aufstand der Slaven entstand, welcher die Macht des Kaisers theilen sollte, wurde dadurch beseitigt, daß Markgraf Gero die Slavenfürsten und [illegible] derselben zu einem Gastmahl einlud und alle, dreißig an der Zahl, ermorden ließ.

Zwar fanden nun die [illegible] empörten Slaven im Markgrafen(?) [illegible], als Otto dahin eilte, um Gero zu unterstützen, die Westgrenze des Reichs durch Giselbert bedroht, der jetzt an König Ludwig von Frankreich einen mächtigen Bundesgenossen gefunden hatte, so daß nach [illegible] Vermählung des Giselbert, zu Metz schon die Verabredungen getroffen wurden, den Herzog Eberhard zum deutschen König zu krönen. Allein das Glück blieb Otto's Waffen getreu. Es rollte so recht deutlich(?), daß, als er das Heer seiner Feinde bei Andernach überfiel, die Masse derselben noch lustig schmausend und zechend umherlag und die Führer Giselbert und Eberhard ruhig beim Schachspiel saßen, als die Sachsen schon in das Lager eindrangen. Konrad war der ritterliche Graf Konrad, Kurzbold genannt, weil er, obschon klein, doch von außerordentlicher Stärke war. Während seine Leute mit den [illegible] und [illegible] kämpften, verfolgte er die Führer, welche dem Rheine zueilten, um sich dort in einem Nachen zu retten. Giselbert gelang es nicht [illegible], Eberhard auch zum Ufer, als Graf Konrad herbeieilte. Durch einen Stoß mit der Lanze warf er das Boot um, so daß Giselbert ertrank. Eberhard stellte sich ihm zum Zweikampf, fiel aber nach tapfrer Gegenwehr. [illegible] wurde gefangen und König Heinrich floh nach Frankreich. Als aber Otto ihm an die Seite entgegen kam, stellte sich unter, um Verzeihung bittend (940), [illegible]. Die Sanftmuth Otto's ging so weit, daß er ihm zum zweiten Male seinen Bruder verzieh, als dieser ihn, während eines Kriegs mit den Slaven zu Quedlinburg beim Osterfeste mit Hülfe seiner Mitverschworenen überfallen und ermorden wollte. Am darauf den Weihnachtsabend, an welchem Otto, von einem Theile des Volkes zum [illegible]

land, gekämpft hatte, benutzte er auch die Gelegenheit, um die seiner Macht gefährlichen Herzogthümer an sein Haus zu bringen. Franken theilte er zwischen dem schwäbischen Grafen Udo und dem edlen Wormser, Konrad, den er für den Verlust durch Lothringen entschädigte und überdies mit seiner Tochter Luitgarde vermählte. Seinem ältesten Sohne Ludolf gab er das Herzogthum Schwaben, indem er auch hier die Macht des Königs, über die Herzogthümer zu verfügen, augenscheinlich darthat, die Vasallen des Landes aber dadurch doch wieder versöhnte, daß Ludolf sich mit Ida, der einzigen Tochter des Herzogs Herrmann von Schwaben, vermählte. Heinrich endlich mußte Judith, die schöne Tochter des bösen Arnulf von Baiern heirathen, so daß im Verlauf weniger Jahre (bis 948) alle fünf großen Herzogthümer theils durch Familienbande an das Königshaus geknüpft wurden. Heinrich zeigte sich jetzt als Herzog von Baiern dankbar gegen seinen Bruder, denn als die Ungarn wieder mit einem Einfalle drohten, drang er zuerst siegreich in das Land derselben ein, während Otto sich nicht nur bis vor die Mauern von Paris durchkämpfte, sondern im Norden auch einen so entscheidenden Sieg über die Dänen erfocht, daß er, durch ganz Jütland bis zu dem nach ihm benannten Ottensund vordringend, den König Harald zur Annahme des Christenthums und zur Gründung der Bisthümer Schleswig, Aarhus und Ripen zwingen konnte (948). Ebenso zeugten die neuerrichteten Bisthümer Havelberg, Brandenburg und Oldenburg von den Siegen, die seine neuen Markgrafen Gero und Herrmann Billung über die Slaven erfochten hatten.

Für das Reich hatte König Otto so mit starker Hand nach innen und außen Friede erkämpft und das selbst seinen treuesten Anhängern gegenüber die Übermacht der königlichen Gewalt über die herzogliche dargethan, wie er z. B. den Erzbischof Adalbert von Magdeburg schwer strafte, als dieser aus Mißverstand den jetzt im sächsischen Bezirken ... Herrmann Billung mit Glockengeläut empfangen hatte. Nicht minder entschied er den eben entstandenen Streit in Italien zwischen Berengar II. von Ivrea und Adelheid, der Wittwe Lothars, zu seinem und des Reiches Gunsten dadurch, daß er den Berengar mit großer Heeresmacht überfiel und besiegte, und darauf sich mit der schönen Adelheid zu Pavia vermählte, allein in der eigenen Familie brachen ihm jetzt wieder neue, schwere Kämpfe, indem sein Sohn Ludolf, welcher jetzt dasselbe Schicksal, wie sein Onkel Thankmar befürchtete, sich mit seinem Schwager Konrad dem Rothen von Lothringen wegen dieser unerwarteten Heirath gegen seinen Vater verschwor. Adelheid war nämlich neunzehn Jahre jünger als Otto, und nach dem Tode seiner ersten Frau Editha hatte Otto so viel Kummer gezeigt, daß Niemand an eine neue Heirath dachte, obgleich der König erst neununddreißig Jahre alt war. Durch diese Heirath war aber jetzt dem noch sehr kräftigen Könige ein ganz neuer Gesichtskreis, die Aussicht auf Italien, und auch das ursprüngliche Verbindungsmittel der deutschen Könige, auf die römische Kaiserkrone eröffnet. Allein vorläufig konnte er doch noch nicht an die Erfüllung dieses höchsten Zieles seiner ehrgeizigen Pläne denken, denn die Verschwörung seines Sohnes und Tochtermannes, des Ludolf und des Konrad,

griff immer weiter um sich, so Otto schien unrettbar verloren. Als er nämlich seine widerspenstigen Kinder in Mainz belagerte, wurden nicht nur die Verbündeten, welche dem Herrmann Billung nach Sachsen schickte, total geschlagen, sondern auch die Baiern fielen ab, so daß bald weder Lothringen, Schwaben, Franken, Baiern, kurz fast ganz Süddeutschland dem sehr geschwächten, meist aus Sachsen bestehenden Heere Otto's gegenüber stand. Jetzt [illegible] sich die Verbündeten aber selbst dadurch, daß sie die Ungarn sogar zur Hülfe ins Land riefen, denn als diese raubend und mordend das Lothringen [illegible], erhob sich allgemeiner Unwille. Konrad wollte die Ungarn wieder entfernen, welche dann auch unter ähnlichen Verwüstungen durch Italien heimzogen, auf dem [illegible] zu [illegible] wurde dem König aber bedeutende Reichshülfe gewährt, so daß er bald die Verschworenen in Regensburg eng einschließen konnte. Herzog Konrad [illegible] bei einem Ausfalle, Liudolf stellte sich [illegible] seinem Vater, der ihm verzieh und mit einem Heere nach Italien schickte, wo er durch einen ehrenvollen Tod im Kampfe seine früheren Vergehen sühnte. Dann wurden die Herzogthümer auch neu vertheilt, Lothringen erhielt Bruno, Otto's Bruder, obgleich er auch Erzbischof von Köln war, Burchard erhielt Schwaben, da er eine Nichte Otto's, eine Tochter des jetzt wieder in Baiern eingesetzten Heinrich heirathete; und als Burchard nicht lange danach starb, machte Otto, um nur das Herzogthum einem Familiengliede zu erhalten, die [illegible] ganz unerhörte Ausnahme, daß er die Wittwe, Hedwig, [1]) mit dem Herzogthum belehnte. Später unterschied man deutlich ganz allgemein zwischen Fahnenlehen und Kunkellehen, oder solchen, die auch in weiblicher Linie sich forterbten. Konrad wurde nun so weit vergeben, daß ihm sein ursprüngliches Herzogthum, Franken, erhalten wurde und bald hatte er Gelegenheit, sich um den König im höchsten Grade verdient zu machen. Graf Werner, der Vetter des gefallenen, jüngern Arnulf von Baiern, rief nämlich abermals die Ungarn ins Land, welche dießmal denn auch in einer nie vorhergesehenen Zahl einfielen. [illegible] das Augsburg mit seinen [illegible] Bürgern setzte ihrem Vordringen ein Ziel, denn trotz der heftigen Belagerung, da die Ungarn [illegible] nach den dort aufgestellten Schlägen, ergab es sich nicht. Das [illegible] solchen Angriffe [illegible] die gleichzeitigen Geschichtschreiber nicht groß genug [illegible]. [illegible] bei Nacht [illegible] den Angriff, mit langen Peitschen [illegible] das Volk [illegible] und [illegible] der [illegible] von [illegible] aus [illegible] Gefühle [illegible]. Allein die wackern deutschen Bürger, die [illegible] eigenen Herd [illegible], schlugen nicht nur alle Angriffe zurück, sondern machten auch so wirksame Ausfälle, daß sie sogar dem Ungarnkönig [illegible] seinen Schild abnahmen, der noch jetzt das Wahrzeichen der Augsburger [illegible] ist.

Rasch eilte Otto mit einem großen, aus allen Theilen Deutschlands (selbst die Böhmen hatten Zuzug gesandt) gesammelten Heere herbei; nur die Sachsen fehl-

---

1) Hedwig war eine sehr gebildete Frau und sehr wohl [illegible] von [illegible] und [illegible] aus dem [illegible]

[illegible]

im Adelheid. Der Papſt aber, welcher Otto jetzt zum römiſchen Kaiſer krönen ſollte, Johann XII., war ein Scheuſal. Er verſchenkte bei ſeinen liederlichen Feſten die koſtbaren Altargefäße der Kirchen, nachdem er öffentlich auf die Geſundheit des Teufels getrunken hatte, vergriff ſich in ſchmachvoller Weiſe an den nach Rom kommenden Pilgern und Pilgerinnen, wie er denn auch bald nach Otto's Anweſenheit in Rom, bei einem Verbrechen ertappt, erſchlagen wurde. Deshalb ließ Otto, um auf alle Fälle gerüſtet zu ſein, auch vor ſeiner Abreiſe nach Rom ſeinen älteſten Sohn von der Adelheid, als Otto II., zu Aachen zum deutſchen König krönen und wirklich empfing er auch, nachdem er Berengar beſiegt (Berengar ſtarb dann in der Gefangenſchaft in Bamberg) und aus den Händen des Papſtes Johann XII. die Kaiſerkrone empfangen hatte, in Rom nur durch die Tapferkeit ſeiner deutſchen Leibwache, einem meuchleriſchen Anfalle der durch dieſe Krönung in ihrer Nationalität gekränkten Römer. Wichtig war, daß bei dieſer Gelegenheit Kaiſer Otto vorſichtigerweiſe die Römer hatte ſchwören laſſen, nie einen Papſt ohne Zuſtimmung des Kaiſers zu wählen, um ſo allen Folgerungen zu entgehen, welche man daraus ziehen konnte, daß der Kaiſer dieſe höchſte Würde aus den Händen des Papſtes empfing. Später, als ſchwache Kaiſer, mächtigen, charakterfeſten Päpſten gegenüber ſtanden, änderte ſich aber natürlich doch dieſes Verhältnis zu Ungunſten der Kaiſer. Otto dagegen verfuhr noch ganz wie Karl der Große. Kaum hatte er nämlich Rom verlaſſen, als Johann XII. den ganzen Krönungsakt für null und nichtig erklärte. Otto berief jedoch ein Konzilium, welches den Papſt abſetzen mußte; die Biſchöfe waren aber in weltlicher Beziehung noch nichts ohne die mächtig ſchützende Hand des Kaiſers. Ebenſo, als bald darauf der Tod Johanns XII. erfolgte und die Römer Benedikt V. wählten, berief ihn Otto vor die Stufen des Kaiſerthrones, zerbrach eigenhändig den nicht von ihm inſtallierten Krummſtab und ernannte Leo VIII. zum Papſt, der es denn mit allgemeiner Zuſtimmung auch blieb. Benedikt V. ſah in der Verbannung fern an der ſlaviſch-ſächſiſchen Grenze zu Hamburg. —

Jetzt kamen friedliche Zeiten, in denen Otto beſonders der Sicherung der nordweſtlichen Grenze des Reiche ſeine Aufmerkſamkeit widmete. Um den verſchiedenen ſächſiſchen Biſchtümern einen Mittelpunkt zu geben, wurde das Erzbiſtum Magdeburg geſtiftet, in welcher Stadt auch Otto beſonders gern verweilte und ſie auf mannigfache Weiſe verſchönerte und erweiterte. In Böhmen war die Sache des Chriſtentums entſchieden, indem Herzmann Bellung den heidniſchen König Boleslaw, welcher ſeinen Bruder, den heiligen Wenzel, bei einem Taufeſte ermordet hatte, mit Waffengewalt zur Taufe zwang und Boleslaws Tochter, Dobrawa, welche ſich 966 mit König Mieſko von Polen verheirathete, war ſchon eine ſo eifrige Chriſtin, daß ſie auch in dieſem Lande die chriſtliche Religion einführte. Um dieſelbe Zeit verſuchten die Römer noch einmal den Einfluß des Kaiſers zu brechen, ebenſo wie Adelbert, Berengars Sohn, in der Lombardei einen Aufſtand gegen die fremden Eindringlinge anzettelte, allein letzteren bekriegte Herzog Burchhard von Schwa-

den in einer großen Schlacht am Po und in Rom, wo die Einwohner den vom Kaiser nach Leo VIII. Tode bestätigten Papst Johann XIII. vertrieben hatten, hielt Otto ein strenges Gericht. Eine Anzahl vornehmer Römer, welche sich bei diesem Aufstande betheiligt hatten, wurde hingerichtet. Otto II. vom neuen Papst jetzt schon zum römischen Kaiser gekrönt, die Macht der Lombarden aber dadurch gründlich gebrochen, daß Otto dort eine Menge kleiner deutscher Markgrafen als Stellvertreter der auch auf dem Haupte des römisch-deutschen Kaiser-Königs ruhenden eisernen Krone einsetzte. Um den Titel eines römischen Kaisers zur Wahrheit zu machen, fehlte nur noch die Besiegung des von den Griechen beherrschten Unteritaliens und die Anknüpfung einer Verbindung mit Konstantinopel und dem griechischen Kaiserhause selbst. Letzteres sollte nun durch eine Heirath seines Sohnes Otto II. mit Theophano, der Tochter des verstorbenen griechischen Kaisers Nicephorus bewerkstelligt werden. Allein der in seiner hohlen Pracht übermüthige byzantinische Hof wies den Antrag des Kaisers schnöde zurück. Dafür rächte sich Otto ganz in der rohen Weise der Zeit, denn er ließ nicht nur durch die Grafen Günther und Siegfried die griechischen Besitzungen in Unteritalien erobern und die aus Sizilien zur Hülfe herbeieilenden Sarazenen zurücktreiben, sondern den griechischen Gefangenen wurden auch die Nase, Ohren und die rechte Hand abgehauen und selbige so nach Byzanz geschickt. Auf diese seltsame Freiwerberei hin, welche aber den schwachen Byzantinern Otto's überlegene Macht klar zeigte, gab man endlich die schöne Braut heraus. Als sie ihren Einzug zu Benevent hielt (972), entfaltete ihr Gefolge eine Pracht, wie sie die guten Deutschen sonst noch nirgends gesehen hatten. Die Prinzessin erschien in der üppig-prächtigen griechischen Tracht, deren reicher Stoff vor der Masse der eingestickten Juwelen und Perlen kaum zu erkennen war, das Haar wurde von einem goldenen Netze zusammengehalten und selbst das Pferd, auf dem sie ritt, war geschmückt mit Teppichen, Edelsteinen und Federn. So wunderbar schön sie aber auch nach allen Berichten gewesen sein soll, wär's doch besser gewesen, wenn man sie in Konstantinopel gelassen hätte. Die altdeutsche Einfachheit und prunklose, aber zweckmäßig tüchtige Einrichtung des Kaiserhofes, welche durch die italienische Adelheid schon sehr beeinträchtigt war, wurde jetzt immer mehr beseitigt, da man sich für die geschmacklos-prächtigen, üppigen Feste, für die Errichtung überflüssiger, nur dem Prunk dienender Hofämter u. dgl. jetzt den byzantinischen Hof zum Vorbild nahm. Das Hinsiechen des einst so kräftigen Kaiserstammes, die immer ausgedehntere Unterdrückung der alten germanischen Freiheit durch überflüssiges, nur von oben abhängendes Beamtenwesen, wie das vorwiegende Interesse der Kaiser für Italien werden uns im Verlauf unserer Darstellung die Wahrheit dieser Behauptung beweisen. Otto starb schon im folgenden Jahre (973) zu Memleben am Schlag und wurde zu Magdeburg begraben.

OTTO II.

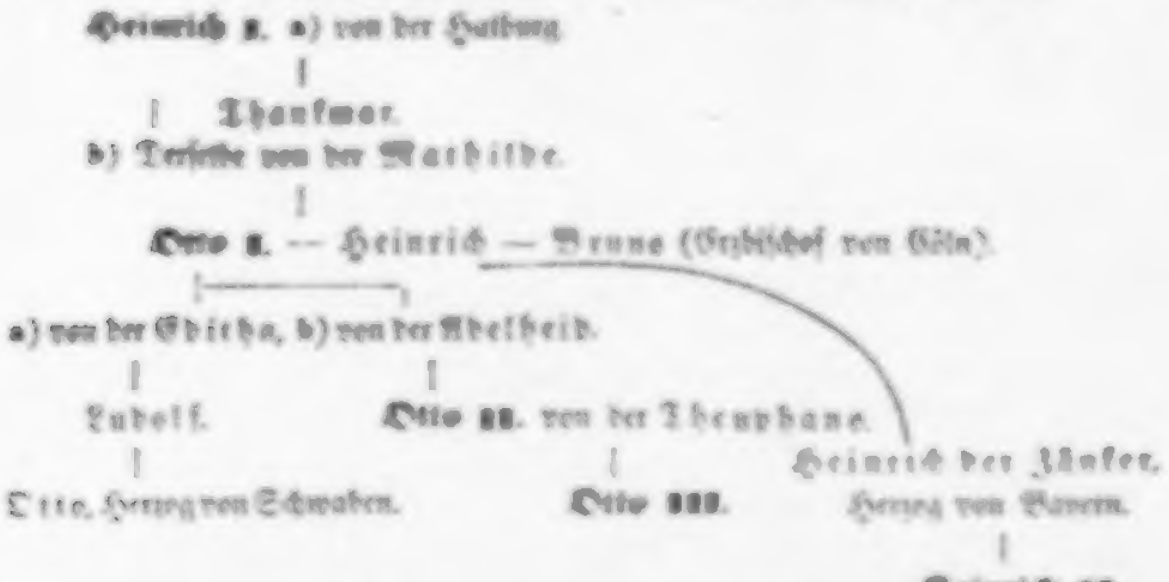
Otto der Zweite.

973 — 983.

Vergleichen wir auf unseren Bildern die Gestalten Heinrichs I., Otto's I. und Otto's II., so sehen wir auch bei den Letzteren in der altfränkischen, freilich hier für den Kaiser etwas idealisirten Tracht, mit dem plumpen Helme, kurzen Gewande und der an die Sandalen erinnernden Fußbekleidung. Otto I. dagegen ist in fränkischer Kleidung, das Kostüm Otto's II. aber schon eine Nachahmung, besonders in der Form des Panzers, der altrömischen Imperatorentracht. Diese äußeren Anzeichen deuten nicht unwesentlich auf den inneren Unterschied der drei Kaiser. Auf Otto's II. Erziehung war die größte Sorgfalt verwendet, namentlich unter dem Einflusse seiner italienischen Mutter, Adelheid, und diese Neigung für die Ueberreste der antiken Bildung im Süden, im Gegensatze zu der deutschen Rohheit, namentlich in seinem großen Erbherzogthume Sachsen, wurde natürlich durch seine byzantinische Gemahlin, Theophano, noch vermehrt. Diese Mischung südlicher und nördlicher Natur zeigt sich denn auch in seiner ganzen Gestalt und Lebensrichtung. Er hatte nicht die hohe sächsische Körperbildung seines Vaters und Großvaters, sondern er war klein, aber doch von kräftigem Körperbau, von sehr frischer Gesichtsfarbe, von südlich heftigem Gemüthe und fast unzufrieden und melancholisch darüber, daß er ein Herrscher des damals in seiner Einheit riesigen, nordischen Barbarenreichs, nicht der Herrscher des schönen, immer noch bildungsreichen Südens sei. Müdelos war er zu dem schweren Kampfpreise des Lebens seines Großvaters und Vaters, der deutschen Königs- und der römischen Kaiser-Krone, gekommen; er wußte sie nicht einmal recht zu vereinigen und das Uebergewicht der ersteren über die letztere aufrecht zu erhalten. Doch war er noch stark genug, im Gegensatz zu seinem Sohne, um das deutsche Königsschwert, welches man scharf geschliffen in seine Hand gab, nachdrücklich zu handhaben. Sein Auftreten in Deutschland, als jetzt die alten Familienpriste wieder anfingen, war entschieden, ebenso die Gegenwehr gegen äußere Feinde.

Der alte, nur in der späteren Regierungszeit Otto's I. beigelegte Zwist zwischen diesem und seinem Bruder Heinrich lebte in den Nachkommen fort, ein Zeichen, wie ungenügend die Aushülfe war, wenn man statt die Macht der Herzoge ganz zu brechen und dieselben zu Reichsbeamten herabzudrücken, glaubte, daß durch die Besetzung der Herzogthümer mit Mitgliedern der kaiserlichen Familie alles gethan sei. Herzog von Schwaben war jetzt der Onkel Otto's I., der Sohn Ludolfs, nach dem Großvater auch Otto genannt. Herzog von Bayern, Heinrich der Zänker, ein Sohn Heinrichs, des Bruders Otto's I., und beide lagen lange wegen der Grenze ihrer Herzogthümer im Streit; es war ein Vorwand, indem beide eigentlich, Onkel und Neffe, den Andern aus seinem Besitze verdrängen und dann gelegentlich mit dem

Stammhalter des Hauses anbinden wollten. Um bei der Aehnlichkeit der Namen die Uebersicht festzuhalten, geben wir die Stammtafel der sächsischen Kaiser:



Heinrich der Zänker, schon mehr ein Fürst von Bayern, als für das Interesse des Kaiserhauses begeistert, verband sich mit Herzog Boleslav von Böhmen, da Kaiser Otto II. in diesem Streite seinem Stiefbruder, dem Otto von Schwaben, Recht gab. Allein die kaiserliche Gewalt überwog noch, Heinrich von Bayern wurde besiegt und gefangen gesetzt, das Herzogthum Bayern an Otto von Schwaben verliehen und Kärnthen Anfangs an einen (Babenberger?) Graf Heinrich Miner gegeben; als dieser sich empörte, kam es dann auch an Otto. Heinrich von Bayern, welcher Gelegenheit fand, aus dem Gefängnisse zu entfliehen, widersetzte sich bald darauf (977) noch einmal, wurde aber wieder besiegt und gefangen. Inzwischen mußte Kaiser Otto auch seine Waffentüchtigkeit durch einen Sieg über den Dänenkönig Harald und über die Franzosen bewähren, da Karl, der Bruder König Lothars, Lothringen besetzte. Otto drang bis Paris vor, zerstörte die Vorstädte der Hauptstadt, konnte aber diese selbst nicht erobern. Auf dem Rückzuge wurde er dann durch den verrätherischen Ueberfall des Grafen von Hennegau gezwungen, doch einen nur halb günstigen Frieden zu schließen, durch welchen zwar Oberlothringen an Friedrich Grafen von Bar kam, Niederlothringen dagegen dem Karl von Frankreich, wenn auch als deutsches Lehen, fiel.

Jetzt war's die höchste Zeit, daß Otto nach Italien ging, denn nicht nur hatten die Römer die Republik proklamirt und Crescentius zum Consul ernannt, den Papst Benedikt VII. vertrieben, und einen Mann von ihrer Partei als Bonifacius VIII. auf den päpstlichen Thron gesetzt, sondern auch in Unteritalien hielten die Griechen die Anstrengungen der Theophano zurück und meinten, jetzt verbündet mit den sizilianischen Saracenen, stark genug zu sein, um dem Kaiser Trotz bieten zu können. Otto machte der römischen Republik (980) schnell ein Ende, bestätigte den von der kaiserlichen Partei ernannten Papst Benedikt VIII., begnadigte aber, milder als sein Vater bei ähnli-

chen Gelegenheiten, den Crescentius. Auch gegen die Griechen war er Anfangs glücklich durch den Sieg bei Cotrone (981); im folgenden Jahre wurde sein Heer aber bei Basantello durch ein geschicktes Manöver der Sarazenen gänzlich geschlagen und er selbst beinahe gefangen, wenn ihn nicht noch zur rechten Zeit ein griechisches Schiff aufgenommen hätte. Allein auch von den Schiffern wurde er erkannt und half ihm seine Ausrede, er sei nur der Kämmerer des Kaisers, zu nichts. Da versuchte er eine andere List, indem er die Schiffer der Galeere (es war ein großes Fahrzeug, auf jeder Seite mit zwei Reihen Rudern) überredete, mit ihm nach Rossano zu fahren, dort wolle er seine Schätze und das Gefolge seiner Frau aufnehmen und mit ihnen dann nach Byzanz fahren; ihr Kaiser, sein Schwager, werde ihn gewiß gut aufnehmen. Die angeblichen Hofdamen, welche in Rossano an Bord kamen, waren aber verkleidete Jünglinge, welche verborgene Schwerter hervorzogen und die Schiffer ermordeten. Als der Kaiser dann ans Land ging, empfing ihn seine Gemahlin, die Theophano, höhnisch mit den Worten: „Haben Dir meine Landsleute so viel Schreck eingejagt! —“ Das leidenschaftliche Gemüth des Kaisers ertrug die Schmach nicht und schon im folgenden Jahre (983) starb er zu Rom an den Folgen der Strapazen jener Schlacht, nachdem er noch auf dem Todbette eine Trauerbotschaft aus Deutschland, nämlich die Nachricht von einem großen Aufstande der Slaven erhalten hatte. Der ihm sonst sehr ergebene Fürst Mistevoi hatte nämlich um Melchthildis, die Schwester Bernhards von Sachsen, angehalten, war aber von seinem Nebenbuhler Dietrich von Nordsachsen schnöde abgewiesen mit den Worten: „Man gebe eine Deutsche und Christin an keinen slavischen Hund. —“ „Gut,“ sagte Mistevoi, „so sollst du sehen, wie die Hunde beißen!“ — Hamburg, Oldenburg, Brandenburg, Havelberg wurden, so wie die christlichen Kirchen zerstört, viele Priester lebendig geschunden, bis es gelang, die Slaven endlich in einer großen Schlacht bei Tangermünde zu besiegen. Auch Otto von Schwaben und Bayern starb auf diesem italienischen Feldzuge und Schwaben kam an Konrad, Bayern erhielt aber Heinrich Minor wieder. Kurz vor seinem Tode theilte er sein ganzes bewegliches Vermögen in vier Theile, und gab den ersten der Geistlichkeit, den zweiten den Armen, den dritten seiner Schwester Mathilde, welche Aebtissin zu Quedlinburg war, den vierten seinen Dienern und Kriegern; ein Beweis, wie große Gewalt die Geistlichkeit über ihn hatte, da so wohl drei Viertel an die Geistlichkeit gekommen sein werden.

Otto der Dritte.

983 — 1002.

Nach größern Einfluß und Reichthum erlangte die Geistlichkeit unter diesem Kaiser, da während seiner Minderjährigkeit die italienische Adelheid und die griechische Theophano regierten, und als er dann selbst die Regierung dem Namen nach antrat, war „dieses gelehrte Wunderkind," wie ihn die geistlichen Geschichtschreiber nennen, verweichlicht und eher nach damaligem Begriffe ein halber Pfaff, als ein ganzer Ritter. Das machten sich denn auch die großen Herzoge trefflich zu Nutzen und wenn wir unter seiner Regierung nicht, wie bei seinem Vater und Großvater, von einem Ringen der kaiserlichen mit der herzoglichen Gewalt hören, so kam dieses daher, daß man die Ruhe mit Zugeständnissen erkaufte, so daß die Herzoge sich im Innern ihrer Territorien immer mehr nicht nur als Statthalter des Kaisers festsetzen konnten, sondern selbstständige Fürsten wurden. Desto wichtiger erschien dagegen diesem wälschen Altweiberregiment der Einfluß Deutschlands auf Italien, hatte doch Adelheid ihren Wittwensitz in Pavia und pilgerte Theophano kurz vor ihrem Tode sogar nach Jerusalem. Otto III. faßte, als er zur Regierung kam, diesen Gedanken Anfangs großartig auf. Die deutsch-römische Kaiserkrone sollte in Wahrheit wieder die Herrschaft der Welt bedeuten (bei seiner Krönung wurde den Reichsinsignien der Reichsapfel, das Bild der Welt mit dem Kreuze darüber, hinzugefügt). Rom sollte deßhalb die Residenz der deutschen Kaiser werden, ein Deutscher auf den heiligen Stuhl St. Peters sitzen u. dgl. m. Anfangs verfolgte Otto auch diese Pläne mit Kraft, allein die bei Hof alles vermögenden, meist wälschen Pfaffen wollten nicht, daß Deutschland auf die Kirche und auf Italien so viel Einfluß erhielte. Crescentius, der römische Consul, hatte von Neuem die Republik proklamirt, Papst Johann XIV. enthaupten, Johann XV. verjagen lassen und als Otto III. mit einem Kriegsheere nahte und Bruno von Kärnthen, als Gregor V. zum Papst ernannte, unterwarf er sich zum Schein, aber kaum drehte der Kaiser den Rücken, als Crescentius auf's Neue die Gewalt an sich riß und Johann XVI., einen Italiener, mit der Tiara bekleidete. Voll Zorn kehrte Otto nach Rom zurück und trat jetzt wirklich energisch auf, indem er den Crescentius enthaupten, dem Afterpapst aber die Augen ausstechen und ihn auf einem Esel durch die Stadt führen ließ. Allein das galt in den Augen der wälschen Geistlichkeit für ein Verbrechen und ihre Rache war furchtbar. Papst Gregor wurde vergiftet, sein Nachfolger Silvester II. (Gerbert), einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, als Zauberer verschrien und dem Kaiser wurde in und außerhalb des Beichtstuhles die Hölle so heiß gemacht [1]), daß ihm bald alle Lebenslust verging und er

1) Auch sonst benützten die Pfaffen das in dieser Zeit viel verbreitete Gerücht, nach welchem im Jahre 1000 die Welt untergehen sollte.

OTTO III.

HEINRICH II.

vierzehn Tage als Büßer bei Hunger und Geißelhieben in einer Höhle lebte und in ähnlicher Weiſe große Wallfahrten nach Apulien und nach Polen unter ſchweren Strapazen machte. Wohl aus dem Gefühl, wie wenig ſein Leben ſeinen urſprünglichen, großen Plänen und Hoffnungen entſpreche, ging auch der phantaſtiſche Gedanke hervor, daß er ſich das Grab Karls des Großen öffnen ließ. Als die Marmorplatte [1]) abgehoben wurde, fand man den einbalſamirten Leichnam noch unverſehrt auf ſeinem ſteinernen Throne ſitzend vor, wie es die Lebensbeſchreiber des großen Kaiſers gemeldet hatten. Die Abſicht der Geiſtlichen wurde erreicht und die zarte Conſtitution Otto's erlag ſchon 1002 auch ohne Gift einer Krankheit. Hatte die Kirche doch ſchon einen andern, ganz ihrem Einfluß ergebenen Kaiſer in Bereitſchaft, nämlich Heinrich von Bayern, der, ſehr verſchieden von ſeinem beſſigen Vater, dem Zänker, ein Kopfhänger und ein durchaus ſchwacher Mann war. Ob Otto III. je verheirathet geweſen ſei, iſt hiſtoriſch nicht ganz ſicher, eine Sage, welche viel für ſich hat, berichtet aber, daß ſeine Gemahlin, Maria von Aragonien, ſich in einen ſchönen italieniſchen Grafen verliebt habe und als dieſer vor der Zumuthung des Ehebruchs entſetzt zurückgewichen ſei, hätte Maria ihn beim Kaiſer verklagt, daß er ſie mit ſeiner Liebe verfolge. Im erſten Zorn wurde der unglückliche Graf ungehört enthauptet, die Wittwe desſelben erbot ſich aber, durch die Feuerprobe die Unſchuld ihres Gemahls zu beweiſen und ohne Brandmale ſei ſie barfuß über rothglühendes Eiſen gegangen. Da habe Maria ihre Schuld bekannt und ſei zu Mutina (996) verbrannt worden.

1) Sie ſtellt den Raub der Proſerpina dar, und ſoll urſprünglich auf dem Grabe Cäſars gelegen ſein; jetzt iſt ſie in Frankreich.

Heinrich der Zweite (der Heilige).

1002 — 1024.

Dieſer letzte Kaiſer aus dem ſächſiſchen Hauſe war ein Sohn Heinrich des Zänkers und ein Enkel Heinrichs des jüngeren, Bruders Otto I., alſo ein Urenkel des großen Heinrichs, des Vogelſtellers, aber äußerlich und innerlich ſehr unähnlich dem Ahnherrn des ſächſiſchen Kaiſerhauſes. Wir ſehen auch auf unſerem Bilde mit Recht den Mann mit dem düſteren Mönchsgeſichte, gleich Otto III., nicht in dem kriegeriſchen Gewande der anderen Kaiſer jener Zeit. Doch war ſeine Wahl nicht gleich entſchieden, denn ſowohl Herzog Hermann von Schwaben, aus fränkiſchem Blut, wie Eckhard von Meiſſen, welcher in ſeinem ſlaviſchen Lande durch Despotismus erſetzte, was ihm an Umfang der Macht abging, bewarben ſich auch um die Krone Deutſchlands, allein ſie kamen zufällig, während die Wahl noch nicht entſchieden war, beide um's Leben. Adelheid und Sophie, die Schweſtern Otto's III.,

machten nämlich für ihren Verwandten Heinrich eifrig Partei in den sächsischen Landen, worüber Eckhard sich so erboste, daß er sich zu Werla in ihre Wohnung drängte, sie insultirte, ihnen ihr Mittagessen wegnahm und sie sonst in ähnlicher Weise beleidigte. Dafür wurde er von einem Grafen von Nordheim überfallen und im Kampfe erstochen. Herrmann von Schwaben trat darauf auch zurück von der Wahlbewerbung, starb aber bald darauf, ebenso dessen Sohn Ernst, welcher durch einen Pfeilschuß auf der Jagd getödtet wurde. Heinrich II. wurde jetzt zu Aachen gekrönt, doch hatte er auch gleich nach seinem Regierungsantritt mit seinem Bruder Bruno, der sich mit Heinrich von Schweinfurt und Boleslav von Böhmen verbunden hatte, einen bedenklichen Kampf, denn jene machten Ansprüche auf Bayern, welches Heinrich II. an seinen Schwager, den Grafen von Luxemburg, gegeben hatte; es besiegte sie aber der Kaiser durch die Schlacht von Kulmbach (1003). Ueberhaupt war die Regierung Heinrichs II. nicht so ruhig und friedfertig, wie es der fromme Kaiser wohl gewünscht hatte, der seinen Abschied von den Verlockungen dieser Welt sogar so närrisch weit trieb, daß er mit seiner Gemahlin übereinkam, nur in einem schwesterlichen Verhältniß zu leben. Als ein Adeliger an der Wahrheit dieses sündlichen Benehmens zweifelte, machte die Kaiserin, die schöne Kunigunde von Luxemburg, auch zum Zeichen ihrer Unschuld die Feuerprobe und auch ihre zarten Füße berührten ohne sich zu verbrennen das glühende Eisen. Die Geistlichen, welche diese Ordalien leiteten, werden die Sache schon einzurichten gewußt haben, aber wenn der Herrgott wirklich die Ehe für eine Sünde hielte, so hätte er keine Menschen geschaffen. Mit den Slaven und Italienern nicht allein, sondern auch mit den Friesen hatte Heinrich viel und mit sehr wechselndem Erfolge zu kämpfen, und als er sich zu Pavia krönen ließ, empörten sich die Bürger und trieben ihn in seinem Palaste so in die Enge, daß er sich nur durch einen Sprung aus dem Fenster retten konnte (1005), obgleich er kurz vorher den Markgrafen Harduin von Ivrea, der sich gleich Berengar die Herrschaft über die Lombardei aneignen wollte, gründlich besiegt hatte. Die deutschen Truppen rächten diesen Angriff auf die Person ihres Kaisers durch eine blutige Metzelei unter den Bürgern Pavia's, wie sie auch durch glänzende Siege über Griechen und italienische Herzoge (z. B. Herzog Pandolf von Capua) in Unteritalien die kaiserliche Gewalt geltend machten, allein Krankheiten räumten furchtbar in dem das Klima nicht gewohnten Heere auf und Heinrich war durch den Vorfall in Pavia auch der Aufenthalt in Italien verleidet. Er kehrte nach Deutschland zurück und beschäftigte sich hier namentlich mit dem Abhalten von Concilien, wohin er auch besser als für die Feldschlacht paßte. Nur mit Widerstreben zog er später auf kurze Zeit wieder nach Italien. Concilien veranstaltete Heinrich in Deutschland aber während seiner Regierungszeit im Ganzen fünf. Wichtiger noch war für die Kirche der äußere Schutz, welchen er ihr angedeihen ließ. So stiftete er unter Anderem auch das Bisthum Bamberg und beschenkte es mit umfassenden Besitzungen, wie er anderen Bisthümern, wie z. B. Würzburg, Basel, seinen besondern Schutz angedeihen ließ, ja er wollte sogar in Straßburg Mönch werden, allein das hätte den

Geistlichen, die ihn leiteten und aus seinem Schutze Vortheil zogen, wenig gefallen. Der Bischof Werner von Straßburg fügte sich daher scheinbar seinem Verlangen, ließ ihn das Gelübde des ewigen Gehorsams ablegen, befahl ihm dann aber im Namen der Kirche, auch künftig noch Kaiser zu bleiben.

1021 mußte Heinrich wieder nach Italien ziehen, indem die Griechen in Unteritalien auf's Neue ihr Haupt erhoben und die Araber Salerno eroberten, bei welcher Gelegenheit Herzog Weimar von Salerno nur zufällig durch ein aus dem heiligen Lande heimkehrendes normannisches Schiff gerettet wurde. Sie wurden für diese Hülfe reich beschenkt und seitdem zogen viele Normannen, namentlich unter Drengot und seinen vier Brüdern, nach Unteritalien und bildeten dort einen immer festeren Wall gegen Griechen und Sarazenen. In ähnlicher Weise suchte Heinrich die Slaven an der Elbe dadurch im Zaume zu halten, daß er in ihrem Rücken sich mit den Dänen in ein gutes Einvernehmen setzte und die Gründung des Erzbisthums zu Lund begünstigte, welches bisher unter dem Erzstift Hamburg stand (**1004**). An der östlichen Gränze des Reiches hatte Boleslav Chrobry von Polen sich in Besitz auch von Böhmen, Mähren und Schlesien zu setzen gewußt, der Kaiser zog gegen diesen übermächtig werdenden Nachbar, entriß ihm Böhmen wieder, wo er einen Herzog Othelrich aus dem ursprünglichen Herrscherstamme des Landes zum Fürsten einsetzte, erlitt aber **1015** eine schwere Niederlage durch die Polen und schloß endlich **1018** Frieden mit letzteren. Auf dem Sterbebette empfahl er noch den kräftigen Grafen Konrad, welcher einen Theil von Franken und Burgund beherrschte, zu seinem Nachfolger. (Herzog in Franken war ein Vetter dieses Konrad, welcher ebenso hieß.) Auf dem Grabe Heinrichs **II.** zu Bamberg ist ein Bild der Gerechtigkeit mit einer Wage in der Hand, deren Zunge nicht ganz einsteht: das Volk sagt sich, wenn sie einmal einstünde, dann ginge die Welt unter.

Inneres Leben zur Zeit der sächsischen Kaiser.

Wie die Karolinger, namentlich Karl der Große selbst, die Periode des alten, reinen Germanenthums für Deutschland beendigten und zuerst viel romanische und der antiken Welt entnommene Sitten und Gebräuche nach Deutschland brachten, welche beiden Lebenselemente aber noch lange unvermittelt, ja feindlich neben einander fortbestanden, so beginnt mit der Periode der sächsischen Kaiser eigentlich positiv die moderne Zeit, die organische Verschmelzung der römischen und deutschen Lebenselemente. Auf die eigenthümlichen Verhältnisse, welche jetzt die Herzoge in einen meist feindlichen Gegensatz zum Kaiser brachten, haben wir schon früher aufmerksam gemacht, und ebenso auf die Anfänge des Lehenswesens. Allein so viel Vortheile ein Lebensverhältniß dem Lehensträger auch gewöhnlich bot, so war doch mit demselben zu

viel Abhängigkeit vom Lehensherrn verbunden, als daß man alle dadurch hätte ins Interesse des Kaisers ziehen können. Selbst der Herzog hatte z. B. den Blutbann in seinem Lande vom Kaiser zu Lehen, d. h. er ließ durch seine Vögte Recht sprechen und die Gerichtsstrafen und Unkosten einziehen und mußte dafür jährlich eine runde Summe an den Kaiser zahlen, wenn er aber, wie dieses häufig geschah, den Blutbann in einzelnen Bezirken und Ortschaften an Dritte unter denselben Bedingungen zu Afterlehen geben wollte, so durften selbst diese, nächst dem Kaiser mächtigsten Herren dieses doch nicht ohne die ausdrückliche Erlaubniß desselben wieder verleihen. Außer dem Adel und den in die Städte gezogenen Freien, welche letztere sich meist mit Handel beschäftigten und durch Reichthum unabhängig waren (in Köln gab es schon mehr als 500 Kaufleute), hatte sich auch eine Reihe freier Bauerngemeinden erhalten und war bei Anderen die alte Freiheit wenigstens noch in so lebhaftem Andenken, wie z. B. bei den Schweizern, daß sie bei nächster Gelegenheit sie sich wieder errangen. Die Thurgauer kämpften selbst schon 992 bei Dießenhofen mit ihren Herren und wenn sie auch erlagen, so befestigte dieses nur den Groll gegen die aufgedrungene Herrschaft der, ursprünglich als nicht mehr berechtigte, sondern nur mehr angesehene, neben den Freien stehenden Adeligen. Auf dem ehemals römischen Boden in Süd- und Westdeutschland, wo die römischen Juristen, lateinische Urkunden, kurz römisches oder doch halb römisches Recht herrschte, da wurden freilich die Bauern immer mehr in ein Hörigkeitsverhältniß zu den geistlichen und weltlichen Herren hinabgedrückt und mit immer neuen Zehnten und Frohnden belastet, bis man ihnen, wenn sie dieselben in schlechten Jahren nicht mehr leisten konnten, die Freiheit selbst nahm. Ebenso wurden die slavischen Urbewohner der weiten Länderstrecken, welche die Sachsen jenseits der Elbe erobert hatten, in ein reines Sklavenverhältniß gebracht, galt doch selbst die Ehe eines Freien mit einer Slavin nur für ein Concubinat und waren die Kinder aus einer solchen Ehe nicht erbfähig. Freie Bauern, sowohl in ganzen Gemeinden, als auf einzelnen, verstreut liegenden Höfen, aus denen oft später durch Erwerb weiterer Grundstücke große Rittergüter wurden, erhielten sich namentlich in Westphalen, in Friesland und in dem damals schon dauernd eroberten Theile von Holstein westlich von Neumünster, in Ditmarsen u. s. w.; oft freilich mußten sie mit den Waffen in der Hand ihre Freiheit gegen die Anmaßung nahewohnender, geistlicher und weltlicher Herren vertheidigen. Als Graf Dietrich von Holland die Westfriesen sich unterworfen hatte, meinte er auch die Ostfriesen sich unterwerfen zu können und überfiel sie 922 mit Heeresmacht, allein sie hatten sich das Schicksal ihrer Brüder zur Warnung dienen lassen und sich wohl bewaffnet, so daß der Graf und seine Dienstleute mit blutigen Köpfen heimziehen mußten. Die Ostfriesen thaten sich nun aber in sieben kleinen Republiken „die sieben Seelande" zu Schutz und Trutz zusammen und erkannten nur den Bischof als ihr geistliches Oberhaupt über sich an. Beim Upstalesboom (Obergerichtsbaum) war ihr Hauptvereinigungsort, wie auch in den einzelnen Gemeinden hier, wie in Westphalen, nach altdeutscher Sitte

und in vaterländischer Sprache unter freiem Himmel und in Anwesenheit aller Gemeindegenossen Recht gesprochen und die Angelegenheiten der Gemeinde geordnet wurden. Daß aber dort, wo wie in Westphalen solche freie Leute mit Lehensträgern und andern abhängigen, nach Hof- oder Lehensrecht gerichteten Leuten untermischt wohnten, das Verhältniß jener schon als eine Ausnahme erschien (während diese späteren Abhängigkeitsverhältnisse eigentlich die Ausnahmen waren), geht daraus hervor, daß man diese Selbstgerichte des Volkes schon „Freistühle," die Richter „Freischöffen," den Vorsitzenden Freigrafen nannte. Hieraus entstanden weiterhin, als man diese alten freien Gerichte noch mehr verfolgte und namentlich einzelne Fürsten und Herren sich Privilegien vom Kaiser geben ließen, daß sie solche Gerichte nicht mehr in ihrem Lande zu dulden brauchten, die heimlichen oder Vehmgerichte, bei welchen charakteristisch der Mißbrauch wurde, daß nicht nur die Richter (die Wissenden) zugleich auch als Zeugen und als Vollstrecker des Urtheils auftraten, sondern daß sie zuletzt sogar blos auf ihr Zeugniß hin den abwesenden Angeklagten zur Verurtheilung und Bestrafung bringen konnten, was dann der ursprünglichen, freien, öffentlichen Einrichtung der altdeutschen Gerichte schnurgerade zuwiderlief. Die immer stolzer ihr Haupt erhebenden geistlichen und weltlichen Herren waren aber nicht nur mit den Bauern, sondern auch unter sich um Besitz und Macht in beständigem, gewaltthätigen Hader. So schämte sich Bischof Notker von Lüttich nicht der Schandthat, daß er, als der Ritter von Chevremont ihn vertrauensvoll bat, er möge ein neugeborenes Kind taufen, mit einer Menge als Mönche verkleideter Krieger auf die feste Burg kam, die Leute des von Chevremont überwältigte und den Burgherrn zwang, sich mit Frau und Kind in den Abgrund zu stürzen (980). Ueberhaupt, so glänzend die Zeit der sächsischen Kaiser dasteht, und mit Recht die Zeit der größten Einigung Deutschlands genannt wird, so war doch bei Hohen und Niedern in dieser gewaltthätigen Zeit das kaiserliche Ansehen nicht so gesichert, wie zur Zeit Karls des Großen und nur die ersten beiden dieser Kaiser versuchten in umfassender Weise im Volke eine Grundlage für die kaiserliche Macht zu gewinnen. Dieß geschah aber besonders dadurch, daß sie nach dem Vorbild der noch existirenden Ueberreste freier Gemeinden und einzelner noch ganz unabhängiger Adeliger und Bauern durch Privilegien ähnliche befreite Orte (Immunitäten) ins Leben riefen. Es wurden in dieser Weise immer mehr Bisthümer und Stifter, einzelne Grundbesitzer und Territorien der Gewalt der nach Unabhängigkeit strebenden Herzoge und Grafen entzogen, die wichtigsten befreiten Orte waren aber die Städte. Den Grundstock der Bürger bildeten ursprünglich begüterte, freie Männer, welche sich dann auch in den Städten Höfe bauten. Ihre Hintersaßen, die sie mit in die Stadt nahmen, erhielten kleinere Wohnungen rings um diesen Hof, wo sie, wie einst, als ihr Herr noch draußen wohnte, Handwerke trieben (nur das Gewerb der Schmiede, namentlich der Waffenschmiede, war seit je ein Handwerk für freie Männer gewesen), oder auch die Grundstücke desselben in der Nähe der Stadt bebauten. Die Gesammtheit der den Bürgern gehörigen ländlichen Grundstücke bildete

das Weichbild, die Bannmeile der Stadt, d. h. die Strecke, soweit der vom Grafen erimirte Gerichtsbann der Stadt reichte. Die Art und Weise, in welcher diese freien Städtegründer, die Geschlechter in den Städten, noch den Handel betreiben mußten, konnte schon dem nach Gefahr, Abenteuern, aber auch nach reichem Gewinn trachtenden Sinne der alten, freien Deutschen zusagen. Bei Reisen auf dem Flachlande drohte viel Plackerei und Gefahr, ob es nun durch die erst halb unterjochten Slavenlande oder auf schwindelnden Gebirgspässen zu den, jedem Deutschen tückisch nachstellenden Italienern ging, oder ob sie im Lande selbst sich durch die tausend Behelligungen von Seiten der immer zahlreicheren, immer unabhängiger sich stellenden einzelnen Landherren sich durchwinden mußten. Und ging es gar über Meer, denn Schiffer und Kaufmann waren noch keine geschiedenen Geschäfte, so drohten dem Handelsmann noch größere Gefahren. Die Schiffe waren noch schlecht, meist ohne Verdeck, so daß selbst das Genie Karls des Großen nicht eine deutsche Marine ins Leben zu rufen wagte und er, als er einst in Frankreich zu Narbonne die Schiffe der Normannen vorüberfahren sah, weinend daran verzweifelt sein soll, denselben je auch auf diesem Elemente die Spitze zu bieten. Wenn eine Gesellschaft beisammen war, die nach demselben überseeischen Punkte fahren wollte, schaffte man die Waaren, Lebensmittel u. s. w. aufs Schiff und jeder Mitfahrende übernahm dort ein anderes Geschäft. Der Kundigste machte den Steuermann, ein Anderer den Koch, ein Dritter überwachte die Ein- und Ausschiffung der Waaren, ein Vierter saß im Mastkorb, was damals noch wirklich ein Korb war, und schaute hinaus nach Wind und Wetter und den vorbeifahrenden Schiffen. Die ärmsten Mitreisenden gaben die Matrosen ab. Den einen Tag zehrte man von den Vorräthen des Einen, den anderen Tag von denen des Anderen. Für den Durst stand für Alle am Mast ein Krug mit Meth oder Gruith, eine Art Bier aus Hafer und Eschenblättern bereitet; für die Nacht war im Hintertheil des Schiffes eine Hütte erbaut. Da das Schiff, wie bemerkt, noch offen und klein war und der Kompaß noch abging, mußte man sich in der Nähe der Küste halten und bei Sturm eine schützende Bucht suchen. Wurde man dennoch durch Unwetter auf die hohe See getrieben, so hatten die Schiffer Raben an Bord, die sie fliegen ließen und das scharfe Auge und noch mehr der Instinkt des Thieres zeigte die Richtung an, wo das Land lag. Noch bedenklicher war aber die Lage des Schiffer-Kaufmannes, wenn er so endlich in England, Frankreich, Spanien das ersehnte Ziel erreicht hatte, denn während jetzt jeder Fremde unter dem Schutz der Landesgesetze überall Sicherheit und Recht findet, haftete dasselbe damals so zu sagen an der Person, der Fremde war „biesterfrei," „Wildfang," d. h. rechtlos im fremden Lande, wenn er dort nicht Landsleute fand, die sich seiner annahmen und denen es dann freilich auch gestattet war, bei Rechtsstreitigkeiten nach dem Rechtsgebrauche ihrer Heimath zu entscheiden. Der letzte Ueberrest dieser uralten Sitte war bis in neueste Zeit das Recht der Gesandten im Bereich des Gesandtschaftshotels nach den Gesetzen des Mutterlandes zu richten.

Die Kaufleute der einzelnen Städte kamen deßhalb bald auf den Gedanken, an den Punkten, wohin hauptsächlich ihr Handel ging, eine Anzahl ihrer Mitbürger ansäßig zu machen, welche, weil sie zugleich auch Bürger in jenen Ländern waren, sie dort vor Gericht vertreten, Ausstände einkassiren und sonst ihre Geschäfte unterstützen und betreiben konnten. In der nächsten Periode, wo diese Handelskolonien zu Nischnei Nowgorod in Rußland, auf Schonen und in Bergen, in London später und Lissabon ihre Blüthe erreichten, wollen wir das merkwürdige Leben und Treiben in denselben näher betrachten. Diese Kolonien hatten aber dann auch auf die Städte selbst, von wo aus solch ein Handelskontor errichtet wurde, großen Einfluß, denn die Kaufleute, welche sich zur Errichtung desselben verbunden hatten, bildeten dann die erste Art jener Innungen, welche später so wichtig wurden. Allein auch für die Reise im Inland, den Rhein, die Donau hinab oder über Regensburg, Augsburg, Basel auf den großen gen Süden führenden Handelsstraßen bedurfte es bald ähnlicher Einrichtung, denn schon herrschten dort alle zehn Meilen andere Rechtsgewohnheiten und hatten sich die Städte von den Kaisern und Fürsten, die sie schützten, weil sie noch wahre Fundgruben von Einnahmen waren, das Stapel- oder Niederlagsrecht erworben; nach jenem mußte jede durchpassirende Waare eine Weile auf dem Markte der Stadt feil geboten werden, nach diesem durften gar nur einheimische Kaufleute dieselben weiter spediren. Ebenso ließen die Herren und Grafen sich gern nöthigen, Wege und Brücken zu bauen, denn die Abgaben der Reisenden in Geld und Waaren wurde bald so erhöht, daß die Durchgangszölle daraus entstanden; an mehreren rheinischen Zollstätten mußte diese Abgabe wo möglich in dem damals sehr hoch geschätzten Pfeffer entrichtet werden. Da kamen denn auch bald die Städte und verlangten vom Kaiser Privilegien, daß sie auch solchen Durchgangszoll erheben und sich an den Kaufleuten anderer Städte für diese neue Last, die ihrem Handel auferlegt war, entschädigen konnten.

Ebenso wie nach dem schändlichen, zu so vielem Mißbrauche führenden Strandrechte die Güter der armen Schiffbrüchigen dem Herrn gehörten, auf dessen Grund und Boden das Unglück sich ereignet hatte, so wurde später auch der Gebrauch eingeführt, daß auf den Landstraßen, wenn eine Achse brach, alle Güter, welche dadurch den Boden berührten, dem Grundherrn gehören sollten. Nicht geringere Schwierigkeiten für den Verkehr lagen endlich auch noch in den ungeregelten Geldverhältnissen. Wie beim Zoll wetteiferten auch Geistlichkeit, Adel und Städte darin miteinander, sich vom Kaiser das Privilegium des Geldmünzens zu erwerben. Der Kaiser ließ (Gülden, Gulden) Goldgulden schlagen, jene Anderen dagegen Heller und Pfennige; die Geistlichen machten ein Kreuz auf dieselben (Kreuzer), die Adeligen ihr Wappenschild (Schillinge). Zur Erleichterung des Verkehrs wurden auch bald Silbermünzen geschlagen, deren 3½ gleich Einem Goldgulden waren; aus Mißbrauch sagte man dann nach und nach statt: Ein Drittel-Guldenstück, schlechtweg Guldenstück. Da aber fast jede Münzstätte eine andere Währung hatte, so war bei größeren Käufen dem Betruge und der Verwirrung Thür und Thor geöffnet, man half

sich nun so, daß man den Handel nach Pfunden und Loth rein Silber abschloß, die Heller auch Pfundweise wog und dann übereinkam, nach der Güte der Münze noch so und so viel Münze darauf zu legen. Die Geldwechsler, welche dieses Geschäft vermittelten, und auf dem Markte jeder Stadt, oder wenn in und bei der Kirche Markt und Messe gehalten wurde (Messe nach der Kirchenmesse), ihre Tische aufgeschlagen hatten, waren meist Wälsche, Lombarden, gleich den Gründern der Leihhäuser, oder aus Cahors in der Guyenne, daher Caorsini, woraus die Deutschen dann Kowartschen und Kauderwälsch machten. Unter deren Vermittelung fingen die Münzstätten nun auch an Weißpfennige oder Dickpfennige (grossi, davon Groschen) zu schlagen, welche bei fast reinem Silbergehalt überall gleiche Währung haben sollten. Wichtig war im Jahr 938 die Entdeckung der reichen Silberbergwerke des Harzes; ein Edelmann hatte sich im Walde verirrt, sein Pferd scharrte ungeduldig und plötzlich kam eine Silberstufe zum Vorschein. Die Geistlichen, meist in Italien gebildet, oft selbst Italiener, bildeten die ersten Bauhütten, welche Kirchen und Klöster, dann auch namentlich in Süd- und Westdeutschland Burgen und Schlösser in dem aus Italien stammenden byzantinischen oder Rundbogenstyl mit den kleinen, oben auch rundgebogenen Fenstern, halbrundem Chorschluß und Kuppeln über den Kreuzgang der Kirchen bauten. Ein kundiger Klosterbruder machte den Werkführer und die Laienbrüder mußten Meißel und Kelle in die Hand nehmen. Die reichen Kaufherren in Süd- und Westdeutschland, in Regensburg (es soll 80—100,000 Einwohner gehabt haben), Augsburg, Mainz, Köln, welche der Handel mit den Gewürzen des Orients, mit den Seidenstoffen und Weinen Italiens und den aus englischer Wolle verfertigten Wollenstoffen Niederlands emporgebracht hatte, ja, wie z. B. in Augsburg, schon selbst ausgedehnte Fabriken betrieben, die ließen sich auch schon in den Städten durch wälsche Steinmetzen prächtige, künstlerisch ausgeschmückte Häuser bauen. In Norddeutschland herrschte dagegen in Städten und Dörfern noch das altdeutsche Holzhaus vor, mit Wänden von auf einander gelegten Balken, das Dach getragen durch eine Reihe aufgerichteter Baumstämme, zur Hälfte eine Behausung für Vieh und Geräth, während in der andern Hälfte unter demselben Dache Menschen hausten und für Licht und Rauch dieselbe Oeffnung im Dache war. Höchstens am Portale des Hauses sah man rohe Versuche, in geschnitzten Ornamenten die byzarren Verzierungen der altnordischen Kunst mit den byzantinischen Vorbildern, welche die Kirchen darboten, zu vereinen. Selbst die ersten Burgen in diesen an Hausteinen armen Gegenden scheinen dem oberen Theile nach wenigstens auch von Holz gewesen zu sein und höchstens das Haupthaus auf den Höfen in den Städten, wo der Kaufmann in der Mitte seiner handwerktreibenden Hörigen wohnte, mag zum Theil in sogenannten Riegelwänden mit Hinzuziehung von Backsteinen erbaut gewesen sein. Genügte doch in dem Hause auch des reichsten Kaufmanns Ein Wohn- und Ein Schlafzimmer, während der übrige Raum als Waarenlager diente; zog ein Schwiegersohn ins Haus, so baute man eben noch Ein Wohnzimmer nebst Schlafkammer hinein. Alle öffentlichen Lustbarkeiten

nicht nur, sondern alle Familienfeste wurden ja auf dem Gildenhause der Gilde, zu welcher der Kaufmann durch die Richtung seines Handels gehörte, gefeiert und da diese Geschlechter, wie sie sich nannten, meist unter einander, ja innerhalb ihrer Gilde heiratheten, so wurden aus diesen Häusern, die so zugleich für alle öffentlichen Geschäfte und als Zechstuben dienten, der Sitz von Vetterschaften, statt Genossenschaften, besonders als in den Städten aus Eifersucht auch ihre früheren Standesgenossen, den jetzigen niedern Landadel, bei diesen Stadtpatriziern auch „das ritterliche Müssiggehen", wie man's offiziell als ein Zeichen der Adligkeit nannte, Mode wurde, während ihr Vermögen ferner nur noch durch Andere in Geschäften umgetrieben wurde. Diese Herren hatten theils direkt durch ihren Handel viel verdient, theils wurde ihnen aber durch einen andern Umstand viel Geld zugeführt. Wenn die Handwerker auf den Stadt-Höfen auch Hörige waren, so waren sie dieses doch nicht in dem jetzt neu eingeführten Sinne der römischen Juristen, wie viele draußen auf dem Flachland, sondern im altdeutschen Sinne. Sie waren zwar durch den Herrn bei Gericht vertreten, sie durften nur nach seinem Willen heirathen, sie mußten das Feld des Herrn bauen und Handwerksarbeiten liefern, allein nur so weit dieses für den Bedarf der Familie desselben nöthig war. Jetzt als der Herr mit diesen Handwerkserzeugnissen Handel trieb, als er nach vieler und feiner Arbeit verlangte und dieses auch durch Arbeitstheilung möglich wurde, indem auf dem einen Hofe vorzugsweise Leder gegerbt, auf dem andern Kappen, Stiefel und Sattelzeug daraus gemacht wurden, da erhielten diese Hinterlaßen auch Antheil am Gewinne und durften sie sich meist mit dem 16—20fachen Betrage ihrer früheren Abgaben mit Haus und Grund (was noch immer mit der persönlichen Freiheit direkt zusammenhing) freikaufen. Diese freien Handwerker ahmten dann allmählig im Kleinen und mit Bescheidenheit das Leben auf den Zechstuben ihrer Herren nach, sie blieben aber noch in mancher Beziehung abhängig, wie sie die Rohstoffe von ihren Herren kaufen mußten, wie diese auch wieder die Erzeugnisse ihres Fleißes verkauften. Erst im 13ten oder 14ten Jahrhundert geht dann meist durch eine Feuersbrunst, Krieg oder eine große innere Umwälzung dieses Hofwesen in den Städten ganz zu Grunde, man baut auch in Norddeutschland Straßenweise von Stein, auch die Handwerker thun sich zu Zünften zusammen, wo in ähnlicher Weise, wie bei den Gilden bei Streitigkeiten unter den Genossen von Zunftwegen schiedsrichterlich entschieden, bei Krankheit und Noth der Einzelne von der Gesammtheit unterstützt wird u. dgl. m. Doch davon zu seiner Zeit mehr. Für den Augenblick konnten jene ursprünglichen Städte-gründenden Geschlechter mit diesem Zuwachs ihres beweglichen Vermögens nichts beginnen, als daß sie in und außerhalb der Stadt neue Grundstücke erwarben. Geld auf Zins ausleihen, wie heut zu Tage, selbst gegen Hypothek, war von weltlichen und geistlichen Mächten bei schweren Strafen verboten, ja sogar die Päpste hatten Bannbullen dagegen geschleudert, und wo es unerlaubter Weise unter Vermittelung von Juden und Italienern vorkam, da war der Zinsfuß zwar 20—30 Prozent, aber keine rechtliche Si

cherheit. Man hatte aber ein Auskunftsmittel, um diese Gefahr zu umgehen in den sogenannten Rentkäufen gefunden. Der Eine verkaufte sein Grundstück an den Anderen unter der Bedingung, daß er es nach einer bestimmten Frist oder auch zu allen Zeiten für dieselbe Summe wieder zurückkaufen könne und inzwischen bezog der Käufer allen, oder gewöhnlicher einen Theil des Ertrags von dem Grundstück, was mithin im Wesentlichen unter einem andern Namen auf unser heutiges Hypothekenwesen hinausläuft, aber doch in vielen Fällen, weil es eine formelle Umgehung des Gesetzes war, später zu zahllosen Prozessen Veranlassung gab. Dem suchte man nun zuerst in den Städten dadurch zu steuern, daß man Grundbücher anlegte, in denen jeder Kauf und Verkauf von Grundstücken verzeichnet werden mußte und dadurch erst Rechtsgültigkeit erhielt, ja man dehnte diese Einrichtung sogar auf die Käufe und Verkäufe von beweglichen Gütern aus, so daß auch hier der Handel erst durch Einzeichnung in ein Amtsbuch vor obrigkeitlichen Personen rechtsgültig wurde. Gelegentlich bemerkt, wäre diese Einrichtung, welche in manchen, namentlich norddeutschen Städten, Jahrhunderte lang existirte, der einzige Weg, wie man heut zu Tage die so viel besprochene gewissenhafte Ermittlung einer Vermögens- und Einkommenssteuer möglich machen und namentlich dem Wucher wehren könnte, allein die Schwierigkeit, wirklich absolut verschwiegene Männer des öffentlichen Vertrauens für die Führung dieser Bücher zu finden und namentlich die Schwierigkeit, das Publikum daran zu gewöhnen, alle seine Käufe und Verkäufe beweglicher Güter, kurz alle Geldgeschäfte, vertrauensvoll unter diese öffentliche Controle zu stellen, würde fast unüberwindliche Hindernisse darbieten. Ein großer Nachtheil und ein Zeichen der Zeit war, daß selbst diese Bücher lateinisch oder vielmehr in einem schauerlichen Deutsch-lateinisch geführt wurden, was die Behandlung und Beurtheilung der Rechtsgeschäfte immer mehr der Masse des Volkes entfremdete, zu einem schriftlich heimlichen Gerichtsverfahren hindrängte und dem Advokatenunwesen Thür und Thor öffnete, während einst die vor den Augen aller Gemeindegenossen öffentlich vollzogenen Rechtsgeschäfte zugleich unter die Controle der öffentlichen Meinung gestellt waren und wiederum das Rechtsgefühl der Massen belebten und wach erhielten. In dieser Zeit des selbstständig sich organisirenden südeuropäischen Lebens entstanden auch zuerst die Familiennamen, die ja jetzt wie die Glieder unseres Leibes zu uns zu gehören scheinen, während doch bis dahin, so lange sich noch jeder, adelig oder bürgerlich, im engen Kreise seiner nächsten Ortsumgebung bewegte, ein Vorname genügt hatte; meist der Name des Heiligentages, an dem man geboren war, woraus dann durch eine Umkehrung die Feier der Namenstage entstand. Die urkundliche Behandlung der Rechtsgeschäfte machte jetzt namentlich in den Städten und beim Adel eine Fixirung der Familiennamen nöthig, und da läßt sich denn die größte Menge der noch heut existirenden Namen auf einen vierfachen Ursprung zurückführen. Der Name des Einzelnen, der jetzt auch dessen Nachkommen eigenthümlich blieb, stammt durchschnittlich:

1) Von der Heimath, dem Grundbesitze, daher bei den Freien auf dem Flach-

lande das „Von" und ebenso in den Städten die Bezeichnung z. B. Köllner (woraus dann der Sachse natürlich Kellner machte), Bamberger, Augsburger u. s. w. nach der Stadt, dem Dorfe, woher Jemand in seinen späteren Wohnort eingewandert war. Die Dialekte, welche, von diesem Ursprung ganz absehend, sich später das Wort mundgerecht machten, veränderten dann aber oft bis zur Unkenntlichkeit dieses Grundwort. So mag höchst wahrscheinlich ein Urahn des Verfassers aus dem Ort und Schlößchen Rösa in Thüringen nach Sachsen ausgewandert sein, denn man ändert in jenen Gegenden ja auch sonst das a in e (Gere für Gera, Liebwerde für Liebwerda); desselben Ursprungs sind aber auch die vielen Reese, Rehse, Reiche, wohl auch selbst Rösler, Rößler. Namensvetterschaft begründet demnach aber auch nicht für die älteste Zeit die Vermuthung einer wirklichen Verwandtschaft.

2) Eine andere Namensquelle waren dann die Gewerbe. Wie man jetzt: „Hausknecht!" nicht Hans Niklas ruft, so hieß es damals auf den Höfen in und außerhalb der Stadt auch von den gewerbtreibenden Hörigen Schneider, Schuster, Bäcker (der Meier nicht zu vergessen), und als später die freien Stadtbürger sich diesem einträglichen Gewerbsbetriebe hingaben, wurde aus Carl, der Weber, auch leicht Carl Weber. Manchem Namen sieht man deßhalb diesen Ursprung nicht an, weil auch hier die Provinzialismen unendlich variiren. Wer kennt in Süddeutschland einen Klempner (Flaschner) und Röper (Seiler), wer in Norddeutschland einen Tandler (Trödler) u. s. w.

3) Bezeichnung nach Leibesbeschaffenheit (Lang, Krumm, Groß), guten und schlechten Gemüthsrichtungen (Hitzig, Unbescheiden, Frech, Böse, Gut), zufälliger Oertlichkeit der Wohnung (Auf dem Damm, An der Matt, Von der Bruck), auch besonderer Lebensereignisse u. dgl. m. Vorzüglich Anspruch auf uralt freie Ahnen dürften die zu machen haben, welche, scheinbar so vernachlässigt, sich nur mit Vornamen begnügen müssen; die, welche Ludwig, Peter, Carl mit Geschlechtsnamen heißen; haben die Fürsten seit je ja auch nur Vornamen.

4) Allein jetzt bleibt noch wohl die größere und scheinbar unerklärbarste Hälfte der Namen übrig, die Thiere, wie Löwen, Katzen, Hunde, Ochsen, Schafe, die Bäume, wie Linden und Buchen, die Kratzeisen, Pfähle und Thürriegel, ja, wie konnte es einem Menschen beifallen sich selbst einmal: Narr oder Tölpel zu nennen? Das haben sie auch nicht gethan, sondern die öffentliche Meinung gab ihnen den Namen, die Veranlassung zu diesen Namen war aber, daß die Häuser in den Städten nicht wie jetzt numerirt, sondern jedes mit einem Schilde versehen war, auf welchem jene Thiere, Bäume und Kratzeisen ursprünglich nach dem Belieben des Erbauers abgebildet wurden, später aber bleiben mußten, weil nach ihnen die Grundstücke in den Grundbüchern bezeichnet waren und so wurden denn aus dem: „Haus zur Linde" „Haus Linde" und aus dem „Peter," über dessen Thüre sein lustiger Vater oder Großvater einen Hanswurst hatte abbilden lassen, der „Peter Narr." Die Wirthshausschilde und die Erinnerung an jene Namen noch jetzt in einigen südgermanischen Städten, wie Hanau, Basel u. s. w. sind Ueberreste dieser Sitte. Namen,

welche in diesen vier Kategorien nicht unterzubringen sind, werden meist Verdrehungen fremder, französischer, italienischer, slavischer Namen sein. Wie das überhaupt im Wesen des Mittelalters liegt, machte sich diese eben geschilderte Fixirung der Namen nach der Oertlichkeit und Gelegenheit aber erst nach und nach; in manchen Gegenden erst im 13ten und 14ten Jahrhundert, oder gar noch später.

Die Ausübung der Civilgerichtsbarkeit und Polizei leitete in den Städten (neben dem bei Gerichten über Hals und Hand, Haut und Haar richtenden Vogte des Schutzherrn) der Schultheiß, welchem einige angesehene Bürger zur Seite gegeben waren, entweder für immer, oder öfter für jeden einzelnen Fall. Ueber die Eigenthümlichkeit des Gerichtsverfahrens sowohl früher in Altdeutschland, wie später in den Städten, wollen wir am Schluß der Hohenstaufenperiode eine Vorstellung zu geben suchen und eben dort auch die Hauptrichtungen in Sitte und Gebräuchen des städtischen Lebens im Mittelalter schildern. Jetzt, wo diese, dennoch nur treibhausartige Fortpflanzung rein deutscher Lebenskeime hinter dem Schutz der städtischen Ringmauern, erst im Entstehen war, blieben die Sitten auch in Tracht, Speise u. s. w. gleich den Wohnungen, noch eine Weile sehr einfach. Leder- oder Filzkappen als Kopfbedeckung, der eng anliegende, gegürtete deutsche Rock auch von Wolle oder Leder, enge Hosen und Schuhe oder Sandalen waren die Tracht des Bürgers, besonders des ärmeren; Leinenstoffe galten für feiner, als wollene. Die süddeutschen Ritter und Städtepatrizier prunkten freilich schon bei festlichen Gelegenheiten in Sammet, Goldstoff und Seide, über welche sich ja schon Karl der Große bei seinen Hofherren lustig gemacht hatte. Die Hauptnahrung des Wohlhabenden bestand in stark gewürzten Fleischspeisen, auf Gemüse gab man wenig und Mehlspeisen waren für Arme und für's Gesinde. Der Weinbau wurde namentlich von den Klöstern in Deutschland verbreitet, die ihn in Norddeutschland selbst bis an die Ufer der Ostsee zu verbreiten suchten und da man am liebsten den Wein als Würzwein, stark gewürzt, gesüßt und warm trank, um ihm wenigstens Aehnlichkeit mit dem, was bis dahin Wein hieß, nämlich dem Südweine, zu geben, so fand er trotz seiner schlechten Qualität Jahrhunderte hindurch Liebhaber.

Die ganze Umgestaltung der Verhältnisse abwegs vom deutschen Standpunkte, namentlich das Emporkommen der Territorialherrschaft, auf welche manche der im Gegensatz zu den Herzogen begünstigten geistlichen und weltlichen Herren jetzt schon Anspruch machten, rankte sich an der Entwicklung des Militär- und Steuerwesens empor. Immer noch bestand zu Recht, daß der Landesherr den Heerbann, welchem Ritter, Stadt- und Landvolk Folge leisten mußten, nur als Stellvertreter des Kaisers, also nur zu Reichskriegen aufbieten konnte; zu seinen eigenen Fehden dagegen nur seine Vasallen, Lehensträger, Ministerialen. Dazu gehörte nun zwar fast die ganze Ritterschaft, welche mit ihren Hintersaßen und Mannen schon ein tüchtiges Heer bildeten, allein letztere machten sich in den Lehensurkunden besondere Vorbehalte, daß sie z. B. für keinen Krieg des Landesherrn verbunden sein sollten, in den die Ritterschaft nicht gewilligt habe, namentlich also für keinen Krieg gegen den

Kaiser, oder ohne die Zusicherung einer Entschädigung von Seiten des Landesherrn, falls der Feldzug langwierig und deßhalb kostspielig werden sollte. Vom alten kaiserlichen Heerbann war faktisch fast nichts mehr übrig, als die Verordnung über den Römerzug, angeblich schon aus Karls des Dicken Zeit, in Wahrheit aber erst etwa zur Zeit Konrads II., des Saliers, fabrizirt. Von zehn Hufen Leben sollte ein Reiter mit zwei Fußknechten für sechs Wochen auf Unkosten des Besitzers gestellt werden; doch wurde er bei der Ausrüstung unterstützt; von je fünf Hufen Hofleben Ein Ministerial mit Einem Knecht. Aber es hielten sich die Kaiser jetzt schon am meisten Söldlinge, und dadurch daß ihnen die Leistung der Kriegspflicht in Geld lieber war, entwöhnte sich das Volk von der Führung der Waffen und war desto wehrloser den Rittern gegenüber, welche jetzt sich besonders deßhalb als ein eigener, aus dem Kriegshandwerk Beruf machender Stand von den sonstigen Freien absonderte.

Dem entsprechend gab es nun auch doppelte landesherrliche und kaiserliche Abgaben und Frohnden. Wie die Kaiser durch besondere Privilegien die Zoll- und Münz-Rechte vertheilten, haben wir schon erwähnt. Die Münze wurde von den Privilegirten dann wieder an einzelne Genossenschaften (Münzer, Hausgenossen) verpachtet; ebenso wurde das Bergregal über edle Metalle an Genossenschaften verliehnt. Ein Hauptbestreben der Landesherren war jetzt durch Gewohnheit allmählich den Forstbann, d. h. das Jagdrecht, in das Besitzrecht auf die jetzt zuerst bedeutenden Werth erhaltenden Waldungen auszudehnen. Ebenso kostete es den Juden viel Geld, daß die Landesherren sie schützen sollten im Namen des Kaisers. Aus eben dieser jetzt nur noch angeblichen Stellvertretung des Kaisers entsprang auch das Recht der vielen, von nun an immer sich mehrenden Landesherren auf erblose Güter. Der Kaiser hatte dafür die Pflicht gehabt, Wittwen und Waisen zu schützen. Aehnlich mußten die alten Grafen, wenn sie im Dienst des Kaisers reiseten, umsonst beköstigt und fortgeschafft werden mit ihrem Gefolge; jetzt machten die Landesherren auch auf dieses Recht Anspruch, mochten sie auch zur Untergrabung der kaiserlichen Gewalt ausziehen, und nur durch schwere Abgaben konnte man sich dieser lästigen Pflicht entziehen, wie überhaupt jetzt die Umwandlung der alten freiwilligen Steuern (Beden) in ordentliche Steuern für die Ausübung der neuen landesherrlichen Vogtei, ja selbst in außerordentliche Steuern, z. B. für Aussteuer der Töchter des Landesherrn, für Auslösung desselben, wenn er gefangen wurde, ein Hauptaugenmerk der Landesherren wurden. Dem gegenüber schrumpften die Einkünfte des Kaisers und also auch die Macht desselben (da es schon ohne Geld kein Heer gab) immer mehr zusammen. Der Kaiser bezog natürlich aus seinen Territorien dieselben Einkünfte, wie ein anderer Landesherr, die Regalien aller Art waren aber meist verliehnt und die Verpflegung für ihn und sein Gefolge, wie die Königssteuer, kam nur noch als Verpflichtung einzelner Reichsstifte vor. Deßhalb konnte jetzt schon trotz aller bedeutenden Persönlichkeit nur ein sonst mächtiger Landesherr mit Erfolg Kaiser sein.

Konrad der Zweite (der Salier).

1024 — 1039.

Der ursprünglich so viel verheißende, sich so herrlich bewährende sächsische Kaiserstamm war dem Gifte erlegen, welches wälsche Weiber und Pfaffen ihm geistig eingeimpft hatten. Der fromme Heinrich starb ohne Erben, es galt also, das alte nie bestrittene Wahlrecht wieder geltend zu machen, denn schon in den ältesten Zeiten wählten die Deutschen ihre Fürsten, allein wenn kein Grund vorhanden war, gegen den Sohn des Verblichenen Beschwerde und Einspruch zu erheben, so wählte man durchschnittlich diesen.

Wer hätte an der Einheit und Macht Deutschlands zweifeln können, wenn er damals auf der Ebene zwischen Mainz und Worms zu beiden Seiten des Rheins die Riesenversammlung des deutschen Volkes, repräsentirt durch die Edelsten und Besten aus weltlichem und geistlichem Stande, gesehen hätte? Auf dem linken Ufer lagerte Herzog Konrad mit den Franken und die beiden Lothringen unter den Herzogen Friedrich und Gottfried, auf dem rechten Ufer sah man die zahlreicheren Schaaren der Schwaben unter Ernst, der Bayern unter Heinrich, der Kärnthner unter Adalbert, der Böhmen unter Othelrich, der Sachsen unter Bernhard. Von allen Stämmen ein zahlloses Gefolge von Markgrafen, Grafen, Erzbischöfen, Bischöfen und Aebten mit ihren Vasallen. Allein es war doch weder die Gesammtmasse des alten, freien deutschen Volkes, noch die, wenigstens die Hauptstämme Deutschlands darstellenden Herzoge, welche hier vor allen vertreten waren, sondern es war der jetzt als eine besonders von Gott und Menschen bevorzugte Menschenklasse schon sich dünkende Theil der Freien, nämlich der durch Lehen und auch geistliche Würden getragene kleine Landadel, der hier vor allen repräsentirt war.

Die Wahl war besonders durch das Benehmen der beiden Fürsten, von denen alle anerkannten, daß sie allein in Betracht kommen könnten, würdig und groß.

Konrad, der Franke, welcher an dem Kampfe gegen Otto I. Theil genommen, seine Schuld aber als Vorkämpfer und Sieger in der Schlacht gegen die Ungarn auf dem Lechfelde durch seinen Tod sühnte, hatte zwei Enkel hinterlassen, den Grafen Konrad und Herzog Konrad. Jener, den Heinrich II. auf dem Sterbebette als Nachfolger empfohlen hatte, war jünger an Jahren, aber stammte von dem älteren Sohne jenes Siegers auf dem Lechfelde, Herzog Konrad dagegen war der ältere an Jahren, aber ein Sohn des jüngeren Sohnes des Bekämpfers der Ungarn. Darüber waren Alle einig, daß Einer dieser beiden fränkischen Fürsten jetzt gewählt werden solle, aber die Stimmen für Diesen und Jenen waren getheilt, daß Niemand den Erfolg voraussehen konnte und manche am Vorabende der schwersten Kämpfe zu sein glaubten. Da zeigte sich, wie sonst schon, bei den Hauptbetheiligten ein edler Wetteifer den persönlichen Ehrgeiz der großen Sache der Nationaleinheit

KONRAD II.

[illegible] und Graf Konrad machte öffentlich mit seinem Bruder auf, nur von diesen beiden wird gesagt, sie hätten unter allen den anderen [illegible]. Der Erzbischof von Mainz weihte an der Spitze der Bischöfe den Herzog Konrad, da niemals Herzog Konrad sowie seine beiden Jünglinge auch für den von allen Fürsten gelegten neuen Vorschlag, daß auf den Erzbischof von Köln, auf Herzog Friedrich von Lothringen; als sich aber erzürnt über diese Willkürlichkeit verschiedene entfernen, beschwichtigte sie der junge Herzog Konrad und führte sie wieder in die Versammlung zurück.

Konrad II. wandte vielleicht damit namentlich den Lippe Städten Kaiserm, seine Reichsfreiheit verschaffen. Deutschland zu der jener wollte er auf friedlichem Wege bei Zeit eine Form [illegible] Konrad zu erreichen suchen, nämlich Entscheidung [illegible] gewählten und gekrönten Monarch, seinem [illegible] [illegible] [illegible]

legenheit. Bei der Krönung Konrads II. und seiner Gemahlin, der klugen und frommen Gisela, zu Rom, war besonders merkwürdig, daß nicht nur König Rudolph von Burgund, welcher als Beherrscher fast des ganzen südlichen Theiles vom heutigen Frankreich und der jetzigen französischen Schweiz, ein etwas zweifelhafter Vasall des deutschen Reiches war, wie sich bald darauf zeigte, sondern auch ein fast gleich mächtiger Nebenbuhler Konrads aus dem Norden, König Knut der Große, von Dänemark, der Sohn Svein Gabelbarts, erschien. Letzterer beherrschte außer seinem Stammlande nämlich nicht nur auch England, welches die dänischen Normannen erobert hatten, sondern auch Norwegen, wo er sich bei einem Streit des Volkes mit ihrem König, Olaf dem Heiligen, geschickt auf den Thron zu schwingen gewußt hatte. Persönlich glänzend zog dieser Beherrscher des ganzen Nordens einher, umgeben von einer leibwache Mann starken Leibgarde; das erste Muster eines stehenden Heeres, seitdem der Ruhm der altrömischen Legionen in der Welt verschollen war. Diese „Hauskerle" waren ein prächtiges Korps, sämtlich in Scharlachkleidern mit seidener Stickerei geschmückt. An der linken Schulter hing die altnordische, doppelte Streitaxt und das lange Schlachtschwert, Helme auch mit Gold verziert, wie sogar die Stiele an ihren Hellebarden vergoldet waren. Jeder Mann dieser ritterlichen Schaar erhielt jährlich acht Mark lötiges Silber Löhnung, und wer immer ihnen in dem unterjochten England begegnete, der mußte ehrfürchtig und ehrerbietig grüßen. Und doch war der Hauptzweck dieser Reise des ebenso kriegsgewaltigen, wie klug die Verhältnisse erwägenden Nordlandsfürsten, nicht, wie es Anfangs hieß, daß er sich auch den Süden besehen wolle, nach welchem ja die Normannen so oft schon auf ihren schnellen Schiffen gezogen waren, sondern er suchte ein inniges Bündniß mit dem einzigen Nebenbuhler, den er zu fürchten hatte, mit dem Kaiser von Deutschland. Er erreichte seine Absicht vollkommen, denn seine Tochter Gunhild vermählte sich mit dem Sohne Kaiser Konrads, Heinrich, damals Herzog von Bayern, und hinwiederum wurde Knut mit der Mark Schleswig belehnt; die deutschen Könige hatten nie ein Land von andern Fürsten zu Lehen getragen, es wäre aber doch besser gewesen für die Zukunft, Konrad hätte sich von dem Glanze nicht blenden lassen, denn wäre statt des altgewaltigen Vasallen damals ein tüchtiger Markgraf nach Schleswig gesetzt worden, so wäre das Land wahrscheinlich deutsch geblieben und alle die vielen, bis auf die neueste Zeit reichenden Streitigkeiten wegen dieses geschichtlichen Grenzlandgebietes vermieden.

Mitten in dem Glanze dieses prächtigen Hoflagers wurde Konrad doch schmerzlich daran erinnert, daß auch er ein deutscher König sei. Seine Gemahlin Gisela war nämlich die Tochter König Rudolphs III. von Burgund und hatte er sie als Wittwe geheirathet, denn in erster Ehe war sie mit Herzog Ernst von Oesterreich und Schwaben (derselbe hatte beide als Mann seiner Braut) vermählt gewesen, welcher auf der Jagd umkam. Den Sohn aus dieser ersten Ehe der Gisela, Herzog Ernst von Schwaben, legte man den letzten Willen seines Vaters Rudolph so aus, als ob derselbe Burgund nicht der Gisela, also jetzt seinem Stiefvater, Kaiser

Konrad, sondern ihm, dem Sohne vermacht habe, und da er an den mächtigen Grafen Rudolf Welf und Werner von Kyburg Bundesgenossen fand, so wagte er, die Abwesenheit des Kaisers zu einem Aufstande gegen denselben zu benutzen. Allein nicht ungestraft überfielen sie die Anhänger Konrads und eroberten Solothurn, denn schon nahte, strenge Sühne fordernd, Kaiser Konrad.

Da das Welfische Haus später so große Bedeutung erlangte, so wollen wir hier den Ursprung dieses mächtigen Grafengeschlechts näher erwähnen. Schon im 8ten Jahrhundert lassen sich Ahnen desselben nachweisen; als den eigentlichen Stammvater betrachtet man aber Graf Isenbart, welcher Karl den Großen auf der Jagd, als dieser von einem Auerochsen angegriffen wurde, das Leben rettete und dafür dessen Schwester, Irmentrud, zur Frau erhielt. Hieran knüpft sich eine schöne Sage. Nach einer alten deutschen Meinung galt es für ein Zeichen ehebrecherischen Umgangs, wenn eine Frau mehrere Kinder mit einmal zur Welt brachte, weshalb dieselben in den früheren Zeiten dann vom Vater ausgesetzt zu werden pflegten. So sah Graf Isenbart auch ein Weib, welches Drillinge geboren hatte und schalt sie deshalb ungerechter Weise eine Ehebrecherin. Da flehte sie den Himmel an, des Grafen Gemahlin möge mit so viel Kindern niederkommen, als es Monate im Jahre gebe und Irmentrud gebar wirklich zwölf Knaben. Da sie aber wußte, daß auch ihr Gemahl jene alte Meinung theile, so erschrak sie sehr und gab elf der Kinder einer Dienerin, mit der Weisung, dieselben zu ertränken. Graf Isenbart begegnete zufällig der Dienerin und fragte, was sie in dem Korbe? — Sie antwortete „Welfen," d. h. junge Hunde. Davon soll dann das Geschlecht den Namen erhalten haben, indem der Graf, als er Kinder in dem Korbe fand, dieselben am Leben erhielt und später, als er von seiner durch Gewissensbisse gequälten Frau erfuhr, daß es seine Kinder gewesen seien, sie der Mutter wieder zuführte.

Der Kaiser berief, als er nach Deutschland zurückkam, nach Ulm einen Reichstag, um zwischen ihm und seinem Stiefsohne zu entscheiden. Ernst stellte sich, begleitet von einem starken Heere, welches er in Schwaben gesammelt hatte, allein bald zeigte sich auch, wie wohlbegründet jener Wahlspruch Kaiser Konrads war, als er die niedern Ritterschaft dadurch für sich gewann, daß er die Lehen für erblich erklärte. Eine Menge Vasallen fielen von Ernst ab und erklärten, ihre Pflicht gegen den Kaiser gehe über die Pflicht gegen ihren Herzog. Ernst wurde gefangen und auf das Schloß Giebichenstein bei Halle gebracht, Welf wurde in die Acht erklärt und aus dem Lande gejagt, Werner von Kyburg vertheidigte sich lange in seiner Burg und entkam dann endlich durch die Flucht. Der Kaiser mochte sich aber nicht sicher fühlen, so lange er nicht auch den Letzteren in seiner Gewalt hatte und meinte nun edel genug, den Herzog Ernst durch seine Freilassung nur zu dem Zweck gewinnen zu wollen, daß dieser den Aufenthalt seines Freundes Werner von Kyburg verriethe. Ernst ließ sich aber lieber durch Acht und Bann vogelfrei und ins Elend hinausstoßen, als daß er den Einzigen, der ihm auch im Unglück treu geblieben war, verrathen hätte. Im Verein mit Werner und Adalbert von Falkenstein begann er

legt ein Räuberleben im Schwarzwalde, bis der Kaiser Grenztruppen gegen ihn aufbot und Herzog Ernst dann, heldenmüthig kämpfend, fiel (1030). Der Kaiser tröstete über den Verlust seines Stiefsohns die tiefbetrübte Gisela mit den Worten: „Tolle Hunde vermehren nicht ihr Geschlecht." — Doch erhielt der zweite Sohn aus Gisela's erster Ehe, Hermann, das Herzogthum Schwaben. Eben so glücklich war Kaiser Konrad in dem Kriege gegen die Ungarn, und besonders gegen die Polen, welche beide diese inneren Unruhen im Reich wieder zu räuberischen Einfällen benutzt hatten. König Stephan von Ungarn, mit dem überhaupt die neueren, besseren Zeiten des bisher so verwilderten Ungarvolks begonnen, verstand sich zu einem für Deutschland ehrenvollen Frieden (1031), und über die Polen wurde Konrad dadurch Meister, daß er einen Streit zwischen den Söhnen König Boleslaws, Miseko (Mesko) und Otto, geschickt benutzend, sich auf die Seite des Letzteren stellte. Der Krieg wurde von beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt, namentlich auch viele edle Frauen und Jungfrauen von den Polen geraubt, die es besonders auf die Klöster abgesehen hatten, weßhalb auch das Bisthum Zeitz damals nach Naumburg verlegt wurde. Otto fiel im Kampfe, Miseko machte sich aber durch seine Grausamkeiten so verhaßt, daß die Polen ihn fortjagten. Als er aber in Kaiser Konrad's die Hände fiel, ließ dieser ihn mit vieler Standhaftigkeit großmüthig wieder frei, worauf Miseko, welcher wieder König von Polen wurde, sich nicht nur zu einem Tribut verstand, sondern sich auch mit einem Theil seines Reiches begnügte, während der Rest der Länder zwischen Elbe und Oder an zwei slavische Fürsten kam.

Auch in den nördlichen Ländern längs der Oder gewann der deutsche Einfluß an Bedeutung. König Gottschalk, ein Wende von Geburt, aber in einem christlichen Kloster erzogen, und zugleich als Schwiegersohn König Kanuts von Dänemark, hatte durch List und Gewalt alle die vielen kleinen Völkerschaften, welche bisher nur durch ihr gemeinsames Heiligthum, den Swantewits-Tempel auf der Insel Rügen geeinigt waren, zu einem Reiche unter seinem Scepter verbunden. Lübeck, die später so mächtige Hansastadt, wird hier zuerst als Residenz dieses Königs Gottschalk erwähnt, welcher auch das Bisthum Ratzeburg gründete. Allein die heidnische Partei vereinigte sich unter Blusso, Gottschalks Schwager, und erschlug ihn (7. Juni 1066), als er eben zu Lenzen dem Gottesdienst beiwohnte. Die zahlreichen christlichen Kirchen und Klöster, welche es schon in den slavischen Ländern gab, wurden zerstört, die Geistlichen grausam ermordet, die Gemahlin König Gottschalks mit ihren Frauen zum Lande hinausgepeitscht. Da erschien Kaiser Konrad mit einem großen Heere, verwüstete und verbrannte weit und breit Wohnungen und Saaten, und weil die Wenden ein Christusbild verstümmelt hatten, ließ er gleicher Weise alle Gefangenen ebenso verstümmeln. Allein durch die dichten Waldungen und Sümpfe unzugänglichen an der Küste konnte er sie doch nicht verfolgen, und ein Theil der Wenden, welche sich auf ihren Schiffen retteten, thaten später als Seeräuber den Sachsen vielen Schaden.

Inzwischen war 1032 endlich König Rudolph, der Herrscher des weiten burgundischen Reiches, gestorben und hatte verabredetermaßen Kaiser Konrad, als dem Gemahl seiner Nichte, seine Krone geschickt. Allein ein Neffe von ihm, Graf Odo von Champagne, machte auch Ansprüche auf die Krone. Kaiser Konrad überfiel von unerwarteter Seite mitten in einem sehr harten Winter die Champagne und verheerte sie furchtbar; Graf Odo gewann aber dadurch neue Unterstützung, daß die mit Konrads strengem Regimente unzufriedenen Italiener, namentlich die großen weltlichen und geistlichen Lehensträger, Erzbischof Heribert von Mailand an der Spitze, den Grafen Odo zum König von Italien wählten. Konrad half sich hier, wie in dem Kriege mit seinem Stiefsohne Ernst von Schwaben; er gewann auch den ganzen niedern italienischen Adel, aus denen die großen Lehensherren den Kern ihrer Heere bilden wollten, dadurch, daß er auch hier die Afterlehen (wiederverliehene Lehen) für erblich erklärte, und überhaupt durch strenge Lehensgesetze die Willkür jener Großen zügelte (1037). Auch der niedere Adel sollte nach dieser neuen Lehensordnung nur von seines Gleichen gerichtet werden, bei Streitigkeiten mit seinen Lehensherren aber an den Kaiser appelliren dürfen u. dgl. m. Was widerstrebte, wie die Stadt Parma, das ließ Konrad nach seiner bekannten Weise bis auf den Grund zerstören.

So jetzt nach allen Seiten Sieger, sehen wir den Kaiser, der wie ein gewaltiger Sturmwind alles, was ihm widerstehen wollte, vor sich zu Boden geworfen hatte, noch einmal in Glanz und Wohlleben sich erheitern, bei den prächtigen Festen, mit denen zu Marengo sein getreuer Markgraf Bonifacius seine Vermählung mit Beatrix, der Tochter Friedrichs von Lothringen, feierte. In Brunnen floß der edelste Wein und jeder durfte ihn sich mit Eimern, die an silbernen Ketten hingen, heraufschöpfen. — Da verjagte plötzlich eine fürchterliche Pest die festlichen Gäste, nachdem viele Herzoge und Grafen, und auch Gunhild, die Tochter des Dänenkönigs und Gemahlin des kaiserlichen Thronfolgers, Heinrich, daran gestorben waren. Schwermüthig kehrte auch der Kaiser heim. Darauf ließ er seinen Zorn jetzt an dem burgundischen hohen Adel aus, namentlich an Rainald von Burgund (Freigrafschaft Burgund, Franche comté), welche in fehdelustigen kleinen Kriegen mit einander lagen. Konrad, der sonst auch der Kirche entgegen zu treten wagte, wenn sie sich Übergriffe erlaubte (einem eigenmächtig vom Papst zum Bischof ernannten Abt von Reichenau ließ er ohne Weiteres das päpstliche Decret verbrennen), so sah er jetzt doch ein, daß nur unter Einfluß der Kirche, diesem Fehdewesen gründlich ein Ende gemacht werden könne. Als daher ein begeisterter Priester, ein Abt von Clugny umherzog, predigend, Gott selbst habe ihm den Befehl ertheilt, zu verkündigen, daß Gottesfriede gehalten werden solle vom Mittwoch Abend bis Montag früh, vom Advent bis acht Tage nach Epiphania, von Septuagesima bis acht Tage nach Ostern, so unterstützte Konrad mit seiner kaiserlichen Gewalt diesen treuga dei, wie man's nannte, der übrigens nach altem Rechtsgebrauche nichts Neues war, denn früher schon hatte Jeder Gottesfrieden auf dem Wege von und nach der Kirche, von und nach der Volksversammlung und dem Gericht. Überall in Deutsch-

HEINRICH III.

land, wie in Frankreich war man froh, daß dem Unfuge der beständigen Raufereien endlich gesteuert wurde und unterstützte man die Sache von geistlicher und auch weltlicher Seite, denn namentlich lag hierin auch ein Schutz des kleinen Adels gegen die Angriffe des hohen Adels.

Nach kaum fünfzehnjähriger Regierung in der Blüthe der Kraft wurde Konrad plötzlich 1039 zu Utrecht, als er das Pfingstfest feierte, vom Tode ereilt, und dann in dem von ihm gestifteten Dom zu Speier begraben. Sein Sohn und Nachfolger Heinrich bekundete die Pietät gegen seinen Vater dadurch, daß er die Leiche nicht nur begleitete, sondern überall, wo es durch eine Stadt ging, selbst mit tragen half.

Heinrich der Dritte.

1039 — 1056.

Ein ebenso tüchtiger, wenn nicht noch mehr energischer Herrscher, als Konrad II., war Heinrich III., allein auch dessen Regierung dauerte leider nur zu kurze Zeit. „Jeder Zoll ein Kaiser," [1]) sagt ein Dichter von diesem Sohne eines so männlichen Vaters, in welchem aber die allzuscharfen Seiten desselben durch den Einfluß seiner eben so klugen, wie frommen Mutter, Gisela, gedämpft waren. Auch an ihm erprobten natürlich die unruhigen Nachbarn und die nur mit Widerstreben dem deutschen Einflusse sich beugenden Länder, wie Italien und Burgund ihre Kraft, bis sie nur zu schmerzlich erfuhren, daß ein noch stärkerer Arm, als der frühere, die Zügel des deutschen Reiches lenke. Die Böhmen standen auf und zwar mit solcher Macht, daß es eines zweijährigen Kampfes bedurfte, um sie zu bezwingen, dann war diese Ueberwindung aber auch so gründlich, daß König Brzetislaw auf den Knieen liegen mußte, als Heinrich ihm wieder sein Land als ein deutsches Reichslehen übertrug. Ebenso bezwegte Heinrich rasch (1041) einen Aufstand der Burgunder. In Ungarn war Stephan der Heilige kinderlos gestorben, und ein Neffe desselben, Peter, durch Ovo (Voba), das Haupt der wilden, altungarischen Partei, entthront. Da rief Kaiser Heinrich herbei und zwang durch den Sieg bei Menfew (5. Juli 1044) den Ungarn nicht nur Peter wieder als König, sondern auch das bayrische Gesetzbuch auf. Allein sie blendeten König Peter und riefen Andreas zum Herrscher aus und diesmal wurde Heinrich von den Ungarn geschlagen. Er kam aber mit einem größeren Heere wieder und mußte zwar den Andreas als König anerkennen, erlangte aber doch einen ehrenvollen Frieden, was besonders daraus hervorgeht, daß die Ungarn das bayrische Gesetz beibehielten, weder noch jetzt die ungarische Comitats- oder Grafschaftseintheilung stammt, auch räumten sie das Land zwischen der Leitha und

[1]) Omnis Caesar erat.

dem Kalenberge für ewige Zeiten, welcher Distrikt jetzt mit deutschen Ansiedlern unter einem deutschen Markgrafen bevölkert wurde. So entstand die Mark Oesterreich, die später Ungarn beherrschen sollte (1051).

Nach der Rückkehr von dem zweiten ungarischen Feldzuge konnte Konrad endlich einen längst gehegten Wunsch befriedigen und sich ernstlich mit den innern Angelegenheiten des Reiches beschäftigen. Zu Konstanz und später zu Trier berief er große Versammlungen weltlicher und geistlicher Herren, bei denen er stets persönlich präsidirte, und wo über den innern Reichsfrieden strenge Gesetze erlassen wurden, welche er dann auch später mit allem Nachdruck zur Anwendung zu bringen verstand. Es ist das überhaupt ein schöner Charakterzug Heinrichs, daß er, so entschieden und rücksichtslos er stets die kaiserliche Gewalt geltend machte, doch bei allen wichtigeren Angelegenheiten durch Hinzuziehung von Versammlungen, freilich nicht der Masse der Freien, sondern nur mehr der Großen des Reiches, seinen Handlungen eine noch höhere gesetzliche Weihe zu geben suchte. Auch ging er in dem, was er von andern verlangte gern selbst mit gutem Beispiele voran, wie er z. B. auf dem Friedenstage zu Konstanz zuerst allen seinen Feinden öffentlich verzieh.

Heinrichs erste Gemahlin, die dänische Prinzessin, war wie schon erwähnt, in Italien gestorben, jetzt schickte der Czar von Rußland eine große Deputation und ließ dem jungen Wittwer die Hand seiner Tochter anbieten, die Reußen mußten aber „traurig heimkehren," wie der Chronist sagt, ohne ihren Zweck zu erreichen, denn Heinrich hatte auf dem Durchzuge die schöne Agnes von Poitiers kennen gelernt. Die Vermählung wurde aber ganz einfach gefeiert, denn da gerade große Hungersnoth im Lande war, ließ er die ursprünglich für das Fest bestimmten bedeutenden Summen unter die Armen vertheilen (1043). Jetzt hatte Heinrich aber nicht lange Ruhe, denn kaum war er aus dem letzten ungarischen Feldzuge heimgekehrt, als ein Aufstand in Lothringen ihn dorthin rief, derselbe wurde aber rasch unterdrückt und Herzog Gottfried von Lothringen auf Wiebichenstein gefangen gesetzt. Nach mehreren anderen Großen gegenüber machte Heinrich noch thatsächlich das alte Recht der Kaiser geltend, die Herzoge und Grafen nur als kaiserliche Beamten zu behandeln, und nach Belieben ab- und einzusetzen. So ernannte er Friedrich, einen jüngeren Bruder des Herzogs in Bayern, an der Stelle Gozilo's zum Herzog von Oberlothringen und gab dem Pfalzgrafen Otto bei Rhein das Herzogthum Schwaben. Markgraf Diedrich von Flärdingen in Holland erstach, wie es hieß, wohl mit Absicht, einen Bruder des Erzbischofs von Köln im Turnier. Da zog der Erzbischof mit seinen Verbündeten gegen ihn und es kam bei Torrecht zur Schlacht, in welcher die Holländer vierhundert ihrer Gegner erschlugen; allein der Kaiser wußte rasch mit starker Hand seinem Friedensgesetze Geltung zu verschaffen. Später, als Heinrich in Italien war, erneuerte aber Diedrich die Fehde und verband sich deßhalb mit Graf Balduin von Flandern und Gottfried von Lothringen, der schnöde für die ihm vom Kaiser geschenkte Freiheit mit Undank lohnte. Heinrich wartete nach seiner Rückkehr aus Italien scheinbar unthätig den Winter

ab, hatte aber im Stillen von den Bischöfen von Lüttich, Utrecht, Metz und auch von weltlichen Herren jener Gegend ein Heer von Leuten werben lassen, welche des Klima's gewohnt und der Gegend kundig waren. Rasch drangen diese, da jetzt Flüsse und Seen gefroren waren, in dem jetzt durch die künstlichen Ueberschwemmungen unbezwingbaren Holland vor. Markgraf Diedrich von Flüringen fiel durch einen vergifteten Pfeil und dessen Nachfolger Florenz wurde bei einem nächtlichen Ueberfalle im Schlaf ermordet mit vielen seiner Anhänger. Auch Gottfried von Lothringen wurde besiegt. Am größten zeigte der Kaiser sich aber in den italienischen Angelegenheiten, namentlich dem Papstthum gegenüber, welche Kämpfe wir, um sie im Zusammenhange zu erzählen, bis jetzt unbeachtet gelassen haben. Allein hier zeigte sich jetzt klar am deutlichsten, daß, so wie ein Papst den Despotismus zu benützen verstand, welcher ihm durch die über den ganzen kultivirten Theil der Erde verbreitete Geistlichkeit geboten war, auch der kräftigste Kaiser nicht auf die Länge oder nur zum Schein ihm Widerstand zu leisten vermochte. In Rom war der Unfug der Hierarchie auf das Höchste gestiegen, die höhere Geistlichkeit verkaufte die unteren Stellen an den Meistbietenden und verpraßte die so erworbenen Schätze auf die liederlichste Weise. Die Päpste (es waren deren damals drei in Rom: Gregor im Vatican, Sylvester zu Maria Maggiore, Benedikt im Lateran) gingen allen mit schlechtem Beispiele voran. Benedikt IX., dem man wegen seiner Ausschweifungen in Sylvester VII. einen Gegenpapst entgegengestellt hatte, erklärte Anfangs, er wolle die dreifache Krone niederlegen und sich verheirathen und verkaufte seine Würde an Gregor VI., da er aber das Mädchen, um die er sich beworben hatte, nicht erhielt, so brach er sein Wort und fuhr immer noch fort, als Papst zu tyrannisiren. Heinrich berief nun 1046 zu Sutri eine Kirchenversammlung, befahl alle drei Päpste abzusetzen und einen Deutschen, den armen Bischof von Bamberg, Suitger von Morsleben, auf den päpstlichen Stuhl zu erheben. Die italienische Weltlichkeit wagte nicht offen dem mächtigen Kaiser entgegen zu treten; allein Suitger (Clemens II.), durch welchen sich Heinrich (1047) die Kaiserkrone aufsetzen ließ, starb nach neun Monaten, sein gleichfalls vom Kaiser ernannter Nachfolger Damasus II., ein Bischof von Brixen, schon nach wenigen Wochen — — an Gift. Heinrich gewährte nun dem Bruno von Lachringen, Bischof von Toul (Leo IX.), seinem Verwandten, die gefährliche Ehre, die dreifache Krone zu tragen und die Römer hatten sicher Recht des Kaisers sogar in dem Grade anerkannt, daß sie stets beim Tode eines Papstes (auch noch später beim Tode Leo IX.) eine Gesandtschaft an den Kaiser schickten, damit er einen Nachfolger ernennen möge. Dem größeren Theile der Geistlichkeit, namentlich der höheren, welche eine Beeinträchtigung der so angenehmen weltlichen Macht der Kirche befürchteten, mißfiel dieses aber sehr und noch auf der Reise nach Rom wurde Leo IX. (1049) zu Besançon durch einen Mönch, Hildebrand, aus dem Kloster Cluny, welches sich stets durch besonders ascetische und fromme Klosterbrüder auszeichnete, in ernster Weise zur Rede gestellt, wie er die ihm nicht von der Kirche, sondern von dem weltlichen Oberhaupt übertragene

Papstwürde annehmen wage?! — Bei dieser ganzen Geschichte, welche auf einer Art Compromiß zwischen dem sehr begabten Leo und der Geistlichkeit zu beruhen scheint, ist von dem geistlichen Chronisten offenbar mehr verschwiegen, als erzählt. Leo fühlte sich so im Gewissen betroffen, daß er sogleich die Insignien der päpstlichen Würde ablegte und sich (obgleich er, wie gesagt, ein Verwandter des Kaisers war) in Rom noch einmal von der Geistlichkeit wählen ließ. Die Pläne des Kaisers für Verbesserung der Kirchen-Zucht und -Ordnung setzte der neue Papst mit ebensoviel Einsicht, wie Muth, dennoch durch, allein nicht zum Vortheil des Kaisers, denn durch die strengere Lebensweise, durch die Besetzung der Stellen mit eifrigen Religiosen von Rom aus, wurde das Netz der in dem Lande, wo sie wohnten, heimathlosen Geistlichen von Rom aus jetzt doppelt stark gewoben. Auf die ausgezeichnete Persönlichkeit Heinrichs nahm man zwar so viel Rücksicht, daß man den Kaiser bei seinen Lebzeiten sowohl bei der Besetzung der eingezogenen Stellen wie bei der Papstwahl mitsprechen ließ, allein es war doch nur noch ein Zugeständniß von Seiten der Kirche. Die katholische Hierarchie hat immer mit Glück consequent für Generationen vorausgerechnet, und so wie ein schwacher Kaiser auf den Thron kam, ließ sich dann das doch einmal seinem an den Papst vergebene Recht mit Erfolg ausbeuten. Kaiser Heinrich war aber mit dem Resultat der Mainzer Kirchenversammlung, auf welcher er noch präsidirte, sehr zufrieden (1050). Hier war es nämlich auch, wo Kaiser Heinrich ohne darum Dank zu ernten, wie schon erwähnt, dem Herzog Gottfried von Lothringen Verzeihung angedeihen ließ. Ein Bischof Siebed von Speier, schwerer Verbrechen beschuldigt, reinigte sich durch das jetzt schon besonders beliebte Gottesurtheil, daß er zum Beweise seiner Unschuld unter Anrufung des göttlichen Strafgerichts das Abendmahl nahm; war er schuldig, so hätte er, wie manche Andere in diesem Falle, sogleich des Todes sein sollen, es schadete ihm aber nichts.

Papst Leo hatte sich besser, als seine anderen deutschen Vorgänger, mit den Italienern zu stellen gewußt, die Normannen unter Robert Guiscard machten aber einen Einfall in das päpstliche Gebiet und die Leibwache des heiligen Vaters, siebenhundert Schwaben, wurden bei Civitella erschlagen, als der Papst aber selbst im Lager der Feinde erschien, warfen sie sich ihm weinend zu Füßen. Im Jahr 1054 starb Leo IX., die italienische Geistlichkeit, Hildebrand von Clugny an der Spitze, war klug genug, auch dieses Mal eine Deputation an Kaiser Heinrich wegen der neuen Papstwahl zu schicken, und Gebhard, Graf von Calw, bisher Bischof von Eichstädt, wurde als Victor II. auf Heinrichs Empfehlung zum Papst erwählt. Er mußte auf einer Kirchenversammlung zu Florenz feierlich versprechen, in derselben Weise nach innen und außen für die Wohlfahrt der Kirche zu sorgen, wie Leo gethan hatte, den die Kirche heilig sprach und mehrere italienische Städte zu ihrem Schutzheiligen erwählten.

Gottfried, der ehemalige Herzog von Lothringen, hatte inzwischen, da er in Deutschland keinen Hinterhalt mehr fand, durch die Vermählung mit Beatrice, der

Wittwe des Markgrafen Bonifazius, sich in Italien eine Partei zu machen gesucht. Der Kaiser eilte zur Bestrafung dieses unermüdlichen Unruhstifters schleunigst herbei, Gottfried wagte aber noch nicht eine offene Auflehnung, schon auf halbem Wege begegneten dem Kaiser Boten, welche ihn versicherten, jener wolle nur im Interesse Heinrichs handeln. Der Kaiser fand aber doch für gut, die Beatrice, so zu sagen als Geisel mit sich zu nehmen, besonders da von einer Verbindung Gottfrieds mit den Normannen die Rede war und es zeigte sich bald, wie gegründet der Verdacht sei. Denn als in Bayern unter Leitung Bischof Gebhards von Regensburg eine Verschwörung ausbrach, war der nie rastende Gottfried wieder der Erste, welcher sich derselben anschloß und auch wiederum den Grafen Balduin von Flandern für dieselbe gewann. Heinrich besiegte die beiden letzteren in einer Schlacht, stellte den Bischof vor ein Gericht, welches ihn zur Gefangenschaft verurtheilte und lud den König von Frankreich, welcher hauptsächlich die Sache unterstützt hatte und jetzt selbst Ansprüche auf Lothringen erhob, zu einer freundschaftlichen Besprechung bei Ivei ein. Die Unterhandlungen zerschlugen sich aber, indem der französische König schwere Beschuldigungen erhob, daß Heinrich durch Lug und Trug einen Theil des Frankenreiches an sich zu bringen gewußt habe. Hier zeigte sich nun der ritterliche Sinn des Kaisers im glänzendsten Lichte, denn er erbot sich nach uralt deutscher Weise durch gerichtlichen Zweikampf mit seinem Ankläger sich von dieser schweren Beschuldigung zu reinigen. Der König von Frankreich, Heinrich I., fand aber für gut, sich heimlich bei Nacht aus dem Staube zu machen.

Allein die ungenügende Weise, wie doch im Grunde des Kaisers Pläne in Italien geglückt waren, ja manche schwere Beschuldigungen, welche das wohl zumeist von der jetzt schon zu sehr von Italien abhängigen Geistlichkeit aufgehetzte Volk in letzter Zeit gegen ihn, seinen früheren Liebling, verbrachte, den man noch kurz zuvor „Die Richtschnur der Gerechtigkeit“ [1]) genannt hatte, zehrten am Herzen des jetzt noch jugendlich kräftigen Kaisers. Freilich griff er auch, wie es aber für eine solche noch rohe Zeit paßte und in späteren Zeiten, welche sich, wer weiß wie gebildet dünkten, ja auch nur zu oft vorkam, mitunter etwas zu scharf durch, wie er denn z. B. eine Secte der Manichäer, die sich auch namentlich dadurch beim Volke bemerkbar machte, daß sie das Fleischessen verbot, kurzweg aufhängen ließ. Allein man that ihm doch schwer Unrecht, wenn man jetzt auf einmal seine unerbittliche Gerechtigkeit, wie sie sich namentlich in der strengen Absetzung Herzog Konrads von Bayern zeigte, Grausamkeit nannte und seinen mit Recht rücksichtslosen Durchführung der kaiserlichen Machtvollkommenheit gegen Hoch und Nieder das Motiv unterlegte, er habe eigennützig die Interessen seiner Familie besonders im Auge gehabt. Noch einmal, wie es selten in seinem thatenreichen Leben geschah, wollte Heinrich sich eine kurze Rast gönnen und zog sich deshalb nach Bothfeld mit seinem Hofe zurück, allein durch eine Erkältung auf einer Jagd im Harz befiel ihn eine schwere Krankheit, welcher er binnen kurzer Frist (1056) noch nicht ganz neunundvierzig Jahre alt, erlag. Er

1) Linea justitiae.

hinterließ einen fünfjährigen Sohn, Heinrich, deſſen Mutter, Agnes von Poitiers, jetzt die ſchwere Verantwortung der Reichsregierung während der Minderjährigkeit ihres Sohnes übernahm. Noch auf dem Sterbebette beunruhigten den Kaiſer böſe Nachrichten, denn außer Erdbeben und Peſt, welche das Land heimſuchten, waren auch die oſtwendiſchen Völkerſchaften, die Liutizen, aufgeſtanden und hatten die gegen ſie geſchickten ſächſiſchen Heere geſchlagen und Heinrich mußte vor allem wiſſen, daß ein Weib, eine ſo edle und verſtändige Frau auch Agnes war, nicht fähig ſei, das gewichtige Scepter des deutſchen Reichsregiments zu führen, und die von Innen drohende Anmaßung der Herzoge und ſonſtiger ſich auch ſchon jetzt gewaltig wichtig dünkender Großen, wie die Angriffe der ringsum nur auf eine ſchwache Centralgewalt wartenden Nachbarn des Reiches im Zaume zu halten. Eine beſondere Genugthuung, welche man dem Andenken Heinrichs zollte, war aber doch, daß man ohne Weiteres dieſe bis jetzt unerhörte Regentſchaft ſeiner Witwe duldete.

Heinrich der Vierte.

Unter Vormundſchaft von 1056 — 1066. Selbſtſtändig von 1066 — 1106.

Das böſe Geſchick, welches wie es ſcheint beſtimmt iſt, auf der deutſchen Kaiſerkrone zu laſten, zeigt ſich während dieſer Regentſchaft und der darauf folgenden Regierungszeit des ſchwachen, wieder von Weibern und Pfaffen erzogenen Heinrichs IV. faſt in noch ſchmerzlicherer Weiſe, als bei dem Untergange des gewaltigen Ottonengeſchlechtes und bei dem tragiſchen Ende der ritterlichen Kaiſer aus dem hohenſtaufiſchen Hauſe. Agnes hatte nicht nur alle ächten weiblichen Vorzüge, ſondern auch einen klaren, gereiften Verſtand, allein mit Milde und Nachgiebigkeit ließ ſich wenig erreichen in einer Zeit, wo kaum der eiſerne Wille ihres Gemahls Sieger geblieben war und wo jetzt nicht nur die Herzoge, ſondern auch die durch Heinrichs III. durchgreifendes Verfahren in der Papſtwahl dem Kaiſerhauſe entfremdeten hohen Geiſtlichen mit Liſt und Gewalt an einer langſamen Unterwühlung der Oberhoheit des deutſchen Kaiſer-Königs arbeiteten. Der erſte Schlag, welcher Agnes traf, war, daß Graf Rudolph von Rheinfelden ihre Tochter Mathilde entführte. Sie ſuchte die Sache dadurch mild auszugleichen, daß ſie ihren ſo aufgedrungenen Sohn mit dem Herzogthum Schwaben und Burgund belehnte. Das war aber eine Ungerechtigkeit, denn Heinrich III. hatte für dieſen Fall des Ablebens des bisherigen Herzogs, Otto von Schweinfurt, das Herzogthum Schwaben dem mächtigen Grafen Berthold von Zähringen feſt zugeſagt. Agnes ſuchte Letzteren dadurch zu beſchwichtigen, daß ſie ihm außer ſeinem Breisgau auch das Herzogthum Kärnthen

HEINRICH IV.

und die Grafschaft Verona verlieh. Von diesem Stammhause des jetzigen bairischen Fürstengeschlechtes geht die hübsche Sage, ihr Ursahn sei ein Köhler gewesen und habe im Walde bei seinem Geschäfte einen großen Schatz Silbers gefunden. Da sei später ein Kaiser flüchtig in großer Noth im Walde auf dem Kaiserstuhl umhergeirrt und habe dem Köhler, dem er zufällig begegnete, seine Noth geklagt und sogleich habe der treue Unterthan seinem bedrängten Herrn und Meister durch seinen Fund aus der Noth geholfen. Dafür sei er dann zum Herzog erhoben worden, habe des Kaisers Tochter zur Frau erhalten und die Stadt Freiburg, wie das Schloß Zähringen gebaut.

Bald thürmten sich aber von verschiedenen Seiten nicht so leicht zu beschwichtigende Unwetter gegen die arme Reichsverweserin auf. Im Rom ging der oben erwähnte Hildebrand langsam aber sicher seinem Ziele entgegen, die Hierarchie zum Uebergewicht über das kaiserliche Ansehen zu erheben. Die letzten Päpste nach dem Tode Victor II. (1056) waren ihm für seine Pläne aber noch zu selbständig gewesen. Stephan IX. starb jedoch bald und Benedikt X., den die Italiener gewählt hatten, wurde durch Hildebrand beseitigt, welcher sich in der Person Nicolaus II. (Gerhard von Burgund) von der hintergangenen Kaiserin gerade den rechten Mann schicken ließ, denn 1059 erklärte ein von diesem Papst zusammenberufenes Concil zu Rom die Papstwahl für unabhängig von dem Einflusse des Kaisers und gründete jenes wichtige Wahlcollegium der Kardinäle, ja tregend auf die gegenwärtige Schwäche der kaiserlichen Gewalt, griff die Kirche sogar sogleich auch auf das weltliche Gebiet über, indem sie dem Papste auch das Recht der Oberlehensherrlichkeit zusprach. Die Normannen in Unteritalien benützten sogleich diese Gelegenheit, sich der kaiserlichen Gewalt zu entziehen und eroberten, als Lehensträger des Papstes, fast ganz, Unteritalien. Als nun Nicolaus II. (1061) starb und die Kardinäle Alexander II. wählten, wollte die geschickte Agnes von ihrem Rechte Gebrauch machen und ließ durch ein Concil zu Basel Honorius II. zum Papst ernennen, allein selbst die deutschen Bischöfe, wie der intrigante Erzbischof Hanno von Köln (aus dem Geschlecht der Grafen von Pfullingen) verbanden sich mit Hildebrand gegen den rechtmäßig ernannten Papst Honorius.

Von Seiten dieses Hanno drohte überhaupt der Kaiserin Agnes die größte Gefahr. So lange nämlich der Papst Victor noch lebte, welcher, um die Kaiserin in der Erfüllung ihrer schweren Pflicht zu unterstützen, in Deutschland war, wurde der Hauptschlag gegen die Regentschaft nur im Geheimen vorbereitet und als darauf der Bischof von Augsburg der Hauptrathgeber der Kaiserin war, suchten die Verschwornen vorzüglich nur durch Ausstreuung ehrenrühriger Gerüchte der Kaiserin in der öffentlichen Meinung zu schaden. Der Hauptsitz der Verschwörung war ursprünglich Sachsen, wo man überhaupt das Recht Heinrichs III. eine Regentschaft zu ernennen bestritt, denn die Nachfolge seines Sohnes war ihm ausdrücklich nur unter der Bedingung zugesichert, daß derselbe, wenn er den Thron bestiegen hätte,

sich auch als ein tüchtiger Mann bewähren könne; ein unumstößlicher Beweis, daß die uralte schon von Tacitus erwähnte Ansicht über die Kaiserwahl noch völlige Anerkennung fand: **der Sohn des verstorbenen Fürsten hatte vor allen Bewerbern die meiste Aussicht, wenn er tüchtig war.**

Der Kaiserin Agnes konnte die nahe Gefahr nicht verborgen bleiben, sie wollte sich wie ihr Gemahl auf den Beistand eines Reichstages stützen, den sie nach Merseburg berief, und Anfangs lächelte ihr das Glück, denn Otto von Sachsen, welcher mit zahlreichem bewaffnetem Gefolge den Reichstag sprengen wollte, gerieth unter Weges mit dem braunschweigischen Grafen in Streit und wurde erschlagen. Allein schon nahte von einer andern Seite ein viel feiner angelegter und deßhalb viel gefährlicherer Angriff. Der als Feldherr berühmte Otto, Herzog in Bayern, und der tapfere Markgraf Ekbert von Braunschweig ließen sich durch den schlauen Hanno bereden, die Regentschaft, vielleicht gar auch die Herrschaft Heinrichs IV. einfach dadurch zu beseitigen, daß man sich der Person des damals zwölfjährigen Prinzen bemächtigte. Die Kaiserin Mutter hielt zur Erholung von den schweren Reichsgeschäften damals (1062) gerade Hof auf der Insel Kaiserswerth im Rheine (eigentlich die Insel des heiligen Suitberth). Hanno kam, wie sonst oft, mit einem prächtigen Lustschiffe den Rhein heraufgefahren und wenn Agnes auch von der Falschheit des Erzbischofs überzeugt war, so mußte sie doch die Huldigungen des mächtigen Kirchenfürsten dulden. An einem Nachmittage gelang es dem Hanno, den jungen König zu bereden, sich das herrlich verzierte Schiff anzusehen, aber kaum hatte er es betreten, als „**schneller als gesagt**," wie der Chronist Lambert von Aschaffenburg sich ausdrückt, die Ruder eingriffen und das Schiff rasch stromabwärts schwamm. Heinrich meinte aber, man wolle ihn umbringen und stürzte sich deßhalb in den damals noch wilder, als jetzt, brausenden Rheinstrom [1]) und Markgraf Ekbert, welcher ihm nachsprang, wäre fast mitertrunken. Kaum waren aber beide gerettet, als das Schiff mit verdoppelter Eile seinen Weg fortsetzte, während man den Prinzen durch alle möglichen Liebkosungen zu beschwichtigen suchte. Schnell hatte sich am Ufer eine zahlreiche über das Verbrechen der beleidigten Majestät im höchsten Grade empörte Volksmenge gesammelt, allein, da kein Schiff zur Verfolgung gerade bereit war, kam Hanno glücklich mit seiner Beute nach Köln. Was er aber auch für ein gewaltthätiger Mann war, zeigte bald darauf ein Streit, den er mit den Bewohnern seiner eigenen Residenz Köln hatte. Ein reichbeladenes Handelsschiff kehrte glücklich von weiter gefahrvoller Reise heim, es brachte aber so werthvolle Gegenstände mit, daß der fromme Priester für gut fand, es durch seine Leute plündern zu lassen. Der Sohn des Eigenthümers, ein junger rascher Mann, rief die Bürgerschaft zu den Waffen und vertrieb nicht nur die Räuber aus dem Schiffe,

1) Weil damals z. B. bei der Lorelei noch nicht der Durchfluß so, wie jetzt, erleichtert war, und besonders, weil sich von den noch stark bewaldeten Höhen zahlreiche Bäche in den Strom ergoßen, wie dieses aus den ältesten Nachrichten über Rheinüberschwemmungen ersichtlich ist.

sondern zerstörte auch das Schloß des Erzbischofs. Hanno verließ die Stadt und rüstete so ernstlich gegen dieselbe, daß sechshundert Kaufleute mit ihrer Habe auswanderten. Unter dem Versprechen strengen Gerichtes wußte darauf der Priester sich den freien Einzug in die Stadt zu verschaffen und ließ dann dem Kaufmanne und allen Anhängern desselben die Augen ausstechen. Es war dieses der erste der vielen späteren Kämpfe der Städte mit ihren Bischöfen. Der Prinzenraub war aber doch in den Augen des ganzen Volkes ein so großes Verbrechen, daß Hanno auf einer Fürstenversammlung ein Gesetz machen ließ, nach welchem stets der Bischof, in dessen Sprengel sich der unmündige König befand, die Regentschaft führen solle. Sie lag vorläufig in der Willkür Hanno's, des Herzogs Otto in Bayern und des Erzbischofs von Mainz. Die persönliche Erziehung des Prinzen hatte Hanno sich vorbehalten, leitete sie aber so, daß er eine Art von Klosterbruder, gleich Heinrich II., aus dem lebhaften Knaben machen wollte; er ließ ihn mit den Chorknaben bei der Messe ministriren, fasten, beten, lateinisch lernen. Um so ärger war daher der Gegensatz, als später während einer Abwesenheit Hanno's in Italien, der gewandte Bischof Adalbert von Bremen sich die Erziehung des Prinzen anzueignen wußte. Mit wenigen Ausnahmen war in jener Zeit selbst die höhere Geistlichkeit (meist jüngere Söhne adeliger Geschlechter) noch so roh, daß z. B. 1063, als König Heinrich zu Goslar das Weihnachtsfest feiern wollte, der Bischof von Hildesheim und der Abt von Fulda, beide unterstützt von einem zahlreichen Gefolge, so miteinander wegen des Vorsitzes in Streit kamen, daß, als die Worte nicht mehr ausreichten, und man zu den Schwertern griff, es auf beiden Seiten mehrere Todte und Verwundete gab, und das Schlimmste zu befürchten gewesen wäre, wenn nicht der bayerische Otto von Nordheim Ruhe gestiftet hätte.

Adalbert von Bremen war dagegen ein ganz anderer Mann; er hatte alle Laster und Vorzüge, durch welche sich damals schon die italienische Geistlichkeit auszeichnete. Aus einem sehr vornehmen Geschlechte stammend und von Italienern gebildet, sah er sehr geringschätzig auf die Deutschen, namentlich auf die sehr ungebildeten, umwohnenden Sachsen herab. Sein prachtvoller Hofstaat, ein Sammelplatz der Sänger und Musiker aus Italien, und der galanten, wenn auch dem geistlichen Stande angehörigen Frauen, sollte den jungen König verweichlichen und mit Geringschätzung gegen die deutschen Bären erfüllen, damit er später ein willenloser Spielball in der Hand des geistvollen Priesters sei. Ein Hauptaugenmerk Adalberts war nämlich, daß er sich, möglichst unabhängig von Rom, zum Patriarchen der jetzt immer weiter in Norden sich ausdehnenden Kirchen und Bisthümer aufzuwerfen suchte, allein hier stand ihm sein eigenes Werk wieder im Wege. Denn wenn sein Haushalt ursprünglich schon sehr kostspielig gewesen war, so war derselbe jetzt, da er einen König beherbergte, unerschwinglich. Die direkten kaiserlichen Einkünfte waren aber, wenn auch Agnes, die sich in ein italienisches Kloster zurückgezogen hatte, keine Ansprüche mehr machte, doch bei weitem nicht ausreichend. Da wußte denn Adalbert sich nicht anders zu helfen als durch rechtmäßige und

unrechtmäßige Aneignung möglichſt vieler Kirchengüter. Der Widerſpruch der geiſtlichen und weltlichen Fürſten wurde aber dadurch beſeitigt, daß ſie Antheil an dem Raube erhielten. Der Herzog von Bayern nahm ſo die Abtei Altaich, der Erzbiſchof von Mainz Seligenſtadt, der Herzog von Schwaben Kempten; der Biſchof von Bamberg und Hanno von Köln wurden mit Gold und Silber aus dem königlichen Schatz überhäuft.

Die einzige wichtige That aus dieſer Zeit der Reichsverweſerſchaft Adalberts war, daß er 1063, in Begleitung Heinrichs gegen die Ungarn zu Felde zog. König Andreas, deſſen Sohn Salomo mit des Kaiſers Schweſter Jutta vermählt werden ſollte, wurde nämlich durch Bela umgebracht, allein Adalbert drang ſiegreich in Ungarn vor, ließ die Vermählung vollziehen und ſetzte Salomo, als deutſchen Lehensträger, auf den ungariſchen Thron. Die jetzt von Jahr zu Jahr ſteigende Anmaßung des päpſtlichen Stuhles ging bei dieſer Gelegenheit ſchon ſo weit, daß Hildebrand das Lehensverhältniß für ungültig erklären wollte; Ungarn dürfe nur vom Papſte als Lehen vergeben werden.

Zwei Jahre ſpäter wurde Heinrich zu Worms feierlich für mündig erklärt und ergriff ſodann im folgenden Jahre ſelbſt die Zügel des jetzt in allen Theilen verwirrten und untergrabenen Reiches. Sein Haß gegen Hanno war aber ſo groß, daß er noch in der Kirche, als ihm bei der Wehrhaftmachung das Schwert umgürtet wurde, daſſelbe „wie zum Scherz“ gegen den Erzbiſchof zog und doch war Adalbert, der ihn geiſtig verdorben hatte, noch mehr an ſeinem ſpäteren Unglück ſchuld.

Betrachten wir die finſtere und doch imponirende Geſtalt König Heinrichs auf unſerem Bilde: Nach dem hochragenden, kräftigen Körperbau, wie man meinen ſollte, ein würdiger Sohn ſeiner Ahnen, und dann doch wieder das urſprünglich ſchöne, aber von Leidenſchaften zerwühlte Geſicht! — ſo überraſcht uns weniger das Leben dieſes Königs mit jenem ſeltſamen, eben ſo häufigen wie ſchnellen Wechſel des höchſten Anſehens und der tiefſten Erniedrigung, wie ſie bei keinem anderen deutſchen Könige vorkam, welcher aber, abgeſehen von dem außerordentlich aufgeregten Zuſtande ſeiner Zeit, auch am beſten aus dem Charakter dieſes Fürſten begriffen werden kann, deſſen Energie ſich in glücklichen Zeiten ſogleich in Gewaltthätigkeit verwandelte, während ſeine geſinnungsloſe Klugheit ihn im Unglück ohne Bedenken für ſeine perſönliche, wie kaiſerliche Würde ſich der tiefſten Schmach unterwerfen ließ. Der Maler dieſes Bildes hat ſich beſonders tief in ſeine Aufgabe hineingedacht, als er dem Könige die verhängnißvolle Krone ſo in die Hand gab. Man weiß nicht, will er ſie vor den gierig nach dieſem Palladium deutſcher Freiheit greifenden Händen hoher und niederer, weltlicher und geiſtlicher Fürſten und Herren retten, oder will er ſie denſelben in leidenſchaftlicher Entrüſtung vor die Füße werfen. — Wenn auch eine Reihe von Thatſachen, in denen ſich die Grundzüge ſeines Charakters nach ihrer ſtets von einem Extrem zum andern überſpringenden Weiſe klar abſpiegeln, unzweifelhaft feſtſtehen, ſo muß man doch die Nachrichten über ſein Leben mit größter Vorſicht benützen, und kann man nur zu oft die Wahr-

heit allein zwischen den Zeilen finden, denn die Berichterstatter gehören der jetzt zuerst in geschlossener Schlachtreihe gegen die kaiserliche Autorität ins Treffen geführten Geistlichkeit oder gar dieser und zugleich auch der Schaar seiner anderen Hauptgegner, dem Herrenstande, an, und das in einer Zeit, wo man eigentlich zuerst von bestimmt organisirten, durch ein bewußtes Princip geleiteten Parteien in Deutschland reden kann. Alles Gute und Schlimme, was seine Vorfahren in der Kaiserwürde absichtlich gesäet oder durch Duldung hatten aufwuchern lassen, war während seiner Minderjährigkeit zur Reife gediehen: der noch bis auf den heutigen Tag fortdauernde Kampf zwischen dem so tief in jeder deutschen Brust wurzelnden Verlangen nach nationaler Größe, Einheit und Freiheit, und dem auch in seiner Art wohlbegründeten Provinzialsinne der Deutschen, namentlich der einmal tief einschneidende Gegensatz zwischen Nord- und Süddeutschland, zwischen der letzter auf einen Schwerpunkt außerhalb Deutschlands sich stützenden römisch-deutschen Kirche und der mit deutschem Freiheitssinne, aber auch Pietät, aufgefaßten Kaisergewalt, welche Gegensätze doch nur einmal, wie wir am Schlusse dieser Darstellung der deutschen Geschichte sehen werden, klar bewußt aufgefaßt zu sein brauchen, damit sie leicht eine praktische Vermittelung finden und die Deutschen zum ersten Volke Europa's machen, eben weil sie richtig aufgefaßt dann allen Grundrichtungen des Menschengeistes, wie er einmal ist, freien Spielraum zur Entwickelung gewähren. Das Verhängnißvollste für König Heinrich war, daß alle diese Hauptrichtungen ihm gegenüber gerade durch eine Reihe großer Persönlichkeiten vertreten wurden, während in seiner, im Kern tüchtigen Natur durch die systematisch schlechte Erziehung alle schlimmen Keime genährt, alle guten vernachlässigt waren.

Die Charakterfestigkeit und Klugheit des Gründers der römischen Hierarchie, des Hildebrand, haben wir schon kennen gelernt, und eben jetzt betrat dieser Mann, nachdem er sich vom unscheinbaren Mönche zum Kardinal emporgeschwungen und langsam alle über Europa sich ausdehnenden Fäden des Netzes geschürzt hatte, in welchem der Löwe des deutschen Kaiserthums gefangen werden sollte, als Papst Gregor VII., den Thron des geistlich-weltlichen Oberhauptes der Christenheit. An der Spitze Norddeutschlands, wo König Heinrich die Sachsen in ihren heiligsten Interessen absichtlich beleidigt hatte, stand Otto von Nordheim, der Herzog in Bayern, während der Herzog der Reichsfahnenträger, der Schwaben, Rudolph, nicht minder kräftig Süddeutschland vertrat. Die bösen Früchte des an sich guten, aber, weil er nur halb durchgeführt war, allerverderblichsten Planes, *den niederen Adel durch die Erblichkeit der Lehen an das Kaiserhaus zu fesseln*, gingen jetzt auch gerade in trotzigster Blüthe auf, denn überall schaarten sich jetzt diese Afterlehensritter hinter ihren nun auch anerkannten, erblich mit ihrer Würde bekleideten Oberlehensherrn, als einer Schutzmauer der Fürstengewalt, wie sie die kaiserliche Gewalt bei der Zerstücklung und immer rücksichtsloseren Entäußerung der reichsunmittelbaren Landestheile und Rechte nicht mehr besaß. Allein je unabhängiger sich die großen Vasallen machten, desto kostspieliger und schwieriger wurde den

Kaiſern die Aufbringung der Heere für ihre innern Fehden und Römerzüge und je geringer die Zahl der Reichsimmunitäten war, deſto mehr mußte man dieſe reichsfreien Landestheile ausſaugen und verſchleudern. Die Kaiſergewalt war auf eine abwärts geneigte Ebene gerathen, wo bekanntlich der Lauf je näher dem Abgrunde, deſto ſchneller werden muß. Dagegen traten andrerſeits die von früheren Kaiſern gelegten neuen Grundlagen der Centralgewalt, wie uns viele Einzelheiten aus dem Leben König Heinrichs zeigen, deſto impoſanter hervor, wie wir denn mehr als Eine Stadt ſchon mächtig genug ſehen, den Kaiſer allein gegen große Fürſtenheere zu ſchützen und da ein großer Theil dieſer wohlhabenden kriegsgewandten Stadtbewohner aus Bauern beſtand, welche durch ihre Ueberſiedlung die alte Freiheit wiedergewonnen, oder erſt jetzt ſich alter Knechtſchaft und Hörigkeit entzogen hatten, ſo regte ſich auch mehrfach bei denen, die noch draußen als Bauern oder Leibeigene lebten, das Verlangen, ſich unter der unmittelbaren Oberhoheit des Kaiſers zu ſchaaren, um ſo der immer weiter um ſich greifenden Herrſchſucht ihrer weltlichen und geiſtlichen Herren zu entgehen. Allein König Heinrich war nicht der Mann, um „*der Freieſte nur im Kreiſe freier Männer*“ dieſe ſtarken Fäden, kühn und bedachtſam zugleich, in Einem Punkte zu einigen, er war von Geſinnung ein Ariſtokrat im neueren Sinne des Wortes; hochmüthig im Glück, kriechend im Unglück.

„Dem Volk mit ſtillem Haß zu ſchmeicheln,
„Das lehrt als Staatskunſt der Tyrann;
„Den Fürſten nenn' ich groß und weiſe,
„Der's liebt und doch verachten kann. —“

In der erſten Zeit nach ſeinem Regierungsantritt konnte König Heinrich noch an dem Nachlaß von Kraft und Würde, den er von ſeinen großen Vorgängern geerbt hatte, zehren und das Glück folgte auch noch den Schritten der Macht.

Der Reichstag zu Tribur, auf welchem die hohen Reichsſtände trotz des Heinrich III. gegebenen Verſprechens, kurz vor dem ſelbſtſtändigen Regierungsantritte Heinrichs IV., doch noch von ihrem alten Wahlrechte Gebrauch machten, und dem jungen Könige rundweg erklärten: er ſolle entweder würdiger und gerechter auftreten, ſeine Buhlerinnen fortjagen, die Gewaltthätigkeiten gegen die Sachſen einſtellen u. ſ. w. oder verzichten, — hatte zunächſt nur gute Folgen. Heinrich fügte ſich der erſten Bedingung, ſich mit der ihm längſt verlobten Bertha, Tochter des Markgrafen von Suſa zu vermählen und ſich dem Einfluſſe Adalberts von Bremen zu entziehen, welcher den Haß gegen die Sachſen vorzüglich in ihm nährte. Und andrerſeits, wenn er dem Unmuth über dieſen ihm auferlegten Zwang dadurch Luft machte, daß er in der nächſten Zeit einige Fürſten entſetzte, ſo konnte auch dieſes, da die gewichtigſten Gründe zur Geltendmachung dieſes alten Kaiſerrechtes vorlagen, ihm nur die Unterſtützung und die Zuneigung des bei weitem größten Theiles des deutſchen Volkes gewinnen.

Zuerſt entſetzte er den Markgrafen Dedi von der Lauſitz, weil dieſer, geſtützt auf die Hülfe der unzufriedenen Thüringer, ſich ohne den König, als unbeſtreitbaren Oberlehensherrn zu fragen, verſchiedener Lehen bemächtigt hatte. Die Thüringer ließen

aber den Empörer im Stich weil sie — einen Funken vom Geiste Heinrichs III. in dem Sohne voraussehend — der festen Zuversicht waren, König Heinrich IV. werde sie gegen die Anmaßung des Erzbischofs von Mainz schützen, der ihnen willkürlich einen Zehnten aufbürden wollte. Markgraf Dedi wurde zur Strafe gefangen gesetzt.

Auffallender, wenigstens wegen der zweideutigen Weise, wie sich die öffentliche Meinung darüber aussprach, war der Streit Heinrichs mit dem Herzoge von Bayern. Ein Adaling, Namens Egino, klagte nämlich Herzog Otto an, er habe ihn bestechen wollen, den König zu ermorden und Heinrich entschied, daß der Streit nach gut altdeutscher, jetzt auch durch die Kirche geheiligter, oder vielmehr aufgefrischter Rechtsgewohnheit durch einen Zweikampf zwischen dem Kläger und dem Angeklagten ausgetragen werden solle. Viele, die dem Könige nicht wohlwollten, sagten aber, Egino sei durch Heinrich zu dieser Anklage veranlaßt, um so den Herzog, dessen gutes Einvernehmen mit den sächsischen Unzufriedenen kein Geheimniß war, aus dem Wege zu räumen; Otto von Nordheim erschien nicht an dem anberaumten Tage, Heinrich berief einen Reichstag, das Fürstengericht verurtheilte den Angeklagten zum Tode und derselbe wurde, als er sich mit Gewalt der Einziehung seiner Güter widersetzen wollte, besiegt und nebst seinem Freunde Magnus, dem Sohne des Sachsenherzogs, verhaftet. Heinrich ließ das Todesurtheil zwar nicht vollziehen, gab aber seinem Gegner erst die Freiheit wieder, nachdem er Bayern als Reichslehen eingezogen hatte. Einem ähnlichen Schicksale entging Herzog Rudolf von Schwaben, den der König auch vor sein Gericht lud (1072) nur dadurch, daß Rudolfs Schwiegermutter, die Kaiserin Agnes, die Vermittlerin machte. — Die früheren Kaiser, namentlich die Ottonen, hatten, wenn sie den Grundsatz, daß der Kaiser als Oberlehensherr auch über die Herzogthümer verfügen könne, thatsächlich durchführen wollten, doch auch einen festen Rückhalt haben müssen und das waren die Sachsenherzoge, die Billunger, denen daher gewährt wurde, daß die Würde jetzt schon seit mehr als einem Jahrhunderte stets vom Vater auf den Sohn überging. Doch war dieses auch hier nur mehr geduldet, als von Seiten der Centralgewalt anerkannt. Heinrich IV. verweigerte nun, da inzwischen Herzog Ordulph von Sachsen gestorben war, dem gefangenen Sohne desselben, Magnus, hartnäckig die Freilassung, bevor er nicht der Nachfolge entsagt habe. Früher schon wurde der ja auch durch Heinrichs Mutter beleidigte Herzog Berthold von Kärnthen, der Zähringer, abgesetzt, weil er sich geweigert hatte, im Winter 1072 durch sein Erscheinen den Glanz des kaiserlichen Hoflagers, welches damals in Bamberg war, zu vermehren. Heinrich trug sich sogar, von diesen überraschenden Erfolgen zur Ueberschätzung seiner Macht getrieben, mit dem stolzen Plane, eine einheitliche Herrschaft über Deutschland zu gründen, allein damit waren alle geistlichen wie weltlichen Fürsten, die Ruhigen, wie die Unruhigen im Lande, gleich sehr unzufrieden; die Fürstenhäupter, welche er bis jetzt zwar gebeugt hatte, waren noch lange nicht geknickt. Der Adel stand wie gesagt auf Seiten der Fürsten und die Städter wußte Heinrich nicht auf die rechte Weise für sich zu gewinnen.

Trefflich wurden dagegen die mancherlei Blößen, welche ſich Heinrich durch ſein ganzes Thun und Treiben gab, von den unzufriedenen Großen ausgebeutet. Die Verſöhnung des Königs mit ſeiner edlen, treuen Gemahlin, Bertha, war nicht von langer Dauer geweſen, er umgab ſich mit einem liederlichen Hofe, welcher überall, wo er hinkam, ein Schrecken aller Wohlgeſinnten war, denn Mädchen und Frauen wurden geraubt und die Blüthe des jungen Adels in einer Schwelgerei ſonder Gleichen zu Grunde gerichtet. Das von der Geiſtlichkeit aufgeſtachelte Volk behauptete ſogar, dieſes wohl ohne Grund, die köſtlichen Ketten und Kleinodien, mit denen die lockern Herren und Damen im Gefolge des Königs prunkten, ſeien eingeſchmolzenem Kirchengeräth entnommen. Das Niederträchtigſte aber war, daß Heinrich, um eine Eheſcheidung von ſeiner ungeliebten Frau herbeizuführen, ſogar dem unter ſeiner ſauberen Umgebung eine große Belohnung verſprach, welcher ſie ihrer ehelichen Treue abwendig machen könne. Ein Hofherr meinte ſchon am Ziel ſeiner Wünſche zu ſeyn, denn die Königin geſtattete ihm ein Stelldichein; der König, von dieſer Nachricht hocherfreut, verſteckte ſich in der Nähe, um Zeuge dieſer Scene zu werden, die Königin ließ aber ihren Gemahl, wie den zudringlichen Liebhaber im Dunkeln durch ihre Mägde derb mit Ruthen durchpeitſchen. Da dieſer Vorfall Heinrichs Herz in dem Grade bewegte, daß er nun ſeine Gemahlin zu ſich nahm und ſeine ſchlechte Geſellſchaft entließ, ſo läßt ſich trotz der entgegenſtehenden Nachrichten der Zeitgenoſſen vermuthen, man habe früher der Bertha auch durch Anſchwärzungen beim Könige zu ſchaden geſucht, damit dieſer nicht aus ſeinem Taumel erwache. Die Königin theilte von nun an alle Leiden und Freuden ihres Gemahls und gebar ihm mehrere Kinder.

Die meiſte Gefahr außer von Rom aus, drohte aber dem Könige von Seiten der unzufriedenen Sachſen, weßhalb wir dieſen Kampf im Zuſammenhang auffaſſen wollen. Um die Macht des gegen die Erwartung ſeines Vaters jetzt auch ſo widerſetzlichen kleinen Adels zu brechen, ließ er eine Anzahl kaiſerlicher Burgen in Sachſen und Thüringen errichten, allein ſeine Vögte nöthigten die Bauern deßhalb nicht nur zu den gewöhnlichen Frohnden, ſondern ließen ſie auch an den für ihre Arbeit beſtimmten Tagen Hofdienſt leiſten. Noch unklüger war das Benehmen des Königs den Thüringern gegenüber, denen er jetzt dennoch den Zehnten des Erzbiſchofs von Mainz aufzulegen trachtete, da dieſer edle Kirchenfürſt ihm einen Antheil an dem Raube verſprochen hatte. Als die Aebte von Hersfeld und Fulda, welche ſich dadurch beeinträchtigt ſahen, Widerſpruch erhoben, ließ der König die Sache durch ein Schiedsgericht, natürlich zu Gunſten des Erzbiſchofs, entſcheiden, indem er mit einem Heere für alle Fälle in der Nähe ſtand. Klagten die Sachſen und Thüringer am Hofe über ſolche Gewaltſtreiche, oder auch nur über die rohe Weiſe, mit welcher ſie zur Ausführung kamen, ſo wurden ſie mit Hohn eingeſperrt und ſollten ſie ſich zur Strafe ihrer Widerſetzlichkeit mit einem übergroßen Aufwande auslöſen, welcher manchen Freien in ein Abhängigkeitsverhältniß hinabgedrückt hätte.

Da mußte ſich endlich die Wetterwolke über dem Haupte des Königs entladen. Nachdem man vorher noch durch manchfache, wohl zum Theil übertriebene Nachrichten die Maſſe des Volkes noch mehr erbittert hatte, traten die geiſtlichen und weltlichen Herren der ſächſiſchen Lande unter der Leitung des vertriebenen Otto's von Bayern, und Hermanns, eines Onkels des immer noch im Gefängniß ſchmachtenden Herzog Magnus von Sachſen, zu einem Vereine zuſammen. Mit großer Mäßigung erklärten ſie aber, weil man noch nicht wiſſen konnte, wie weit Süddeutſchland den König aus fränkiſchem Stamme unterſtützen werde: Es ſei durchaus nicht auf einen Sturz der Einheit und der königlichen Centralgewalt abgeſehen, allein Heinrich habe durch ſeine Gewaltſtreiche den Eid gebrochen, welchen er damals bei ſeinem Regierungsantritte der Fürſtenverſammlung geleiſtet und habe ſich dadurch ſelbſt der königlichen Gewalt verluſtig gemacht. Außerdem wurde dann auch behauptet, Heinrich ſei im Bündniß mit den Dänen, die angeblichen Rüſtungen gegen Polen ſeien eigentlich dazu beſtimmt, nach Sachſen geführt zu werden, um nach gänzlicher Unterjochung oder gar Ausrottung dieſes Stammes das Land mit Schwaben zu bevölkern, worunter der Volksausdruck damals ſchon in Norddeutſchland alle Süddeutſchen oft zuſammenfaßte. Ein Vorbild, welches die Möglichkeit einer ähnlichen Maßregel bewies, lag allerdings den Sachſen in der Unterjochung der ſlaviſchen Lande durch ihren Stamm ſehr nahe, traurig iſt aber beſonders, daß wir auch hier wieder die uralte, in der ganzen deutſchen Geſchichte ſich wiederholende Abſicht auftauchen ſehen, durch Nährung der Antipathieen zwiſchen Nord- und Süddeutſchland Partheizwecke zu erreichen. Die Sachſen: Fürſten, Biſchöfe, Herren und Bauern, rüſteten ſo eifrig, daß bald ein Heer von mehr als ſechzigtauſend Mann kampfbereit war. Allein Heinrich war ſo ſehr gewohnt, daß das Volk alles, was er that, wenn auch zu Zeiten mit Murren, dennoch erduldete, und wurde in dieſer Meinung ſo ſehr von ſeinen falſchen Anhängern beſtärkt, daß er immer noch die Abgeſandten der Sachſen auslachte, als ſie ihm die früheren Bedingungen mit dem Bedeuten wiederholten, wenn er ſich noch ferner weigere, ein ächter und gerechter König zu ſeyn, ſo werde man Gewalt mit Gewalt vertreiben. Durch dieſe Sorgloſigkeit wäre Heinrich beinahe in Goslar und ſodann auf der Harzburg, wohin er ſich mit den Reichskleinodien flüchtete, von dem raſch anrückenden Sachſenheere gefangen genommen worden. Ein treuer Jäger rettete ihn aber mit genauer Noth auf einſamen Waldpfaden nach Eichwege (1073).

In zu grellem Widerſpruch mit obigem Uebermuthe ſtand nun, daß Heinrich ſich jetzt auf einem ſchleunigſt nach Hersfeld zuſammenberufenen Reichstage den ſüd- und weſtdeutſchen Fürſten zu Füßen warf und ſie „in Gottes Namen anflehte, ſeine Schmach mitzufühlen und ihm zu helfen. —“ Einigen wenigen, welche immer doch noch in dem Könige den Repräſentanten des deutſchen Nationalbewußtſeyns ſahen, traten zwar bei dieſer nie geſehenen Erniedrigung des deutſchen Reichsoberhauptes die Thränen in die Augen, die meiſten waren aber zu oft und zu ſchwer von Heinrich beleidigt worden, als daß ſie ihm nicht

kalt für's nächste Jahr eine Reichshülfe versprochen hätten. Inzwischen wurde eine der festen Burgen Heinrichs nach der andern erstürmt, fiel ein Anhänger des Königs nach dem andern ab, so daß der Brand der Empörung das ganze Reich zu entzünden drohte. Vergebens suchte Heinrich die Sachsen durch Freilassung des Herzog Magnus zu besänftigen, ja als er nach Gerstungen einen Reichstag berief, um zwischen ihm und seinen Gegnern zu richten, erklärten ihm selbst die, welche er bisher für seine Freunde gehalten hatte, rund heraus: „Es sei nur zu verwundern, daß die Sachsen so lange mit weibischer Geduld die unerträglichen Bedrückungen und Beschimpfungen von seiner Seite ertragen hätten.“ Da bedurfte es nur noch eines kleinen Anstoßes, daß die Sachsen auch das wichtigste Zugeständniß erhielten, welches sie begehrten, nämlich das Recht, im Fall ein König seinen Eid bräche, sich gegen ihn zu bewaffnen, um ihn im Einverständniß mit den übrigen Reichsständen abzusetzen. Der König weigerte sich, dieses seit der Aufrichtung einer königlichen Centralgewalt in Deutschland unerhörte Recht zu gewähren, und als man wieder einen Ankläger beibrachte, welcher zur Ermordung der Herzoge von Schwaben und Kärnthen durch den König gedungen sein wollte, hatte er die Genugthuung, daß sein Gegner, noch vor dem Tage des gerichtlichen Zweikampfes im Gefängnisse in Folge von Wahnsinn starb. Allein das Reichsheer, welches sich dann in der That 1074 sammelte, war den jetzt wohlgerüsteten Sachsen gegenüber viel zu schwach und als der König befahl, zum Angriffe vorzurücken, gingen die unzufriedenen Großen mit ihren Heeresgefolgen murrend wieder nach Hause und Heinrich mußte im Frieden zu Goslar in alle Bedingungen der Sachsen einwilligen, wodurch er in eine völlige Abhängigkeit vom Reichstage, d. h. von der Versammlung der geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren, kam. Wann später auch die Städte und sonstigen freien Genossenschaften Einfluß auf die Beschlüsse dieser noch sehr unregelmäßig „nach Gelegenheit“ abgehaltenen Reichstage gewannen, das werden wir seiner Zeit sehen.

In diesem Augenblicke der höchsten Noth trat aber durch den ungebrochenen Rechtlichkeitssinn der Deutschen, allein auch durch Zufälligkeiten, einer jener Glückswechsel ein, welche Heinrichs Leben charakterisiren. Die Sachsen mißbrauchten nämlich schändlich ihren Sieg, indem sie muthlos alle die prächtigen, zum Theil auch als Schutzwehr gegen Wenden und Dänen erbauten Burgen Heinrichs zerstörten und nicht nur die ihnen aufgedrungenen Zehnten, sondern auch ältere Kirchengefälle abschafften, ja der heiligen Stätten selber nicht schonten, wie sie denn die Gebeine eines Bruders und eines Sohnes des Königs aus ihren Grüften rissen und entweihten. Das empörte nach dem frommen Sinne jener Zeit die Süddeutschen so sehr, daß sich unglaublich schnell ein Heer sammelte.

Die Sachsen boten erschrocken Genugthuung an und versprachen, die Burgen wieder herzustellen. Heinrich benützte aber seinen Vortheil, verwarf alle Friedensbedingungen und rückte, den Eifer seiner Leute benützend, in so forcirten Eilmärschen

vor, daß er in Einem Tage eine Strecke zurücklegte, zu welcher man ſonſt zwei Tage zu gebrauchen pflegte. Ein neuer Beiſtand für dieſen eben ſo ſchleunigen, wie glänzenden Feldzug war nämlich hier zuerſt dem König durch eine ausgedehnte Hülfe der jetzt mächtigen Städte erwachſen, wie denn die Chroniſten ausdrücklich erwähnen, es ſeien in dem Heere viele wohl gerüſtete und eingeübte Kaufleute geweſen. Und zwar war der König ganz wider ſeine Erwartung, faſt durch Zufall, kann man ſagen, auf das Gewicht dieſer Hülfe aufmerkſam gemacht worden. Die großen rheiniſchen Handelsſtädte waren nämlich, wie wir ſchon oben bei Köln ſahen, mit ihren Biſchöfen meiſt auf einem ſehr geſpannten Fuße, da ſie immer mehr die dem biſchöflichen Vogt zuſtehende hohe Gerichtsbarkeit an ſich zu bringen trachteten und andrerſeits ſich ſchon zu ſtark fühlten, um ohne Murren ſich immer größere Leiſtungen für die üppigen Hofhaltungen dieſer Kirchenfürſten aufbürden zu laſſen. Ihr Helfer in dieſem Streite konnte nun aber Niemand als der König ſeyn, wie es andrerſeits in deſſen Macht lag, ihren Vertrieb durch Privilegien auf den hauptſächlichſten Knotenpunkten ihres Handelsweges zu unterſtützen. So geſchah es, daß, als nach der Schlacht bei Gerſtungen der Erzbiſchof von Mainz eine Reichsverſammlung berufen wollte, um den König abzuſetzen und Heinrich deßhalb mit Heeresmacht heranzog, die Wormſer ſich gegen ihren Biſchof empörten, ja ihn gefeſſelt dem Könige ausgeliefert hätten, wenn er nicht ſchleunigſt entflohen wäre. Die Bürger dieſer Stadt, deren Beiſpiele dann bald mehrere, zunächſt das mächtige und reiche Köln, folgten, unterſtützten nun den König auf dem ſächſiſchen Feldzuge nicht nur mit anſehnlicher Mannſchaft, ſondern auch mit bedeutenden Geldſummen und ſie hatten ihre Gelder gut angelegt, denn die Wormſer erhielten dafür Zollfreiheit in Frankfurt, Boppart, Hammerſtein, Dortmund, Goslar und Angern.

Als daher am 9. Juni 1075 Heinrich mit ſeinem Heere an der Unſtrut gegen die Sachſen heranrückte, welche auf der linken Seite des Fluſſes lagerten, hatten dieſe noch gar keine Ahnung von der Nähe und Größe des heraneilenden Heeres. Sorglos ſaßen die ſächſiſchen Ritter, ungewaffnet bei der furchtbaren Hitze des Tages, beim Becher und Würfelſpiel. Andere ſchliefen oder tummelten ſich in der Nähe des Lagers herum, ja man hatte nicht einmal für nöthig gehalten, einen Theil des Heeres, welcher ſich noch jenſeits des Fluſſes befand, herüberzuſetzen.

Heinrich ahnte aber ebenſo wenig die Nähe des feindlichen Heeres und auch ſeine Leute waren ſchon mit Aufſchlagen von Zelten beſchäftigt, um ſich nach dem angeſtrengten Marſche für den Kampf friſche Kräfte durch Ausruhen im ſicheren Lager zu holen. Da ſtürmte kurz vor Mittag Herzog Rudolph von Schwaben in das Zelt, in welchem der König ſchlief und meldete, gute Kundſchafter hätten ihm berichtet, die Sachſen ſeien in nächſter Nähe, unbeſorgt wegen eines Angriffes und noch dazu in einem durch den Fluß getheilten Lager. Da ging es denn raſch zum Kampfe, voraus die Schwaben [1]), wie gewöhnlich, dann Bayern, Lothringer,

1) Chronik des Lambert von Aſchaffenburg. Antiquis jam diebus lege latum est, ut (Suevi) in omni expeditione regis Teutonici ipsi exercitum præcedere et primi committere debeant.

Böhmen. Selbſt als die aufgeſtellten Poſten der Sachſen die Staubwolke in die Höhe ſteigen ſahen, welche das raſch vorrückende Heer des Königs emporwirbeln machte, wollte man im ſächſiſchen Lager noch nicht glauben, daß es etwas anderes, als etwa eine Reitervorhut des feindlichen Heeres ſeyn könne. Dieſe griffen aber ſo raſch an, daß nur wenige Ritter Zeit fanden, ihre Rüſtungen anzulegen, ja manche halb bekleidet in den Kampf eilten. Da es in Sachſen nicht ſo viele Ritter und noch mehr den alten Heerbann gab, nach welchem jeder freie Bauer ſelbſt diente, ſo beſtand die Hauptmacht derſelben in Fußvolk. Dieſe ſtürzten ſich nun mit furchtbarem Ungeſtüm auf die Schwaben und was jenen an guter Bewaffnung abging, das wurde dadurch ausgeglichen, daß des Königs Leute von dem eilfertigen Marſche ermüdet, ihre Gegner aber bei friſchen Kräften waren. Eine Weile wurde mit größter Erbitterung von beiden Seiten gekämpft, allein die Schwaben wurden geworfen und die Bayern unter Herzog Welf rückten an ihrer Stelle in die Schlachtordnung ein. Die Sachſen kämpften aber fort trotz ihrer viel geringeren Zahl mit dem Muthe der Verzweiflung und als Lanzen und Wurfſpieße zerbrochen oder verſchleudert waren, ſtritt man mit dem Schwerte Mann gegen Mann; Herzog Otto von Nordheim, der abgeſetzte Bayernherzog, immer voran im dichteſten Gedränge.

So hatte der mörderiſche Kampf ſchon neun Stunden gedauert und auf der Seite des Königs waren viele der Edelſten gefallen: Markgraf Ernſt, zwei Grafen Ellenburg, Graf Engelbert, und auch die Bayern wichen, ſo daß ſich ſchon der Sieg auf die Seite der Sachſen zu neigen ſchien, da rückten aber auch die inzwiſchen ausgeruhten Böhmen und Lothringer in den Kampf, während die Sachſen vergeblich hofften, es werde dem Reſt ihres Heeres möglich geworden ſeyn, noch rechtzeitig zu ihrer Hülfe über den Fluß zu ſetzen. Die Verſtärkung blieb aus und als ſich jetzt die Sachſen zur Flucht wendeten, entkamen faſt nur die Adalinge und Fürſten durch die Schnelligkeit ihrer Pferde, während das Fußvolk ſchonungslos von den verfolgenden Rittern des königlichen Heeres niedergemetzelt wurde. Dieſer letztere Umſtand trug vorzüglich dazu bei, den Sieg Heinrichs zu einem entſcheidenden zu machen; dadurch ward nämlich Zwietracht unter den Sachſen ſelbſt ausgeſtreut. Die Bauern vergaßen es dem Adel nicht, daß er nur zwei ſeiner minder hervorragenden Glieder verloren hatte, während die Reihen der Bauern fürchterlich gelichtet wurden, ſo daß von hier an ſich eine neue Aera in der inneren Entwicklung Norddeutſchlands, beſonders was die Kriegführung betrifft, herſchreibt.

Obgleich den König gleich nach dieſer blutigen Schlacht bei Hohenburg (Langenſalza) ſeine wichtigſten Bundesgenoſſen Welf, Berthold und Rudolph verließen, denn ſie wollten weder an den jetzt beginnenden grauſamen Verfolgungen der Sachſen Theil nehmen, noch die Centralgewalt durch ihre Hülfe ſehr geſtärkt wiſſen, ſo war Heinrich doch noch mächtig genug, um bei dem paniſchen Schrecken, welcher ſich der Sachſen bemächtigt hatte, ſeinen Sieg verfolgen zu können. Die Männer retteten ſich in die dichten Waldungen des Thüringer Waldes, des Harzes und der noch

heut zu Tage stehenden Wälder an der Elbe [1]) und die in den Dörfern zurückgebliebenen Weiber flüchteten sich in die Kirchen. Allein auch hier fanden sie vor Heinrichs siegesberauschten Kriegern keinen Schutz und es wurden mit Verwüstung der heiligen Stätten selbst die gräulichsten Schandthaten von ihnen begangen, die Dörfer niedergebrannt, die Saaten verwüstet. Heinrich schien Karls des Großen Verfahren bei seiner letzten Sachsenverfolgung nachahmen zu wollen, so daß auch er sich endlich ebenso, wie jener, zurückziehen mußte, weil sein Heer in dem verwüsteten Lande mit einer Hungersnoth bedroht war.

Er hoffte aber bald wiederkommen und die grausamen Pläne seiner Jugend, wie sie ihm Adalbert gepredigt hatte, mit gänzlicher Unterjochung der „rohen Sachsen," die doch noch in Wahrheit am meisten rein deutsche Elemente bewahrt hatten, durchführen zu können.

Im November 1075 begann in der That versprochener Maßen bei Gerstungen ein Reichsheer sich zu sammeln. Allein außer dem Zuzug mehrerer kleiner Fürsten und Städte stellten sich nur die Lothringer; diese freilich in desto größerer Anzahl. Bayern, Schwaben, Kärnthen kamen nicht wieder. Heinrich wäre es daher nicht möglich gewesen, die Sachsen ernstlich anzugreifen, wenn dort der Adel sich den Bauern gegenüber von der Beschuldigung seiner vorschnellen Flucht bei Hochburg zu reinigen vermocht hätte. Die Bauern blieben aber unerbittlich und die Rache des Königs traf jetzt zunächst denn auch wirklich den Adel. Sie mußten sich der geforderten unbedingten Unterwerfung fügen und, nachdem sie zu Spira in Thüringen die Waffen gestreckt hatten, barhaupt und barfuß als demüthig Bittende im Heerlager des Königs erscheinen. Prächtig thronte Heinrich im Königsornate in der Mitte seiner Krieger und unbesonnener Weise wurde den sächsischen Edeln nicht die gehoffte und in jeder Beziehung durch die Klugheit angerathene Verzeihung von Seiten des Königs zu Theil, sondern er ließ sie in's Gefängniß werfen, während er durch Milde hätte die alte Hauptstütze seiner Vorfahren wieder gewinnen müssen. Hatten ihm doch die letzten Ereignisse selbst in den Tagen seines größten Glückes genugsam gezeigt, wie wenig den süddeutschen Fürsten daran lag, sich ernstlich, als Stützen der kaiserlichen Macht, hinter dieselbe zu stellen. Der einzige unter den Hauptanführern des Aufstandes, dem Heinrich verzieh und den er sogar mit der vorläufigen Führung der herzoglichen Gewalt in Sachsen betraute, war Otto von Nordheim und es schimmert hier einmal wieder die bessere Natur Heinrichs durch, indem er diesem auch im Unglück großen Manne selbst als Gegner seine Anerkennung nicht versagte.

Heinrich war jetzt nach dieser Seite ohne große Mühe gründlich gesichert, da überdieß die sächsischen Lande jetzt genug mit der Abwehr der Dänen und Wenden zu thun hatten, welche die Schwächung Sachsens, dieses festen Bollwerks Deutschlands gegen Norden, jetzt durch Deutschland selbst, sich bestens zu Nutze machten.

1) Der buchen- und eichenreiche Sachsenwald dehnt sich noch jetzt bei Lauenburg 7—8 Meilen weit an der Elbe aus.

Allein nun trat jener, durch die vielen Anhänger, welche er im Lande selbst hatte, doppelt gefährliche Gegner Heinrichs im Süden, Papst Gregor, mit seinen Ansprüchen auf die Oberherrlichkeit über die kaiserliche Gewalt, desto entschiedener hervor.

Alle Perioden der Geschichte zeigen uns große weltliche Reiche, deren Entstehen, aber auch Vergehen, wenigstens in ihrer äußeren Erscheinung, an die Lebenszeit ihres Gründers geknüpft ist. So bei Alexander dem Großen, Karl dem Großen, Napoleon u. A. Bei der römischen Hierarchie ist dagegen der wesentliche Unterschied, daß, wenn auch an den Hauptwendepunkten ihrer Entwickelung große Persönlichkeiten, für lange Zeit den Gang derselben bestimmend, eingreifen, im Ganzen doch das Streben aller Hauptrepräsentanten der Kirche dahin geht, dem von Generation zu Generation fortlebenden Körper derselben nur Ideen einzuimpfen, wenn auch deren letzte Verwirklichung noch so fern liegt. Die Kirche selbst erzieht dann nothgedrungen durch ihren inneren Mechanismus stets aufs Neue Mitglieder, welche mit derselben Sicherheit und Energie, wie die Urheber jener Ideen, die Menschen langsam an dieselben gewöhnen, welche diese Ideen im Laufe von Generationen allen, den höchsten, wie den niedrigsten Lebenseinrichtungen einhauchen und so die Menschen von Jugend an durch die ganze sie umgebende Welt von denselben abhängig machen. Zweierlei war vor allen nothwendig, um aus der katholischen Hierarchie in Wahrheit und für alle Zeiten ein solches in und mit dem Staat fortlebendes und doch in seiner innern Entwickelung ganz unabhängig von demselben dastehendes Individuum zu machen: Erstlich mußte die Hierarchie nach unten und oben, an Haupt und Gliedern, nicht nur vom Staate, sondern auch von der gemeinschaftlichen Grundlage aller gesunden Kirchen und Staaten, von der Familie, losgelöst werden und zweitens mußten, um diesem so in der Luft schwebenden Mechanismus Lebensfähigkeit und Haltung zu geben, das Oberhaupt und alle, welche mit ihm die Grundidee dieses Mechanismus vertraten, absolute Macht im Innern und Aeußern über alle Theile desselben haben. Die Reihe von wichtigen inneren Umwandlungen der römischen Kirche, welche Gregors VII. Vorgänger, theils selbstständig, theils unter seiner Leitung angebahnt hatten und nun endlich von ihm selbst durchgeführt wurden: „Das Verbot der Priesterehe; das Verbot der Einsetzung von Priestern durch Laien; die Autorität der nur vom Papst abhängigen Concilien über Kirchenväter und Bibel hinaus; die Erhebung endlich des Papstes, nicht nur über alle anderen Bischöfe, sondern auch über das höchste weltliche Oberhaupt; alle diese scheinbar so verschiedenen Einzelnheiten waren daher in Wahrheit nur Glieder Eines großen, nach Einem Plan und Zweck gegliederten Ganzen, an dessen Vollendung Jahrhunderte lang mit gleicher Consequenz und Ausdauer fortgearbeitet wurde.

Das Nächste und Schwierigste, welches erreicht werden mußte, war die Erhebung des geistlichen Oberhauptes der Christenheit über die weltlichen Könige und die Unterwerfung aller übrigen Bischöfe unter den Bischof zu Rom. Jenes erste-

ren Kampfes, namentlich in Bezug auf Deutſchland, haben wir ja in unſerer Kaiſergeſchichte überall ſchon Erwähnung gethan und geſehen, wie die Kirche ſich ſtarken Kaiſern gegenüber auf das willfährigſte zu fügen wußte, damit dieſe nicht veranlaßt wurden, kräftig das Verhältniß zwiſchen Kaiſer und Papſt durch beſtimmte Normen feſtzuſtellen und der geiſtlichen Gewalt für die Regierungszeit ſchwacher Kaiſer die Hände zu binden. Dieſe letzteren günſtigen Zeiten wurden dann von den Päpſten trefflich ausgebeutet. Was das zweite Verhältniß zwiſchen dem römiſchen und den übrigen Biſchöfen betrifft, ſo galt erſterer zwar für den Biſchof, welcher, als in der Hauptſtadt des römiſchen Weltreichs reſidirend, den ehrenvollſten Poſten unter allen einnahm, wie ja auch früher im Orient die Biſchöfe an den Stellen, wo Chriſtus und ſeine Apoſtel gelebt und gelehrt hatten, beſonderer Ehre genoßen, allein von einer Oberherrlichkeit dieſes römiſchen Biſchofs in weltlichen, wie in geiſtlichen Dingen über die übrigen Biſchöfe, war bis zum neunten Jahrhundert keine Rede.

Die höchſte Auktorität der Kirche war die Verſammlung der höheren Geiſtlichkeit, welche unter beſonderem Einfluſſe des heiligen Geiſtes die Anwendungen der heiligen Schrift auf das Leben machen ſollte, wie ja ſtets noch im Staat die Verſammlung der höchſten Würdenträger, als Repräſentanten des Volkes, für eine Auktorität galt, an welche ja ſelbſt die entſchiedenſten Kaiſer appellirten, um ihren Beſchlüſſen eine höhere Weihe zu geben. Kurz, man hat das bekannte Sprüchwort bald mehr ariſtokratiſch, bald mehr demokratiſch, je nach den Zeitumſtänden, ausgelegt, aber doch hieß es ſtets in Kirche und Staat, mit Ausnahme der allerverdorbenſten Zeiten: „Vox populi, vox Dei;“ „des Volkes Stimme iſt Gottes Stimme.“ — Wie aber bei Streitigkeiten in weltlichen Dingen die Gerichte an die Oberhöfe, mit deren Recht ſie bewiedmet waren, oder an die Vorſteher ſonſt umfangreicher Gerichtsſprengel rathfragend bei wichtigen Fällen ſich wandten, um ein „Weiſthum,“ ein Gutachten zu erhalten: ebenſo war es auch früher ſchon gebräuchlich, daß man in kirchlichen Dingen, wie bei andern angeſehenen Biſchöfen, ſo namentlich bei den römiſchen ſich Rath holte, welche Entſcheidungen dann ſchriftlich, als päpſtliche Dekrete, verbreitet wurden. Dieſe päpſtlichen Dekretalen erhielten nun aber eine noch höhere Geltung, als Biſchof Iſidor von Sevilla dieſelben im ſiebenten Jahrhunderte ſammelte und ſie ſo faſt überall hin verbreitet wurden. Gerade weil es aber keine von einer Oberherrlichkeit ausgegangene, und durch dieſelbe approbirte und abgeſchloſſene Sammlung war, ſo konnte es ſpäterhin, als der Plan, die Hierarchie in ſich abzurunden, mit Einheit und Energie verfolgt wurde, ſehr leicht fallen, aus dieſem und jenem Sprengel zu ſagen, in unſerem Archive befindet ſich noch dieſes oder jenes, an unſere ehemaligen Biſchöfe gerichtete Dekret früheren Päpſte, welche dann, wenn ſie dem jetzigen Zwecke der Hierarchie dienten, gewiſſenhaft auch in jene ſogenannte Iſidoriſche Dekretalenſammlung aufgenommen wurden, obgleich viele derſelben, wie ſpäter notoriſch nachgewieſen iſt, — — untergeſchoben waren, ja man ergänzte ſogar die urſprünglichen ächten Iſidoriſchen Dekretalen mit die-

ſen Einſchiebſeln der ſpäteren falſchen Dekretalen. Das Reſultat war, daß es ſich klar herausſtellte, der römiſche Biſchof habe ſchon vor alter Zeit die Oberhoheit über alle anderen Biſchöfe der Chriſtenheit gehabt, welche Oberhoheit nur von Zeit zu Zeit durch ſchwache Päpſte nicht in ihrem ganzen Umfange geltend gemacht ſei. Der Herr hatte ja die Macht zu binden und zu löſen (wie in dieſen angeblich von ſo vielen Biſchöfen anerkannten Dekretalen ſtand), dem Apoſtel Petrus und dieſer ſie ſeinen würdigen und, wie wir ſchon ſahen, zum Theil auch ſehr unwürdigen Nachfolgern auf dem römiſchen Biſchofsſtuhle verliehen.

Wenn ſo nach oben allmälig eine geiſtliche Monarchie gegründet wurde, deren Oberhaupt, im unmittelbaren Auftrage, ja als unmittelbarer Thronfolger des auf Erden erſchienenen Gottes handelnd, kein anderes Geſetz kannte, als die, welche er, oder ſeine Vorgänger ſelbſt gemacht hatten, ſo war nach unten der Haupthebel, daß die Kirche die Gewiſſensunruhe der Menſchen, wie ſie in den ſeltſam aus heidniſchen und chriſtlichen, deutſchen und römiſchen Elementen gemiſchten Zeitverhältniſſen lag und zu deren Heilung und Beruhigung ſie ſich vor allen hätte berufen fühlen ſollen, jetzt zu ihrem Vortheile ausbeutete. Wenn es aber nur mit vieler Mühe und ſehr allmälig gelang (durch die innige Freundſchaft, welche das römiſche Recht und die römaniſirte chriſtliche Kirche, wahrlich nicht zum Vortheil Deutſchlands, mit einander geſchloſſen hatten!), den Rechtskundigen begreiflich zu machen, daß nicht, wie in alter Zeit, die vom Staate anerkannte, faktiſche Abſchließung der Ehe dieſelbe gültig mache, ſondern erſt die Sanktion von Seiten der Kirche, ſo ſollte man meinen, es ſei noch viel ſchwerer gefallen, die Menſchen glauben zu machen, daß nicht die unwiderſprechlich bejahende Stimme des Gewiſſens Gut und Böſe in ihrem Denken, Thun und Treiben ſcheide und ihnen endlich die Pforten des Himmels öffne, ſondern daß dieſes der Kirche allein zuſtehe. Allein es gelang, wie geſagt, durch die beſondere Gunſt der Zeitumſtände vortrefflich vermittelſt der Ohrenbeichte und der Lehre von der Vergebung der Sünden nur durch die Kirche, die ja ſelbſt den Verſtorbenen durch die Seelenmeſſen im Regefeuer Kühlung verſchaffte, ſich in die Gewiſſen der Menſchen hinein zu drängen, ja ſich zwiſchen die Menſchen und ihren Himmel, ihren Gott zu ſtellen. Welche Auktorität hat ſchon ein einzelner Menſch über einen Anderen, wenn er alle guten und böſen Gedanken, alle guten und ſchlimmen Thaten deſſelben kennt, wie viel mehr Macht mußte eine Korporation haben, welche man in Maſſe im Beſitz dieſer Herzensgeheimniſſe der ganzen Zeitgenoſſenſchaft wußte. Die äußere Größe und doch wieder der ſchwerſte innere Anklagepunkt gegen die römiſche Hierarchie, wie ſie ſich ſeit den Zeiten Gregors VII. ausbildete, beruht demnach darauf, daß ſie die gutartigen Schwächen der menſchlichen Natur gewiſſenlos für ihre Zwecke ausbeutete, jene guten Seiten des menſchlichen Weſens, welche nur deßhalb ſchwach ſind, und nicht ohne weiteres an ein praktiſches Ziel führen, weil ſie, wie die menſchliche Natur nun einmal iſt, eines äußeren Haltpunktes im Leben bedürfen. Durch die Ohrenbeichte und die Seelenmeſſe verſchaffte ſich die niedere Geiſtlichkeit aber nicht nur am meiſten Ein-

ſtuß, ſondern auch die meiſten Einkünfte, und wer ſie in dieſem Betrieb förderte, den erkannten ſie am liebſten, als den Biſchof aller Biſchöfe, an, denn wie die Geiſtlichkeit damals war, beſtand ſie zu $^9/_{10}$ aus rohen Geſellen, welche das äußerlich Geſicherte und Bequeme des geiſtlichen Lebens anlockte und zu $^1/_{10}$ aus wohlmeinenden und meiſt für ihre Zeit ſehr hochgebildeten Schwärmern, welche, vernehmen, oft den vornehmſten Familien angehörig, durch gewinnſüchtigen, innern Familienhader, oder durch unglückliche Liebe, oder weil ſie aus körperlicher Beſchaffenheit kein reiniger Ritter, wie man's damals verlangte, ſein konnten, im geiſtlichen Stande ſchon diesſeits ein jenſeitiges Leben zu leben trachteten oder ehrgeizig ihre begüterten älteren Brüder durch die Macht und das Anſehen, welches die Kirche verlieh, zu übertreffen ſuchten. Geiſtliche, wie Laien, waren vor Kurzem noch gleich roh geweſen, ja jene hatten ihre Reichthümer nur zu oft zur Führung eines glänzenden, wollüſtigen Lebens benützt, wie durch den ſchändlichen Handel mit den geiſtlichen Stellen (Simonie) meiſt nur reiche Weltkinder in Beſitz der großen Pfründe kamen. Den weltlichen Fürſten und Herren hatte man großen Einfluß auf die Geiſtlichkeit geſtattet, wenn ſie dafür die Kirche nur ſchützten, und ſie namentlich recht eifrig mit liegenden und beweglichen Gütern und einflußreichen Rechten beſchenkten. Letzteres war beſonders in Bezug auf die Kaiſer der Fall geweſen, deren Gunſt es der römiſche Biſchof, wie die meiſten andern Biſchöfe allein zu danken hatten, daß ſie neben ihrer geiſtlichen Macht auch den mächtigſten weltlichen Fürſten durch Beſitz von Land und Leuten gleichſtanden. Dafür hatten die Kaiſer, als Veranſtalter und Vorſitzende der kirchlichen Concilien, lange zum Theil wenigſtens die Macht inne gehabt, welche ſpäter der Papſt ausübte. Jetzt war aber die Kirche als weltliche Macht äußerlich ſo weit erſtarkt, jetzt hatte ſie ſo viele innere Macht über die Menſchen durch die künſtlich erregte Gewiſſensangſt und den Glauben, die Kirche beſitze die Mittel für dieſe ſchwerſte Krankheit, erlangt, daß es nur Eines Einigungspunktes bedurfte und die Kirche konnte ihre frühere Stellung zum Staat und der Geſellſchaft, der ſie nach Chriſti Vorbild in Demuth und Enthaltſamkeit, Gehorſam und Liebe voranleuchten ſollte, geradezu umkehren.

1073 ſtarb Alexander II. und Gregor VII. hatte ſich kaum nach dem Muſter aller Uſurpatoren ſelbſt die dreifache Krone auf das Haupt geſetzt, als er, die ihm nur zu wohl bekannte Schwäche des jetzt regierenden Königs benutzend, mit dem Anſchein höchſten ſittlichen Ernſtes der Kirche jenes durch ihre Weltlichkeit, wie durch ihre Widerrechtlichkeit unſittliche Gepräge für lange Zeit aufdrückte; wobei er freilich, wie in ſeinem ganzen Leben die bewundernswürdigſte Charakterfeſtigkeit und Conſequenz zeigte. Er erklärte, daß er die Kirche, im Intereſſe der ganzen menſchlichen Geſellſchaft, nicht nur ſo obenhin, ſondern von Grund aus von ihren Erbübeln und Schwächen heilen wolle. Die Verkäuflichkeit der geiſtlichen Stellen, ſprach er, iſt durchgreifend nicht anders abzuſchaffen, als wenn dieſelben von der höchſten bis zur letzten Stelle durch das Oberhaupt der Kirche beſetzt werden. Durch dieſes Verbot der Inveſtitur von Prieſtern durch Laien ver-

lor aber, wie zufällig, der Kaiſer mit einem gewaltſamen Schlage das direkt, oder indirekt durch andere Lehensfürſten ausgeübte Oberlehensrecht über die Kirchengüter und wurde der Papſt aus dem kleinen Beherrſcher des Kirchenſtaates der auch weltlich übermächtige Oberlehensherr über alle die zahlloſen Beſitzungen der Biſchöfe, Aebte, Klöſter und Stifter der Chriſtenheit. Es iſt leicht begreiflich, daß ein Papſt, welcher das dem Kaiſer gegenüber wagen durfte, ſogleich weiter griff und auch die Verlehnung der rein weltlichen Fürſtenthümer, wie in Unteritalien und in Ungarn, für den päpſtlichen Stuhl in Anſpruch nahm. Ebenſo erklärte Gregor (geſtützt auf das theologiſche Bewußtſeyn ſeiner innerlich entzweiten Zeit, welche Selbſtzucht mit Selbſtunterjochung, Maßhalten mit ſündhafter Verſagung der Freuden dieſer Welt verwechſelte): „Dem liederlichen Lebenswandel der Geiſtlichen kann nur durch Eheloſigkeit gründlich abgeholfen werden.“ Die Geiſtlichkeit ſträubte ſich furchtbar gegen dieſe offenbare Unnatur, welche nur die Quelle nutzloſer Selbſtquälerei oder geheimer Sünden werden konnte, Biſchöfe, wie Otto von Konſtanz und Ulrich von Regensburg wieſen aus der Bibel nach, daß geſchrieben ſteht: Ein Biſchof ſoll ſeyn eines Weibes Mann; der Papſt antwortete, in der Bibel ſteht auch: „Heirathen iſt gut, aber nicht heirathen iſt beſſer. Ihr ſollt dem Volk ein Vorbild ſeyn der höchſten chriſtlichen Tugend, der Entſagung!“ und das Volk ſelbſt zwang die widerſtrebenden Geiſtlichen dem Papſt nach und nach zu gehorchen und ihre Frauen zu entlaſſen. Predigten ihm doch nicht nur die Schwärmer, ſondern auch die Völleriſchen unter den Geiſtlichen von nichts als Entſagung; daher ſprach das Volk: An ihren Werken wollen wir ſie erkennen! Damit war aber nach Gregors Plan die Kirche organiſirt, innerlich feſt geeinigt, äußerlich vom Leben abgelöst, und durfte er erklären, jeder Prieſter repräſentirt geiſtig die ganze chriſtliche Kirche, wenn er im Abendmahl den wirklichen Leib Chriſti reicht. Mag er für ſeine Perſon würdig oder unwürdig ſeyn, die Kirche, welche er nur vertritt, iſt in ihrer Geſammtheit ſtets würdig.

Ueberwacht wurde aber dieſes neue, weltlich-geiſtliche Reich durch die Legaten, welche ähnlich den Sendgrafen im Reiche Karls des Großen, mit der vollen, unfehlbaren päpſtlichen Auktorität ausgerüſtet, über alles, was ſich, weltlich oder geiſtlich, widerſetzte, richtend, ordnend und ſtrafend, umherzogen. Nach dem Muſter der alten kaiſerlichen Acht, welche aus dem Gottesfrieden hob und ehrlos, rechtlos und vogelfrei machte für Jedermann, legte ſich nämlich der Papſt jetzt auch eine geiſtliche Achtsſprechung über Geiſtliche und Weltliche bei und des Papſtes Acht, der Bann, überwog des Kaiſers Acht; verſchloß doch dieſe nur die Erde und die äußere Ruhe, jene aber auch durch Entziehung der geiſtlichen Gnaden- und Verſöhnungsmittel den Himmel und die innere Ruhe des Gewiſſens. In dieſer letzten, ſelbſt den Kaiſer dem Papſte unterwerfenden Anmaßung kam jener obenerwähnte Keim des Ganzen, der in die Gewiſſen der Menſchen gelegt war, zur höchſten Blüthe; es galt, nur dieſe letzte Auktorität einmal faktiſch zu bethätigen und dazu boten leider nicht nur die Sachſen, ſondern auch der Kaiſer ſelbſt die beſte Gelegenheit, indem beide den Papſt als Schiedsrichter in ihrem

Streite anriefen (1076). Der Papſt nahm hier nun nicht nur für die Sachſen gegen den Kaiſer Partei, ſondern klagte letzteren auch offen der Simonie an, wie er auch alle Biſchöfe, die ihre Stellen gekauft oder untergeordnete Stellen verkauft hatten, in den Kirchenbann that. Der Kaiſer lachte über den unerhörten Einfall des römiſchen Biſchofs, ihn vor ſeinen Richterſtuhl zu zitiren und ließ den Papſt Gregor durch ein Concilium deutſcher Biſchöfe abſetzen, allein es zeigte ſich alsbald, wie feſt die Kirche ſchon ihre Macht im Innern der Menſchen begründet hatte. Der Bannſtrahl, den nun der Papſt gegen den Kaiſer ſchleuderte, zündete bei Hoch und Niedrig, bei Geiſtlichen und Weltlichen, und zwar bei den Vornehmen, weil dieſes eine gute Gelegenheit war, ſich auf's Neue gegen den Kaiſer aufzulehnen, bei der Maſſe des Volkes dagegen aus religiöſen Gründen. Nur die letzten Ueberbleibſel ächt altdeutſcher Volkselemente, die Bürger in den Städten und die freilich jetzt immer ſeltener werdenden freien Bauern, hielten feſt an der Treue gegen den Kaiſer. Die Fürſten, Otto von Nordheim mit den Sachſen, und den durch Heinrich emporgehobenen Welf von Bayern an der Spitze, erklärten jetzt wirklich auf einem Reichstage zu Oppenheim die Abſetzung des aus der Chriſtenheit ausgeſtoßenen Kaiſers und waren undeutſch genug, den Papſt einzuladen, im nächſten Jahre (1077) zu Augsburg die Angelegenheiten Deutſchlands zu ordnen.

Heinrich, der ſich wieder vergeblich durch faßfälliges Bitten vor ſeinen rebelliſchen Vaſallen erniedrigt hatte, zog ſich gebrochenen Herzens nach Speier zurück und hoffte vergebens im Laufe des Winters den Einen oder den Anderen derſelben wieder für ſich zu gewinnen. Da entſchloß ſich der König der immer drohender nahenden Gefahr durch eine neue Selbſtdemüthigung zuvorzukommen und machte ſich mitten im Winter in Begleitung ſeiner treuen Bertha und eines einzigen Ritters verkleidet auf den Weg nach Italien. Der Winter war beſonders kalt, und die hohen Gebirgspäſſe des St. Bernhard deßhalb ſo unwegſam, daß der König oft auf Händen und Füßen fortkriechen mußte; daß die Königin, in eine Kuhhaut eingewickelt, über die Eismaſſen hinuntergelaſſen wurde und doch hatten ſelbſt ihre nächſten Verwandten ſo wenig Mitleid mit ihnen, daß ſein eigener Schwager, Graf Amadeus von Savoyen, ihn nicht eher weiter ziehen ließ, als bis er ſich durch Abtretung von fünf burgundiſchen Bisthümern losgekauft hatte. Den ſeltſamſten Gegenſatz zu dieſer ſchrecklichen Reiſe bildete Anfangs Heinrichs Empfang in Italien, indem dort auch viele mit Gregors eiſernem Regimente unzufriedene Biſchöfe und Edle waren, welche jetzt hofften, ſich unter des Königs Autorität dem ſtolzen Papſte widerſetzen zu können. Gregor, der ſonſt gerade kein Mann der bleichen Furcht war, floh erſchrocken in das feſte Schloß Canoſſa, welches ſeiner treuen Anhängerin, der reichen Mathilde gehörte, deren Mann, Heinrich der Bucklige, vor Kurzem in einer ſeltſamen, nie aufgeklärten Weiſe ermordet war, wie man denn auch den Papſt eines verbotenen Umgangs mit der noch jungen Frau beſchuldigte. Allein Heinrichs Sinn ſchien jetzt ganz erſchlafft, gebrochen durch das ſchwere Unglück der letzten Zeit, er lehnte die ihm angebotene Hülfe ab und legte ſich auf's

Füßen beim Papste; Mathilde hatte die Vermittlerin gemacht, damit der heilige Vater ihn vom Banne losspreche. Jetzt verschaffte der Papst seinem Verlangen nach Befriedigung seiner Rache und seines Hochmuths in einer Weise Genugthuung, welche allein als Beweis genügen würde, daß Gregor wohl ein außerordentlich energischer Charakter, nie aber ein wirklich großer Mann zu nennen ist. ja wenn man den sehr ausführlichen Bericht Lamberts von Aschaffenburg über diese schmachvolle Scene in Canossa liest, kann man fast nicht zweifeln, der fanatische Priester habe sogar bei dieser Gelegenheit seinen Gegner auch der Welt [illegible] wollen.

Am 25. Januar 1077 erhielt nämlich der Kaiser endlich die Erlaubniß vor dem Papst zu erscheinen. Die Burg hatte einen dreifachen Mauerring; als Heinrich das erste Thor passirt hatte, mußte alle sein Gefolge hier zurückbleiben und er selbst wurde in den zweiten Hof geführt. Hier ließ ihn Gregor nun nicht nur aller Abzeichen seiner Würde entkleiden, sondern auch ohne Speise und Trank bis zum 28. Januar, also volle drei Tage und drei Nächte, barfuß und barhaupt, nur mit einem härenen Büßergewande bekleidet, stehen. Die ganze Ruhe Heinrichs überstand glücklich diese furchtbare Tortur. Gregor ließ den König endlich vor sich kommen und auf das Feierlichste versprechen:

1) Daß er auf einem vom Papst in Deutschland ausgeschriebenen Reichstage erscheinen und sich gegen die wider ihn erhobenen Anklagen vertheidigen wolle.

2) Daß er seine [illegible] Rupert von Bamberg und Ulrich von Kosheim entlassen, sich inzwischen aller Staatsgeschäfte enthalten, kurz als Privatmann in Speier leben wolle.

3) Wenn er sich in Zukunft nicht vom Kirchenbanne löse, solle er seiner Krone verlustig erklärt werden, jedenfalls aber dennoch ein Untergebener des Papstes sein [1].

Markgraf Azzo, zwei Bischöfe und verschiedene andere Begleiter des Königs mußten als Zeugen hierauf das Abendmahl nehmen. Als Gregor aber das geweihte Brot in die Hand nahm, brach er es in zwei Stücke und sprach, indem er die eine Hälfte aß: „Wenn deine Anklagen, o König, gegen mich wahr sind, so soll der Genuß dieses heiligen Brodes mich tödten!" und darauf reichte er die zweite Hälfte dem Könige und rief den Himmel zum Zeugen an, daß, falls seine Anklagen gegen den König wahr seien, dieser sich an dem geweihten Brode den Tod essen solle. Nachdem so viele Deutsche, vom Fürsten bis zu den niedrigsten Knappen herab, schon in Italien durch Meuchelmord umgekommen waren, konnte man es Heinrich nicht verdenken, wenn er, in dem Brode Gift vermuthend, das Abendmahl ablehnte, denn, welcher unbefangene Beurtheiler kann auch nur einen Augenblick zweifeln, daß der schlaue Priester diese Details nicht ausgeheckt haben würde, wenn er nicht gewiß gewußt hätte, daß der König in wenig Augenblicken eine Leiche sein würde! Heinrich trat bei dieser Zumuthung seines Gegners, in dessen Gewalt er sich ja noch befand, der Angstschweiß vor die Stirne, er wandte sich unruhig hin und her, besprach sich mit seinen Begleitern, und erklärte dann, er werde sich der

[1] [illegible]

Buße nicht entzogen. So hatte Gregor ebenfalls die Hälfte seines Zweckes erreicht, nämlich bei dem zahlreich versammelten Volke die Meinung von der Schuld des Königs bekräftigt hatte.

Heinrich kehrte nun heim nach Deutschland, er entfernte aber weder jene beiden Rathgeber aus seiner Umgebung, noch stellte er sich auf dem zu seiner Beurtheilung, wie er nur voraus wissen konnte, zusammenberufenen Reichstage, worauf er dann am 13. März 1077 zu Forchheim von den versammelten, geistlichen und weltlichen Fürsten abgesetzt und Herzog Rudolph von Schwaben zum Könige von Deutschland gewählt wurde. Jetzt war die Verwirrung in Deutschland vollständig und ein Bürgerkrieg zwischen den Parteien unvermeidlich, da außerdem noch eine Menge Bisthümer doppelt besetzt waren, indem Gregor die vom Kaiser ernannten Bischöfe in den Bann that und neue wählte. Im Jahre 1078 kam es zuerst bei Melrichstadt in Franken zur offenen Feldschlacht, beide Parteien schrieben sich aber den Sieg zu, indem Heinrich auf dem einen, Otto von Nordheim, welcher das Heer des Gegenkönigs Rudolph befehligte, auf dem andern Flügel siegte. Den Hauptausschlag gaben auch hier die in geschlossenen Reihen kämpfenden gepanzerten Ritter, denen Heinrich einen Haufen zusammengerafften mutigen, aber schlecht bewaffneten und im Kampfe unerfahrenen Bauern aus Schwaben entgegenstellen konnte. Wie groß aber die Wuth der Ritter gegen diese Uebergriffe bäuerlicher Unbotmäßigkeit war, geht daraus hervor, daß sie alle gefangenen Bauern entmannen ließen.

Um diese Zeit gelangte auch ein Geschlecht Berühmtheit durch den Eintritt in die Zahl der Reichsgrafen, welches später in der deutschen Geschichte eine so wichtige Rolle zu spielen berufen war. Einer von Büren hatte sich auf dem hohen Bergkegel am Ende der schwäbischen Alp liegenden Staufenberge (Staufenberge) ein Schloß gebaut und davon sein Geschlecht den Namen Herr von Hohenstaufen angenommen. Diesen jetzt schon weit und breit begüterten Ritter ernannte nun König Heinrich zum Herzog von Schwaben, welches Rudolph durch seine Auflehnung verwirkt hatte. Hierdurch erlangte Heinrich eine starke Stütze für ferneren Widerstand und der sonst so siegreiche Gregor brachte dagegen durch sein unentschiedenes Verhalten seine eigene Partei in Verwirrung. Zweimal erließen deshalb die Sachsen an den römischen Papst ein Habergeschrei, um ihn anzuklagen, allein erst 1080 kam es wieder zum Kampfe und zwar zweimal zuerst bei Flarchheim und dann bei Hohenmölsen. In beiden Kämpfen war der Sieg durch das außerordentliche Feldherrntalent Otto's von Nordheim auf Seiten Rudolphs, doch wurde dem Gegenkönige von dem später in den Kreuzzügen so berühmt gewordenen Gottfried von Bouillon die rechte Hand abgehauen. Der König Rudolph verblutete an dieser Wunde und noch kurze Zeit vor seinem Tode ließ er abermals die Hand bringen und sagte: „Seht, das ist die Hand, mit welcher ich Heinrich meinem König Treue geschworen habe." —

Vorher hatte ihm der Papst, da die eigentliche deutsche Krone, Scepter und Reichsapfel in Heinrich's Händen waren, eine Reichskrone geschickt, welche er als

Lehensträger des heiligen Stuhles annehmen sollte, wie denn Gregor wiederholt den König Heinrich und alle die ihm anhingen in den Bann that. Umgekehrt ließ Heinrich den Papst auch wieder durch ein Concilium deutscher Bischöfe zu Brixen absetzen und den Erzbischof von Ravenna, als Clemens III., zum Gegenpapst wählen. Die ganze [illegible] Demüthigung in Canossa war demnach nutzlos gewesen und die Parteien standen sich eben so schroff gegenüber, wie drei Jahre vorher, allein Heinrich hatte jetzt unter den Deutschen, die sich durch jene Beschimpfung ihres Königs mitbeleidigt fühlten, doch gerade dadurch wieder manche Anhänger gewonnen, und der Tod Rudolphs brachte jetzt die sonst [illegible] Partei seiner Gegner innerlich in Verwirrung. Heinrich konnte deshalb nicht nur in Deutschland ruhig dem Treiben seiner Feinde zuschauen, sondern sogar 1081 nach Italien gehen. Die Expedition war von dem glänzendsten Erfolge gekrönt, denn wenn Heinrich auch nach der [illegible] Schlacht bei [illegible] Rom drei Jahre vergeblich belagerte, so gelang es ihm doch endlich, die Stadt mit Sturm zu nehmen und Clemens III. auf den päpstlichen Thron zu setzen. Gregor VII. starb zu Salerno in der Verbannung.

Inzwischen waren aber Heinrichs Gegner in Deutschland auch nicht müßig gewesen und hatten, Berthold von Zähringen, Leopold von Oestreich und Welf von Bayern an der Spitze, (Otto von Nordheim war in Folge eines Sturzes vom Pferde gestorben) Hermann von Luxemburg zum Gegenkönig gewählt. Das Volk nannte ihn aber nur den Knoblauch-König. Welf wurde durch Friedrich von Hohenstaufen, Leopold von Oestreich durch Wratislaw von Böhmen besiegt, und auch die noch freien Bauern in Ostfriesland zogen für den König ins Feld; letztere hatten aber dasselbe Schicksal, wie ihre Brüder in Schwaben, denn der Graf von Mansfeld besiegte sie durch seine Ritter, erschlug eine Menge derselben und ließ ihre Leichen den Raben zur Speise unbeerdigt auf dem Schlachtfelde liegen. Gerade damals (1085) hatte aber auch Heinrich durch den Tod Gregors in Italien freie Hand erhalten und drang siegreich in Sachsen vor, wo er nach und nach alle seine Gegner, zuletzt auch den Gegenkönig Hermann (1087) bei Pleichfeld besiegte, welche auch [illegible] auf mancherlei Weise verfolgt und beseitigt wurden. Selbst der Plan Welfs von Bayern, dem König in Italien neuen Widerstand zu wecken, indem er seinen Sohn mit der Mathilde vermählte und dem Papst Clemens III. Victor III. und dann Urban II. als Gegenpapst gegenüberstellte, mißlang dennoch, denn Mathilde und ihrem jungen Gemahle entzweiten, [illegible] sie endlich Güter [illegible] dem heiligen Stuhle und Heinrich war im Jahre 1093 zur Unterwerfung [illegible] in der Blüthe seiner Macht, daß er Wratislaw von Böhmen, welcher früher Rom genommen und Gregor verjagt hatte, zur Belohnung zum Markgrafen von Meißen machen und in den [illegible] von Königen [illegible] Ländern einräumen konnte.

Auch in Italien, wohin sich Heinrich jetzt wandte, waren seine Waffen eben so glücklich, so daß er nach Ueberwindung aller seiner Feinde Clemens III. wieder

auf den päpstlichen Thron zurückführen und seinen Sohn Konrad dort zur Wahrung seiner Interessen zurücklassen konnte. Allein dem jetzt hochbejahrten Könige stand am Ende seines Lebens, Ruhe zwar bevorstehend, hätte aber des vielgeprüften Lebens noch das Schwerste bevor. Seine Söhne Konrad und Heinrich empörten sich nach einander gegen ihn, jener in Italien (1093), dieser in Deutschland. Konrad wurde zwar, nachdem er sich zu Mailand hatte krönen lassen, von seiner eigenen Partei verlassen, welche ihn nur als Mittel zum Aufstande gegen seinen Vater hatte benutzen wollen und starb in der Blüthe seiner Jahre (1101) durch italienischen Verrath; der zweite aber, gewandtere, wie schlauere Heinrich legte die Fallstricke für seinen alten Vater aber feiner an. Der Kaiser warf sich ihm nach seiner leutseligen Weise bei einer Unterredung in Koblenz zu Füßen und rief: „Sohn, wenn mich der Herr wegen meiner Sünden strafen will, beflecke Du nicht Deine Ehre, denn der Sohn darf sich doch nicht zum Richter über seinen Vater aufwerfen." — Er sollte am Ende seiner Tage noch einmal den Kelch des Leidens bis zur Hölle leeren. Unter dem Vorwande, ihn mit dem Reichstage zu Mainz begleiten zu wollen, wußte der arge Sohn und seine Anhänger alle Getreuen des Kaisers zu beseitigen, um ihn dann in Bingen gefangen nehmen zu können. Man verlangte, er solle zu Gunsten seines Sohnes entsagen und die Reichsinsignien herausgeben. Heinrich wollte erproben, wie weit die Frechheit seiner Gegner, seines eigenen Kindes gehe und legte sich, angethan mit dem Schmucke Karls des Großen auf den kaiserlichen Thron. Allein man riß ihn (auch einige Bischöfe betheiligten sich bei dieser Schandthat) vom Throne herunter, mißhandelte und entkleidete ihn der Insignien seiner Würde und rief seinen Sohn auf dem Reichstage zu Mainz zum Könige aus. Der alte Kaiser, welcher in letzter Zeit so arm war, daß er, um eine Kaplansstelle nach Lothringen bekommen zu können, seine Stiefel verkaufen mußte, starb bald darauf am gebrochenen Herzen (1106), aber selbst seine Leiche durfte, da der Bann noch immer nicht gelöst war, nicht begraben werden, obgleich er seinem Sohne sterbend verziehen hatte. Er wurde einstweilen auf einer Insel eingesenkt, wo ein alter Einsiedler Jahre lang neben der todten Leiche stand, bis sie dann (1111) endlich zu Speyer an der Seite der ihm früher verstorbenen Bertha beigesetzt wurde. Der Wahlspruch des unglücklichen Heinrich IV., der bei einer anderen Erziehung und unter anderen Verhältnissen gewiß ein großer Kaiser geworden wäre, war: „Viele wissen viel, sich selbst hat Niemand ausgelernt."

Heinrich der Fünfte.

1106 — 1125.

Unter diesem Kaiser, namentlich aber auch schon unter seinem Vater begannen die Kreuzzüge, als das äußerliche Merkmal, in welchem sich die von den letzten Päpsten angeregte Begeisterung für das Christenthum nach dem abendländischen Sinne jener Zeit Luft machte. Eine vom rein deutsch politischen Standpunkte gewaltige und oft mit den ungeheuersten Aufopferungen verbundene Manifestation, welche aber doch von den größten Folgen, sowohl für die inneren, wie für die äußeren Verhältnisse Deutschlands war, indem dadurch nicht nur der Blick der Europäer über den Bereich ihres Vaterlandes hinaus erweitert, sondern auch Handel und Schifffahrt auf eine nie zuvor gekannte Höhe gehoben wurden; zugleich nicht nur bis in die untersten Volksschichten hinab ein bis dahin, besonders in Deutschland, unbekannter phantastischer und grenzflüchtiger Sinn durch die Eindrücke des Orients genährt, sondern auch die Macht der Kirche und die ordentlichen Gestaltungen des Fürsten- und Adels-Standes zur höchsten Blüthe gebracht wurden, worauf wir am Schluß der Periode, nachdem wir erst die Thatsachen vorausgeschickt haben, zurückkommen werden.

Hier wie bei wenig andern Gelegenheiten läßt sich aber eine Entwickelung und Leitung des göttlichen Gedankens des Weltengeschickes erkennen, indem, wie später bei der Entdeckung von Amerika, ein Zufall, kann man wohl sagen, ganz Europa plötzlich ergriff für eine Sache, deren Wirkung ganz außerhalb der Berechnung der ursprünglichen Urheber dieser Bewegung lagen.

Schon seit einem Jahrhundert waren Wallfahrten nach Jerusalem und überhaupt zu den Stätten, wo der Heiland gelebt und gewirkt hatte, in einem größeren Umfange bei Laien und Geistlichen in Gebrauch gekommen, als sogar ein wirksames Sühnungsmittel auch für die schwersten Sünden. Natürlich gaben die immer bedrückender sich entfaltende Macht der Türken und die mancherlei Bedrückungen, welche die Christen bei diesen Wallfahrten zu erdulden hatten, diesem Kampfe für die Erlösung der Wiege des Christenthums immer neue Nahrung.

Es waren schon früher nicht nur einzelne Pilger, sondern auch Fürsten und Bischöfe in Begleitung großer Gefolge von frommen Büßern ins heilige Land gezogen und hatten dort die schwersten Abenteuer zu bestehen gehabt, ja es war ein kaum ein Tausend der Ankömmlinge heimgekehrt, allein mit den Erzählungen mehrte sich der Eifer für diese Wallfahrten und die Bereitwilligkeit derselben in den Augen des noch frommen Volkes, welches eben nicht nur durch Betheiligung, sondern durch Thaten seinem Gott dienen wollte.

Da kam 1095 die Nachricht, die Türken hätten Jerusalem erobert und die Pilger hätten dort den schwersten Verfolgungen ausgesetzt, während zugleich der lange, hartnäckige Kampf der Spanier gegen die Mauren allen übrigen Chri-

HENRY RICH V.

pilgern als ein Vorbild des Streits mit den Ungläubigen diente. Zugleich sandte der Patriarch von Jerusalem einen begeisterten Eremiten Peter von Amiens mit der Bitte um Hülfe nach Europa, und predigte in Italien und Frankreich fand der Aufruf zu dem gemeinschaftlichen Kampfe gegen die Ungläubigen bei Vornehmen und Gering den größten Beifall. Da lebte Papst Urban VI. auf mehreren Kirchenversammlungen die Christen zum Kampfe auf und die Martern, welche die Pilger von den Türken zu dulden hatten, wie die Verhöhnung und Schändung der heiligen Stätten schilderte.

Trotz alledem, obgleich Tausende auszogen, an deren Spitze dann auch einige Ritter standen, welche wie Walther Habenichts (Sansavoir) ihr ganzes Hab und Gut dem heiligen Zwecke opferten, kamen die Schaaren doch im ersten Zuge nicht weiter, als bis nach Konstantinopel, indem sie, als ungeordnete schlecht bewaffnete Haufen unter Angriff den Angriffen der Bulgaren und Ungarn erlagen. Endlich (1097) erreichte das erste, jetzt von Fürsten und Rittern geführte und gebildete Heer die Küste Asiens. Allein die Griechen hatten bei dem Durchzuge doch viele Schwierigkeiten gemacht, obgleich die Zahl nicht größer zu Tag, theils zu Lande nach Griechenland gelangten Heeres auf eine halbe Million Streiter angegeben wird und eine Reihe der edlen, namentlich französischen Helden an der Spitze desselben standen, wie Gottfried von Bouillon, Herzog von Brabant, die Grafen von Flandern, Vermandois, Hennegau, Blois, und Tancred, der Sohn des Normannen mit dem englischen Throne später Wilhelm von der Normandie, Robert, genannt Kurzbein; Bohemund, Bischof von Puy begleitete das Heer als päpstlicher Legat u. s. w.

Allein Kaiser Alexius, welcher jetzt auf dem wankenden Throne von Byzanz saß, fürchtete christliche Macht ein christliches Reich in Jerusalem noch mehr, als die Macht der Türken, und nahm diesen anderen Hauptanführern gefangen, bis sie ihm den Lehnseid geleistet hatten. Ein glücklicher Erfolg ermunterte sodann die Kreuzfahrer, als sie endlich den Boden Asiens betraten, denn die Hauptstadt von Nicäa, dessen Gemahlin ihre erste Kriegsthat sein sollte, war bedeckt mit den unbegrabenen Gebeinen der früher hier gefallenen Kreuzfahrer. Je weiter das Heer in dem wilden, wasserarmen Lande unter der sengenden orientalischen Sonnenhitze kam, desto mehr Ritter erlagen, weniger durch das Schwert des Feindes, als durch Mangel und Krankheiten, so daß viele Pilger wieder umkehrten, und als man sich endlich genöthigt sah, das Heer zu theilen, entstanden dadurch neue Unfälle, indem nun die einzelnen Abtheilungen ob nicht mehr stark genug waren, den Angriffen der weit überlegenen Sultans der Seldschucken zu widerstehen. Es wurde zwar Edessa durch Balduin, Gottfrieds Bruder, genommen, das Hauptheer der Kreuzfahrer wurde aber so gänzlich überfallen, daß die Ritter sich nur mit großem Verlust und Zersplitterung nicht nur ihres Lagers, sondern auch der mitgenommenen Frauen und Kinder retten konnten, welche in großer Menge in die Hände der Türken abgeführt wurden. Endlich eroberten sie mit vieler Mühe und zuletzt nur durch Verrath die Stadt Antiochia, welche erst das folgende Jahr wieder vom ge-

christlichen Reiche losgerissen war, allein dieser Sieg gereichte ihnen beinahe zum Verderben. Denn ehe sie sich noch recht hatten mit Proviant versehen können, wurde Antiochia von einem unabsehbaren, ursprünglich zum Entsatz der Stadt herbeigezogenen Türkenheere belagert, und die genuesischen Schiffe, welche einen großen Theil des Heeres herübergeführt hatten, verließen ebenfalls bei der Nachricht von dieser bedrängten Lage der Kreuzfahrer. In dieser schweren Noth half die Kirche auch wieder ihren Getreuen, welche sie in das Unglück hineingeführt hatte. Ein Priester ließ verkünden, der heilige Andreas sei ihm erschienen und habe ihm gesagt, wo in Antiochia die ächte, heilige Lanze, mit welcher Christus am Kreuz die Seite geöffnet wurde, vergraben sei. Die Lanze wurde gefunden. Bischof Ademar ergriff dies Zeichen besonderen göttlichen Schutzes und das christliche Heer stürzte sich nun mit einer solchen begeisterten Todesverachtung auf den Feind, daß der türkische Feldherr, Kerbogha, noch beim Schachspiel saß und ein Theil der Feinde schon geschlagen war, als das Hauptheer der Türken sich den siegreich vordringenden Kreuzfahrern entgegenwerfen konnte. Das Lager mit seinen ungeheuren Vorräthen und Schätzen wurde erobert und mehr als hunderttausend Türken sollen den Tod im Kampfe und auf der Flucht gefunden haben. Damit war freilich nur für den Augenblick etwas erreicht, denn alle Boten, welche an den Kaiser Alexius gesandt wurden mit der Nachricht, er möge jetzt nicht länger zögern, [illegible] schienen sich die Herrscher nicht mehr an den geleisteten Lehenseid gebunden halten, kamen ohne [illegible] an, allein der Sieg war so glänzend, daß auch manche Stammeshäupter, welche bis jetzt unter türkischer Oberhoheit standen, [illegible], sich [illegible] und das Kreuzheer auf seinem weiteren Zuge in aller Weise unterstützen. Wenig zog sofort das Kreuzheer, durch sich nachfolgende Verstärkungen und die günstige Stimmung der Landbewohner unterstützt, seinem eigentlichen Ziele, Jerusalem, immer näher. Denn nicht nur der Kalif von Egypten, sondern auch die in Syrien und am Libanon lebenden Ueberreste der altchristlichen Gemeinden schickten Abgesandte und reiche Geschenke. Endlich, in der Nacht vom 9. auf den 10. [illegible] 1099 näherte sich das Heer der Kreuzfahrer, freilich jetzt nur noch zwanzigtausend Mann zu Fuß und [illegible] Ritter [illegible] und in Sichtweite der heiligen Stadt; eine in diese Nacht fallende Mondfinsterniß wurde auf die baldige Verdunklung des türkischen Halbmondes gedeutet. Als der Morgen graute, standen die Kreuzfahrer schon auf den Höhen von Emmaus und sahen das [illegible] lang ersehnte Ziel. Da lag die Stadt mit ihren freilich wenigen christlichen Kirchen, aber vielen Moscheen und Minarets prächtig [illegible] im ersten Glanze des Tages empor und alles [illegible] zu Boden, [illegible] die Orte, auf welchen die Heiligen und reinen Verkündiger und Dulder des Christenthums gewandelt waren und auch die Ritter stiegen von den Pferden und gingen zum Zeichen christlicher Demuth wie die übrigen Pilger barfuß einher.

Der Tod in vielen ihrer Gestalten, die unsäglichen Leiden des langen, jetzt schon [illegible]jährigen Marsches waren vergessen und auch die Führer, welche noch kurz zu-

vor zur großen Gefahr des ganzen Unternehmens mit einander gehadert hatten, versöhnten sich. Einen seltsamen Contrast zu dieser Begeisterung bildet es freilich, daß man noch kurz zuvor den Retter in der Schlacht bei Antiochia, den Auffinder der heiligen Lanze, Pater Barthelemy, einen Betrüger gescholten hatte. Der Mönch hatte sich der Feuerprobe unterzogen und war mit der Reliquie durch zwei brennende Holzstöße gelaufen, hatte sich aber doch so sehr verbrannt, daß er bald darauf an seinen Wunden starb.

Das nah erreichbare Ziel und die Alternative, entweder in der von den Türken gänzlich verwüsteten Umgebung Jerusalems, wo diese sogar die Brunnen zerstört hatten, umzukommen oder in der Stadt von ihren Strapazen ausruhen zu können, gab dem ganzen Heere einen Kampfesmuth, dem nichts mehr widerstehen konnte. Als daher die großen hölzernen Rollthürme, welche die Belagerer, nach dem Muster der alten Römer, sich erbaut hatten, von dem unlöschbaren, sogenannten griechischen Feuer zerstört wurden und zahlreiche Ausfälle der Belagerten ihnen vielen Schaden zufügten, erstiegen die tapfern christlichen Ritter, Herzog Gottfried überall voran, mit beispielloser Kühnheit die hohen Mauern der Stadt, indem sie, ihre Dolche in die Mauerspalten bohrend, sich zugleich Haltpunkte für Hand und Fuß beim Erklimmen bildeten. Ein gräßliches Blutbad folgte aber jetzt der Einnahme der Stadt, denn nicht nur siebenzigtausend Muhamedaner wurden in den Straßen zusammengehauen, sondern auch selbst die Juden verbrannte man, nachdem man sie in ihre Synagoge eingesperrt hatte, damit kein Ungläubiger mehr in der Nähe des heiligen Grabes weile.

Nachdem in feierlichster Weise ein allgemeiner Bußgang zu den heiligen Stätten veranstaltet und Gottfried, der viel erprobte, unerschütterliche Führer auf der ganzen Fahrt, zum König von Jerusalem ernannt war, wurden auch die zunächst drohenden Feinde siegreich überwunden, wobei ein neu heranrückendes italienisches Kreuzheer unter Anführung des Bischofs Dagobert von Pisa treffliche Dienste leistete.

Jedoch auch hierher verpflanzte sich, wie ein Hohn auf die christliche Friedenslehre, der Streit zwischen der weltlichen und der geistlichen Gewalt, da, als König Gottfried (1100) starb, jene dessen Bruder Balduin, der Papst dagegen Bohemund, welcher schon früher Fürst von Antiochien geworden war, zum Nachfolger bestimmte. Balduin drang durch und konnte sich trotz der erneuerten Angriffe der Türken und noch gefährlicherer Parteikämpfe in seinem eigenen Heere dennoch behaupten, weil, angefeuert von diesem Siege der Kreuzfahrer immer neue Schaaren aus dem Abendlande nachströmten; bis jetzt namentlich stets noch aus Italien und Frankreich. Aber auch diese Schaaren, welche richtig geführt und mit Benutzung der traurigen Erfahrungen, welche ihre Vorgänger gemacht hatten, der Herrschaft der Türken im Orient hätten gefährlich werden können, erlagen großentheils dem ungewohnten Klima und den unausgesetzten Angriffen der Feinde. So wurde ein Heer von einer Viertel Million Menschen, bei denen auch freilich viele wenig kriegstüchtige, nur aus religiöser Begeisterung mitziehende Pilger und sogar auch Frauen und

Kinder ſich befanden, von den Muhamedanern faſt ganz aufgerieben, obgleich Raimund von Toulouſe, welcher ſchon mit dem erſten Heere nach Jeruſalem gekommen war, die Führung deſſelben übernommen hatte. Aehnlich erging es kleineren, im folgenden Jahre nachrückenden franzöſiſchen und auch deutſchen Heeren unter Graf Wilhelm von Nevers, Welf von Bayern, Reinhold von Burgund, Erzbiſchof Dietrich von Salzburg. Viele wurden erſchlagen, wenn ſie unerwartet, und ermattet von der Reiſe, durch die türkiſchen Reiterſchaaren überfallen wurden, die Gefangenen wurden im grellen Gegenſatze zum Zweck ihrer Wallfahrt zum Uebertritt zum Muhamedanismus gezwungen, oder, wenn ſie ſich weigerten, unter gräßlichen Martern hingerichtet, und der zahlreich mitpilgernden, oft den höchſten Ständen angehörenden Frauen wartete, wenn ſie gefangen wurden, meiſt das traurige Loos, in die türkiſchen Harems eingeſperrt zu werden.

Dadurch war die Zahl derer, welche wirklich nach Jeruſalem kamen, ſehr beſchränkt und König Balduin I. wurde bald von den Egyptern, die ihn 1102 in einer großen Reiterſchlacht bei Rama beſiegten, ſehr in die Enge getrieben. Deutſche Mannhaftigkeit bewährte ſich aber auch hier auf das Tüchtigſte und ein Marſchall (Stallmeiſter) König Heinrichs IV., Konrad, welcher ein deutſches Kreuzheer geführt hatte, vertheidigte ſich in jener Schlacht bei Rama mit ſo großem Muthe, daß die Türken, als er ſich endlich der Uebermacht ergeben mußte, ihn auf das Schonendſte behandelten und bald wieder frei ließen. Im Allgemeinen wurde die Lage des Königreichs Jeruſalem jedoch immer bedenklicher, wenn ſchon die italieniſchen Seeſtädte, welche bald erkannt hatten, wie vortheilhaft ihnen der Beſitz orientaliſcher Häfen für ihren Handel ſein würde, mit ihren Flotten zur Unterſtützung herbeieilten und nacheinander oft mit großer Kraftanſtrengung die ſyriſchen Seeſtädte Akkon, Tripolis, Tyrus eroberten. Balduin ſtarb 1118, ſein Nachfolger, Balduin II., der ſogar mehrmals in türkiſche Gefangenſchaft gerieth, ſchon 1131. Die allgemeine Begeiſterung für die Kreuzzüge erloſch und nur die geiſtlichen Ritterorden, die Johanniter und Tempelherren ſetzten noch eifrig den Kampf mit den Türken fort.

Den beſten Beweis, daß Heinrich IV. doch mehr nur den Zeitverhältniſſen erlegen, als wirklich ein ſchlechter und ſchwacher Menſch geweſen ſei, liefert außer der Anerkennung, welche er gegen das Ende ſeines Lebens, namentlich bei der Maſſe des Volkes fand, als ihn ſo manche ſchwere Prüfung von den Fehlern ſeiner falſchen Erziehung gereinigt hatte, beſonders auch das Leben ſeines Sohnes. Heinrich V. war der reine Gegenſatz ſeines Vaters, energiſch von Charakter bis zur rückſichtsloſeſten Härte und Grauſamkeit und dabei, wie nicht nur das Benehmen gegen ſeinen alten Vater, ſondern auch gegen die Fürſten, deren gehorſames Werkzeug er damals zu ſein vorgab, zeigte, ein Mann von ſchlauer, nicht gerade ſehr gewiſſenhafter Berechnung in ſeinem Thun und Treiben. Seine Gegner waren natürlich auch die ſeines Vaters: der Papſt, die Fürſten und namentlich die ſächſiſchen Herzoge, und Anfangs ſchien es, als ob er auf das Glänzendſte, trotz der mancherlei Schwächen,

die sein Vater in der Aufrechterhaltung der kaiserlichen Autorität dem Papste und den Fürsten gegenüber gezeigt hatte, dennoch wie sein Großvater glorreich aus diesem Kampfe hervorgehen sollte. Allein das schmachvolle Benehmen gegen seinen Vater lastete, wie ein Fluch, auf seinem Leben und ließ ihn trotz aller Thatkraft im Augenblick des Sieges um die schönsten Früchte desselben kommen.

Kaum hatte sein Vater abgedankt, als er zum nicht geringen Erstaunen der Fürsten, welche ihn zu dieser unnatürlichen Auflehnung angestachelt hatten, gegen diese selbst auftrat. Zunächst suchte er sich freilich gegen die Stadt Köln dafür, daß sie seinen Vater beschützt und ihm die Thore verschlossen hatte, zu rächen, die mannhafte Bürgerschaft widerstand ihm aber hinter ihren starken Mauern, und er konnte mit seinem großen Belagerungsheere nichts erreichen, als daß ihm die Stadt in Folge eines Vergleichs sechstausend Pfund Silber für den Abzug zahlte. Auch selbst gegen den todten Vater setzte er noch seinen Haß fort und verweigerte demselben, trotz der dringenden Bitten, welche Heinrich IV. auf dem Sterbebette geäußert hatte, für die nächste Zeit ein ehrenvolles Begräbniß im Dom zu Speier.

Den Fürsten gegenüber zeigte er aber eine schon ungewohnte Energie, indem er den Herzog Heinrich von Lothringen absetzte und statt dessen das Herzogthum an Gottfried von Löwen zu Lehen gab. Zugleich schenkte er an den Papst Paschalis, einen Mann, welcher ebensoviel Energie, aber mehr Gewissen als Gregor VII. hatte, eine Gesandtschaft, welche in den bestimmtesten Ausdrücken Anerkennung der kaiserlichen Rechte, namentlich die Investitur der Geistlichen, verlangte. Eine Kirchenversammlung zu Guastalla (1106) bestätigte dagegen das Recht des Papstes auf die Investitur und drohte auch ihm, gleich seinem Vater, falls er sich dieser Anmaßung der geistlichen Gewalt widersetze, mit dem Bannfluch, doch war Paschalis, um sich einer starken Partei auch unter den Geistlichen in Deutschland zu versichern, klug genug, daß er sämmtliche, wenn auch gegen den Willen des Papstes dort eingesetzte Bischöfe bestätigte, sobald sie nur nicht durch Kauf oder Bestechung zu ihrem Amte gelangt waren.

Heinrich lud den Papst ein, er möge in Deutschland zur Schlichtung ihrer Zwistigkeiten eine Kirchenversammlung halten, Paschalis getraute sich aber nicht, sich in die Gewalt seines Gegners zu geben und berief die Kirchenversammlung nach Troyes in Frankreich, wie sich denn von hier ab die Päpste, um der weltlichen Macht des deutschen Kaisers Trotz bieten zu können, besonders auf die Könige von Frankreich zu stützen pflegten, obgleich diese, wenn auch in weniger offener Weise, damals schon an einer Unabhängigkeit der französischen Kirche vom Papste arbeiteten.

Heinrich sandte jetzt auch an den in Chalons befindlichen Papst eine Deputation, an deren Spitze der riesige Herzog Welf von Bayern und der hochgebildete, durch seine Beredsamkeit berühmte Bischof Bruno von Trier stand. Der Zweck dieser Gesandtschaft war, dem Papst begreiflich zu machen, daß der Kaiser durchaus nicht die Absicht habe, sich in die inneren Angelegenheiten der Kirche zu mischen

und diese zu beeinträchtigen, sondern daß er nur die Oberlehensherrlichkeit über die weltlichen Güter aufrecht erhalten wolle, und bei dem wackern auch gegen die Geistlichkeit strengen Paschalis fand die Rede, daß durch die übergroßen weltlichen Besitzungen die Geistlichkeit ihrer kirchlichen Bestimmung entfremdet werde, offenes Gehör.

Die ruhige Energie des Königs verfehlte auch in Deutschland den Fürsten gegenüber nicht ihre Wirkung und auf einem Reichstage zu Regensburg (1110) versprachen die Reichsstände nachdrückliche Unterstützung eines Römerzuges und hielten sogar, wie seit langer Zeit nicht geschehen war, so gut Wort, daß Heinrich noch in demselben Jahre an der Spitze eines gewaltigen Heeres, bei dem sich allein dreißigtausend Ritter befanden, nach Italien aufbrechen konnte. Glänzende Siege, wie die Erstürmung von Pontremoli und die Einnahme von Mirandola bekundeten die Tüchtigkeit dieses Heeres und als der Kaiser im folgenden Jahre (1111) über Arezzo, Aquapendente, nach Sutri vorrückte, ließ sich der Papst zu freundlicher Ausgleichung unter den günstigsten und vernünftigsten Bedingungen herbei; man wollte, wie dieses bei einer starken Kaisergewalt von Anfang an hätte die Grundlage aller Unterhandlungen sein müssen, geistlich und weltlich streng scheiden, jenes dem Papst, dieses dem Kaiser zuweisen, aber auch dem übermäßigen, über allen natürlichen Bedarf derselben hinausreichenden Anwachsen der weltlichen Macht und Besitzfähigkeit der Kirche steuern sollen. Paschalis II., in der Beziehung wie in seinem ganzen Leben ein Muster aller Päpste, gab die Antwort, falls die Geistlichen hoch und niedrig sich einer solchen weisen Beendigung des für alle gefährlichen und verderblichen Streites widersetzen würden, so werde er sie durch den Bannfluch zu unbedingter Nachgiebigkeit schon zu zwingen wissen.

Auf solche Weise kam dann leicht eine Verständigung zwischen Papst und Kaiser zu Stande, nach welcher bestimmt wurde:

I. daß die Bischöfe dem deutschen Könige alle Besitzungen herausgeben sollten, welche sie seit der karolingischen Zeit erworben hatten und ebenso künftig keine Fürstenthümer, Grafschaften, Zoll-, Münz- und andere Gerechtigkeiten mehr erwerben sollten.

II. Daß der Kaiser dagegen auf die Investitur aller geistlichen Aemter verzichten solle.

König Heinrich zog acht Tage nach Unterzeichnung dieses Vertrages mit festlichem Pompe in Rom ein, schon hatten aber wieder böse Zwischenträger auf beiden Seiten argen Samen ausgestreut. Der Papst sollte Heinrich zum Kaiser krönen, die schaulustige Menge war in der Kirche versammelt, Papst und Kaiser standen zur Vollziehung dieses feierlichen Aktes am Altare, da gab es selbst dort noch im letzten Augenblicke Streit. Die Bedingung dieser Krönung war nämlich die Unterzeichnung jenes für beide Theile ja nur ersprießlichen Vertrags, allein die beiden ersten Würdenträger der Christenheit glaubten leider jeder von dem Gegner, daß er ihn hintergehen wollte und verlangten jeder von dem Anderen, daß er zu-

erst unterzeichnen solle. Der Papst, beleidigt durch dieses Ansinnen, weigerte sich hartnäckig und König Heinrich ließ auf das Anrathen seines Kanzlers Adalbert den Papst nebst sechszehn Kardinälen verhaften, wobei die deutschen Ritter am heiligen Orte selber mit gezückten Schwertern den Italienern, welche Miene machten, ihrem Kirchenfürsten beizustehen, gegenüberstanden. Wenn es hier aber auch nicht zum Kampfe kam, so war das Volk draußen desto mehr erbittert von dem Zwiespalt ihrer Herren und die deutschen Krieger kamen im ersten Augenblick sehr ins Gedränge, endlich aber gelang es ihnen doch, die Römer zu besiegen und sie bis an die Brücke zur Engelsburg zurückzudrängen. Die Nacht nach diesem so festlich begonnenen, so trübselig endenden Tage brach herein, die Deutschen hatten sich in ihre Quartiere begeben und die Waffen abgelegt, da begann der Kampf von Neuem, weil ein aus Apulien zur Unterstützung des Papstes heranrückendes Heer plötzlich eingetroffen war. Die Deutschen hatten nicht einmal Zeit, sich wieder zu waffnen, und Heinrich, welcher halb angekleidet sich an die Spitze seiner treuen Kämpfer stellte, kam so ins Gedränge, daß ihm das Pferd unter dem Leibe erstochen wurde; dennoch siegte deutscher Muth und deutsche Ausdauer, und nachdem das Heer noch zwei Tage zum Zeichen, daß es dem Wagen Trotz bieten könne, sich in Rom aufgehalten hatte, zog es, den Papst gefangen mit sich führend, wieder ab. Dessenungeachtet, und obgleich Herzog Roger von Apulien, auf dessen Hülfe Paschalis allein in dem Augenblicke zählen konnte, gerade in diesen Tagen starb, widersetzte sich der Papst und die mit ihm gefangenen geistlichen Würdenträger doch einundsechzig Tage lang, ehe sie durch Unterzeichnung eines neuen, auf derselben Grundlage ruhenden Vertrages sich ihre Freiheit erkauften. Die Hauptpunkte dieser neuen Uebereinkunft waren:

I. dem Kaiser steht das Recht zu, die von der Kirche gewählten Geistlichen mit Ring und Stab zu belehnen, worauf sie dann erst vom Bischof die Weihe erhalten dürfen. Bei Streitigkeiten wegen der Wahlen entscheidet der Kaiser.

II. Der Papst verspricht, den Kaiser nie wieder in den Bann zu thun, wogegen dieser in allen nicht seine weltliche Herrschaft schmälernden Punkten der Kirche zu gehorchen bereit ist.

Diese Urkunde, welche, wie man meinen sollte, mit klarer Scheidung des weltlichen und geistlichen Gebietes jedem Theile sein Recht gegeben hätte und deshalb für alle Zukunft neuen Streit hätte unmöglich machen sollen, wurde einerseits vom Papst und vierzehn Bischöfen, andererseits vom Kaiser und vierzehn Fürsten, als Geiseln, beschworen, worauf Heinrich die gefangenen Geistlichen in Freiheit setzte, und wieder seinen Einzug in Rom hielt. Allein bald darauf, als am 13. April 1111, wo die Krönung Heinrichs zum römischen Kaiser vor sich gehen sollte, und deshalb alles, Weltlich und Geistlich, mit großer Pracht in der Kirche versammelt war, fing der Streit von Neuem wieder an. Dem Papst mochte inzwischen die Geistlichkeit nicht wenig zugesetzt haben wegen der überaus günstigen Bedingungen für den König, welche er zugestanden hatte und die Ausrede, daß abgezwungene Versprechen nicht bindend seien, lag hier sehr nahe.

Andrerſeits war Heinrich wohl ſelbſt überraſcht, daß er ſo ſchnell mehr erreicht hatte, als er gehofft haben mochte. Es wurde deshalb vor der Ceremonie mit einer vom beiderſeitigen Mißtrauen zeugenden peinlichen Vorſicht jede Einzelheit des Krönungsaktes vorgeſchrieben. Heinrich gab dem Papſte zunächſt die Vergleichsurkunde wieder zurück, damit der Schein beſeitigt würde, als ſei ſie abgedrungen. Der Papſt gab ſie auch ſogleich wieder heraus, allein dieſe Aushülfe war doch auch nur wieder ein Schein, wenn man die Schaar der mannhaften deutſchen Ritter betrachtete, welche „für alle Fälle“ umherſtanden, während auf die einzig mögliche Hülfe für den Papſt, die Normannen, nicht zu rechnen war. Dennoch meinte Paſchalis, der überhaupt zu den beſten Päpſten gehört, es gewiß redlich, als er ſodann zum Zeichen ewiger Verſöhnung mit dem Kaiſer das heilige Brod theilte, wenn es ihm auch ſehr ſchwer fallen mochte, das abgedrungene, dem Intereſſe der Hierarchie ſo ſehr bedrohliche Zugeſtändniß, um ſeines Gewiſſens willen ſtrenge zu halten, und bei dem furchtbar rohen Aeußeren des weltlichen Lebens konnte man es oft dem Geiſtlichen nicht verdenken, wenn er hoffte, ſelbſt gewaltſamer Weiſe durch die Kirche einen humanen Geiſt in die Maſſe der Zeitgenoſſen zu bringen. Dazu kam dann noch die Ueberredung ſeiner Umgebung, und es darf uns nicht wundern, daß Paſchalis ſchon 1112 eine Kirchenverſammlung über ſein Recht zum Gidbruch richten ließ. Kaiſer Heinrich ſcheint dagegen durchaus eine ſolche Sinnesänderung von Seiten des heiligen Vaters nicht erwartet zu haben und kehrte bald nach ſeiner Krönung nach Deutſchland heim, wo ſein glänzender Sieg in Italien ihm und dem kaiſerlichen Anſehen überhaupt eine ganz andere Stellung, als zu den Zeiten ſeines Vaters möglich war, angewieſen hatte. Ihn ſelbſt mochte aber auch nach der männlichen Reife ſeines Charakters der Sieg eher verſöhnlich, als übermüthig, und ſtatt der oft gewaltthätigen Härte, mit welcher er bei ſeinem Regierungsantritte die Zügel des Reiches ergriffen, ja ſelbſt den alten Vater vom Throne in kummervolle Verbannung hinaus geſtoßen hatte, ſuchte er jetzt alle dieſe Erinnerungen durch Milde vergeſſen zu machen. Nachdem er die Leiche ſeines Vaters im Dome zu Speier mit großer Feierlichkeit und Pracht eines Kaiſers würdig, endlich der Erde hatte übergeben laſſen, befreite er den wegen Widerſetzlichkeit lange ſchon eingeſperrten Pfalzgrafen Friedrich nicht nur aus ſeinem Gefängniſſe, ſondern ſtand auch, als demſelben bald darauf ein Sohn geboren wurde, zum öffentlichen Zeichen der Verſöhnung Gevatter bei dem Kinde. Ebenſo als Lothar von Sachſen, der ſpätere Kaiſer, dem Befehle Heinrichs nicht gehorchen wollte, den Grafen Friedrich von Stade aus ſeiner Gefangenſchaft zu befreien, ließ er auf einer Reichsverſammlung zu Worms den widerſpenſtigen Herzog ſeiner Würde entſetzen, als er dann aber ſiegreich in Sachſen vordrang und Lothar ſich ihm ſchleunigſt unterwarf, beſtätigte er den Herzog wieder in ſeiner Würde in der falſchen Hoffnung, ſich durch Güte auch hier wieder einen neuen Freund erworben zu haben. Nach dem Vorbilde ſeines Vaters ſuchte er außerdem ſich jetzt gleichfalls in den Städten einen Rückhalt für die kaiſerliche Gewalt gegen-

über den Angriffen der Fürsten zu bilden und schenkte zum Beispiel der Stadt Speier ein Privilegium, laut welchem sie künftig nicht mehr die sogenannten Mortuarien oder Besthaupt- (Sterbefall-) Abgaben an ihren Bischof zu zahlen hatten, nach welchen früher beim Ableben eines Bürgers von jeder Art fahrender Habe, wie Viehstand, Gewand, Geräth, ein ansehnlicher Theil an den Fürstbischof gefallen war. Und zwar ließ Heinrich in der Urkunde ausdrücklich bemerken, daß der Stadt Speier diese Gunst zu Theil werde, wegen der ausgezeichneten Anhänglichkeit und Treue, die sie gegen seinen Vater bewiesen habe. Aehnliche Privilegien gab er später mit derselben Bewegung der Stadt Worms.

Allein alle diese Anzeichen einer endlichen Wiederkehr von Friede und Ordnung im Reiche nach innen und außen waren sehr vorläufiger Natur, denn schon rüstete sich der Erbfeind der kaiserlichen Gewalt, die römische Hierarchie, wieder mit aller Macht gegen ihn und das war denn eben immer auch das Signal zu neuer Widersetzlichkeit von Seiten der Fürsten und Herzoge. Eine Kirchenversammlung im Frühling 1112 brachte den Papst trotz alles Widerstrebens von seiner Seite doch dahin, daß er die Urkunde als eine abgezwungene mit Zustimmung der Kardinäle und des Concils für ungültig erklärte, und ganz wiederholt versprach, den Kaiser nie mehr in den Bann zu thun, die Investitur aber durchaus für die Kirche in Anspruch nahm. Die Deputation, welche den schlimmen Auftrag hatte, das Resultat dieser Eidbrüchigkeit der obersten Kirchenbehörde an den kaiserlichen Hof zu überbringen, erregte eine solche Wuth, daß der Kaiser sie fast mit eigener Gefahr vor Angriffen von Seite seiner Umgebung in Schutz nehmen mußte; statt des Papstes thaten aber jetzt mehrere Kardinäle, wie der Graf von Urach und Guido von Vienne, den Kaiser in den Bann der Kirche. Schwerer noch als dieser Schlag traf den Kaiser Heinrich eine andere Feindseligkeit, die er um so weniger hätte erwarten können. Erzbischof Adalbert von Mainz, des Kaisers Kanzler, war nämlich nur durch das besondere Vertrauen seines Königs und Herrn auf diesen Erzstuhl zu diesem hohen Posten emporgehoben worden, und lehnte jetzt, auf die neuen Zwistigkeiten zwischen der fürstlichen und weltlichen Macht sich stützend, mit schnödestem Undank, indem er sich an die Spitze der deutschen Weltlichen stellte, welche sich gegen den Kaiser erklärten. Hierüber, und da überdies Adalbert auch mehrere Bischöfen in dies Complott mit hineingezogen hatte, war Heinrich mit Recht so zornig, daß er den Erzbischof sogleich ins Gefängniß abführen ließ. Der Kaiser war so angreifbar in seinem guten Rechte, daß man ihm nur beikommen konnte, indem man behauptete, der Kaiser habe die bei Verhaftung von Geistlichen vorgeschriebenen Förmlichkeiten nicht eingehalten. Ebenso stimmlich mußte es ihm sein, daß auch der, wie oben erwähnt, von ihm begnadigte Pfalzgraf Siegfried sich ihm entgegenstellte, indem er, als Heinrich das ausgestorbene Lehen der Grafen von Calwe einziehen wollte, gegen alles Recht behauptete, ihm, als einem Seitenverwandten von weiblicher Linie, gebühre die Wiederbelehnung, während doch sehr streng unterschieden wurde zwischen den nur in männlicher Linie und den später, auch in weiblicher Linie vererbbaren Lehen.

Heinrich nach seiner entschiedenen Weise zog dessenungeachtet, und obgleich es bekannt war, daß Siegfried nicht ohne ein Bündniß mit anderen Reichsvasallen diesen Schritt der Auflehnung gewagt hätte, nicht nur ohne weiteres die Grafschaft als verfallenes Reichslehen ein, sondern er verlegte auch absichtlich das damals immer noch wandernde kaiserliche Hoflager für die Feier des Weihnachtsfestes dieses Mal nach Erfurt, wo demnach alter Sitte gemäß nicht nur alle Reichsgroßen, sondern insbesondere die nahewohnenden sächsischen Reichsvasallen zum Zeichen ihrer fortdauernden Unterwürfigkeit zu erscheinen hatten, und als sie jetzt nicht kamen, sah Jedermann darin ein Zeichen offener Empörung.

Mit gewohnter Energie brach Heinrich alsbald mit einem Heere gegen die Verschworenen auf, obgleich sich nicht nur Herzog Lothar von Sachsen, Graf Ludwig von Thüringen, Wichert von Groitsch, Friedrich von Sommerschenburg, und viele andere norddeutsche Grafen und Herren und durch Adalberts Uebertritt auch die mächtige kirchliche Partei mit Siegfried gegen den Kaiser verbunden hatten. Der kaiserliche Feldherr, Graf Heyer von Mannsfeld [1]), war ganz der rechte Mann, um Heinrichs Pläne so nachdrücklich und schnell, wie der Kaiser es wollte und wünschte, auszuführen, und durch die Gefangensetzung Adalberts war dem Bunde sein bester Rathgeber entzogen. 1113 kam es bei Warnstädt zu einer Schlacht, in welcher die rebellischen Fürsten nicht nur besiegt, sondern auch bis auf Lothar und Ludwig von Thüringen gefangen oder getödtet wurden, und Lothar fühlte sich allein dem Kaiser gegenüber so schwach, daß er, als Heinrich darauf mit großer Pracht zu Mainz seine Hochzeit mit Mathilde, Tochter Heinrichs I. von England, feierte, sich nicht nur einstellte, begleitet von dem Landgrafen, sondern auch darauf in demüthigem Bußgewande den Kaiser anflehte, ihn von der Reichsacht freizusprechen, und in der That bei Heinrich nur Landgraf Ludwig einkerkern.

Allein schon im folgenden Jahre kam wieder eine neue Verschwörung zu Stande, an deren Spitze der Erzbischof Friedrich von Köln, die Stadt Köln und verschiedene friesische und lothringische Große standen. Heinrich, welcher noch kurz zuvor einen Grafen Reinwald von Bar so gedemüthigt hatte, daß dieser ihm, unter dem Galgen stehend, Abbitte leisten mußte, glaubte von Köln, welches ihm Schiffe zur Unterstützung eines Zuges nach Friesland verweigerte, dieselben mit Gewalt erpressen zu können. Die festen Mauern der mächtigen Stadt trotzten aber Heinrichs Angriffen und sogleich regten sich nun auch die Unzufriedenen in Sachsen wieder. Heinrich eilte auch hier seinem Heere voraus nach Sachsen und der Eindruck, als er so unerwartet in die Mitte der nur mühselig gerüsteten Verschworenen trat, war so groß, daß schon ein gütlicher Vergleich im Gange war, da griff Graf Heyer, der um die Sicherheit seines Herrn besorgt sein mochte, mit verschmitzter Hast an der Spitze seines Vertrauten das sächsische Lager an: es kam zum Tref-

1) Graf Heyer war auch [illegible] Tode seiner Mutter geboren, deshalb hieß es:

„Ich Graf Heyer, angeboren,
Hab' niemals eine Schlacht verloren."

kampf zwischen ihm und dem jungen Grafen Wichert von Groitsch, in welchem der tapfere Heer fiel; das entmuthigte so sehr sein Heer, daß die Sachsen jetzt auch vieles bewegten. Diese Schlacht am Welfsholze (1115) entschied das Schicksal Heinrichs, aber auch Deutschlands, denn so viel Gehässiges unsere sentimentalen Poeten über die Züge der Hohenstaufen nach dem Orient und Italien gemacht haben, an denen Deutschland vollends verblutet ist, so waren dieses doch ihres Wiplingens schöne Phantastereien, so lange nicht die kaiserliche Macht in Deutschland selbst unzweifelhaft festgestellt war. Heinrich V. war der letzte, welcher diesen großen Zweck, in Wirklichkeit ein deutsches Volk zu schaffen, durchzuführen wollte mit der nothwendigen Energie und Rücksichtslosigkeit gegen die alberne Anhänglichkeit des Volkes an die Fürsten, als die Repräsentanten des Kaisers war, für welche die Völkchen aber mehr Sympathie fühlten, als für den Kaiser selbst, weil sie ihnen äußerlich näher standen. —

Als durch diese unerwartete Niederlage der Löwe blutend am Boden lag, kamen natürlich schnell alle die naseweisen Thierchen wieder zum Vorschein, um ihn zu verhöhnen und zu fetzen. Niemand hatte in Deutschland von dem Bannfluche Gnido's von Vienne gegen den Kaiser laut zu sprechen gewagt, da es ja völlig unsinnig war, wenn ein Erzbischof sich diese höchste Kirchengewalt anmaßte. Allein jetzt veröffentlichte wenige Tage nach der Schlacht am Welfsholz (28. März und am 19. April 1115) Bischof Kuno von Palestrina als päpstlicher Legat, alle wenigstens mit Zulassung des Papstes, den Bannfluch zu Rheims und Köln, wo ihn Erzbischof Friedrich schützte; weiter wagte er sich aber nicht nach Deutschland hinein. Der Bannfluch, hinter welchen sich stets geistliche und weltliche Fürsten so gerne verschanzten, wenn sie ihrer Auflehnung einen Schein von Recht geben wollten, kam jetzt vielen sehr gelegen. Auf einem Reichstage, den Heinrich nach Mainz ausschrieb, erschienen nur wenige nicht hierarchisch gesinnte Bischöfe und diese Demüthigung des vor Kurzem noch allen überlegenen kaiserlichen Ansehens machte selbst die Bürger der Stadt Mainz so keck, daß sie gegen Heinrich die Waffen ergriffen, ungeachtet der vielen Begünstigungen, welche er den Städten hatte zu Theil werden lassen, indem er namentlich auch den ehemals unfreien, jetzt (wie wir früher sahen) zu Wohlstand gelangten Handwerkern und kleinen Kaufleuten große Freiheitsrechte schenkte, wenn diese sich nicht immer mehr an der Regierung in den Städten gleich den Geschlechtern, den ursprünglichen Besitzern von Grund und Boden, Theil nehmen durften. Den Vorwand für diese Auflehnung der Mainzer, mit denen sich dann auch natürlich die Dienstmannen des Erzbischofs Adalbert verbanden, war das Gerücht, Heinrich habe seinen ungetreuen Kanzler im Gefängniß durch Hunger quälen lassen und der Kaiser mußte sofort die Freilassung desselben versprechen.

Wie sehr Heinrich Recht gehabt hatte, den Kanzler in Verwahrsam zu halten, zeigte sich sogleich, indem Adalbert kaum in Freiheit war, als er Herzog Lothar von Sachsen zu neuem Widerstande aufstachelte. Vergebens hatte Heinrich denselben

vorgestellt, wie durch dieses immer weiter Umsichgreifen der päpstlichen Macht zuletzt der Kaiser und die Fürsten nicht minder abhängig würden, vergebens hatte man das Volk in Sachsen darauf aufmerksam gemacht, daß der Kaiser der einzige Schirm und Schutz ihrer alten volksthümlichen Freiheiten sei und die Fürsten und der sonstige Adel, wenn sie zu größerer Macht kämen, dieses sogleich nur zur Beschränkung nach unten benützen werde, wie sich denn auch bald darauf in unzweifelhafter Weise thatsächlich zeigte [1]). Das vielfädige Netz, in welchem das deutsche Volk erstickt sollte, war ihm mit diesem Untergange seines letzten ganz nationalgesinnten Kaisers über den Kopf geworfen und dehnte sich von da an nun immer weiter und fester aus.

Heinrich, zuerst im Leben an seinem Erfolge in Deutschland verzweifelnd, übertrug die Führung seiner Sache den Hohenstaufen und eilte nach Italien, wo Mathilde kurz zuvor gestorben war und ihr großes Erbe der Kirche hinterlassen hatte. Eine starke Partei, namentlich von den auch dort immer mehr aufblühenden Städten unterstützt, fürchtete von der weltlichen Macht des Papstes erdrückt zu werden, falls er die Mathildischen Güter an sich zöge und Heinrich wußte, geschickter als sein Vater, dieses Entgegenkommen zu benützen, während Paschalis auch jetzt noch im Augenblick der drohenden Gefahr zu ehrlich war, um dem mit seinem Wort im Widerspruch stehenden Bannfluche seine ausdrückliche Sanktion zu geben, obgleich ihn die Kardinäle Kuno von Präneste und Guido von Vienne um sich nicht zu kompromittiren arg wegen dieser Erklärung drängten. Der Papst entzog sich durch die Flucht diesem Kampfe der Parteien. Heinrich ging nach Rom und besetzte die Mathildischen Güter (1116). Er blieb nun in Italien, seine Stellvertreter in Deutschland thaten fortwährend ihr Möglichstes, dort die Angelegenheiten zu ordnen, allein Friedrich von Hohenstaufen war zu schwach, um den immer drohender jetzt ihr Haupt erhebenden Fürsten und Adeligen, an deren Spitze sich Erzbischof Adalbert erhielt, im südwestlichen Deutschland genügend entgegentreten zu können und sein Bruder Konrad, Herzog von Franken, welcher mit Gewalt das kaiserliche Ansehen heben wollte, verdarb die Sache noch mehr, so daß bald der ärgerlichste Kampf der Großen um unbesetzte Lehen und offener Straßenraub und sonstige Bedrückungen von Seiten des Adels gegen die Masse des Volkes an der Tagesordnung waren. Erzbischof Adalbert wurde in Mainz von Friedrich von Hohenstaufen mit Hülfe der Wormser und Speierer belagert, der falsche Erzbischof heuchelte Reue, um unter dem Vorwande, daß er sich ergeben wolle, die Verbündeten hinterrücks zu überfallen. Diese waren aber auf ihrer Hut und da jetzt auch die Mainzer über dieses Benehmen empört waren und ihm ihre Thore verschloßen, mußte er zu den Sachsen fliehen, die ihn dann aber doch wieder mit Gewalt in sein Erzbisthum einsetzten, ohne daß Friedrich von Hohenstaufen es hindern konnte.

Es war die dringendste Noth, daß der Kaiser aus Italien heimkehrte, denn

1) Siehe in Wigand, Westphäl. Archiv. III. 2. die betreff. Abhdlg von Stüve.

als nach dem Tode Paſchalis II. (1118) Heinrich Gregor VIII. zum Nachfolger ernannte, wählte dort die hierarchiſche Partei nicht nur zuerſt Gelaſius II. und als dieſer ſtarb, den Lenker aller päpſtlichen Machinationen in damaliger Zeit, den Guido von Vienne, als Calixtus II. (1119), zum Papſt, ſondern auch in Deutſchland wurde Heinrich mit Verurtheilung durch einen Reichstag, den Adalbert nach Würzburg berufen hatte, und mit Ernennung eines Gegenkönigs gedroht.

Die Verſchwornen hatten richtig berechnet, daß bei dieſer bedenklichen Lage Heinrich nicht Italien mit ſeinem Heere verlaſſen könne, aber der Kaiſer nach ſeiner raſchen Weiſe eilte allein nach Deutſchland und begab ſich wieder, obgleich ja ſeine Hauptſtütze in Süddeutſchland auf den Hohenſtaufen beruhte, mitten hinein in den Herd der Gährung nach Goslar. Dieſes entſchiedene Auftreten verfehlte auch wiederum nicht ſeine gute Wirkung. Herzog Lothar, Pfalzgraf Friedrich, Markgraf Rudolph kamen zu ihm, um gütlich den Streit auszugleichen, da hetzten aber wieder die ſächſiſchen Biſchöfe und als nun gar der Hauptgegner, Erzbiſchof Adalbert, in Sachſen erſchien, ſah ſich der Kaiſer ſogar durch ein ſächſiſches Heer perſönlich bedroht. Allein auch hier wußte Heinrich nur durch perſönliche Geltendmachung des kaiſerlichen Anſehens und auf den geſunden Sinn des Volkes den Umtrieben der Fürſten gegenüber trauend, Friede zu machen, indem jetzt von beiden Seiten gemäßigte Männer zur Ordnung der Reichsangelegenheiten ernannt wurden, ohne daß es zu einem feindlichen Zuſammenſtoß gekommen wäre. Ein Beiſpiel aber, wie ſeinen Gegnern kein Mittel zu ſchlecht war, iſt, daß als 1121 Biſchof Erlong von Würzburg ſtarb, Adalbert durch Vermittler, ohne daß man ſeinen Einfluß ahnen konnte, den Kaiſer dahin beſtimmte, den Grafen Gebhard von Henneberg zum Nachfolger Erlongs zu ernennen. Adalbert that nun hinterdrein, als wiſſe er gar nichts von der Sache und weihte einen Diakon Rudgar auch zum Biſchof von Würzburg, um ſo an einer Thatſache den gehäſſigen alten Inveſtiturſtreit wieder zu entzünden. Man ſieht, wie ſehr Heinrich im Recht war, als er ſeinen ehemaligen Kanzler, nachdem ihn dieſer einmal ſo ſchändlich hintergangen, um keinen Preis aus dem Gefängniſſe entlaſſen wollte! — Dieſes Benehmen empörte auch aufs Neue die Mainzer gegen ihren Erzbiſchof, allein die Sachſen zogen, nachdem ſie viele kaiſerliche Schlöſſer (u. A. das Rieſenſchloß, den Roßhäuſer) am Harz zerſtört hatten, dem Adalbert zu Hülfe. Die Entſchiedenſten der kaiſerlichen Partei wurden maſſenweiſe enthauptet und der feine Calixtus II. wußte ſich durch ebenſoviel Nachgiebigkeit gegen den König von Frankreich, als er Hochmuth gegenüber dem von ſeinen eigenen Leuten verrathenen deutſchen Kaiſer gezeigt hatte, einen neuen weltlichen Rückhalt zu bilden, dem Heinrich nicht mehr gewachſen ſein konnte. Er kam aufs Neue in den Bann und der von ihm eingeſetzte Gegenpapſt Gregor VIII. wurde gefangen genommen und auf einem Kameel zum Hohne im Lande herum geführt. Dennoch ſuchte Heinrich mit großer Staatsklugheit dieſes geſpannte Verhältniß zu Frankreich zum Vortheile der Kaiſerkrone auszubeuten, indem er allem aufbot, um ein Bündniß zwiſchen Deutſchland und England zu Stande

zu bringen, da letzteres gerade im Kriege mit Frankreich hart bedrängt war und er ſelbſt nach dem Tode ſeines Schwiegervaters Heinrich I. die gerechteſten Erbanſprüche auf den engliſchen Thron hatte, weil die Söhne jenes Königs inzwiſchen geſtorben waren. Auch dieſer großartige Plan ſcheiterte aber an dem Mangel an Nationalgefühl des armen, durch Territorialherren, Adlige und hierarchiſch geſinnte Geiſtliche gleich ſehr niedergehaltenen deutſchen Volkes. Nur in den Städten regte ſich auch bei dieſer Gelegenheit ein etwas beſſerer Geiſt, allein der Kaiſer war nicht einmal mächtig genug, um zu verhindern, daß die Stadt Münſter, welche in ſeinem Intereſſe mit ihrem Biſchofe in Streit gerathen war, von den Sachſen erobert und gräulich verwüſtet wurde, und nur der Scheelſucht zwiſchen dem geiſtlichen und weltlichen Theile ſeiner Gegner, die ſich gegenſeitig die Früchte des Sieges nicht gönnten, hatte Heinrich es zu verdanken, daß 1122 endlich das Wormſer Concordat zu Stande kam, nach welchem dem Kaiſer die Belehnung mit den Regalien, dem Papſt dagegen die Belehnung mit den Kirchengütern zuſtehen ſolle, worauf denn endlich Heinrich vom Kirchenbanne frei kam. Er ſtarb aber im kräftigſten Alter ſchon zwei Jahre darauf, nachdem er kurz vor ſeinem Tode auch noch die ſonſt ſo getreue Stadt Worms wegen eigenmächtiger Rückberufung ihres Biſchofs hatte züchtigen müſſen. Seine Plane waren gut, wenn auch die Durchführung oft rauh; Heinrich V. ſollte viel höher im Andenken der Deutſchen ſtehen, als gewöhnlich der Fall iſt.

Lothar der Zweite (der Sachſe).

1125 — 1137.

Da Heinrichs Ehe mit der Mathilde nicht mit Kindern geſegnet geweſen war, ſo galt es jetzt eine neue Wahl und daß dieſe nur auf ein Mitglied der allermächtigſten, durch herzogliche Gewalt ausgezeichneten Adelsgeſchlechter fallen konnte, war durch die Rechtsgewohnheit, wie durch die traurigen Erfahrungen der Machtloſigkeit ſo mancher Kaiſer hinreichend feſtgeſtellt. In dieſer Weiſe hatten nun nur drei Häuſer die Anwartſchaft auf den Kaiſerthron. Zunächſt die Hohenſtaufen, denn dieſes vor Kurzem mit zwei Herzogthümern, Schwaben und Franken, belehnte Geſchlecht war jetzt dadurch zu noch höherem Reichthum und Macht gelangt, daß Heinrich V. ihnen zum Dank für ihre treue Hülfe in den Zeiten, wo alles ihn verließ, das große ſaliſche Familienerbe vermacht hatte. Die Nebenbuhler der Hohenſtaufen waren der durch ſeine Freundſchaft mit der Hierarchie (ja auch ſchon bei den Kämpfen gegen Heinrich) hauptſächlich getragene Lothar von Sachſen, aus dem Supplinburger Hauſe, und endlich Welf von Bayern, der Repräſ-

LOTHAR.

ſentant des älteſten zu der Zeit noch ſorteriſirenden hohen Adelsgeſchlechts Deutſchlands. Es wurden erſtaunliche Anſtalten für die Wahl gemacht, mehr als ſechzigtauſend Menſchen, meiſt Adel mit ihren Gefolgen, aus allen Theilen Deutſchlands verſammelten ſich bei Mainz, ſtatt aber gerade bei einer ſolchen Gelegenheit den Unterſchied der Stämme zu verwiſchen, lagerten ſie ſich, Sachſen, Franken, Schwaben und Bayern nach den Himmelsgegenden, wie ſie wohnten. Ja, das Ganze war überhaupt eine Spiegelfechterei, um den Leuten glauben zu machen, es gelte noch eine Volkswahl, wenigſtens von Seiten der Ritter und Fürſten, während es in Wahrheit eine zwiſchen dem pfiffigen Adalbert von Mainz und dem Schützling der Kirche, Lothar, verabredete Schauſtellung war. Nur „um das große Geſchäft zu vereinfachen," ſchlug nämlich Adalbert das ſeitdem überall bekannte, ſo oft „harmlos" wiedergebrauchte, grundſchlechte Mittel indirekter Wahlen vor; jeder der vier Stämme ſollte zehn Wahlmänner ernennen und dieſe Vierzig wieder vier Fürſten unter ſich als Bewerber um die Kaiſerkrone vorſchlagen. Friedrich von Schwaben, welcher das ganze Spiel ſogleich durchſchaute, hatte es Anfangs nicht einmal der Mühe werth gehalten, nach Mainz zu gehen, als man nun aber ausſprengte, er bleibe aus Feigheit fort, erſchien er plötzlich ganz ohne alle Begleitung in der Verſammlung. Nun wurde er, Lothar von Sachſen, Leopold von Oeſtreich (durch die Bayern) und Graf Karl von Flandern (durch die Franken) von Seiten jener Vierzig vorgeſchlagen, letzterer hatte ſich aber gar nicht eingefunden, weil er, ebenſowohl wie Leopold von Oeſtreich wußte, daß er doch nicht gewählt werde; es war auch hier eben nichts wieder, als ein Kampf zwiſchen Nord- und Süddeutſchland, Papſt und Kaiſer, nur daß jetzt, im Gegenſatz zu früheren und ſpäteren Zeiten, die norddeutſche Partei die von der Hierarchie angeſtiftete und gelenkte war. Die Hauptintrigue, durch welche der vorſitzende Adalbert den ſonſt unzweifelhaft gewählten Hohenſtaufen verdrängte, beſtand aber darin, daß er vor der Wahl von den drei Anweſenden Bewerbern verlangte, ſie ſollten verſprechen, ſich unbedingt dem Reſultat der Wahl zu fügen. Friedrich antwortete würdevoll und einfach, über die Gültigkeit dieſer Wahl hätte nicht er, ſondern nur ſein Stamm zu entſcheiden, denn die Wahlumtriebe von Seiten der Hierarchie gingen ſogar ſo weit, daß bewaffnete Maſſen ſich behufs der Einſchüchterung der Wähler herbei drängten, bis ſelbſt mehrere Biſchöfe ernſtlich gegen dieſen Mißbrauch Einſprache einlegten. Nach langem Kampfe wurde Lothar von Sachſen gewählt, um den Preis, daß er der Kirche das Uebergewicht der geiſtlichen Belehnung über die weltliche und den Fürſten eine Menge, die Centralgewalt ſchwächende Rechte zugeſtanden hatte. Sogleich fing dann auch auf's Neue der alte widerliche Kampf zwiſchen Kirche, Fürſten und Kaiſer an. Das Nächſte war, daß Lothar die königliche Gewalt dazu zu gebrauchen ſuchte, um den Hohenſtaufen das ſaliſche Erbe ſtreitig zu machen; ein ſeltſamer Gegenſatz gegen ſein früheres Benehmen, als er ſo eifrig Heinrich V. gegenüber das Erbrecht der fürſtlichen Lehen vertheidigte, da ja überdieß doch ſo oder ſo dem Kaiſer das Recht zuſtehen mußte, entweder als Fürſt,

oder als Kaiser über sein Hausleben freie Verfügung zu treffen. Friedrich von Hohenstaufen, den Lothar endlich auf das feste Nürnberg beschränkte und dort belagerte, kam in die größte Noth und wäre am Ende doch dem, von ganz Norddeutschland namentlich unterstützten Gegner erlegen, wenn nicht Konrad von Hohenstaufen, noch zur rechten Zeit von einem Kreuzzuge heimkehrend, ihn entsetzt hätte. Konrad ging aber im Siege jetzt zu weit, und während sein Bruder Friedrich noch in Süddeutschland mit Lothar kämpfte, trat er an des Königs Stelle in Italien auf und erlangte zwar von den mit dem Könige, wie mit dem Papste gleich unzufriedenen Lombarden, daß man ihn mit der eisernen Krone krönte, allein Papst Honorius II. zwang ihn bald wieder, unterstützt von der welfischen Partei, Italien zu verlassen (1128) und Lothar, der priesterlich Gesinnte, belehnte den Bischof von Würzburg mit dem fränkischen Herzogthume; die Macht der Hohenstaufen, der Waiblinger (Ghibellinen, wie man sie in Italien nannte), war für den Augenblick den Welfen (Guelfen) gegenüber gebrochen.

1132 konnte Lothar, ohne Furcht vor neuen Unruhen im Reich, nach Italien ziehen, um sich zum Kaiser krönen zu lassen. Allein obgleich er ein Anhänger der Kirche war, fand er doch auch Schwierigkeiten, weil es nach dem Tode des Honorius wieder zwei Päpste, Anaklet II. und Innocenz II. gab. Für die Unterstützung des Letzteren errang Lothar zwar die Abtretung der Mathildischen Güter, es wurde aber durch die Form dieser Besitzergreifung mehr geopfert, als sie werth war, indem der Kaiser sich mit diesen Gütern vom Papste belehnen ließ und da der schon alternde Lothar, weil er selbst keinen Sohn hatte, diese wichtige Erwerbung sogleich seinem Schwiegersohn, Heinrich dem Stolzen, dem Sohne Welfs von Bayern vermachte, so kam sie nicht nur nicht dem kaiserlichen Ansehen zu Nutze, sondern wurde vielmehr eine wichtige Hülfe der später stets antikaiserlichen welfischen, oder der namentlich auf Bayern sich stützenden Partei.

Dennoch schien für den Augenblick das kaiserliche Ansehen glänzend gewahrt, Friedrich von Hohenstaufen mußte, als Lothar (1134) aus Italien heimkehrte, auf einer Versammlung zu Bamberg kniend sich Verzeihung erflehen und diese Gnade war doppelt ungefährlich für Lothar, da sie unter Vermittelung des später heilig gesprochenen Bernhard von Clairvaux den beiden Hohenstaufen nur unter der Bedingung gewährt wurde, daß sie sich einem Kreuzzuge anschließen mußten, der sie, wenn sie glücklich persönlich davon kommen sollten, jedenfalls doch lange aus Deutschland entfernte und die Kraft ihres Hauses aufzehrte.

Lothar trat nun nicht nur im Reiche selbst, wo er keine ebenbürtigen Gegner mehr fand, sondern auch nach außen kräftig auf, wie er denn namentlich die lange vernachlässigte Ostgränze des Reiches so wacker vertheidigte, daß bei einem Friedensschlusse mit Dänemark und Böhmen (1134) die Könige dieser beiden Reiche ihm in feierlichem Aufzuge als Lehensleute das Schwert vortragen mußten. Ebenso glänzend war im Jahre 1136 der Zug des Kaisers Lothar nach Italien, da ihn nicht nur Heinrich von Bayern, sondern auch Konrad von Hohenstaufen be-

KONRAD III.

gleiteten; ſiegreich drangen ſie durch ganz Nord- und Mittel-Italien vor, allein in Süditalien widerſetzte ſich ihnen ein dreifacher Feind. Vergeblich ſuchten ſie den mächtigen Normannenkönig Roger, welcher Apulien und Sizilien inne hatte, in ſeinen wohlbefeſtigten Städten zu belagern, zweitens wurden die deutſchen Truppen über dieſen langwierigen, nutzloſen Feldzug ſelbſt ſchwierig und verlangten ſo ungeſtüm nach Hauſe, daß Papſt Innocenz II., der ſie beſchwichtigen wollte, beinahe von ihnen ermordet worden wäre. Der Kaiſer endlich fühlte ſich krank und ſchwach, wie er denn auf dem Rückzuge im Oberinnthal zu Breitenwang (1137) ſtarb.

Dieſer ganz vergebliche Römerzug hatte aber doch dadurch ſpäter ganz unberechnete große Folgen auf die innere Entwicklung Deutſchlands, daß bei der Eroberung von Amalfi die Pandekten, die vom Kaiſer Juſtinian veranſtaltete Sammlung der römiſchen Geſetze, aufgefunden und nach Deutſchland gebracht wurden. Wenn Lothar auch nach außen das Reich kräftig vertrat, ſo hatte er doch nicht nur der geiſtlichen Gewalt, ſondern auch den Fürſten gegenüber ſehr viel vom Anſehen der Krone vergeben, und zwar letzteres aus ſehr kleinlichen Hausrückſichten, indem er, um ſeinem Schwiegerſohne, Heinrich von Bayern, auch das Herzogthum Sachſen zuzuwenden, das ganz unbeſtreitbare Recht des Kaiſers, ausgeſtorbene Lehen einzuziehen, aufhob. Und doch hätte er das Herzogthum Sachſen, wenn er energiſch auch im Innern ſein Recht zu wahren wußte, aus kaiſerlicher Machtvollkommenheit ihm einfach verleihen können. Durch dieſe Vererbung der Lehen auch in weiblicher Linie, ſo daß gar nicht mehr der Fall vorkommen konnte, wo der Kaiſer ſich dem Volke, als der rechte und wahre Herr der Länder gegenüber ſeinen Stellvertretern und Beamten, den Fürſten, zeigen durfte; hierdurch gewannen die deutſchen Fürſtenhäuſer erſt recht den Anſchein, als ſeien ſie königliche, mit Souveränitätsrechten begabte Dynaſtien und verlor das Volk die Erinnerung an ſeine ehemalige nationale Einheit und Größe, indem es die Achtung vor dem Repräſentanten der Volkseinheit, vor der Kaiſerwürde, verlernte und andererſeits mit ſeinen Laſten und Dienſten, aber auch Belohnungen und ſonſtigem materiellen Gewinn immer mehr an den ihm zunächſt ſtehenden Territorialherrn, oder Adeligen gewieſen war.

Konrad der Dritte (der Hohenſtaufe).

1137 — 1152.

Die vielgefeierte Zeit der ſchwäbiſchen Kaiſer, welche durch Konrad III. eröffnet wurde, um endlich mit dem blutenden Haupte Konradins auf dem Schafot in Neapel zu enden, iſt die glänzendſte, aber gewiß nicht die glücklichſte und in ihren Folgen ſegensreichſte Periode in der deutſchen Geſchichte; die allgemeine Cha-

rakteristrung derselben wollen wir uns bis zum Schluß dieser Periode aufsparen, wenn wir vorurtheilsfrei die wichtigsten Thatsachen werden kennen gelernt haben.

Schon die Wahl Konrads war nicht der alten Sitte des Reiches gemäß, sondern geschah durch einen Gewaltstreich, indem, bevor sich noch die Wahlversammlung zu Mainz gebildet hatte, die Anhänger Konrads denselben zu Koblenz zum Kaiser ausriefen und sein Gegner war schwach genug, die Reichskleinodien, welche er noch von seinem Schwiegervater in Händen hatte, auszuliefern. Mochte Konrad, wie sich späterhin ja auch bewährte, ein ausgezeichneter, von der besten Gesinnung und dem hochherzigsten Sinne für die Würde der Krone erfüllter Mann sein, dennoch wurde seine Ernennung nicht durch einen patriotischen Sinn seiner Anhänger herbei geführt. Im Gegentheil auch Heinrich der Bayer (der Welfe) hatte sich in den italienischen Feldzügen Lothars als Feldherr erprobt und andrerseits hatte er sein eigenes Land durch weise Gesetzgebung zu einem Vorbild für alle übrigen Theile Deutschlands gemacht, ja, obgleich seine Partei, besonders so lange Adalbert von Mainz noch lebte, als die geheime Bundesgenossin der undeutschen, hierarchisch-französischen Partei galt, hatte er doch, namentlich durch die Behauptung der ihm verliehenen Mathildischen Güter, seine Selbstständigkeit der Kirche gegenüber bewiesen. Warum die Fürsten, jetzt endlich dem Ziele ihrer Wünsche sich nähernd, Heinrich nicht als Kaiser wollten?! Weil er ihnen als Herzog von Bayern und zugleich auch von Sachsen zu mächtig war, während doch nur ein Kaiser mit einer so starken Hausmacht, daß er, wie Ludwig XI. in Frankreich, dem hohen Adel für immer seine meuterischen Souveränitätsgelüste vertreiben konnte, die schon am Rande des Verderbens stehende deutsche Nationalität zu retten fähig gewesen wäre. Dagegen, gerade in dieser „glänzenden Hohenstaufenzeit" legten sich die Grundsteine der späteren jüngeren Fürstenhäuser. Bernhard, der Sohn Albrechts des Bären von Brandenburg, ist der Stammvater der vielen Linien der späteren sächsischen Fürstenhäuser und in Schwaben brachten die Hohenstaufen auch damals das Haus empor, welches später sein Erbe in der Herrschaft über die schönen Länder zwischen Schwarzwald und Donau sein sollte u. s. w.

Friedrich von Hohenstaufen gedachte nämlich seinen Sohn, den spätern Kaiser Friedrich Barbarossa, mit einer Tochter Rudolfs von Zähringen zu vermählen. Unter seinen Lehensmannen schien aber Niemand so passend für diesen Auftrag, wie Johann von Würtemberg, sowohl wegen seines fröhlichen, einnehmenden Wesens, als auch wegen seiner schönen, jugendlichen Gestalt. Allein die so heiter begonnene Botschaft schien ein trauriges Ende nehmen zu sollen, denn der Brautwerber verliebte sich selbst in die schöne Anna von Zähringen und diese schien dasselbe zu fühlen. Da machte ihr zärtlicher Vater den beiden bedrängten Herzen dadurch Luft, daß er den von Würtemberg wie im Spaß fragte, warum er nicht selbst um die schöne Braut werbe? — Das Glück wollte, daß Friedrich der Einäugige von Hohenstaufen inzwischen auch schon eine andere Braut für seinen Sohn gefunden hatte, und so erlangte Johann wirklich die Hand der Fürstentochter, welche einem

Geschlechte angehörte, das damals gerade zu den angesehensten und reichsten in Deutschland gehörte, indem es neuerdings, um Burgund dem Reiche zu erhalten, auch damit belehnt war. Gleich poetisch bewegte sich auf demselben Boden der Anfang des traurigen Kampfes zwischen den Welfen und Waiblingern, als jetzt Heinrich von Bayern, mit seiner Partei die vorschnelle, einseitig vollzogene Kaiserwahl nicht anerkennend, gegen Konrad von Hohenstaufen zu Felde zog.

Entmuthigt durch die schlechten Erfolge eines Reichstages, den Richenza, Lothars Wittwe, schon 1138 zu Quedlinburg abgehalten hatte, um die Fürsten und die sonstigen hohen Adeligen für die Wahl ihres Tochtermannes zu bestimmen, hatte Heinrich sich Anfangs dem neuen Kaiser unterworfen, allein Konrad erklärte die Vereinigung zweier Herzogthümer auf Einem Haupte für ungesetzlich, was nun zwar nicht der Fall war, Konrad hätte vielmehr das selbstmörderische Gesetz seines Vorgängers über die Erblichkeit der Lehen aufheben sollen, allein damit würde er dann alle übrigen Fürsten, die jetzt schon mächtig fest saßen in ihren angemaßten Sätteln, gegen sich aufgebracht haben. Da griff Heinrich von Bayern zum Schwert und unbekümmert um die Reichsacht, welche über ihn verhängt wurde, trat er in Sachsen, gerüstet der kaiserlichen Partei gegenüber, sein Bruder, Welf von Bayern, erklärte aber mit Hülfe ihrer zahlreichen Lehensmannen in Schwaben, dem Kaiser in seinem eigenen Herzogthume den Krieg. Allein während des Kaisers Neffe, Friedrich Rothbart, in Allemanien jeden Widerstand brach und den Kern des gegnerischen Heeres zuletzt in Zürich gefangen nahm, überwand König Konrad selbst die Anhänger Heinrichs in seinem eigenen Lande, einen nach dem Anderen, und hatte zuletzt den Herzog Welf mit wenigen Getreuen in dem Schlosse von Weinsberg so eng eingeschlossen, daß bald die Noth drinnen auf's höchste stieg, während Heinrich im fernen Sachsen auch so beschäftigt wurde, daß an einen Entsatz nicht zu denken war (1140). Da ereignete sich die herzige Geschichte, welche später so manche Dichter und Maler beschäftigt und dem Weinsberger Burgberge den Namen „die Weibertreue" verschafft hat. Viele Weiber und Kinder hatten sich mit den Rittern von nah und fern in das Schloß geflüchtet, deßhalb gestattete Konrad ihnen freien Abzug mit ihrer besten Habe, entschieden in der Absicht, um sodann mit den rebellischen Reichsvasallen, ihren Männern, desto härter zu verfahren. Da hoben alle Weiber, die Gemahlin Herzog Welfs an ihrer Spitze, ihre Männer auf den Rücken und trugen sie, als das köstlichste ihrer Güter, aus der Burg und Konrad sprach: Ein Kaiserwort soll man nicht brechen noch deuteln! und ließ sie alle ungefährdet abziehen. Herzog Welf war aber auch selbst durch diesen Akt der Großmuth keineswegs überwunden, sondern suchte sogar in Ungarn und beim König Roger von Sizilien Verbündete, um im Namen seines Bruders den Kampf gegen König Konrad fortsetzen zu können. Er erhielt von dort her für jetzt zwar nur Geldunterstützungen für die Anwerbung frischer Truppen, da aber der von manchen Seiten bedrängte König ihm nun den treuen Markgraf Leopold von Oestreich entgegenstellen konnte, so zog der Krieg sich dennoch in die Länge und

wurde namentlich Bayern in Folge desselben furchtbar verwüstet. Allein am 18. Oktober 1141 starb Leopold und weil nicht lange vorher auch Heinrich von Bayern das Zeitliche gesegnet hatte und König Konrad jetzt die Wittwe des letzteren, Gertrud, mit seinem Stiefbruder, Markgraf Heinrich, vermählte, so schien eine Beilegung dieses dem Reich so verderblichen Streites gründlich angebahnt. Gertruds Sohn aus der Ehe mit Leopold wurde mit Sachsen belehnt, er hatte aber noch nicht das mündige Alter erreicht, und Markgraf Heinrich, der mit Bayern vom Könige belehnt wurde (wegen seines Leibspruchs erhielt er den Beinamen Ja-so-mir-Gott), widersetzte sich zwar mit aller Macht dem Welf von Bayern, wurde aber von dessen Bundesgenossen, den Ungarn, zuerst bei Pressburg und sodann an der Leitha (1146) gänzlich geschlagen. König Konrad war zu dieser Zeit in den allgemeinen Wirren so in Anspruch genommen, daß er seine Anhänger nicht gründlich unterstützen konnte und die von der Kirche angeregte Begeisterung für die Kreuzzüge nahm jetzt, besonders durch die Predigten des Abtes Bernhard von Clairvaux, in dem Grade zu, daß Konrad sich nicht mehr sträuben konnte und um Weihnacht 1146 sich selbst zu einer Fahrt in's gelobte Land entschließen mußte. Diesen Zug unterstützten auch eine Menge von deutschen Rittern und selbst Fürsten, wie die Herzoge von Bayern, Lothringen und Böhmen und Konrads Neffe, Friedrich von Schwaben, der Rothbart; außerdem die Markgrafen von Kärnthen und Steiermark. Die Sachsen zeigten aber auch jetzt noch wenig Sinn für diese schwärmerischen Heerfahrten, und das Einzige, wozu sie der deßhalb bei seiner Abwesenheit vom Reiche doppelt geängstigte König bewegen konnte, war, daß sie versprachen, für die Ausbreitung des Christenthums in den noch slavischen Ostseeländern zu kämpfen. Der König Konrad machte nun große Zurüstungen für den Kreuzzug und ließ für alle Fälle seinen noch unmündigen Sohn Heinrich auf einem Reichstage zu Frankfurt (1147) zu seinem Nachfolger ernennen, einen allgemeinen Landfrieden verkünden und seinen Neffen Friedrich Rothbart, nach dem inzwischen erfolgten Tode seines Bruders Friedrichs des Einäugigen, als Herzog in Schwaben bestätigen.

Um diese Zeit wirkten eine Menge von Ursachen zusammen, daß Kaiser Konrad, als er jetzt zum Anschluß an sein Kreuzheer aufrief, namentlich in Deutschland sehr vielen Zulauf fand. Dieß lag in der innern Gährung der Kirche, welche sich um diese Zeit von Frankreich aus auch nach Deutschland zu verbreiten anfing. Wie man damals Rechtsschulen für die wissenschaftliche Ergründung des römischen Rechtes und überhaupt Universitäten gründete, um mit Bewußtsein eine neue Bildungsperiode an die Erinnerungen und Ueberlieferungen der alten Welt anzuknüpfen, so kam vielen gleichfalls zum Bewußtsein, daß namentlich auch in der Kirche, im Kultus, kurz in der Religion nach allen ihren Seiten keine Uebereinstimmung mehr mit dem einfachen ursprünglichen Christenthume sei. Ein Theil dieser Männer, deren religiöses Bedürfniß nicht bloß durch äußerliches Ceremoniell befriedigt war, entschied sich zu Gunsten der Kirche und wollte durch mystische Geheimlehren in die oft sehr äußerlichen und fast zufällig entstandenen, neuen Kultusceremonien und

oft aus ſehr weltlichen Abſichten hervorgegangenen Kirchen-Dogmen einen tiefen, das Urchriſtenthum noch weit übertreffenden Sinn hineinlegen; dahin gehören die Ahnherren der myſtiſchen Philoſophie, ein Hugo von St. Victor, Honorius von Baſel-Augſt, Rupert von Duiz u. ſ. w. Andere fühlten auch das Ungenügende der herrſchenden Religion auf dem damaligen Standpunkte der Entwickelung, ſchoben aber die Schuld nicht auf die Kirche und ihre Lenker, ſondern maßen ſie demüthig nur ſich ſelbſt bei und es entſtanden Mönchsorden, gleich denen der Karthäuſer und Prämonſtratenſer, welche an raffinirter Selbſtquälerei den indiſchen Büßern nichts nachgaben, wenn z. B. der ohne beſondere Erlaubniß ſeines Obern ſtets ſtumme Karthäuſer ſich Morgens ſein Grab graben und Abends daſſelbe wieder zuſchütten mußte. Zu dieſer charakterloſen Zeitrichtung trug, wie ſchon angedeutet, namentlich die Ohrenbeichte am meiſten bei, denn ſo erſprießlich es iſt, für dieſes und jenes Leben, wenn der Menſch ſich täglich ſeiner Sünden ſchonungslos erinnert und ſie ſich in der härteſten Weiſe vorhält, ſo liegt es andrerſeits gerade in der Natur ſchwacher Seelen, daß ſie ihre Fehler gern ſelbſt mit Uebertreibung *Anderen* beichten, um in dieſer Selbſterniedrigung eine Strafe und ſcheinbare Sühne ſich aufzuerlegen. Allein während Aufrichtigkeit gegen ſich ſelbſt immer ſtärker im Geiſte macht, gibt ſolche Selbſterniedrigung immer mehr Schwäche und Sündhaftigkeit. Die klaren und ſtarken Geiſter jener Zeit erkannten das auch damals ſchon nur zu gut, und ſagten es gerade heraus, daß die reine einfache Chriſtusreligion durch weltliche Zwecke verdorben und verworren ſei und daß dieſe Verfälſchung ſich mit aller aus dem Ariſtoteles erlernten Spitzfindigkeit doch nicht vertheidigen laſſe. Dieſe *Ketzer*, unter denen Abälard in Paris und Arnold von Breſcia in Rom, dieſer in mehr praktiſcher, jener in mehr wiſſenſchaftlicher Weiſe, die wichtigſten waren, gewannen um dieſe Zeit zwar auch einigen Einfluß in Deutſchland, wie denn die einfachen Bauern von Schwyz, als ihr Abt ihnen die Hutgerechtigkeit auf der Alp beſchränken wollte, elf Jahre lang dem Banne des Papſtes Trotz boten; im Ganzen war's aber diesſeits der Alpen doch mehr eine Zeit der Zeichen und Wunder. Der Graf von Toggenburg ſtürzte ſeine fälſchlich für untreu gehaltene Frau zum Fenſter hinaus und ſie kam unverſehrt von dem fürchterlichen Sturze in der Tiefe des Abgrunds an. Ein Graf von Altena, ſchwer von einer Streitaxt getroffen, glaubte ſich durch ein Wunder gerettet und ging nach Frankreich, um dort als Schweinhirt ſein Leben zu beſchließen.

Obgleich aber Kaiſer Konrad ein regelmäßiges Heer von ſiebenzigtauſend ſchwer Gepanzerten zuſammenbrachte, den ungeheuren ſonſtigen Troß gar nicht zu rechnen, ſo ging der ganze Kreuzzug doch, noch ehe er Jeruſalem erreichte, durch den Verrath der Griechen (die ſich in ihren feſten Städten abſperrten und wenn ſie endlich gegen hohen Preis Speiſen verabreichten, vielelben oft noch gar vergiftet hatten), durch Krankheit, Hunger und plötzliche Ueberfälle der Türken ſchrecklich zu Grunde. Herzog Welf von Bayern machte ſich zuerſt auf den Rückweg und im Mai 1149 war Kaiſer Konrad mit einer verhältnißmäßig ſehr geringen Begleitung ſchon wieder in

Salzburg angelangt, geistig von dem mißlungenen Feldzuge gebrochen und körperlich von den Strapazen an den Rand des Grabes gebracht. Durch die Vermittelung des Papstes, welcher sehr das Gelingen des Kreuzzuges wünschte, war es inzwischen in Deutschland ruhig gewesen, ein Feldzug Konrads gegen die Slaven mißglückte aber jetzt, dann traf den alten Kaiser auch noch Familienunglück, indem seinen ältesten Sohn Heinrich plötzlich der Tod ereilte (1150). Die Vorbereitungen zu einem Römerzuge wurden lässig betrieben, da starb auch Kaiser Konrad, von Gram und Sorge gebeugt (1152), nachdem er, mit Uebergehung seines zweiten Sohnes Friedrich, aufopfernd um dem Reich die Gefahr eines minderjährigen Kaisers zu ersparen, seinen Neffen Friedrich Rothbart, den Sohn Friedrichs des Einäugigen, zum Nachfolger vorgeschlagen hatte.

Kaiser Konrad liegt zu Bamberg begraben. Er setzte zuerst an die Stelle des alten Reichsadlers den zweiköpfigen nach dem Vorbilde der byzantinischen Kaiser, wo dieses heraldische Doppelwesen das byzantinische und römische Kaiserthum bedeuten sollte, leider aber gewann es auch für Deutschland durch den Gegensatz der welfischen (sächsisch-bayerischen) und waiblingischen (hohenstaufischen) Partei eine nur zu traurige Bedeutung.

Friedrich der Erste (der Rothbart).

1152 — 1190.

Friedrich Barbarossa, der hervorragendste unter den hohenstaufischen Kaisern, der Liebling aller Sagen und Dichtungen, den der Volksmythos als ein Symbol der untergegangenen, aber einst ihrer Auferstehung gewissen Herrlichkeit und Größe des heiligen römischen Reiches deutscher Nation bald im Untersberge bei Salzburg, bald im Kyffhäuser am Harz seiner Erlösung harren läßt, bestieg den Thron zwar nicht durch eine Parteierhebung, wie sein Onkel, doch, wie ein unparteiischer Geschichtschreiber [1]) sagt, mehr durch die Anordnung Konrads, als durch die Wahl der Fürsten, wenn letztere auch auf dem Reichstage zu Frankfurt ihm ihre Zustimmung nicht versagten. Neben mehreren unbedeutenderen Berichterstattern sind die Hauptquellen über sein Leben, die Chroniken des Bischofs Otto von Freisingen, welche ein Kanonikus desselben Klosters, Radevikus, fortsetzte, und der weniger zuverlässige Dichter Günther, welcher in lateinischen Hexametern seinen Helden feierte. Otto von Freisingen war ein Sohn zweiter Ehe der Agnes, Gemahlin des ersten Hohenstaufen, mithin ein Bruder von Herzog Heinrich Jasomirgott von Oestreich und ein Stiefbruder von Friedrich dem

1) Abbat. Ursperg. ch.

FRIEDRICH I.

Eingängigen. Man darf deßhalb ihm ſchon einige Parteilichkeit für ſeinen Neffen Friedrich zumuthen, deſſen Energie freilich aus allen Thatſachen klar hervorleuchtet, der ſich aber doch nicht gleich Heinrich I., III., V. oder gleich dem erſten Ottonen ſo beſtimmt und praktiſch auf dem Wege zum dauernden Aufbau der kaiſerlichen Macht in Deutſchland erhielt, indem er wie alle Hohenſtaufen, nicht ſo ſehr die unter der Decke des Romanismus in Recht und Kirche ſich neu regenden altdeutſchen Elemente, das Städteweſen, und die Ueberreſte der alten Freiheit unter den kleinen Dynaſten und noch unabhängigen Bauerngemeinden, als Hauptſtützen ſeines Thrones zu benutzen verſtand.

Friedrich, über deſſen Leibesgeſtalt uns jener Kanonikus Radevikus eine ſehr ausführliche Beſchreibung hinterlaſſen hat, war von mittlerer Statur, das blonde Haar über der Stirne etwas gelockt, während der röthliche Bart mächtig auf die Bruſt herabwallte, wie ihn auch unſer Bild darſtellt. Der Blick war durchdringend, die Geſichtsfarbe blühend und die Haut von jener zarten, faſt mädchenhaften Weiße, wie ſie bei Rothhaarigen häufig vorkommt. Seine Miene war gewöhnlich einnehmend, freundlich und unter den feingeſchnittenen Lippen zeigten ſich aus der dichten Fülle des Bartes noch im ſpäten Alter auffallend zierliche und weiße Zahnreihen. Dabei war aber die Geſtalt, früh ſchon durch kriegeriſche Uebungen geübt, äußerſt kräftig und imponirte durch ihre Fülle. Raſch in ſeinen Bewegungen ohne ſeine Würde zu verletzen, war er ein Freund des ſchönen Geſchlechtes, doch auch einer der erſten, welche am frühen Morgen in ernſter Andacht ſich in der Kirche zeigten, wo er namentlich auch den Armen nicht nur mit milden Gaben, ſondern auch mit freundlichem Zuſpruch hülfreich erſchien.

Sogleich nach vollzogener Wahl ließ ſich Friedrich durch den Erzbiſchof von Köln krönen, und ſchwur feierlich ein Rächer aller Miſſethat, ein Schirm und Schutz aller Bedrängten zu ſein. Ein kaiſerlicher Hausbeamter, welcher eines Vergehens angeſchuldigt war, wollte ſich die Gelegenheit zu Nutze machen und flehte den König um Gnade an. Friedrich verweigerte ihm aber dieſelbe mit Hinweiſung auf ſeinen eben geleiſteten Schwur; was ſehr verſchiedene Auslegung gefunden hat. Eine Reihe ſtrenger Bethätigungen der kaiſerlichen Gewalt ſchloßen ſich unmittelbar der Krönung an, als ein Zeichen, daß ſeit längerer Zeit einmal wieder ein junger, kräftiger Fürſt das Schwert der höchſten irdiſchen Gerechtigkeit handhabe.

Nachdem die Stadt Utrecht, welche ihren Biſchof nicht anerkennen wollte, in Recht gewieſen und überdieß zu einer ſchweren Geldbuße verurtheilt war, wandte ſich Friedrich nach Dänemark, welches, wie wir früher ſahen, ſich dem Reiche hatte unterwerfen müſſen und wo jetzt Knut V. und Sueno um die Königskrone ſtritten. Friedrich machte ſeine Obmacht geltend letzterem gegenüber, welcher Knut aus dem Lande vertrieben hatte, brachte dann aber doch den Vergleich zu Stande, daß Knut zwar König ſein, Sueno aber mit Seeland als Afterlehen begabt werden ſolle.

Der ſchwierigſte Punkt im Leben Friedrichs war aber ſein Verhältniß zu dem

zungen Heinrich dem Löwen von Sachsen, welcher, unterstützt von seinem Schwiegervater, Konrad von Zähringen, Ansprüche auf Bayern erhob, das der Onkel des Königs, Heinrich Jasomirgott, inne hatte. Friedrich suchte sich, wie einst die sächsischen Kaiser in ähnlichen Fällen, dadurch zu helfen, daß er die Angelegenheit einem Reichstage zur Entscheidung überlassen wollte, allein Jasomirgott fand für gut, auf seine Macht und die Verwandtschaft mit dem Könige trotzend, sich selbst bei wiederholten Ladungen nicht zu stellen.

Für den Augenblick konnte König Friedrich nichts in dieser Angelegenheit ausrichten, denn in Italien war seine Anwesenheit dringend nöthig, namentlich nach dem Standpunkte, den die Hohenstaufen vor allen einzunehmen gewohnt waren. Die Römer, Arnold von Brescia an der Spitze, hatten nämlich den Papst Eugen III. aus der Stadt vertrieben und waren zu der Verfassung der Glanzperiode des römischen Weltreichs, zur Republik, zurückgekehrt. Der Papst schloß, scheinbar nachgebend, einen Vertrag mit den Römern, nach welchem er zurückkehren durfte, unterhandelte aber zugleich mit dem damals (1153) in Konstanz lebenden König Friedrich, daß dieser ihm zu Hülfe ziehen und die der hierarchischen Despotie einmal wieder überdrüssigen „Rebellen" bestrafen, dafür dann aber auch vom heiligen Vater mit der Kaiserkrönung beglückt werden sollte. Was kann es Deutscheres geben, als diese mitunter selbst etwas gewissenlose Aufopferung für die „Idee" der Weltherrschaft, während es Thatsache war, daß Friedrich zu Hause nicht einmal zwischen seinen aufsässigen Vasallen, den Herzogen von Sachsen und Bayern hatte mit Nachdruck den Vermittler machen können! —

Um jetzt den Römerzug durchführen zu können, mußte aber der König gut oder übel sich für eine der beiden Parteien erklären und als Jasomirgott auf einem Reichstage zu Speier auch wieder nicht erschienen war, nahmen die Fürsten diesen Gelegenheit, ihn zu entsetzen und das Herzogthum Bayern auch Heinrich dem Löwen von Sachsen zu geben. Jetzt endlich konnte König Friedrich rüsten und dann im Herbst 1154 nach Italien aufbrechen, denn das Hülfskorps, welches Heinrich ihm zuführte, war größer als das Heer, welches er selbst zusammengebracht hatte. Der Führer Otto von Wittelsbach, das deutsche Seitenstück zum englischen Richard Löwenherz, befehligte wie immer auch hier die Vorhut.

In Italien war in letzter Zeit eine auffallende Veränderung vorgegangen, welche, wenn Friedrich gleich den sächsischen Kaisern dieses jetzt unendlich reicher vorhandene Material benützt hätte, namentlich aus der Lombardei eine Hauptstütze des kaiserlichen Thrones gemacht haben würde. Durch den Luxus nämlich, den die Kreuzzüge nach dem übrigen Europa gebracht hatten, durch die Ueberschiffung der Kreuzfahrer, welche zur Erbauung größerer Flotten veranlaßte, insbesondere aber auch durch den Schutz, den die Kaufleute jetzt im Orient in den von den Europäern eroberten Städten genossen, hatte sich der Wohlstand und die Macht der italienischen Städte so sehr gehoben, daß der Glanz des Landadels neben dem städtischen Patriziat erlosch und jene auch mittelbar oder unmittelbar sich den Städten unterwarfen

oder doch durch ritterliche Hülfe ſich um dieſelben verdient zu machen ſuchten, wie denn manche Adelsfamilien durch dieſes Eingehen auf das emporblühende ſtädtiſche Weſen nach und nach oft die Herrſcher derſelben und die Gründer ſpäterer mächtiger Fürſtengeſchlechter geworden ſind. Hätten die Kaiſer ſich in Deutſchland, wie in Italien dieſes Städteweſens energiſch angenommen, ſo daß ſie dieſelben als unmittelbares Reichsgebiet in Maſſe dem fürſtlichen Einfluſſe ganz entzogen und zu Einem Körper vereint hätten, ſo war der einzig mögliche Weg betreten, welcher die kaiſerliche Gewalt vor dem ſchmachvollen Untergange retten konnte, den wir leider ſpäter werden berichten müſſen. Ja ſelbſt das Patriziat wäre nicht, wie jetzt, in dem engen, auf ſich nun angewieſenen Raum der Städte ſo übermächtig geworden, um dann ſpäter erſt wieder durch furchtbare, den Wohlſtand und die Macht der Städte ſelbſt untergrabende Revolutionen geſtürzt zu werden. Friedrich Rothbart, der Adelsbeſchützer gleich allen Hohenſtaufen, hatte einmal nicht, gleich den Sachſen, den Sinn für Bürger- und Bauernfreiheit. Er nahm vielmehr von dem politiſch ſehr wohl begründeten Streben der größeren Städte, ſich die kleineren zu unterwerfen, und die Bürger derſelben in ihre Ringmauern zu ziehen, Veranlaſſung, dieſe ſtädtiſchen Angelegenheiten zum Nachtheil derſelben in ſeine Hand zu nehmen, während er ſelbſt gezwungen auch an dieſem unnatürlichen Kampfe theilnehmen ſollte. — Nach heftigem Widerſtande war es ſo u. A. auch der Stadt Mailand gelungen, die Bewohner der Stadt Lodi zu überwinden und ſie zu zwingen, ihren früher ſehr beſuchten Markt außerhalb der Ringmauern ihrer Stadt abzuhalten, wodurch der Verkehr und Wohlſtand von Lodi faſt gänzlich vernichtet wurde. Die Bedrängten wandten ſich Hülfe flehend an König Friedrich und dieſer nahm auf das Entſchiedenſte gegen Mailand Partei. Alles vor ſich niederwerfend und die kleineren den Mailändern gehörigen Städte, wie Nolate, Rho, Gherei, zerſtörend, zog Friedrich an den Mauern der mächtigen Stadt vorüber, welche er jetzt doch noch nicht anzugreifen wagte, gegen Tortona, welches im Bunde mit Mailand, und außerdem von Pavia beim Könige verklagt war. Friedrich zerſtörte die Stadt, ließ alle Gefangenen aufhängen und wurde darauf zu Pavia durch die Krönung mit der eiſernen Krone als König der Lombarden anerkannt (1155), ſo daß er, nun im Rücken gedeckt, ſich gegen Rom wenden konnte. Papſt Hadrian IV. floh, als ſich das deutſche Heere nahete, aus Rom, allein unter den früheren Bedingungen, daß Friedrich die Ketzerei und Auflehnung der Römer zu Boden ſchlage, war der Friede bald wieder hergeſtellt. Am 17. Juli 1155 bei Tages Anbruch wurde Arnold von Breſcia für ſein Verbrechen, an der Chriſtlichkeit und weltlichen Verachtung der päpſtlichen Hierarchie gezweifelt zu haben, vor den Thoren Roms lebendig verbrannt und am 18. Juli wurde Friedrich von Hohenſtaufen durch Hadrian IV. zum römiſchen Kaiſer gekrönt, nachdem der deutſche König ſich vorher zu der ſchimpflichen Ceremonie verſtanden hatte, dem römiſchen Biſchof zum Zeichen ſeiner Unterwürfigkeit den Steigbügel zu halten. Nicht nur die Römer empörten ſich aber jetzt noch einmal, griffen die Peterskirche an und konnten nur durch die große

Tapferkeit der von Heinrich dem Löwen und Otto von Wittelsbach geführten deutschen Truppen besiegt werden, sondern als Friedrich schon am folgenden Tage (19. Juli 1155) seinen Rückzug antrat, fand er durch sein Benehmen gegen die italienischen Städte, daß ganze Land bis zum Fuß der Alpen in hellem Aufruhr. Friedrich, der sich stets persönlich im dichtesten Kampfgewühle zeigte, verfuhr auch hier mit derselben Energie, wie früher, zerstörte Spoleto und erreichte trotz des Widerstandes der Veroneser glücklich auf seinem Heimwege den Eingang des Etschthales. Hier vollbrachte nun Otto von Wittelsbach zur Rettung des deutschen Heeres die glänzendste Waffenthat seines thatenreichen Lebens. Auf durchaus unerklärlichen Felsen versperrte eine Burg das weitere Vordringen, während die Deutschen im Rücken von den Veronesen belästigt wurden. Die einzige Möglichkeit, das Schloß zu nehmen, war dadurch gegeben, wenn es gelang, einen fast eben so steilen, hinter demselben gelegenen Felsen zu erreichen. Otto von Wittelsbach an der Spitze von zweihundert Freiwilligen unternahm das Wagstück. Bedroht von den Geschossen der Feinde, mußten sie sich für jeden Fußtritt erst Staffeln in den Felsen hauen und endlich aus zusammengebundenen Lanzen eine Art von Leitern sich bilden, demnach erreichten sie auf diese Weise glücklich die Höhe des Berges und die jetzt von zwei Seiten bestürmte Burg mußte sich ergeben. Eine Anzahl edler Veroneser, welche bei diesem Kampfe gefangen wurden, zwang Friedrich, sich gegenseitig aufzuhängen und das deutsche Heer erreichte nun, ihnen mit der Kaiserkrone geschmückten König an der Spitze, glücklich auf dem Wege über Verona und Trient die Heimath; allein weder das Verhältniß zwischen Kaiser und Papst war dauernd gesichert, noch Italien für Deutschland gewonnen. Friedrich hatte die Hierarchie vielmehr auf's Neue in ihrer weltlichen Macht bestätigt und den Italienern mehr als je zuvor böses Blut gemacht.

In Deutschland hatte inzwischen hoher und niederer Adel die Abwesenheit des Reichsoberhauptes in gewohnter Weise benutzt und Wegelagerei, Straßenraub, wie sonstige Bedrückung des flachen Landes und der Städte war an der Tagesordnung. Friedrich zeigte hier nun auch dieselbe rücksichtslose Thatkraft, die überhaupt in seinem Wesen lag. Erzbischof Arnold von Mainz und Pfalzgraf Hermann bei Rhein nebst zehn unbotmäßigen Grafen lagen in einer Fehde, welche weit und breit das Land verwüstet hatte. Friedrich zwang sie vor einem Fürstengericht ihre Sache zur Entscheidung zu bringen und alle wurden zu der in jener Zeit selbst bei niederen Leuten außer Gebrauch gekommenen Strafe des Hundetragens verurtheilt und dieselbe auch an allen Betheiligten, mit Ausnahme des Erzbischofs, vollzogen (1155).

Friedrich, früher mit Adelheid von Vohburg vermählt, hatte sich von derselben scheiden lassen, und heirathete nun (1156) die einzige Erbin des Grafen Reinald von Bar, Beatrix, welche seine Hausmacht auch noch durch das Erbe von Burgund vermehrte, da dieses früher dem Berthold von Zähringen gegen die schwache Entschädigung durch die Städte Genf, Lausanne und Sitten genommen war. Nun galt es zunächst, jenen Ausspruch des Fürstengerichts zu Gunsten Heinrichs des

Löwen durchzuziehen, da sowohl Jasomirgott keine Anstalt machte, Bayern herauszugeben, als auch von Seiten Herzog Welfs immer noch Ansprüche auf dasselbe erhoben wurden. Die Parteien waren zu mächtig, als daß sie selbst mit Hülfe jener fürstlichen Schiedsrichter etwas hätte gegen sie ausrichten lassen, der wackere Otto von Wittelsbach, der Helfer in jeder Noth, mußte hier daher auch einen Vergleich herbeiführen. Bayern wurde getheilt, so daß Heinrich der Löwe das heutige Altbayern erhielt, Herzog Welf mit dem westlichsten Theile Bayerns und dem freilich unsicheren Besitz der Mathildischen Güter entschädigt wurde, für Jasomirgott aber aus dem östlichen Theile des damaligen Bayerns, dem heutigen Oesterreich Ob der Enns bis Passau im Norden mit der alten Markgrafschaft Oesterreich (Niederösterreich; das früher von den Ungarn abgetretene Land) ein neues Herzogthum Oesterreich gebildet wurde und zwar beschenkte Friedrich dieses Territorium auf Kosten gegen seinen Oheim mit bis jetzt unerhörten Hoheitsrechten, indem er dem Herzoge in Bezug auf die Gerichtsbarkeit, wie auf die Landesverwaltung, von der Reichsbehörde unabhängig machte; ein schwerer Schlag für die Reichsgewalt, welche bald nur zu viel Nachahmung fand.

So wichtig auch für Friedrich die jetzt um so theurer theils erkaufte Freundschaft Heinrichs des Löwen sein mußte (wie er denn auch in einem persönlich sehr nahen Verhältniß zu demselben stand und die Chronisten uns freundliche Züge berichten, wie die beiden Helden sich gegenseitig mehrfach, wenn sie nach der Schlacht wund darniederlagen, gepflegt haben): so war doch Heinrich schon zu mächtig geworden, als daß sein Vasallenverhältniß zum Kaiser auf die Länge hätte friedlich fortbestehen können. Vorläufig suchte Heinrich aber, auch schon ziemlich rücksichtslos gegen die höchste Reichsgewalt, seine Macht nach unten in seinem Lande zu befestigen und zu erweitern; war ihm darin doch Friedrich mit seinem Beispiele vorangegangen, indem er die letzten Ueberreste des alten freien Bauernstandes, des eigentlichen Kerns des Volkes, dadurch brach, daß er ihnen bei schwerer Strafe das Waffentragen verbot, und sie so, namentlich nach dem Geiste jener Zeit, in einer untergeordneten Menschenklasse neben den Rittern, ihren früheren Standesgenossen, hinabdrückte; ja selbst der Städter, der reisende Kaufmann, sollte, wie wir oben früher erwähnten, sein Schwert nur am Sattelknopf oder auf dem Wagen tragend, mitführen dürfen. In ähnlicher Weise versuchte Heinrich der Löwe jetzt die Unterdrückung der freien friesischen Bauern. Heinrich überfiel und beraubte sie nicht nur auf dem Bremer Markte, sondern drang auch mit einem Heere in ihr Land ein und König Friedrich that nichts für die Aufrechterhaltung des Landfriedens, wußte er doch nur zu gut, daß er ohne die Hülfe dieses seines übermächtigen und durch die Entziehung jenes Theils des bayerischen Erbes so schon unzuverlässigen Reichsvasallen in Italien nichts ausrichten konnte, und dort zu siegen, hielt Friedrich nun einmal für die Hauptaufgabe seines Lebens. Allein wie der Kaiser selbst dort später, nachdem er lange vergeblich es mit der Gewalt versucht hatte, gegenüber dem durch das Städtewesen neugeweckten Freiheitsdrange des

Volkes sich zu gütlichen Mitteln verstehen mußte, ebenso erging es auch Heinrich in seinem Herzogthum bei dem Streben, mit Hülfe des Adels sich zum absoluten Alleinherrscher über die sächsischen Lande zu erheben. Die friesischen Bauern besiegten sein herrlich gewaffnetes und viel stärkeres Heer und darauf beleidigte er auch noch einen seiner mächtigsten Aftervasallen, den Grafen von Holstein, welcher sich, gleich den Brandenburgern durch Herbeiziehung westphälischer und rheinischer Kolonisten in die verödeten slavischen Lande, zu ungewöhnlicher Macht emporgeschwungen hatte. Auch hier der so häufig wiederkehrende Gang der innern Entwickelung Deutschlands, daß die Aftervasallen sich in derselben Weise gegen ihre Lehensherren auflehnten, wie diese die Kaisergewalt schwächten und verriethen! Adolph von Holstein hatte unter Anderem auch die günstige Lage des ehemaligen wendischen Königssitzes Lübeck benützt, um der Stadt Bardewyk, dem Haupthandelsplatze Heinrichs des Löwen an der Elbe, einen sehr gefährlichen Nebenbuhler zu geben, ebenso conkurrirte die Saline Adolphs zu Oldesleb mit den Gradirwerken Heinrichs zu Lüneburg, welche bis dahin die ganze Umgegend mit Salz versehen hatten. Heinrich wurde dennoch endlich Meister über seine widerspenstigen Vasallen, erzwang die Abtretung beider Orte, suchte aber jetzt von der Erfahrung belehrt, umgekehrt nun bei den Städtern sich eine Partei gegen den Adel zu bilden. Das abgebrannte Lübeck wurde nicht nur viel umfangreicher wieder aufgebaut und befestigt, und mit Markt-, Zoll- und Münz-Privilegien bewiedmet, sondern die Bürger erhielten, unter Aufsicht eines herzoglichen Vogts, die Anfänge ihrer Selbstverwaltung, einen Rath, „der wie ein Schultheiß auf dem Dorf," Recht sprach und ebenso verwandte Heinrich der Löwe seinen Einfluß, um seiner neuen Stadt in Rußland, Norwegen und Dänemark wichtige Privilegien zu erwerben, wodurch die Grundlage für die künftige Größe dieses nordischen Venedigs gelegt wurde, wie Ochs' Basler Chronik gewiß unparteiischer Weise Lübeck nennt. Ebenso wenig wurde Heinrich von Seite Friedrichs zur Rechenschaft gezogen, als er in Bayern die Brücke und Salzniederlage zerstörte, welche Otto von Freisingen bei Vöhringen hatte anlegen lassen; aus der neuen Anlage Heinrichs des Löwen entstand dann nach und nach München.

Sonst zeigte Friedrich aber nach innen und nach außerhalb des Reiches große Thatkraft. Die Könige von England, Frankreich und Dänemark erwiesen ihm die höchste Ehre, Papst Hadrian IV., immer noch erbost über den Verlust der Mathildischen Güter, wagte es, auf eine Reichsversammlung zu Besançon, einen Legaten in der Person des Kardinals Roland, des späteren Papstes Alexander III. zu senden, um den Kaiser wegen seiner Ehescheidung von der Adelheid anzuklagen und überhaupt zu erklären, das deutsche Reich sei ein Lehen des päpstlichen Stuhles. Darüber wurden aber die deutschen Ritter, den gewaltigen Otto von Wittelsbach an der Spitze, so zornig, daß der Kaiser den päpstlichen Abgesandten nur mit Mühe vor Gewalt schützen konnte; bald darauf gestand denn auch der Papst demüthig „die Mißdeutung seiner Worte" ein, obgleich sie besonders auch nach dem

und Kardinal Roland mündlich hinzufügte: „Von wem hat denn der Kaiser sein Reich, wenn nicht vom Papste? —“ nicht wohl konnten missverstanden werden. Nicht minder wurde das Ansehen des Reiches in Polen aufrecht erhalten, denn Friedrich zwang den Herzog Boleslav, welcher die Anerkennung der Oberlehnsherrlichkeit des Kaisers und die jährliche Abgabe verweigert hatte, (1157) in Büßertracht, barfuß und barhaupt, ein Schwert um den Hals gehängt, vor ihm zu erscheinen.

Jetzt, nachdem in Deutschland so ziemlich alles ruhig war, hatte Friedrich nichts eiligeres zu thun, als sich für einen zweiten Römerzug zu rüsten, um sowohl dem Papst zu imponiren, daß er nicht sobald wieder an der kaiserlichen Uebermacht zweifele, als auch namentlich, um an den Mailändern dafür Rache zu nehmen, daß sie die dem Kaiser ergebenen Städte Lodi und Cremona zerstört hatten. Otto von Wittelsbach, welcher die Vorhut befehligte, drang mit dem gewohnten Heldenmuthe durch Oberitalien vorwärts, und als Friedrich bei Gaffano (1158) auf die Hauptmacht der Mailänder stieß, wurde auch diese gänzlich geschlagen. Darauf versuchte Friedrich auf eine feinere und darum doch viel nachhaltigere Weise, als durch die Gewalt der Waffen, seine Macht in der Lombardei sicher zu stellen, denn wenn ihm auch durch die damals noch herrschende Uneinigkeit unter den lombardischen Städten ein großer Vortheil bei jedem Kriege erwuchs war, so machte andererseits doch die ausgedehnte Befestigung der meisten italienischen Städte eine Besiegung des Landes sehr schwierig, wie man denn wohl sagen darf, daß in jenen Landen die Muster für die moderne Befestigungskunst des Mittelalters aufgestellt waren, die namentlich in Deutschland dann auch vielfache Nachahmung fanden. Jedenfalls reichte aber Friedrichs Hausmacht bei weitem nicht aus, ein Reichsheer war aber schwierig zusammenzubringen, kostspielig zu unterhalten und nach Verlauf von drei Monaten machten sich die meisten größeren und kleineren Vasallen immer nach dem alten Reichskriegsgebrauch zu Nutzen, und zogen wieder nach Hause oder blieben nur so lange, als Sieg, Beute, oder oft sehr bedeutende Zulagen von Seiten des Kaisers ihnen den Aufenthalt im Feldlager vortheilhaft erscheinen ließen. Deshalb berief nun Friedrich auf den Roncalischen Feldern, dem alten Sammelplatze des lombardischen Heerschildes, eine Reichsversammlung aus dem Lande selbst, auf welcher alle Lehnsträger, die Consuln der Städte und andere Würdenträger erscheinen mußten, aber nicht, wie man Anfangs glaubte, um selbst frei die Angelegenheiten des Landes zu ordnen und das Verhältniß desselben zum Kaiser festzusetzen, sondern um sich von einigen rechtsgelehrten Professoren von Bologna und anderen italienischen Universitäten nach dem absolutistischen alten römischen Kaiserrechte vertrauensvoll belehren zu lassen, wie groß die Rechte des Kaisers und wie gering ihre Rechte seien. Daß in Deutschland wenigstens das Verhältniß des Kaisers zu Lehensträgern, Reichsbeamten und Städten gerade in der entgegengesetzten Richtung vorgeschritten war, kam nicht in Betracht, war doch der Kaiser „der Idee nach“ der Nachfolger der römischen Imperatoren, wenn er schon in der That, lobald nicht ganz aufgerichtete Männer auf dem Throne Karls des Großen saßen,

nur in einem sehr kleinen Theile des römischen Weltreichs etwas zu sagen hatte, auch darf uns nicht wundern, daß jene patriotischen Herren Professoren auch Italiener waren; die neurömischen Juristen hatten im Allgemeinen gleich den Dienern der römischen Hierarchie nie ein Vaterland und waren stets die eifrigsten Diener des Absolutismus, wenn es galt, für die Vernichtung oder doch Fesselung einer Volksindividualität einen Schein von Recht aufzutreiben. Nachdem man nun die Versammlung dadurch gewonnen hatte, daß den Vasallen versprochen wurde, die Lehen sollten künftig untheilbar und unveräußerlich sein, den städtischen Consuln aber vom Kaiser ihre Wiederwahl garantirt war, wurde beschlossen, der deutsche Kaiser sei der Nachfolger und Erbe der römischen Kaiser, das einzig wahre, richtige, und vollkommene Recht sei das römische Recht, wie es in dem Corpus juris gesammelt vorliege, ja einer dieser gelehrten Herren überschlug sich sogar soweit, daß er behauptete, dem Kaiser gehören alle Menschen und Sachen auf der Erde zu eigen, und als dieses denn doch einem Kollegen dieses Schmeichlers, auf den ein Kaiser von China hätte stolz sein dürfen, zu unverschämt unterwürfig war, und letzterer dagegen behauptete, der Kaiser regiere nur die Erde, aber er besitze sie nicht, so wurde der Kriecher dennoch von Friedrich Rothbart belobt und beschenkt, woraus man sieht, daß auch sehr bedeutende Menschen auf dem Throne oft noch sehr menschliche Schwächen haben. Das Wichtigste dieser roncalischen Beschlüsse war aber, daß der Kaiser, um das Städtewesen nicht emporkommen zu lassen, sich nicht nur den Rückfall aller von Vasallen und Städten angemaßten kaiserlichen Regalien und die Besetzung aller obrigkeitlichen Stellen in den Städten vorbehielt, sondern daß auch von den überall einzusetzenden kaiserlichen Vögten eine regelmäßige direkte Reichssteuer (etwas ganz unerhörtes in jener Zeit!) erhoben werden solle.

Die Städte, den Papst Hadrian IV. an der Spitze, protestirten feierlichst gegen diese Beschlüsse, indem sie erklärten, die Abgeordneten seien durch die ihnen persönlich gemachten Versprechungen, die gelehrten Ausleger des alten, jetzt ganz neumodischen Römerrechtes seien aber dadurch gewonnen, daß die Universitäten mit den ausgedehntesten Privilegien begünstigt wurden. Mit entsetzlicher Wuth und Grausamkeit von beiden Seiten begann nun der verheerende Krieg Kaiser Friedrichs mit den lombardischen Städten, namentlich mit Mailand, und um die Verwirrung vollständig zu machen, erfolgte auch in dieser Zeit der Tod Hadrians IV. (1159), und wählte das jetzt auch in eine welfische und waiblingische Partei getheilte Kardinalkollegium zwei Päpste; die Kaiserlichgesinnten Victor IV., die päpstlich-welfischen aber den Kardinal Roland, als Alexander III.

Die starken Befestigungen Mailands trotzten Jahre lang den Stürmen der Deutschen, ja letztere wurden sogar bei Carnaro (1160) durch einen Ausfall der Belagerten geschlagen. Friedrich ließ dagegen nicht nur alle Saatfelder, Oelbäume, kurz, alle Kultur in dem nächstgelegenen Theile der fruchtbaren lombardischen Ebene verwüsten, sondern der Stadt auch sonst möglichst alle Zufuhr abschneiden. Er konnte aber vor dem Jahre 1161 der Belagerung doch keinen rechten Nachdruck

geben, weil dann erst statt seines zum größten Theil nach Deutschland heimgekehrten Heeres neuer Zuzug über die Alpen anrückte. Viermal wurde inzwischen Friedrichs Leben durch Meuchelmord bedroht; ein Mensch, der sich wahnsinnig stellte und von außerordentlicher Körperkraft war, hatte den Kaiser schon unter sich am Boden liegen, um ihn zu würgen, als Friedrichs Diener herbeieilten und den Banditen von einer Höhe herabstürzten. Ein arabischer Arzt wurde wegen des Verdachtes, daß er den Kaiser habe vergiften wollen, gleichfalls von der Umgebung desselben zusammengehauen u. A. m. Als aber endlich sich ein Heer von fünfzehntausend Rittern und etwa hunderttausend sonstigen Bewaffneten unter den Mauern der ausgehungerten Stadt gesammelt hatten, da mußte trotz der mannhaften Gegenwehr, durch welche z. B. auch Graf Ekbert von Buten bei einem nächtlichen Ueberfall mit mehreren Tausend Kriegern getödtet wurde, die Stadt sich doch endlich auf Gnade und Ungnade ergeben. Wieder in der bekannten Büßertracht, die Edlen, ein bloßes Schwert am Halse hängend, auch barfuß, barhaupt, zog die Bevölkerung Mailands, Gnade flehend, in's kaiserliche Lager, wo Friedrich sie geraume Zeit im Regen stehen ließ, bis er endlich erschien und ihnen verkündete, daß ihre Stadt zerstört werden und ihnen selbst nur die fahrende Habe gelassen werden solle. Und dieser strenge, jedenfalls nur durch die Eroberungen Karls des Großen und einiger anderen Kaiser mit einem Schein von Recht begründete Richterspruch wurde in der Weise ausgeführt, daß nach Austreibung der Einwohner Friedrich über die niedergerissenen Mauern seinen Einzug hielt und viele Gebäude in der Stadt zerstört und ausgeplündert wurden, ja italienische Berichte wollen sogar wissen, die Zerstörung sei so gründlich gewesen, daß man zuletzt kreuzweis einen Pflug habe über die Stelle führen können, wo einst Mailand stand — und wo es durch die Gewaltthätigkeit der deutschen Vögte und die Hülfe der dann sich verbündenden lombardischen Städte bald herrlicher, als zuvor, aus seinen Trümmern wieder erstehen sollte. Unter den vielen Kostbarkeiten, welche damals in Mailand geraubt wurden, befand sich auch der goldene, reich mit edeln Steinen und Gemmen geschmückte Sarg, in welchem sich angeblich die Ueberreste der heiligen drei Könige befanden; sie kamen von dort in den Dom nach Köln, wohin sie neuerdings, nachdem die Franzosen sie entführt hatten, auch wieder zurückgekehrt sind. Erzbischof Reinald von Köln, mehr ein Krieger, als ein Kirchenfürst, wurde zum Stellvertreter des Kaisers in der Lombardei ernannt und hatte mithin die Oberaufsicht über jenes Heer von Reichsvögten, mit denen das unglückliche Land gesegnet wurde. Bald war die Bedrückung so groß, daß selbst der zur kaiserlichen Partei gehörige Graf von Blandrata den Erzbischof-Reichsverweser in seinem und seines Herrn Interesse an weise Mäßigung mahnte; der Erzbischof antwortete: „Was Weisheit! Geld brauchen wir, Geld und wieder Geld! —“ Ein von Grumbach, welcher Vogt von Mailand war, hatte unter den Lombarden selbst Vögte genug gefunden, um das „Schmerzensbuch“ anlegen zu lassen. Wo in den verheerten Gegenden bei Mailand und Pavia noch ein wohlhabender Mann war, der mußte sein Vermö-

gen hergeben, worauf es gewissenhaft in jenes Register eingetragen, aber nie mehr zurückerstattet wurde. In ähnlicher Weise confiscirte der Vogt zu Cebrio, wo er nur konnte, liegende Gründe gegen urkundliche Scheine, welche er dann zum Hohne für die Beraubten verbrannte. Wie so oft, kam der Zorn über diese tyrannischen Bedrückungen bei dem entmuthigten Volke dennoch erst zum Ausbruch durch eine Gewaltthat gegen ein Mädchen, die schöne Speronella Dalesmani, welcher sich der Vogt von Padua, Pagano, gewaltsam bemächtigte. Trotz der tapferen Gegenwehr der Deutschen, namentlich des Heeres, welches unter dem Befehle des ritterlichen Erzbischof Christian von Mainz stand, folgte jetzt Schlag auf Schlag zu Ungunsten des Kaisers. Papst Alexander III., nach Rom zurückgekehrt, that Friedrich in den Bann (1165), und trotz des Sieges bei Tusculum, wo Christian mit geringer Macht ein Heer von dreißigtausend Römern vernichtete, wurde doch am 7. April 1167 der lombardische Städtebund geschlossen. Die Wiedererbauung von Mailand, viel schöner, und besser befestigt, als zuvor, wie auch die Anlage der starken Festung Alessandria, lieferten den sicheren Beweis, wie viel innere Kraft in diesem Städtebunde lag und wie gefährlich er dem Kaiser werden konnte.

Friedrich zog gegen dieses von Italien aus drohende Ungewitter noch in demselben Jahre über die Alpen, da einige unbedeutende Widersetzlichkeiten in Deutschland leicht beseitigt waren. Als 1160 die Mainzer den Erzbischof Arnold, der sie arg gequält hatte, erschlugen, ließ Friedrich die Mauern der Stadt schleifen und ernannte jenen Christian zu dessen Nachfolger. Ebenso energisch, aber auch ebenso ungerecht war Friedrichs Entscheidung in dem Streite des alten Herzog Welf von Bayern mit dem Grafen Hugo von Tübingen. Letzterer hatte nämlich einen Lehensmann des Welf zur Strafe gezogen, weil er sich Wegelagerei hatte zu Schulden kommen lassen, was aber Welf nach dem Wesen der Zeit sich von einem so kleinen Ritter nicht wollte gefallen lassen. War Welf sich doch der besondern Gunst seines Kaisers bewußt und führte bei seiner übermäßigen Verschwendung auf dessen Kosten ein so üppiges Leben, daß er mehrmals für Tausende von Rittern und Knappen bei Augsburg ein Lustlager hielt, weßhalb er denn auch in Folge seines völlerischen Lebens späterhin blind wurde.

Kaiser Friedrich wußte aber wohl, daß dieses Geld gut angelegt war, indem Welf ihn dafür, mit Umgehung Heinrich des Löwen, zum Erben seiner ausgedehnten deutschen und italienischen (der Mathildischen Güter) Besitzungen machte. Der arme Graf von Tübingen wurde, obgleich ihm Friedrich von Schwaben und die Grafen von Hohenzollern Beistand leisteten, dadurch, daß der Kaiser sich auf die Seite Welfs stellte, überwunden und dem Gegner als Gefangener ausgeliefert; auch Zähringen und Habsburg hatten schon früher in diesem Kampfe den Herzog Welf unterstützt. —

Der dritte Zug nach Italien, obgleich ein sehr bedeutendes Heer den Kaiser begleitete, hatte keinen andern Erfolg, als daß der von der kaiserlichen Partei gewählte Papst Paschalis in Rom intronisirt wurde. Eine epidemische Krankheit

tödtete nämlich bald ſo viele in den Reihen der Fürſten ſowohl, wie der Krieger, daß ſchleunigſt der Rückzug angetreten werden mußte und der Kaiſer ſchon hart an der Grenze noch in perſönliche Lebensgefahr kam, da ihn nur wenige begleiteten. Um ſeine Gegner zu ſchrecken, erklärte er zu Piſa die lombardiſchen Städte in die Reichsacht und ließ die lombardiſchen Geiſeln, welche er mit ſich führte, aufhängen, allein er wäre deſſenungeachtet zu Suſa gefangen worden, wenn ſich nicht Ritter Herrmann von Siebeneichen ins Bette des Kaiſers gelegt hätte, während dieſer bei Nacht und Nebel entfloh. Die Lombarden verſchonten den Ritter wegen ſeiner heldenmüthigen Aufopferung, hängten aber ebenſoviel deutſche Gefangene auf, als Friedrich von ihren Geiſeln hatte hinrichten laſſen.

In Deutſchland drohte Friedrich immer noch keine dringende Gefahr, weil Heinrich der Löwe noch zu ſehr mit dem Abſchluß ſeiner ſächſiſchen Lande beſchäftigt war. Siegreich und mit grauſamer Vernichtung ihrer Fürſten hatte Heinrich eines der kleinen wendiſchen Reiche an der Oſtſee nach dem andern beſiegt. Allein der Dänenkönig Waldemar begegnete ihm in derſelben Abſicht und die däniſche Flotte zerſtörte den Mittelpunkt dieſes halb prieſterlichen Wendenreiches, den Swantewiths-Tempel zu Arkona auf Rügen und gründete dort, wie an anderen Punkten der deutſchen Küſte däniſche Kolonien. Heinrich, welcher zu jenem Kriege ſelbſt Hülfsvölker geſtellt hatte, war mit dieſem Ausgange nicht zufrieden und griff jetzt ſo nachdrücklich Dänemark an, daß Waldemar mit ihm die eroberten Schätze theilen mußte und er in Meklenburg durch die Gründung der Markgrafſchaft Schwerin ſeine Grenzen nach dieſer Seite hinreichend ſichern konnte.

Heinrich der Löwe hätte nun freie Hand gehabt, den Kaiſer bei ſeinen italieniſchen Zügen nachdrücklich zu unterſtützen, da kam ein neuer Zankapfel.

1169 ſtarb nämlich der luſtige Herzog Welf und vermachte dankbar dem Kaiſer Friedrich ſein ganzes reiches, wenn auch arg ruinirtes Erbe. Heinrich war darüber ſo erbittert, daß er, als Friedrich auf ſeine Hülfe hoffend, für einen neuen Zug nach Italien rüſtete, eine Wallfahrt nach Jeruſalem unternahm, wo er, ohne ſich an den kriegeriſchen Unternehmungen zu betheiligen, nun als einfacher Pilger auftrat. Als er endlich heimkehrte, ließ er ſich dennoch bewegen, an dem vierten italieniſchen Feldzuge Kaiſer Friedrichs (1174) Theil zu nehmen. Allein es zeigte ſich bald, mit welchen Hintergedanken er ſeinen Kaiſer unterſtützt hatte.

Nachdem die Alpen überſtiegen und Suſa, zur Strafe für die Verfolgung Friedrichs auf ſeinem frühern Rückzuge eingeäſchert war, begann die lange und merkwürdige Belagerung der noch nicht einmal ganz fertigen Feſtung Alexandria. Den ganzen Winter hindurch blieb die Stadt eng umſchloſſen und eine Menge Stürme mußten von der Beſatzung zurückgeſchlagen werden. Endlich hoffte Friedrich durch einen unterirdiſchen Gang in die Stadt eindringen zu können, denn das Ende der Belagerung wurde immer wünſchenswerther, da ein bedeutendes Entſatzheer des lombardiſchen Städtebundes im Anmarſch war. Allein auch dieſer Verſuch fiel ſehr zum Nachtheil des kaiſerlichen Heeres aus. Der erſte Eindruck war frei-

lich furchtbar für die Aleſſandrier, als ſie, durch einen Sturm auf die Wälle gelockt, plötzlich die Nachricht erhielten, mitten in der Stadt habe ſich der Boden des Marktes geöffnet und eine Abtheilung kaiſerlicher Kerntruppen nach der andern ſteige dort zu Tage. Schon waren einige der Belagerer auf der Höhe der Wälle, als die Italiener ſich ermannten und jene zurückſchlugen und bei dem Rückzuge durch den Gang ſtürzte dieſer ein und begrub die meiſten der Fliehenden unter ſeinen Trümmern. Da kam man am 15. April 1175 überein, den ganzen Streit durch drei kaiſerliche und drei lombardiſche Schiedsrichter ausmachen zu laſſen.

In Folge dieſes Vermittlungsverſuches zog ein großer Theil des deutſchen Heeres nach Hauſe, ſo daß Friedrich in der treuen Stadt Pavia [1]), wo er ſich aufhielt, faſt nur noch ſeine Hausmacht um ſich hatte. Die Lombarden beſtanden aber hartnäckig auf Nichtanerkennung der roncaliſchen Beſchlüſſe, welche der Kaiſer dagegen für zu Recht beſtehend anſah und drittens wollte der Papſt auch nicht das geringſte von ſeinen Anſprüchen aufgeben, da ſchrieb Friedrich dringend wegen Reichshülfe nach Deutſchland, namentlich an Heinrich den Löwen, um die Sache durch das Schwert zu entſcheiden.

In dieſem wichtigen Momente trat nun Heinrich offen mit ſeinem lange gehegten Plane hochverrätheriſcher Auflehnung gegen den Kaiſer hervor, ja er machte ſich noch die ſchlimme Genugthuung, dieſes ſeinem Herrn und alten Freunde bei einer Zuſammenkunft in Chiavenna (oder in Partenkirchen nach anderen Nachrichten) in's Geſicht zu ſagen, indem er ſeinen Verrath durch Vorwürfe gegen Friedrich zu bemänteln ſuchte. Den wahren Hauptgrund dieſes Zwiſtes, Heinrichs Aerger über die Schmälerung ſeines bayriſchen Gebes, haben wir ſchon erwähnt; außerdem hatte, als Heinrich ſich durch ſeine Pilgerfahrt der Theilnahme an dem früheren Römerzuge entzog, Friedrich geäußert, daß er das Leben einziehen werde, wenn der Welfe auf dieſem Zuge ſterbe. Deſſen erwähnte Heinrich aber nicht, ſondern ſprach nun von ſeinem Alter, während er doch erſt ſechsundvierzig Jahre zählte, von dem Manne, der doch ſchon ſechszehn Jahre auf dem Kaiſer ruhte u. dgl. m. Friedrich war von dieſer Erklärung ſeines Freundes und nahen Verwandten ſo ergriffen und erſchrocken zugleich, ſich der wichtigſten Stütze ſeines Thrones beraubt zu ſehen, daß er, nachdem alle Bitten vergeblich geweſen waren, ſich ſtehend Heinrich dem Löwen zu Füßen warf. Der böſe Rathgeber Heinrichs, ſein Vaſall Jordanus Truchſeß [2]), war über dieſes Schauſpiel, das jeden Deutſchen hätte tief empören ſollen, hoch erfreut und rief ſeinem Herrn jubelnd zu: „Die Krone, welche jetzt zu Deinen Füßen liegt, wird bald auf Deinem Haupte glänzen!“ Die Kaiſerin Beatrix ermahnte aber empört ihren Mann, er ſolle ſich erheben, die Erinnerung an dieſe Stunde werde ihm Muth zur Rache und mit des Himmels Hülfe auch Gelegenheit dazu geben, was ſich dann ſpäter auch glänzend bewährte. Für den An-

1) Pavia nannten es die Deutſchen, wie ſie aus Milano Mailand, aus Venetia Venedig u. ſ. w. machten.

2) Von dem es ſogar hieß, er ſei von den Lombarden beſtochen.

gewandt mußte aber Friedrich die argen Folgen von Heinrichs Abfall nach ihrem vollen Gewichte spüren.

Glücklich gelangte zwar Anfangs der nicht von Heinrich dem Löwen abhängige Theil des Reichsheeres im Frühling 1176 durch Graubünden und Chiavenna, welchen Paß die Lombarden zu besetzen vergessen hatten, nach Italien und die Bundeskontingente der lombardischen Städte waren deßhalb noch lange nicht alle beisammen, als Friedrichs Heer schon über Como vorrückte. Diese Gelegenheit wollte der Kaiser gegen den Rath eines Theils seiner Feldobersten benützen und drang deßhalb rasch vor, da traf aber seine Vorhut mit der lombardischen unerwarteter Weise zusammen und es entspann sich zwischen dem Ticino und dem Ort Legnano ein Gefecht, in welches nach und nach die beiden Heere verwickelt wurden. Es war am 29. Mai 1176, daß diese so folgenreiche Schlacht bei Legnano (wie man sie später nannte) Statt fand und Anfangs schien sie besonders auch durch die persönliche Tapferkeit Friedrichs zu Gunsten der Deutschen enden zu wollen. Das feindliche Hauptbanner war bedroht, ein Theil des Heeres floh schon gegen Mailand, da rückte das Bundeszeichen der vereinigten Städte mit seiner Schutzwache auserlesener Krieger und die sogenannte Schaar des Todes mit frischer Kraft in den Kampf; ihr Anführer Alberto Guisano hatte wegen seiner erstaunlichen Größe und Körperkraft den Beinamen der Riese.

Die Schlacht schwankte jetzt, aber noch immer wehrten sich heldenmüthig die schon ermatteten Deutschen, allein Kaiser Friedrich hatte das Unglück, mit dem Pferde zu stürzen, es rief von allen Seiten: der Kaiser ist todt! und was sonst selten geschehen ist, — die Italiener bekamen die Rücken der Deutschen zu sehen, von denen auf der Flucht eine große Anzahl niedergehauen wurde. Viele Andere, darunter selbst Fürsten, wie Berthold von Zähringen, kamen in Gefangenschaft, das Lager mit reichen Vorräthen und Schätzen fiel in Feindeshand, ja selbst des Kaisers Fahne und Schild. Dennoch verfolgten die Lombarden nicht ihren Sieg, sondern zogen heim in ihre Städte, um ihn durch prachtvolle Feste zu feiern: die Freude wurde ihnen aber doch etwas verdorben, als sich die Nachricht verbreitete, der todt geglaubte Kaiser, um den selbst seine Frau schon Trauer angelegt hatte, sei glücklich und unversehrt in Pavia wieder angekommen.

Dieses war eine der vielen gräßlichen, Deutschlands nationale Größe und Einheit bis diese Stunde vergiftenden Früchte der ganz widersinnigen Abneigung zwischen Nord- und Süddeutschland, die aber unsere Fürsten zu allen Zeiten im Interesse ihrer Familien zu Schimpf und Schaden des deutschen Reiches so trefflich ausgebeutet haben.

Man dachte jetzt von beiden Seiten an Frieden, natürlich so, daß der Kaiser jetzt dem Papst, wie den Städten gegenüber in allen wesentlichen Punkten nachgeben müsse. Das gegenseitige Mißtrauen war aber so groß, daß man sich nicht einmal über einen sichern Ort für die Friedensunterhandlungen verständigen konnte, obgleich der Doge von Venedig für diesen Zweck dem Papste feierlich ge-

schworen hatte, daß in der Lagunenstadt Sicherheit für Alle herrschen solle, und daß dem Kaiser ohne Genehmigung des Papstes (den König Wilhelm von Sizilien mit seinen Normannen schützte) der Eintritt verweigert bleibe. Der erste Schimpf, den Friedrich erdulden mußte, war daher, daß er in dem ungesunden Chioggia sich aufhielt, während die andere Partei herrlich und in Freuden in Venedig lebte. Endlich, als man sich von der Nachgiebigkeit des Kaisers bei allen Hauptpunkten vergewissert hatte, durfte er auch in die Stadt.

Der Empfang war sehr feierlich, drückte aber auch auf das bestimmteste die Unterordnung des Kaisers unter den Papst aus, wenn auch die späterhin selbst durch ein Bild im Vatikan verewigte Behauptung, daß Alexander seinen Fuß auf den Nacken Friedrichs gesetzt habe, sehr zweifelhaft ist. Gewiß ist dagegen, daß der Kaiser sich der hündischen Unsitte des Fußkusses fügte, die, gelegentlich bemerkt, eher für einen morgenländischen Satrapen, als für den Nachfolger Christi, des Gründers der Religion der Demuth und Liebe, paßte. Alexander hob ihn vom Boden auf und gab ihm den Friedenskuß. Später mußte der Kaiser dann aber wieder den Steigbügel des Papstes halten und das Pferd führen. Bei der feierlichen Schlußversammlung endlich, am 1. August, saß der Papst auf einem erhöhten Throne, rechts neben ihm der Kaiser, links der Erzbischof von Salerno, als Stellvertreter des Königs Wilhelm von Sizilien. Friedrich mußte nicht nur Frieden mit der Kirche geloben, was stets so viel bedeutete, als Unterwerfung unter dieselbe; ferner Anerkennung Papst Alexanders und Herausgabe nicht nur aller Besitzungen, auf welche dieser Anspruch machte, sondern er mußte auch selbst auf die Mathildischen Güter verzichten, von denen er nur noch fünfzehn Jahre den Nießbrauch haben sollte. Dafür wollte der Papst alle nicht durch Gewalt vom Kaiser eingesetzten Bischöfe anerkennen. Mit der Lombardei wurde ein sechsjähriger Waffenstillstand geschlossen und ausgemacht, daß etwaige künftige Streitigkeiten schiedsrichterlich ausgetragen werden sollten. Eine kleine Entschädigung für diese Niederlage dem Papst und der Lombardei gegenüber, war dann, daß Friedrich sich und seine Gemahlin am 30. Juli 1178 in Arles zum König von Burgund krönen lassen konnte.

Um wenigstens in Deutschland das kaiserliche Ansehen vollkommen wieder herzustellen, mußte jetzt die Züchtigung Heinrichs des Löwen das nächste sein und dieser hatte auch, das ihm drohende Schicksal ahnend, außerhalb Deutschlands Hülfe gesucht; gleich allen gefürsteten und nicht gefürsteten Reichsverräthern zu allen Zeiten. König Waldemar von Dänemark, den er deßhalb anging, hatte aber selbst kein Zutrauen zu dem Auflehnungsversuche Heinrichs und in Deutschland erklärten sich nicht nur alle übrigen Fürsten, sondern auch bald die eigenen Vasallen des sächsisch-bayerischen Herzogs gegen denselben. Letzteren, namentlich den geistlichen Herren in seinen Landen, war nämlich Heinrich ein strenger Oberlehnsherr gewesen und überhaupt konnte das Streben desselben, welches offenbar darauf hinausging, wenigstens einst nach dem Tode Friedrichs, sein Haus auf den Kaiserthron zu bringen, bei den Fürsten keinen Beifall finden, denn sie fürchteten stets eine Kaiserfamilie mit einer überwiegend großen Hausmacht.

Nachdem Heinrich auf mehreren Reichstagen in Worms, in Magdeburg, vorgeladen war und seine Lande schon mehrfach durch kriegerische Einfälle der nächtwohnenden Reichsvasallen verwüstet waren, versuchte Friedrich bei dem alten Freunde und Verwandten doch noch einmal den Weg der Güte und wollte sich mit einer Sühne von fünftausend Mark Silber zufrieden geben. Allein Heinrich hielt sich immer noch für mächtig genug, dem Kaiser zu widerstehen, rüstete mit aller Macht für eine Entscheidung durch die Waffen und suchte inzwischen durch allerlei Vorwände Zeit zu gewinnen, indem er ohne allen Grund behauptete, er brauche sich nur einem auf sächsischem Grund und Boden berufenen Reichstage zu stellen und zugleich dem Kaiser in seinem Erblande durch einzelne Afterlehensherren, wie z. B. die Hohenzollern, Feinde zu erwecken suchte.

Friedrich war auch jetzt noch langmüthig und berief auf sächsischem Boden, wie in Goslar, aufs Neue Reichstage, als Heinrich sich aber auch hier nicht stellte, erklärte er ihn in des Reiches Acht und vertheilte alle seine Lehen, bis auf seine Hausmacht Braunschweig Lüneburg, an verschiedene geistliche und weltliche Herren, um so überhaupt dieses übergroße, dem Kaiser in jeder Hand gefährliche Vasallenthum der Welfen zu brechen. Im Sommer 1181 schritt dann Friedrich endlich mit Waffengewalt zur Durchführung seines auch von den letzten Reichstagen neuerdings gebilligten Spruches.

Unaufhaltsam drang er, überall von den von Heinrich abfallenden Adeligen und Städten unterstützt, über die Elbe vor. Bardewyk, Lübeck, Lüneburg ergaben sich nach einander und so in Gefahr gebracht, auch seine Erblande zu verlieren, erschien der schwer gedemüthigte Welfe auf dem Reichstage zu Erfurt (1181) und sühnte, gleichfalls flehend die Kniee Friedrichs umfassend, auf das vollständigste die schmachvolle Scene in Chiaveuna. Friedrich mißbrauchte seinen Sieg nicht, hob ihn freundlich auf und bestätigte den früheren Spruch und verlangte nur noch zur Sicherung der Ruhe des Reiches eine dreijährige Verbannung Heinrichs. Ein merkwürdiges Beispiel vom Wechsel des Schicksals war es, daß, als Heinrich mit Frau und Kindern dann nach England flüchtend an der von ihm früher so sehr begünstigten Stadt Bardewyk an der Elbe vorüber kam, die Bürger ihn auf das unanständigste von den Mauern herab verhöhnten. Er rächte sich dafür später aber auch in furchtbarer Weise, indem er, als er aus der Verbannung zurückkehrte, die Stadt dem Erdboden gleich machte, so daß sie nie wieder erstand.

Die Bisthümer Köln, Magdeburg, Bremen, Minden, Halberstadt, Hildesheim, Verden u. s. w. erhielten die ihnen von Heinrich vorenthaltenen großen weltlichen Besitzungen, jetzt noch vergrößert, wieder; mit dem Rest von Sa... wurde Bernhard von Anhalt belehnt. Ebenso wurde Otto von Wittelsbach für seine vielen Dienste vom Kaiser mit Bayern belehnt, nachdem auch hier ein Theil des Herzogthums an Bisthümer und Städte vergeben, oder auch zur Vergrößerung der kaiserlichen Hausmacht benützt worden war.

Weniger stürmisch und überhaupt freundlicher sind die letzten Lebensjahre Kai-

ser Friedrichs, wenn er schon die ursprünglichen Pläne seines Lebens nicht durchführen und die früheren Verluste, namentlich in Italien, nicht mehr ersetzen konnte. Obgleich noch kräftig, war Kaiser Friedrich doch alt und da die Nachfolge seines Sohnes Heinrich, wie ansehnliche Lehen für seine übrigen Söhne durch die Zusage der Fürsten schon gesichert waren, wollte er nicht noch einmal das ungewisse Kriegsglück versuchen, obgleich er, jetzt auf dem Gipfel seiner Macht in Deutschland, den Lombarden schon anders, als früher, hätte die Spitze bieten können und in Rom nach dem Tode des kräftigen Papstes Alexander wieder bedeutende Unruhen ausgebrochen waren.

Alexander III. war nämlich, nachdem er im Jahre 1179 auf einer großen aus allen Theilen der Christenheit beschickten Kirchenversammlung (es waren drei Patriarchen, dreihundert Erzbischöfe und Bischöfe zugegen) zu Rom seine Organisation der Kirche hatte bestätigen lassen, zwei Jahre darauf gestorben. Sein Nachfolger Lucius III. kam aber bald in so heftigen Zwiespalt mit den Römern, daß er selbst nicht nur nach Anagni entfliehen mußte, sondern auch noch den ärgsten Spott zu erdulden hatte. Die Römer stachen sechsundzwanzig seiner treuesten Anhänger, welche sie gefangen hatten, die Augen aus, verkleideten sie als die päpstlich gesinnten Kardinäle und schickten sie ihnen so unter Anführung eines Einäugigen zu, welcher die dreifache Krone und ein Schild trug mit der Aufschrift: „Lucius, der Nichtswürdige, der Meineidige."

Wenn ein solcher Papst auch wenig zu fürchten war, und der sechsjährige Waffenstillstand mit den Lombarden auch abgelaufen war, so freute sich der Kaiser doch, endlich mehr Deutschland als jene unglückseligen italienischen Wirren im Auge behaltend, mit Recht des 1183 abgeschlossenen Konstanzer Friedens. Allgemeine Amnestie und Bestätigung des Verlangens der Städte nach Selbstständigkeit im Gegensatz zu den roncalischen Beschlüssen war der Kern dieses Friedenstraktates. Die Oberlehensherrlichkeit des Kaisers wurde im Allgemeinen anerkannt, die daraus entspringenden Rechte desselben aber insofern normirt, daß die Städte den Durchmarsch desselben auf einem Römerzuge durch Anlegung von Brücken und Wegen und Verpflegung für Menschen und Thiere unterstützen sollten. Der Kaiser, hieß es aber in einem für Deutschland nicht sehr ehrenden Zusatze, solle sich bei einer einzelnen Stadt mit diesen Ansprüchen nicht länger aufhalten, als gerade nöthig sei. Uebrigens wollten die Städte auch ihrerseits alle kaiserlichen Rechte und Besitzungen in Italien so viel in ihrer Macht stehe, auch anerkennen und beschützen.

Nachdem so auch hier von dem gewiß kraftvollen und einsichtigen Kaiser, dem eben nur nicht eine genügende Hausmacht zu Gebote stand, „das Erreichbare erreicht war," sollte eine festliche Kundgebung in Deutschland wenigstens das dort gesicherte Ansehen des Kaiserthrones bekunden.

Die nächste Veranlassung zu dieser prächtigen Pfingstfestfeier bei Mainz im Jahre 1184 gab die Wehrhaftmachung und Belehnung der Söhne Friedrichs. Da vierzigtausend, nach andern Nachrichten gar sechzigtausend Ritter sich eingefun-

den hatten, wurde ein Lager mit Holzhütten an den Ufern des Rheines erbaut; in der Mitte die herrlich ausgeschmückte Behausung des Kaisers und eine Kapelle. Ein Frühlingswindstoß richtete zwar große Verwüstung unter dieser improvisirten Herrlichkeit an, warf das Zelt des Kaisers um u. dgl. m. Das durch den lang ersehnten Frieden fröhlich gestimmte Volk sagte aber: „Der Teufel treibt machtlos seinen Spuck, weils ihn ärgert, daß endlich in Deutschland einmal Einigkeit und Friede herrscht!" Der Dichter Heinrich von Veldeck hat dieses Fest in seiner „Eneit" dargestellt. Nachdem sie zu Rittern geschlagen waren, wurde Heinrich, erst kürzlich beim Einsturz eines Versammlungssaales in Erfurt dringender Lebensgefahr entgangen, zum deutschen Könige, Friedrich zum Herzog von Schwaben und Konrad zum Herzog von Franken ernannt; der jüngste Sohn Kaiser Friedrichs, Philipp, um diese Zeit noch halb ein Kind, war ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt. Der alte Barbarossa mochte sich mit dem Gedanken getragen haben, daß auf diese Weise ein Glied des Kaiserhauses Papst werden könne, man ging aber später gänzlich von diesem Plane ab.

Viel erfolgreicher, wenn auch zuletzt für Deutschland, wie für das Haus der Hohenstaufen höchst verderblich, war aber, daß Friedrich seinen Sohn Heinrich mit Konstanze, der Erbin des Königreichs Sizilien, vermählte. Der Neffe Konstanzens, König Wilhelm II., war nämlich kinderlos und das Land, in welchem immer noch die alten arabisch-griechischen Elemente fortlebten, von inneren Unruhen zerrissen. Konstanze war zwar zehn Jahre älter als ihr Bräutigam und von häßlicher Gestalt, wie es denn hieß, man habe sie früher in ein Kloster einsperren wollen, weil ihr prophezeiht war, daß durch sie einst ihr Geschlecht untergehen werde, allein den sizilischen Normannen mußte es eben so willkommen sein, auf diese Weise ihr Hinstengeschlecht neu gestärkt zu sehen, als der Kaiser durch einen solchen Besitz im Rücken des Kirchenstaates gegen jeden ferneren Uebergriff der päpstlichen Gewalt gesichert schien. Der Nachfolger des Lucius, Papst Urban III., ließ auch alle Minen springen gegen diesen Plan, die Vermählung wurde aber doch (1185) vollzogen und Heinrich brach sogleich sehr praktisch jeden ferneren Widerstand des Papstes, indem er die Alpenpässe militärisch besetzte, damit Urban nicht in Deutschland Rebellion anzetteln könnte.

Die Vermählung des Thronfolgers mit der Konstanze war mit großer Pracht zu Mailand gefeiert worden und ebenso stand Friedrich jetzt auch fortdauernd in einem guten Einvernehmen mit den lombardischen Städten. Ja die Veroneser, wo Papst Urban seinen Aufenthalt gewählt hatte, fast wie ein Gefangener bewacht von König Heinrich, waren selbst Veranlassung, daß der Papst von seinem Vorhaben abstand, Kaiser Friedrich aufs Neue in den Kirchenbann zu thun. Ebenso verhielt der inzwischen aus seiner Verbannung heimgekehrte Heinrich der Löwe sich ruhig in seinem Erbland Braunschweig; es schien auf das lange, stürmische Leben Kaiser Friedrich Rothbarts ein friedlicher Abend folgen zu sollen mit Muße für feste Regelung der inneren Angelegenheiten Deutschlands, da kam plötzlich die

Schreckenskunde, daß die Christen im heiligen Lande durch Uneinigkeit unter ihren Führern bei Tiberias (Hittin) 1187 gänzlich durch Saladin geschlagen (obgleich das Heer noch zwölfhundert geharnischte Ritter und zwanzigtausend Mann Fußvolk stark gewesen war) und Jerusalem dann gleichfalls am 3. October desselben Jahres in die Hände der Türken gefallen sei. Achtundachtzig Jahre hatte diese, bei den Hauptführern aus einer edlen Begeisterung hervorgegangene, und mit so unendlich vielen Opfern von Gut und Menschenleben erkaufte Eroberung des heiligen Grabes gedauert, die dort angesiedelten Christen, Fürsten, wie Völker, hatten aber den Türken keinen sehr glänzenden Begriff von den Tugenden der Abendländer beigebracht, denn, verweichlicht von dem südlichen Klima, hatten die Edlen nur nach Herrschaft in den vielen kleinen Reichen, die Masse des Volkes aber im Durchschnitt nur nach einem asiatischen Wohlleben gestrebt, welches selbst den frommen Pilgern zum Anstoße diente, die jetzt friedlich nach Jerusalem hatten wandern dürfen.

Mit größtem Eifer betrieb jetzt der Papst einen neuen Kreuzzug zur Wiedereroberung Jerusalems, allein er fand Anfangs namentlich in Deutschland wenig Anklang. Als aber Friedrich sich bereit erklärte, an die Spitze des Heerzuges zu treten, war die Theilnahme so groß, daß im Mai 1189 sich ein auserlesenes Heer von dreißigtausend Mann auf den Weg machen konnte. Belehrt durch frühere Mißbräuche, wo neben den bessern Kreuzfahrern oft eine so große Masse von Gesindel mitlief, daß manche Kreuzheere durch diesen zucht- und ordnungslosen Troß zu Grunde gingen, war eine bestimmte Ausrüstung von jedem Mitziehenden verlangt, welche bei ärmeren, aber wohl berufenen Leuten dadurch bestritten wurde, daß jeder nicht Mitziehende einen Zehnt von seinem Vermögen erlegen mußte. Die nicht zu unsrer Geschichte gehörenden Thaten dieses wohlgeordneten Kreuzheeres übertrafen auch die aller früheren, da ereignete sich das Unglück, daß Kaiser Friedrich durch Zufall (beim Baden, oder nach andern Nachrichten, weil er durch eine Furth reiten wollte) im Fluß Kalykadnus oder Sedlebsch seinen Tod fand (10 Juni 1190) und damit war denn auch dieser Versuch auf der Stelle, wo der Heiland lebte, ein christliches Reich zu gründen, als verfehlt anzusehen.

Heinrich der Sechste.

1190 — 1197.

Friedrich Rothbart war jedenfalls eine große, noble, weit aussehende Pläne mit ungewöhnlicher Thatkraft verfolgende Natur gewesen, wenn man schon anerkennen muß, daß die sentimentale Poesie der Deutschen ihn mit Unrecht als das Musterbild eines deutschen Kaisers aufstellt, da er gerade am meisten zur Unterdrückung des jungen Nachwuchses ächt nationalen Lebens in dem Städtewesen bei-

HEINRICH VI.

trug und durch seine vorwiegend auf Italien gerichtete Aufmerksamkeit eben jene schweren Demüthigungen der kaiserlichen Gewalt herbeiführte.

Heinrich VI. wollte in die Fußstapfen seines Vaters treten, allein unendlich viel reizbarer und gewaltthätiger, ja selbst grausam, erreichte er zwar oft für den Augenblick noch größere Resultate, erbitterte aber mitunter selbst die ihm zunächst Stehenden und zeigte überhaupt das Verkehrte dieser ganzen hohenstaufischen Politik in seiner völligen Nacktheit.

Als König Heinrich den Tod seines Vaters erfuhr, stand er gerade im Felde gegen Heinrich den Löwen welcher die Abwesenheit des alten Kaisers für die Wiedereroberung Sachsens hatte benützen wollen. Der Krieg wurde von beiden Seiten mit großer Erbitterung und zweifelhaftem Erfolge geführt, Hannover und Bardewyk waren zerstört, die Kaiserlichen aber bei Boitzenburg an der Elbe besiegt, während mehrere sächsische Grafen sich für den Löwen erklärten. Heinrich VI. schloß nun hier Frieden, um nach Italien ziehen zu können, wo in Sizilien Tancred von Lecce, ein unehelicher Enkel König Rogers sich hatte als König krönen lassen. Heinrich der Löwe ging gern auf einen halb annehmbaren Vergleich ein, denn er war alt und gebeugt von den großen unerfüllten Hoffnungen und schweren Wechselfällen seines Lebens; er beschäftigte dann sich bis zu seinem Tode (1195) zu Braunschweig mit Sammeln alter Chroniken, nachdem er die Genugthuung gehabt hatte, daß sein Sohn Heinrich mit Agnes, der Nichte Friedrich Barbarossa's, als ein Unterpfand der Versöhnung zwischen Welfen und Waiblingern, vermählt war. Verlobt hatte sie nämlich schon in frühern freundschaftlichen Tagen der alte Kaiser, die Sache hatte sich dann aber zerschlagen und der Vater der Braut, Pfalzgraf Philipp bei Rhein, wollte sie mit König Philipp August von Frankreich vermählen. Allein hier spottete einmal die Liebe der Politik, Heinrich der Jüngere gewann durch die Begünstigung von Agnes Mutter Zutritt auf Schloß Stahleck (dessen prächtige Ruinen noch jetzt oberhalb Bacharach am Rhein zu sehen sind), und als eine heimliche Vermählung den Bund der Herzen besiegelt hatte, gaben die alten Väter beiderseitig ihre Zustimmung, was dann namentlich aber auch zu einer milderen Ausgleichung zwischen Heinrich VI. und Heinrich dem Löwen beigetragen haben mag.

Des jungen Königs Zug nach Italien war von den günstigsten Verhältnissen unterstützt. In der Lombardei, wo Heinrich den Hauptwiderstand befürchtet hatte, herrschte unter den Städten selbst ein solcher Zwiespalt, daß er ungehindert gegen Rom vordringen konnte, worauf denn auch der Papst Cölestin III. ihn zu Ostern 1190 zum Kaiser krönte. Die Nachricht des Engländers Roger von Hoveden, Cölestin habe Heinrich die Krone mit den Füßen aufgesetzt und ebenso wieder herumgenommen, um zu zeigen, er könne sie ihm geben, aber auch nehmen, wollen wir zur Ehre des deutschen Kaiserthums nicht glauben, obgleich den Päpsten, wenn ihnen nicht ein Heinrich VI. mit einem siegreichen Heer gegenüber stand, sonst alles möglich war. Die mit der Krönung wenig zufriedenen Römer wurden dadurch beschwichtigt, daß Heinrich ihnen die Stadt Tusculum (Tivoli), welche sich stets als

eine treue Anhängerin seines Vaters bewiesen hatte, zur grausamsten Zerstörung überlieferte. Alle Einwohner wurden geblendet, verstümmelt, getödtet und die Häuser so zerstört, daß selbst der Name der Stadt verschwand; auf ihrer Stelle steht jetzt Frascati. Der Feldzug gegen Sizilien, bei welchem selbst des Kaisers Gemahlin, Konstanze, in die Hände König Tancreds fiel, wurde aber durch eine Pest im deutschen Heere unterbrochen, welche es zur schleunigen Rückkehr nach Deutschland nöthigte. Kaum war aber 1194 König Tancred gestorben, als Kaiser Heinrich auf's Neue nach Italien eilte, und Salerno im Sturm nahm und plündern ließ, nachdem Neapel ihm freiwillig die Thore geöffnet hatte. Sibylle, die Wittwe König Tancreds, welcher nur einen unmündigen Sohn, Wilhelm, hinterlassen hatte, versuchte auf Sizilien noch einen Widerstand, allein ein kaiserliches Heer unter Ritter Heinrich von Kelten, dem Ahnherrn des jetzt noch existirenden gräflich Pappenheimischen Hauses, siegte in einer Schlacht am Fuße des Aetna und Kaiser Heinrich war niederträchtig genug, dem jungen Wilhelm Lecco und Tarent zu versprechen, obgleich er ganz andere Absichten hatte. So wie nämlich der Prinz in seiner Gewalt war, ließ Heinrich das Kind entmannen und ihm die Augen ausstechen, in welchem schrecklichen Zustande es dann bald darauf in Deutschland starb. An dem Tage jener Unthat (26. Dezember 1194) gebar die schon fünfzigjährige Konstanze den späteren Kaiser Friedrich II. Papst Cölestin III. griff nun noch zum letzten Mittel, um den gefährlichen Nachbar in Süditalien los zu werden, und that den Kaiser in den Bann. Der machte sich aber nichts daraus, sondern antwortete vielmehr damit, daß er alle Anhänger des normannischen Königshauses umbringen oder nach Deutschland führen ließ.

Einen dieser Grafen, der überdieß eines Liebesverhältnisses mit der Kaiserin Konstanze beschuldigt wurde, ließ Heinrich auf einen glühenden Thron setzen und ihm eine glühende Krone auf den Kopf nageln.

Obgleich diese Angelegenheit jetzt vollkommen befriedigend für den Kaiser gelöst war und inzwischen in Deutschland sich in Folge seiner Abwesenheit die bedeutendsten Streitigkeiten zeigten, und weltliche und geistliche Fürsten und Herren sich überall in den Haaren lagen (z. B. die Bischöfe von Passau, Mainz, Salzburg, Regensburg, die Grafen von Brabant, Hennegau und Holland), so dachte Heinrich doch nicht daran, sein Augenmerk vornehmlich auf Deutschland zu richten, sondern „die Idee" des römischen Kaiserreichs wollte er nach seinem raschen Wesen endlich ganz verwirklichen, er wollte nach der Besiegung Italiens auch griechischer Kaiser werden. Selbst in Norditalien hatte nämlich Heinrich mit kluger Benutzung der Zwistigkeiten unter den italienischen Städten wenigstens doch den Besitz der Mathildischen Güter behauptet, mit denen er jetzt seinen jüngsten Bruder, den sanften, aber schwachen Philipp belehnte. Zur Verfolgung jener weiteren Plane des Kaisers mußte Philipp nun aber nicht nur die geistliche Laufbahn verlassen, sondern, als Konrad, der zweite Sohn Friedrichs I., während eines Kampfes mit Zähringen, von einem beleidigten Ehemanne erschlagen wurde, belehnte der Kaiser Philipp auch

PHILIPP.

mit dem Herzogthum Schwaben und verheirathete ihn mit der in Sizilien, als Wittwe von Tancreds Sohn Roger, gefangenen, griechischen Prinzessin Irene, um so einen Rechtstitel auf den griechischen Thron zu gewinnen. Unter dem Vorwande eines Kreuzzuges wurde nun sofort der Zug nach dem Orient unternommen und da nach Saladins Tode unter den Türken auch fürchterliche Zwistigkeiten herrschten, das deutsche Heer aber von ausgezeichneten Männern befehligt war, so wurde der nächste Zweck des Feldzugs vollkommen erreicht und alle Städte längs der Küste genommen. Heinrich verweilte nämlich noch in Italien, um die Sizilischen Angelegenheiten vollends zu ordnen, und namentlich um seinen Sohn Friedrich zum König von Apulien und Sizilien krönen zu lassen. Darnach wollte er denn mit einem neuen Heere, unterstützt von jenen frühern Eroberungen im Orient, Byzanz angreifen und dem griechischen Kaiserthum ein Ende machen. Kaiser Heinrich **VI.** wurde aber schon **1197** zu Messina vergiftet und als statt eines neuen Heeres diese Nachricht zu den vorangegangenen Kreuzfahrern kam, eilten auch diese schleunigst wieder nach Hause.

Philipp von Schwaben und Otto der Vierte von Sachsen.

1197 — 1215.

Weil dem ganzen, scheinbar so glänzenden Werke Kaiser Heinrichs **VI.** (mit so viel Thatkraft aber auch Grausamkeit es durchgeführt war) dennoch der wahre, innere Schwerpunkt, nämlich eine völlige Sicherstellung der kaiserlichen Macht in Deutschland fehlte, so zerbrach es, so wie der Urheber desselben Heinrich starb, auch sogleich wieder, während überdieß von außen besonders ungünstige Umstände eintraten. Philipp war ein schwacher, ja wie sichs später bei der Angelegenheit mit Otto von Wittelsbach zeigte, ein bis zur Schlechtigkeit schwacher Mann durch seine mönchische Erziehung geworden; die Wittwe Heinrichs, Konstanze, konnte, da sie also in Deutschland keinen tüchtigen Rückhalt hatte, nur durch Nachgiebigkeit gegen den Papst für ihr Kind das italienische Reich erhalten und der jetzt als Gegenkaiser Philipps auftretende Sohn Heinrichs des Löwen, Otto, suchte überhaupt im Sinne der welfischen Politik durch Demuth gegen den Papst seine Partei zu stärken, während gerade jetzt (**1197**) auch einer der kraftvollsten Kirchenfürsten, Innocenz, den päpstlichen Thron bestieg.

Vorläufig konnte der Papst zwar die Erwählung Philipps von Schwaben (des jüngsten Sohnes Friedrich Barbarossa's) zum deutschen Könige nicht hindern, allein er hatte bei der Krönung Otto's durch seinen Legaten Guido wenigstens einen Schritt weiter in der päpstlichen Anmaßung gethan, indem Innocenz bei dieser Gelegenheit erklärte, der Papst sei eigentlich das Oberhaupt aller Könige und

nur von ihm hätten sie ihre Machtvollkommenheit, denn sie beherrschten die einzelnen Länder, der Papst die Erde. —" Eine Theorie, von welcher die römischen Bischöfe nun unserem armen, in sich durch Fürstenparteiungen zerfleischten Deutschland gegenüber praktische Anwendung zu machen wagten. Wohl auch ein von der Hierarchie klar begünstigter Plan war, daß die rheinischen u. s. w. Bischöfe, in den Philipp ergebenen Ländern für Otto Partei nahmen, während die sächsischen Kirchenfürsten, indem sie sich Philipp anschloßen, die unter solchen Umständen sehr nutzbringende Opposition gegen ihren weltlichen Oberherrn und zugleich die endlose Fortdauer dieses unglücklichen deutschen Bruderkampfes begünstigten. Von der hohenstaufischen Partei arg gedrängt, gab Otto nicht nur die von seinem Vater mit so vieler Aufopferung gewahrten Ostseelande Holstein, Mecklenburg, Pommern, Lübeck und Hamburg an Waldemar II. von Dänemark hin, sondern er verstand sich auch zu jeder Demüthigung vor dem Papste, den er ausdrücklich als seinen Oberherrn wiederholt anerkannte. Heinrichs VI. Wittwe hatte aber die Krönung ihres Sohnes Friedrich, als König von Apulien und Sizilien (1198), nur dadurch erkauft, daß die Grafschaften Ravenna, Spoleto und Ankona zum Kirchenstaate geschlagen und überdieß ein jährlicher Tribut an den heiligen Stuhl bewilligt wurde, was in jener Zeit stets ohne weiteres auch eine Abhängigkeit und Anerkennung der Oberherrlichkeit dessen, dem ein Herrscher tributpflichtig war, in sich schloß. So erschienen in dieser Zeit durch Anerkennung der Gewalt des päpstlichen Bannfluchs und Duldung päpstlicher Abgaben, auch die Könige von Frankreich und England, Spanien, Norwegen, Ungarn und Polen als abhängig von dem gewaltigen Innocenz; allein wie bald änderte sich das dort im schnellen Laufe der Zeiten, und welches dieser Reiche hätte sich damals auch nur entfernt mit dem deutschen Reichsko, loß vergleichen können, wo oft ein Herzog so viel Macht besaß, wie solch ein Herrscher von Halbfrankreich, Halbspanien oder ein König des noch nicht über große Kolonien und unbezwingliche Flotten gebietenden Englands!

Allein zur gesunden dauernden Einigung Deutschlands wäre eben auch ein siegreicher Kampf der Reichsgewalt mit dem ganz überflüssigen und widerrechtlich zwischen ihr und dem Volk sich eindrängenden hohen Adel nöthig gewesen, durch welchen sich Frankreich, wie England zwar nach langen, schweren Kämpfen, aber doch endlich glücklich zur Anerkennung und innern Gestaltung seiner Nationalität durchgekämpft hat.

Für jetzt trat in Deutschland wieder ein unglücklicher Zwischenfall ein, denn gerade in dem Augenblicke, wo Philipp, gestützt noch auf das Ansehen seiner hohenstaufischen Ahnen, Herzog Otto schien zur Anerkennung seiner Oberherrlichkeit zwingen zu können, fiel er durch Meuchelmord. Der geheime Preis dieser Versöhnung mit den Welfen sollte nämlich die Vermählung einer Tochter Philipps mit Otto von Sachsen sein, der Kaiser hatte aber dieselbe in früherer Zeit schon an einen Verwandten des um sein Haus so hochverdienten Wittelsbach, welcher, wie jener Feldherr Friedrich Rothbarts auch Otto hieß, versprochen und suchte sich nun

OTTO IV.

durch Ausflüchte dieser Verpflichtung zu entledigen. Da dieser jüngere Otto von Wittelsbach mit Recht oder Unrecht, als ein sehr roher gewaltthätiger Mensch geschildert wird, hatte die Weigerung schon ihre sonstige Berechtigung gehabt, allein Philipp zog sich nun selbst durch eine nie zu vertheidigende Falschheit sein trauriges Ende zu. Otto von Wittelsbach bewarb sich nämlich dann um eine Tochter Heinrichs von Schlesien und Philipp versprach in einem Briefe diesen Antrag zu unterstützen. Als aber Otto unter Weges, argwöhnisch gemacht, das Schreiben öffnete, fand er, daß Philipp im Gegentheil dem Herzog von Schlesien von einem solchen Schwiegersohn abrieth. Voll Zorn über diese Falschheit eilte Otto nach Bamberg, den Ort, wo damals sich das immer noch wandernde kaiserliche Hoflager befand und ermordete Kaiser Philipp beim Schachspiel (1208); Heinrich Truchseß von Waldburg, welcher den Mörder verhaften wollte, mußte den gewichtigen Streichen des Wittelsbachers weichen.

Dieses suchte sich nun der Gegenkaiser, Otto von Sachsen, zu Nutze zu machen. Otto von Wittelsbach wurde auf Veranlassung desselben durch Heinrich von Kelten erschlagen und der jetzt keinen Nebenbuhler in der Kaiserwürde mehr fürchtende Otto IV. verheirathete sich mit der noch sehr jungen Tochter Philipps, Beatrix. Otto wurde nun auch wirklich (1209) in Rom zum Kaiser gekrönt, nachdem er Innocenz die Mathildischen Güter und alles, was er sonst begehrte zugestanden hatte, die Römer verjagten aber gleich darauf, ohne daß Innocenz dagegen sein Ansehen geltend gemacht hätte, die Deutschen aus der Stadt, und als Otto, hierdurch erbittert, sich den ferneren maßlosen Begehrnissen des heiligen Vaters widersetzen wollte, der z. B. jetzt auch Toscana mit dem Kirchenstaate zu vereinigen suchte, that der Papst seinen alten Schützling in den Bann. Der schlaue Innocenz war nämlich sehr zufrieden, wenn es dann wieder zwei deutsche Kaiser gab und er desto besser seine Pläne dem in sich getheilten Reich gegenüber verfolgen konnte. Er ließ deßhalb jetzt seinen Günstling Otto fallen, um ihm in der Person des jungen Friedrichs II., des Sohnes Heinrichs VI., einen neuen Gegenkaiser gegenüber stellen zu können. Auch als Otto jetzt kräftig in Deutschland auftreten wollte, starb seine Gemahlin Beatrix gerade in den Tagen, wo er seine Vermählung mit ihr zu Nordhausen feierlich vollziehen wollte, an Gift (1212). Eine frühere Geliebte Otto's soll es ihr bereitet haben.

Ein günstiges Vorurtheil für Otto's Charakter erweckt es, daß er sich durch alle diese Intriguen und Unglücksfälle nicht schrecken ließ, sondern vielmehr, um der Gefahr direkt entgegen zu gehen, sich mit seinem Heere gegen Unteritalien wendete und nach rascher Unterwerfung des Landes war er wirklich schon gerade eifrig mit den Vorbereitungen zum Uebergange nach Sizilien beschäftigt, um sich der Person König Friedrichs zu bemächtigen, als ihn traurige Botschaften aus Deutschland zur Rückkehr zwangen. Die Emissäre des Papstes hatten nämlich öffentlich die Geistlichkeit durch den Bannstrahl, im Geheimen aber die weltlichen Fürsten durch die Hinweisung auf die übergroßen Zugeständnisse Otto's gegen den

Papſt aufgeſtachelt und 1211 wurde der Kaiſer nicht nur auf verſchiedenen Reichstagen abgeſetzt, ſondern auch eine Deputation an den Hohenſtaufen Friedrich nach Sizilien geſandt, um dieſen zur Annahme der Krone zu bewegen. Der Sohn Heinrich VI. war erſt achtzehn Jahre alt, allein geiſtig und körperlich ſehr entwickelt, wie er denn damals ſchon ſeit zwei Jahren mit einer aragoneſiſchen Prinzeſſin vermählt war, die ihm einen Sohn, Heinrich, geboren hatte. So lockend nun auch die Ausſicht auf die Krone ſeines Vaters und Großvaters ſein mochte, ſein Erbreich Sizilien war ſo ſehr durch den Krieg geſchwächt, daß es ihn nicht mit Truppen oder auch nur mit Geld unterſtützen konnte. Deßhalb beſtürmten ihn Gattin, Freunde und Räthe mit Bitten, von dem gefährlichen Unternehmen abzuſtehen, allein, wenn Friedrich auch oft (freilich durch ſeine von Anfang an ſchiefe Stellung zu Deutſchland genöthigt) in der Wahl ſeiner Mittel nicht ſehr gewiſſenhaft war, ſo kann an der Entſchiedenheit ſeines Charakters Niemand zweifeln. Er ließ ſeinen Sohn als Thronfolger anerkennen und ſeine Gattin zur Reichsverweſerin ernennen und reiſte dann mit nur wenigen Begleitern am 18. März 1212 nach Rom ab. Innocenz, welcher wegen der ſtets erwünſchten Uneinigkeit in Deutſchland, König Friedrich in einem eigenen Briefe dringend ermahnt hatte, die Kaiſerkrone nicht auszuſchlagen, ließ ſich jetzt auch zur öffentlichen Anerkennung ſelbſt eines Hohenſtaufen bewegen, nachdem Friedrich für alle, auch die ausſchweifendſten Forderungen des Papſtes ſeine Einwilligung gegeben hatte; in der Abſicht freilich, dieſe Verſprechungen nicht zu halten, wie wir bald ſehen werden. Ein ſo unſittliches lügenhaftes Verhältniß, wie jenes Ringen der nur nach weltlicher Macht ſtrebenden Kirche mit den von ihren eigenen Unterthanen, Freunden und ſelbſt Verwandten ſo oft verrathenen Kaiſern konnte natürlich auch nur wieder Schlechtigkeiten erzeugen.

Die größere nicht ſo mit ſchönen Worten zu beſeitigende Schwierigkeit war nun aber noch vor Friedrichs Auftreten in Deutſchland, wo er auch erſt ſeine Anhänger ſammeln und ſuchen ſollte, die Reiſe durch das Gebiet des immer noch gegen ſein Haus erbitterten lombardiſchen Städtebundes und die Ueberſteigung der Alpen, wo alle Päſſe von Otto's Heeren beſetzt waren. Ghibelliniſch, oder hohenſtaufiſch geſinnt waren dort nur zwei Städte, Genua und namentlich dann auch Pavia. Bis zum Sommer 1212 blieb Friedrich in erſterer Stadt, wo ihm, dem glücklichen Bewerber um den deutſchen Kaiſerthron, die Bewohner ſelbſt den täglichen Unterhalt reichen mußten. Die treuen Pavienzer gaben aber durch eine Schlacht mit den bei weitem überlegenen Mailändern, in welcher ſie gänzlich geſchlagen wurden, dem König Gelegenheit in Begleitung nur weniger Männer, unter denen ſich der Markgraf von Eſte befand, über Chur und St. Gallen den deutſchen Boden zu erreichen. Aber nur auf den am ſchwierigſten paſſirbaren Alpenwegen gelang es ihm, den Nachſtellungen ſeiner Gegner zu entgehen und als er jetzt mit einem kleinen bewaffneten Gefolge vor den Thoren der Stadt Konſtanz erſchien und Einlaß begehrte, hing die Entſcheidung wieder nur an einem Haare.

indem Otto IV. auch schon am See mit einem bedeutenden Heere bei Ueberlingen stand, ja die Diener desselben, um Quartier zu machen, schon in der Stadt selbst waren. Unter Vermittelung des Abts von St. Gallen ließen die Konstanzer aber den Hohenstaufen in ihre feste Stadt und schlugen gleich darauf tapfer einen Angriff des Welfen Otto zurück. Ein Chronist sagt mit Recht, wenn Friedrich drei Stunden länger in den Alpen aufgehalten worden wäre, so scheiterte schon hier sein Plan, indem er mit seinen sechzig Mann dann fast nicht dem Heere Otto's entgehen konnte — und die deutsche Geschichte hätte vielleicht für Jahrhunderte eine ganz andere Richtung genommen. Auch im Elsaß suchte Otto den Siegeszug seines Gegners zu hemmen, eine Stadt nach der andern öffnete letzterem ihre Thore; wenn sie gewußt hätten, was Friedrich später für ein Städte-Feind und Adels-Freund sein werde, so hätten sie sich wohl anders bedacht. Besonders muß die hohe körperliche Schönheit und das auch sonst sehr einnehmende Wesen des feingebildeten jungen Königs diese günstige Wirkung hervorgebracht haben [1]). Auch von blondem, fast röthlichem Haarwuchse, wie sein Großvater, muß Friedrich II. gleich den Apollostatuen in seiner Gestalt männliche Kraft mit den halb weiblichen Formen der Jugend vereint haben. Jenes, jetzt nur noch in einem Ringe erhaltene Kapuanische Abbild zeigt uns wenigstens in der geradaufsteigenden Stirne und dem runden Kinne ganz antike Formen, nur die Nase ist deutsch, aber darum doch sehr schön an die Stirne und den Mund angefügt, auf welchen ein edler Trotz, ein tiefes Sinnen ruhen. Hierdurch, wie durch seine dem Süden entlehnten einschmeichelnden Sitten, durch die Erinnerung an seine großen Ahnen, dann aber auch durch die maßlosesten, dem kaiserlichen Ansehen sehr schädlichen Versprechungen und selbst Geldgeschenke gewann Friedrich bald alle süddeutschen Fürsten, so daß Otto sich in seine norddeutschen Lande zurückziehen mußte. Trieb der Stachel des Ehrgeizes den feurigen jungen Hohenstaufen doch sogar soweit, daß er sich von Frankreich mit zwanzigtausend Mark als Bundesgenosse erkaufen ließ, welche damals sehr große Summe er dann mit vollen Händen sogleich an seine Anhänger austheilte. Otto hielt aber darum immer noch den Nebenbuhler („das apulische Kind") für durchaus nicht gefährlich und statt mit aller Macht gegen ihn zu Felde zu ziehen, wo der Erfolg für Friedrich jedenfalls zweifelhaft gewesen wäre, ließ Otto sich verleiten, an dem damaligen englisch-französischen Kriege zu Gunsten seines Verwandten, des Königs Johann (genannt „ohne Land") von England [2]) Theil zu nehmen. Er wurde nun von den Franzosen in einer

1) Das Bild Friedrichs II. in Frankfurt mißfällt uns durchaus: man glaubt nicht einen hohenstaufischen Kaiser, sondern einen verliebten Studenten aus dem 18ten Jahrhundert vor sich zu sehen! Wie schön ist dagegen der (auch in Raumers Hohenstaufen III. S. 208. abgebildete) Kopf der Statue in Kapua, den leider die Franzosen herunter geschossen haben.

2) Aus dieser Zeit, wo England am Rande des Verderbens zu schweben schien, datirt sich der Anfang von Englands Freiheit und daraus erwachsender Macht und Größe. König Philipp August von Frankreich benutzte nämlich die Schwäche Johanns, um die englischen Provinzen in Frankreich zu erobern. Johann suchte darin Hülfe, daß er seine

großen Schlacht bei Bouvines (1214) so gänzlich geschlagen, daß er fast allein in sein Erbland zurückfliehen mußte, worauf Friedrich am 25. Juli 1215 sich zu Aachen krönen lassen konnte. Otto versuchte vergebens auf einer Kirchenversammlung zu Rom mit Hülfe des Papstes sein früheres Anrecht auf die Kaiserkrone geltend zu machen, obschon ihn auch die Lombarden unterstützten. Ebenso mißlang ein Heereszug, durch welchen Otto das immer bedenklichere Vordringen der Dänen in Norddeutschland brechen wollte, weil seine Hausmacht allein der des Dänenkönigs nicht gewachsen war. Mißmuthig zog Otto sich in sein Erbland Braunschweig zurück, wo er am 19. Mai 1218 starb.

Friedrich der Zweite.

1215 — 1250.

Unter den verschiedenen Versprechungen, durch welche Friedrich II. sich die Anerkennung als Kaiser nach allen Seiten hin erkauft hatte, war für ihn das Lästigste und für den weiteren Verlauf seines Lebens Wichtigste, daß er auch gelobt hatte, einen Kreuzzug zu unternehmen. Friedrich war aber ein zu kluger Mann, um nicht die Nothwendigkeit einer beständigen, persönlichen Anwesenheit des Kaisers in dem ungeheuren, von Sizilien bis zur Nordsee sich ausdehnenden Reiche einzusehen und außerdem war die Leidenschaft für diese Glaubenskriege nicht nur im Allgemeinen beim Volk fast ganz erloschen, sondern Friedrichs gebildeter Geist unterschied nur zu scharf zwischen Christi Religion und jener mit allen, auch den schlechtesten Mitteln nur nach weltlicher Herrschaft strebenden Hierarchie, wie sie vor allem Innocenz III. auch repräsentirt hatte. Die Fanatisirung von Seiten der Geistlichkeit war freilich so weit gegangen, daß man auf den kindischen Unsinn eines Kinder-Kreuzzuges verfiel, dem sich Tausende anschlossen (aus Deutschland zogen siebentausend, aus Frankreich zwanzig bis dreißigtausend Mädchen und Knaben aus, die größtentheils unter Weges elendiglich umkamen, oder von zwei Franzosen als Sclaven an die Türken verkauft wurden); aber gerade diese Uebertreibungen und die offenbare Unmöglichkeit, die mit so vielem Gut und Blut erkauften Eroberungen zu behaupten, stumpften für die Sache ab.

In Deutschland sah es bedenklich aus. Der letzte Zähringer, auch Berthold genannt, hatte nur mit großer Mühe seine Ansprüche auf Burgund aufrecht erhalten können. Die freien Bauern in Wallis wollten ihm nicht gehorchen und wider-

Krone vom Papst zu Lehen nehmen wollte, da empörten sich die Engländer energischer, als die Deutschen!) und Johann mußte die Magna Charta, die englischen Grundrechte, geben (1215).

FRIDRICH II.

ſtanden ihm ſelbſt mit Waffengewalt, und der Adel war noch aufſäßiger, allein er wurde in mehreren Schlachten (bei Wiflisburg und im Gründelwaldthale) beſiegt. Darauf hatte Berthold, den Geiſt ſeiner Zeit begreifend, Bern gegründet, eine feſte Stadt, inmitten jener widerſtrebenden Bergbevölkerung. Die ganze, jetzt ſo heiter ſchöne Gegend war damals dichter Wald und von den Bären, welche man zum Schutz der Arbeiter, während des Baues, erlegen mußte, erhielt die Stadt ihren Namen. Bertholds beide Söhne, Berthold und Konrad, ſtarben aber bald darauf, man ſagte an Gift, und der Zähringer konnte ſich nur dadurch rächen, daß er die Städte Zürich, Solothurn, Freiburg im Uechtland mit großen Freiheiten begabte und als reichsfreie Städte von ſeinem Erbe getrennt, unmittelbar dem Kaiſer unterordnete. Der Erbe des eigentlichen Badens, war, als Berthold (1218) ſtarb, ein Vetter von ihm, Herrmann, früher Markgraf von Verona und deßhalb jetzt auch in Baden mit dem Titel Markgraf beſtätigt, obgleich damals, wo noch Elſaß und Burgund zum deutſchen Reiche gehörten, Baden nichts weniger, als eine eigentliche Gränzmark Deutſchlands war. Durch den älteſten Sohn dieſes Herrmann, Rudolph, ſetzte ſich dann, wenigſtens dem Namen nach, das zähringiſche, jetzt badiſche Haus fort, ein zweiter Sohn Herrmann heirathete eine (babenbergiſche) öſtreichiſche Prinzeſſin, deren Sohn dann der mit dem letzten Hohenſtaufen, Konradin, in Neapel enthauptete Friedrich von Baden war. In Lothringen mußte ſich Kaiſer Friedrich aber durch Beſiegung Herzog Theobalds bei Rothheim erſt Anerkennung verſchaffen.

In Italien, wohin Friedrich II. immer vorzüglich ſeine Aufmerkſamkeit richtete, waren die Ausſichten plötzlich viel günſtiger geworden, weil nach dem Tode des gewaltthätigen Innocenz III. der zwar ſehr kirchlich geſinnte, aber doch viel mildere und billigere Honorius III. den päpſtlichen Thron beſtiegen hatte. Friedrich beeilte ſich daher, freilich wieder mit den empfindlichſten Opfern für die Reichsgewalt, auf einem Reichstage zu Frankfurt (1220) die deutſchen Streitigkeiten abzuſchließen, um wieder nach Italien gehen zu können. Der Kaiſer verzichtete nämlich feierlich zu Gunſten der geiſtlichen Fürſten auf alle Regalien in ihren Landen, wie Zoll, Münze und Gericht. Außerdem ſetzte er feſt, daß jeder, den ein Biſchof nach dem ſchon immer weiter nach unten um ſich greifenden Mißbrauche mit dem Kirchenbanne belege (der ja urſprünglich nur dem Papſte zuſtehen ſollte), ohne Weiteres zugleich auch in die Reichsacht verfallen ſei. [illegible] nahmen der Thron des Kaiſers verwaiſen, ließ Friedrich II. nur noch ſeinen neunjährigen Sohn Heinrich, dem er erfahrene Männer zur Regentſchaft an die Seite ſtellte, als König von Deutſchland anerkennen und noch in demſelben Jahre (1220) begab er ſich in Begleitung mehrerer weltlichen und geiſtlichen Fürſten auf den Römerzug.

In Norditalien waren die Städte zum Theil für, zum Theil gegen ihn ge-

stimmt, obgleich Papst Honorius eifrig zu einer Versöhnung mit dem Kaiser gerathen hatte. Man ließ ihn deßhalb ungehindert die Lombardei durchziehen, ohne ihm aber auch gerade große Ehre zu erweisen und da er dem päpstlichen Stuhle sofort alle früheren dem Innocenz gemachten Zugeständnisse bestätigte, wurde Friedrich II. nebst seiner Gemahlin Konstanze am 22. November 1220 durch Honorius III. zu Rom zum Kaiser gekrönt. Der Papst ließ alle diese Versprechen, als „kaiserliche Verordnungen," mit großer Wichtigkeit im ganzen Lande verkündigen, vergaß aber auch nicht, das Versprechen des Kreuzzuges sich in bündiger Weise wiederholen zu lassen.

Viel versprechend für Deutschland war die Art und Weise, wie Friedrich in Apulien seinen Thron jetzt wieder befestigte und die Macht der dortigen Barone brach, welche während seiner Minderjährigkeit und Abwesenheit sich auch fast unabhängig zu stellen gesucht hatten, gleich den deutschen Fürsten. Als dieses gelungen war und der gute Papst Honorius, mit welchem Friedrich fortwährend in einem lebhaften Briefwechsel über diese Angelegenheit stand, sich nochmals zu einer weiteren Verschiebung des Kreuzzuges verstanden hatte, wandte Friedrich seine Aufmerksamkeit der Lombardei und überhaupt Norditalien zu. Leider verfiel er hier aber in den Fehler seines Großvaters und statt sich dem hohen Adel und der geistlichen Gewalt gegenüber an den Städten eine feste Stütze der kaiserlichen Macht zu erziehen, wollte er auch hier die hohenstaufische Idee der absolutistischen Kaisermacht durchführen und doch war seine Hausmacht bei weitem nicht groß genug, um diesen Zweck erreichen und das Errungene behaupten zu können, während andrerseits die spätere glücklichere Regierungszeit Kaiser Rothbarts bewiesen hatte, wie leicht ein Einvernehmen der kaiserlichen Gewalt mit Mailand und dem Bunde herzustellen gewesen war und wie gern die auch von Adel und Bischöfen gedrängten Städte dort einen Einigungspunkt und Rückhalt suchten.

Nach Friedrichs Plane sollte ein Reichstag zu Cremona die Gelegenheit bieten, für die Unterdrückung der norditalischen Städtefreiheit, allein die Lombarden ließen sich von dem friedlichen Ausschreiben nicht täuschen, nach welchem nur einige wichtige Punkte in dem Verhältnisse des Kaisers zu jenem Städtebunde bereinigt werden sollten. Mißtrauisch darf man das nicht nennen, denn als (1226) die Zeit des Reichstages herannahte, rückte nicht nur Friedrich von Apulien aus mit einem Heere gegen Norden, sondern auch die miteingeladenen deutschen Fürsten erschienen unter Anführung des jungen Königs Heinrich mit bedeutender Heeresmacht an den Alpenpässen. Die Lombarden hatten sich aber vorgesehen und so gründlich gerüstet, daß nicht nur ihre festen Städte im besten Vertheidigungszustand waren, sondern auch zwei Heere den von zwei Seiten kommenden Feinden entgegengesetzt und die Vereinigung derselben verhindert werden konnte. Friedrich that nun auf dem Reichstage die Städte in die Acht, da er aber diesem Spruche keinen Nachdruck geben konnte und ein einigermaßen freundliches Verhältniß mit den Lombarden nothwendig für ihn war, um die Verbindung mit Deutschland aufrecht zu erhalten,

o mußte er sich noch freuen, als durch des Papstes Vermittelung ein Friede zu Stande kam, laut welchem die Acht aufgehoben, von den Lombarden aber viertausend Reiter zum Kreuzzuge gestellt werden sollten.

Mißmuthig kehrte Friedrich nach Neapel (welches er meist vorzugsweise zur königlichen Residenz erhoben hatte) wieder zurück, da kam die Nachricht, daß auch das lange ja schon gespannte Verhältniß zwischen ihm und dem Papste jetzt in offenem Bruch fahren werde. Honorius war nämlich plötzlich gestorben, ein Neffe Innocenz des III. und alter Gegner des Kaisers trug jetzt als Papst Gregor IX. die dreifache Krone und eine der ersten Thaten des neuen Kirchenregenten war, daß er sofort mit Androhung des Bannfluches vom Kaiser verlangte, er solle jetzt endlich den Kreuzzug antreten. Inzwischen hatte sich auch wirklich im Frühjahr 1227 ein ziemlich ansehnliches Heer in Süditalien gesammelt, allein unter den des südlichen Klima's ungewohnten Deutschen brach eine pestartige Krankheit aus, von welcher, als die Expedition dennoch unter Segel ging, auch der Kaiser befallen wurde, so daß sie schon nach wenigen Tagen wieder umkehren mußten. Der Papst erklärte aber, das sei Verstellung, und sprach feierlich den Bannfluch gegen den Kaiser aus.

Nun riß auch diesem die Geduld und in Sendschreiben, wie sie wohl nur aus den Zeiten der Reformation ihres Gleichen finden, trat Friedrich nicht nur unmittelbar dem Papst gegenüber, sondern auch vor allen Fürsten Europa's als schärfster Ankläger der Hierarchie auf.

„Hat nicht Innocenz III.," heißt es in diesen höchst merkwürdigen Briefen, die englischen Barone zum Aufruhr gegen ihren König Johann, als einen Feind der Kirche, aufgefordert? Sobald aber der gebeugte König sich und sein Reich unmännlich der römischen Kirche unterworfen hatte, gab der Papst (nur um das Feuer des Landes mit frecher Gier schlürfen zu können) jene Barone, welche er früher unterstützte und aufreizte, mit Beiseitsetzung aller Scham vor Menschen und aller Furcht vor Gott, jeglichem Elend, ja dem Tode Preis. Das ist die römische Weise, welche auch ich erkannt habe! Hinter widerlichen Redensarten, wo Honig über Honig, Oel über Oel zur Mehrung der Süßigkeit und Milde aufgetragen ist, verbirgt sich die unersättliche Blutsaugerin und während sich der römische Hof, als sei er die wahre Kirche, meine Mutter und Ernährerin nennt, übt er stiefmütterliche Thaten und ist der Ursprung und die Wurzel aller Uebel. Gesandte gehen unaufhörlich durch alle Lande, nach Willkür bindend, lösend, strafend; nicht damit der ächte Samen und das Wort Gottes ausgestreut werde und emporwachse, sondern damit diese in Schafskleider gehüllten Wölfe alle Freien unterjochen, alle Friedlichen beunruhigen und überall Geld erpressen." — Und dann ferner: „Jene erste Kirche, welche Heilige in so großer Zahl erzeugte, war auf Armuth und Unschuld gegründet; und einen anderen Grund, als den unser Herr, Jesus Christus gelegt hat, kann Niemand auffinden und legen. Jetzt aber, da die angebliche Kirche sich in Reichthümern wälzt, auf Reichthümern einherfährt, nur durch Reichthümer erbaut, steht zu befürch-

ten, daß das ganze Gebäude zusammenstürze. Wenn das römische, zur Erhaltung der Christenheit bestimmte Reich von Feinden und Ungläubigen angefallen wird, so greift der Kaiser zum Schwert und weiß was sein Amt und seine Ehre erfordert; wenn aber der Vater aller Christen, der Nachfolger des Apostels Petrus, der Stellvertreter Christi, uns überall Feinde erweckt, was sollen wir da hoffen, was beginnen? — — Deßhalb vereinige sich die Welt zur Vernichtung dieser unerhörten Tyrannei, dieser allgemeinen Gefahr, denn Niemand wird dem Untergange entrinnen, welche einem widerrechtlich Bedrängten beizustehen unterläßt und vergißt, daß da, wo das Feuer schon des Nachbars Wand ergriffen hat, es sich stets auch schon um die eigene Rettung handelt — u. s. w. [1])."

Nachdem so der Bruch zwischen Kaiser und Papst, welch' letzterer in nicht minder entschiedener Weise antwortete, erklärt war, konnte von einer friedlichen Verständigung nicht mehr die Rede sein. Papst Gregor IX. erneuerte am 27. Mai 1239 den Bann, die mit besonderem Pomp vollzogene Handlung wurde aber von den Römern, die so oft mehr gesunden Menschenverstand hatten, als ihre gewaltthätigen geistlichen Fürsten, mit so viel Unwillen aufgenommen, daß der Papst aus Rom fliehen mußte. Allein als Kaiser Friedrich, um die Lauterkeit seiner Absichten thatsächlich zu beweisen, nicht nur in demselben Jahre (im August 1228) den Kreuzzug wirklich antrat und trotz der Widersetzlichkeit der im Orient befindlichen Johanniter, Templer und sonstiger Kreuzfahrer durch friedliche Unterhandlungen mit Sultan Kamel die Herausgabe Jerusalems und des umliegenden Gebiets erlangte, verfolgten auch selbst dort noch der Papst und seine Priester, wie z. B. der Patriarch von Jerusalem, den Kaiser und belegten sogar — es ist fast lächerlich zu sagen! — die endlich wiedererlangte heilige Stätte mit dem Kirchenbanne. Alle Welt mußte nämlich dem päpstlichen Stuhle dienen, daß Friedrich dem Sultan Kamel, der früher schon großmüthig ein in Egypten gefangenes Kreuzheer frei gelassen hatte, das Zugeständniß machte, daß auch eine türkische Moschee neben den christlichen Tempeln den Muhamedanern für ihren Gottesdienst verbleiben solle. Friedrich, den dort nur der Hochmeister der Deutschordensritter, Herrmann von Salza, unterstützt hatte, kehrte ganz gegen den Willen des Papstes nach Beendigung dieser Angelegenheit wieder nach Europa zurück, nachdem er seinen Marschall Richard zu seinem Stellvertreter in Jerusalem ernannt hatte; gab es doch für ihn in Deutschland wie in Italien wahrlich genug zu ordnen und zu schlichten.

Der Papst, welcher seine friedlich-christlichen Gesinnungen gegen den Kaiser und Unteritalien am offenbarsten inzwischen durch Anwerbung eines Kriegsheeres kund gethan hatte, beschuldigte Friedrich, er sei selbst mehr muhamedanisch, als christlich gesinnt und unterstütze die Pulanen (die mit morgenländischen Weibern erzeugten verweichlichten Nachkommen der ersten Kreuzfahrer) in ihrem Widerstande gegen die vom Kaiser in Jerusalem zurückgelassenen Ritter, bis der Sultan endlich, diesen Zweck benützend, auch dieser neuen kurzen Besitzung Jerusalems durch die

1) Matthaeus par. ad 1239.

Christen schnell wieder ein Ende machte. Dennoch erreichte Gregor IX. durch alle diese Intriguen nicht seinen Zweck, denn da der Kaiser nach seiner unerwartet schnellen Rückkehr von Deutschland aus bedeutende Verstärkung erhielt, so musste sich Gregor (1230) dazu verstehen, Frieden zu schließen und den Kaiser vom Banne zu befreien, wodurch Friedrich Gelegenheit gewann, die Zustände in Apulien gründlich zu ordnen, namentlich auch dadurch, dass er für die aus italienischer, griechischer und arabischer Abstammung wunderlich gemischte Bevölkerung ein gemeinsames Gesetzbuch durch seinen gelehrten Kanzler, Peter de Vineis, ausarbeiten ließ (1231). Gregor IX. sah, daß er mit Gewalt gegen den reich durchgreifenden, weit in gefährlicher Nähe weilenden Kaiser doch nichts ausrichten könne und suchte ihm deshalb auch auf diesem Wege innerer Organisation zu begegnen, indem er (1234) der kaiserlich weltlichen Gesetzgebung eine kanonische Sammlung sämmtlicher Kirchengesetze entgegen stellte.

Mit orientalischer Pracht war der kaiserliche Hof zu Neapel eingerichtet, wo Friedrich, vom Kern aus schon mehr ein Süditaliener, als ein Deutscher, in großartigem Umgang mit schönen Frauen, mit Tafelfreuden, Musik, Malerei und mit der geheimnißvollen Wissenschaft, welche die Araber im Orient verbreiteten, mehr das Leben eines morgenländischen Sultans, als das eines abendländischen Kaisers führte. Eine Menge mancherlei Thiere zeigte, daß hier haremartig gelebt wurde und in der Leibwache, wie in der Bedienung des Kaisers sah man eine Menge Orientalen. Im Abendlande noch selten oder nie gesehene Pflanzen und Thiere, wie z. B. zur Jagd abgerichtete Leoparden, Giraffen u. A., umgaben die prachtvollen Paläste, unter den Sängern und Musikern verbreitete das Abend- und Morgenland um den Preis ihrer Kunst und die sarazenischen Tänzerinnen ließen auf die freien Sitten dieses Hofes schließen. Selbst als Friedrich später nach Deutschland zog, führte er Elephanten und Kameele mit sich und bei seiner dritten Vermählung umgab er seine Frau — — mit türkischen Eunuchen. Der Sultan Kamel hatte ihm ein Zelt geschenkt, in welchem eine astronomische Maschine die Bewegung der Weltkörper darstellte und durch seinen Hofastrologen, Michael Scotus, welcher auch einzelne Schriften des Aristoteles übersetzte, ließ sich der Kaiser bei wichtigen Angelegenheiten das Horoskop stellen.

Da wurde Friedrich nach allen vielen Verzügen, die ihn hätten dringend nach Deutschland rufen sollen, durch die betrübendste Nachricht, nämlich durch die Kunde, daß sein Sohn sich gegen ihn empört habe, im Jahre 1235 zur schleunigen Rückkehr in sein großes Hauptreich mit Nothwendigkeit gezwungen. Wie Friedrich nicht nur als Kaiser, sondern auch, weil er ein Ascidenker war, mit dem Papst in Conflikt kommen mußte, so vernachlässigte er, trotz seiner hohen geistigen Begabung seine Pflichten als deutscher Kaiser, weil er ebenso sehr die deutsche Barbarei verachtete, als er den immer doch noch in einzelnen Erscheinungen fortlebenden Sinn der Deutschen für Freiheit des Einzelnen und überhaupt für mannichfaltige Gliederung des Lebens hasste.

Er wollte aber auch politisch einen morgenländischen Absolutismus, um dann nach seinem edlen Sinne, gleich einem Harun al Raschid, Saladin, dann mit vollen Händen Wohlstand und Bildung ausspenden und die mit Billigkeit gepaarte Gerechtigkeit eines guten Fürsten üben zu können. Solchen Herrschern hat selbst das südliche Europa von Zeit zu Zeit gehuldigt, sie werden in Deutschland aber weniger als in England je Anerkennung und Unterstützung von Seiten des Volkes finden.

Nach einigen Jahren scheinbarer Ruhe, zu welcher der einsichtsvolle Rathgeber des jungen Königs Heinrich, Erzbischof Engelbert von Köln („der Vater seines Landes und die Zierde Deutschlands"), nicht wenig beigetragen hatte, die aber doch auch durch Zugeständnisse von beiden Seiten oft schwer erkauft werden mußte, trat die innere Zwietracht des deutschen Staatskörpers namentlich die ganz unverhältnißmäßige Selbstständigkeit des hohen und niedern, aus Freien und Unfreien hervorgegangenen Adels immer deutlicher zu Tage. Als Reichsvogt Engelbert einen dieser Adeligen, einen Grafen von Isenburg, zur Rechenschaft ziehen wollte, überfiel ihn derselbe meuchlings und ermordete ihn (1225). Graf Isenburg wurde zwar auf Friedrichs Befehl zur Strafe für diese Unthat lebendig gerädert, allein es war sehr viel dadurch verloren, daß König Heinrich jetzt in die Hände schlechter Rathgeber kam. Das zeigte sich denn bald in einer Menge von Verordnungen zu Gunsten der Fürsten und gegen die Städte. Bei der täglichen Zunahme an Macht und Wohlstand der letzteren hatten schon viele freie Landbewohner und Adlige (nicht nur, wie früher, blos ihren Herren in die Stadt entlaufene Hörige) durch die Theilnahme am städtischen Bürgerrecht sich Schutz und Gewinn zugleich zu verschaffen gewußt. Gelang die größere Ausdehnung dieses „Pfahlbürgerrechts," wie man es nannte, und erlangten mithin die Städte auch Einfluß auf dem Lande, so war die Macht der zahllosen weltlichen und geistlichen Herren gebrochen und es entstanden, je nachdem, ob die Kaiser sich zum Mittelpunkte dieses neuen Staatselementes hergaben, oder nicht, nach und nach entweder eine Unzahl weltlich regierter Territorien, wie in der Lombardei, oder Ein einiges Reich wie in England und Frankreich. Der Adel hatte daher nichts Eiligeres zu thun, als beim König Heinrich ein strenges Verbot von Aufnahme neuer Pfahlbürger gegen die Städte auszuwirken, ja als mehrere rheinische Städte, wie Mainz, Bingen, Worms, Speier, Oppenheim, Frankfurt wegen der Bedrückungen von Seiten des Erzbischofs von Mainz ein Schutz- und Trutzbündniß schlossen, verbot Heinrich (1226) auch solche Städtebünde und doch war er trotz aller dieser Zugeständnisse ein so willenloses Werkzeug in den Händen des Adels geworden, daß dieser ihm untersagen konnte, sich mit einer englischen Prinzessin zu vermählen, deren Hand ihm angetragen war und welche später sein Vater heirathete. Die Fürsten wollten eben um jeden Preis, unter denen das Vaterland natürlich der letzte war, keine Stärkung der kaiserlichen Macht.

Als dagegen die immer noch von den Dänen besetzten und furchtbar ausgrie-

genen Länder an der Ostsee von Holstein bis Rügen, dieses Joch abzuschütteln trachteten, da war natürlich weder König Heinrich, noch sein ganzer Troß adeliger Anhänger bereit, ihnen zu Hülfe zu kommen. Jene trauten daher nächst Gott der eigenen Kraft und halfen sich selbst. — König Waldemar II. von Dänemark stand auf dem Gipfel seiner Macht, indem es ihm gelungen war, von Pommern aus auch Esthland zu erobern; dort soll nach der dänischen Sage der Danebrog, das noch jetzt geltende Feldzeichen der Dänen, ein weißes Kreuz im rothen Felde, vom Himmel gefallen sein. Waldemar befehligte ein Heer von mehr als hundert und fünfzigtausend Mann und vierzehnhundert Schiffe und läugnete, vom Papst unterstützt, durchaus ab, daß seine in Deutschland eroberten Länder, geschweige denn gar seine ursprünglichen dänischen Inseln nach dem Zugeständnisse seiner Vorfahren ein Lehen des deutschen Kaiserreiches seien. Da brachte sich König Waldemar durch eine Schandthat selbst in's Verderben, indem er die Gemahlin des damals auf einem Kreuzzuge abwesenden Grafen Heinrich von Schwerin entehrte. Der erzürnte Ehemann kehrte (1223) aus dem Morgenlande zurück, überfiel den König bei einem Jagdfeste auf der Insel Liöe, unweit Faaborg im kleinen Belt, und führte ihn gefangen nach Schloß Dannenberg in Sachsen. Besorgt aber doch wegen der Folgen dieser kühnen That wandte sich Graf Heinrich an Kaiser Friedrich, und unter Vermittelung des Deutschordensmeisters Herrmann von Salza kam ein Vertrag zu Stande, nach welchem Dänemark wieder als deutsches Lehen anerkannt und alle jene deutschen Lande an der Ostsee herausgegeben werden sollten; überdieß versprach der Dänenkönig vierzigtausend Mark Lösegeld zu zahlen und einen Kreuzzug mit hundert Schiffen zu unterstützen. Die Neffen Waldemars, Herzog Otto das Kind von Lüneburg und Graf Albert von Orlamünde, versuchten aber vorher noch mit Waffengewalt diese harten Bedingungen rückgängig zu machen, es kam bei Mölln zu einer großen Schlacht, in welcher die Dänen aber gänzlich geschlagen wurden (1225) und die muthigen Bürger von Lübeck vertrieben zugleich auf eigene Gefahr die dänische Besatzung. König Waldemar wurde jetzt auf obige Bedingungen hin in Freiheit gesetzt, doch erließ ihm Kaiser Friedrich dafür, daß er ein viel höheres Lösegeld versprach, den Kreuzzug und die Lehensabhängigkeit vom Reich. Der Papst, dem der Kreuzzug die Hauptsache gewesen war, entband aber, Kraft seiner Macht zu binden und zu lösen, den König von seinem Versprechen und auf dem großen Heidestriche, welcher in der Mitte Holsteins die fruchtbaren Küstengegenden dieses stets so deutsch gesinnten Landes durchschneidet, bei Bornhövd kam es am 22. Juli 1227 zur entscheidendsten Schlacht, welche je für die Unabhängigkeit Norddeutschlands gegenüber dem ländergierigen Inselfürsten geschlagen ist. Der Sieg der vom übrigen Deutschland im Stich gelassenen sächsischen Grafen über den mächtigen Nordlandskönig war so auffallend, daß man ihn einem Wunder, dem hülfreichen Erscheinen der Maria Magdalena, zuschrieb und zu Ehren dieses glorreichen Tages in jenen Gegenden zahlreiche Klöster gestiftet wurden. Den Hauptausschlag hatte am Tage der Schlacht der Uebertritt der tapferen dithmarsischen

Bayern gaben, welche später noch zwei dänischen Königen in ihrem sumpfigen Lande den Untergang bereiteten. Selten hat sich in einem entscheidenden Momente das männliche: „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!“ so glänzend bewährt, wie bei dieser muthigen Wiedereroberung der nordischen Reichsgrenzen. Kaiser Friedrich gewährte zur Belohnung dem wichtigsten Punkte jener hundert Meilen langen Marken, der Stadt Lübeck, die Reichsfreiheit und auf der Grundlage dieser Anerkennung konnte dann der deutsche Ritterorden seine Eroberungen der slavischen Lande bis an den baltischen Meerbusen und bis in's Innere von Polen nach und nach fortsetzen.

Ein trauriges Seitenstück zu dieser erfolgreichen, acht deutschen Erhebung bildet die von nur zu vielen Fürsten und Bischöfen unterstützte Empörung König Heinrichs gegen seinen Herrn und Vater, Kaiser Friedrich II. Heinrich, dem längst wir wir haben um die Gunst der Fürsten buhlend, hatte sie vollends dadurch zu gewinnen gesucht, daß er auf einem Reichstage zu Worms (1231) nicht nur alles Frühere bestätigte, sondern auch die Vorrechte der hier zuerst „Landesherren“ benannten Fürsten in einer Weise, auf die wir später zurückkommen werden, noch bedeutend erweiterte und vermehrte. Namentlich verschwanden die letzten Spuren der alten Grundsätze des deutschen Reiches, daß alle Gerichtsbarkeit in des Kaisers Namen geübt werde, und wurden die Afterlehensträger ganz von den eigentlichen Lehensträgern, den Fürsten, abhängig gemacht, doch wußte man sich, darin ein Gegengewicht gegen das Gelüste der Fürsten nach völliger Unabhängigkeit von der kaiserlichen Gewalt gefunden zu haben, daß der „Landesherr“ bei Erlassung von neuen Gesetzen und Verordnungen an die Zustimmung des niedern Adels gebunden sein sollte. Das Gesetz gegen die Pfahlbürger und gegen die Aufnahme von Hörigen in den Städten wurde erneuert, letzteres auch, um den niedern Adel für die Centralgewalt zu gewinnen, es hatte aber, gleich früheren ähnlichen Experimenten, doch nur die Folge, daß sich die Einen, wenn schwache Kaiser auf dem Throne saßen, den Fürsten anschlossen. Kaiser Friedrich bestätigte aber, zur Ueberraschung Heinrichs, nicht nur diese Verordnungen, sondern verlieh auch (1232) durch ein noch weiter gehendes Gesetz dem Städtewesen vollends zu Gunsten des Adels den Todesstoß zu geben. Auf dem Reichstage zu Ravenna nahm nämlich Friedrich den Städten das Recht, sich ihre Obrigkeit selbst zu wählen und übertrug dasselbe an die Bischöfe und weltlichen Landesherren, obgleich dies Recht der Städte auf den bündigsten Urkunden früherer Kaiser beruhte, ja oft mit schweren Opfern erkauft war. Auf diesem Reichstage trat dann auch der Bruch zwischen Vater und Sohn offen zu Tage, indem Heinrich sich bei einer Zusammenkunft in Aquileia so abstoßend benahm, daß auf Verlangen des erzürnten Kaisers mehrere Fürsten sich für die fortdauernde Treue desselben verbürgen mußten. Dessenungeachtet zettelte Heinrich doch (1234) offenbare Empörung gegen seinen Vater an, nachdem er ein Jahr zuvor den treuesten Anhänger desselben in Deutschland, den Herzog von Bayern, mit Krieg überzogen hatte. In Boppard am Rhein schloß Heinrich nicht nur ein Schutz-

und Trutzbündniß mit mehreren unzufriedenen deutschen Fürsten, sondern auch die hauptsächlichsten Städte der Lombardei, der Markgraf von Montferrat und andere italienische Große wurden mit in das Complott gezogen.

Nur in einem Punkte hatten die Verschwornen sich verrechnet, nämlich darin, daß sie glaubten, Kaiser Friedrich, welcher damals in Italien kein Heer beisammen hatte, werde sich durch die plötzliche Gefahr schrecken lassen. Ohne Soldaten, aber von einem glänzenden Gefolge begleitet, erschien Friedrich in Deutschland und als er sofort schriftlich und persönlich den abtrünnigen Fürsten ihren Treubruch vorhielt, fielen sie wieder von Heinrich ab. Der Kaiser wollte Anfangs nun seinem Sohne Verzeihung angedeihen lassen, als dieser aber fortfuhr in seiner Widersetzlichkeit, nahm ihn der erzürnte Vater gefangen und schickte ihn nach Italien auf das Schloß Martorana, wo er (1242) starb. Konrad, Friedrichs zweiter Sohn, welcher mit einer Tochter des treuen Herzogs Otto von Bayern verlobt wurde, war jetzt mit Uebergehung eines Sohnes Heinrichs zum Thronfolger bestimmt.

Friedrich kehrte nach Besiegung dieser unnatürlichen Auflehnung (1237) nach Italien zurück, um den letzten, schwersten und unglücklichsten Kampf seines Lebens zugleich mit den Lombarden und mit dem Papste zu beginnen und doch waren in Folge der Abwesenheit des Kaisers, in Folge der schwachen Regierung seines Sohnes, und in Folge der außerordentlichen Zugeständnisse, durch welche man den Uebermuth und das Selbstständigkeitsgefühl der Fürsten noch weiter gesteigert hatte, inzwischen Dinge vorgefallen, welche nach Friedrichs eigenen Gesetzen z. B. über den Reichsfrieden, die strengste Rüge verlangt hätten. Die schrecklichste dieser Gewaltthaten war die Vertilgung der Stedinger, eines friesischen, von Ackerbau und Schiffahrt lebenden Volksstammes, dessen einziges Verbrechen war, daß er um der Bedrückung der benachbarten Fürsten und Bischöfe zu entgehen, sich durch Dämme dem Meere ein neues Vaterland abgerungen hatte und dort sehr wohlhabend geworden war. Ein unbedeutendes Ereigniß mußte den Vorwand hergeben, um diese braven Bauern und Schiffer des höchsten damals geltenden Verbrechens, nämlich der Ketzerei, anzuklagen, und deßhalb einen Kreuzzug gegen sie zu beschließen. Ein habsüchtiger Priester, welchem der Beichtgroschen einer armen Frau nicht ausgiebig genug gewesen war, steckte ihn derselben statt der Hostie in den Mund, so daß sie fast erstickt wäre. Die über diese doppelte Frevelthat erbosten Bauern schlugen den Pfaffen todt, und jetzt boten der Herzog von Brabant, die Grafen von Oldenburg, Cleve, Holland und der Erzbischof von Bremen vierzigtausend Mann auf, welche endlich nach jahrelanger tapferer Gegenwehr diesen ganzen Stamm vertilgten und sein Hab und Gut sich aneigneten. Was nicht in der Schlacht fiel, oder beim Durchstich der Deiche ertrank, wurde erbarmungslos als Ketzer verbrannt.

Friedrich der Streitbare von Oestreich, ein tapferer, aber ungeschlachter Mensch, so daß er seiner Mutter durch Drohung schrecklicher Qualen ihr Wittwengehalt, seiner Schwester, welche er bei Nacht zu ermorden drohte, ihre Mitgift wieder abnahm und drei Frauen, nachdem er sie kaum geheirathet hatte, wieder verstieß, war

der gewaltthätigste unter den damaligen deutschen Fürsten, und der vertrauteste Helfershelfer und Rathgeber König Heinrichs gewesen. Ihn that Kaiser Friedrich deshalb noch kurz vor seiner Rückkehr nach Italien in die Reichsacht und erklärte ihn seines Herzogthums für verlustig, welches zwar, aber gerechte Urtheil dann auch durch den König von Böhmen, den Herzog von Bayern und die Bischöfe von Bamberg und Passau vollzogen wurde.

Deutschland war demnach „beruhigt" und an der Hand einer schönen und jungen Gemahlin, der Schwester Heinrichs III. von England, mit welcher Friedrich sich zu Worms mit großer Pracht vermählt hatte, trat der Kaiser die längst ersehnte Rückkehr nach seinem geliebten Italien an, allein in letzter Zeit mochte ihm eine Ahnung von dem verfehlten Streben seines Lebens gekommen sein, denn als er einer Reichshülfe gegen die Lombarden verlangte, hatten ihm die Fürsten, denen er doch so viel geopfert, rundweg erklärt, daß diese italienischen Kriege, welche ihm und seinem Hause stets wichtiger erschienen, als die dringendsten Angelegenheiten daheim, Deutschland gar nicht betreffen könnten, und daß er sie mit den Streitkräften seines apulischen Königreichs führen möchte.

Nicht minder betrübend als diese feindselige, aber darum doch nicht ungerechte Gesinnung der Reichsfürsten gegen den persönlich großen, aber undeutsch gesinnten Kaiser, ist nun überhaupt die Geschichte seiner letzten Lebensjahre. Anfangs besiegte Friedrich zwar die Lombarden auf das Glänzendste in der Schlacht bei Cortenuovo (1238), in welcher der Kern des Bundesheeres vernichtet und viele der angesehendsten Führer, wie der Podesta von Mailand, Tiepolo, nebst einer großen Menge von Bürgern gefangen wurden, allein von einer anderen Seite verdoppelte sich die Gefahr, indem der Nachfolger Gregors IX., der Papst Innocenz IV., auf genuesischen Schiffen nach Rom entfloh und dort, der bedrohlichen Nähe des kaiserlichen Heeres entgegen, feindselig auf den Untergang Friedrichs hinarbeiten konnte. Die Mailänder hatten einen billigen Frieden angetragen, indem sie statt der früher verlangten vierhundert, jetzt zehntausend Streiter für den Kreuzzug stellen wollten u. dgl. m., nur wollte der Kaiser ihre städtischen Gerechtsamen nicht beschränken. Friedrich wollte unbedingte Unterwerfung und der Krieg gegen die treuen Städte der Lombardei wurde mit solcher Erbitterung fortgesetzt, daß z. B. bei der Belagerung von Brescia die kaiserlichen gefangene Lombarden an den hölzernen Belthürmen, mit denen man sich den Mauern zu nähern pflegte, lebendig aufhingen, um so die Lombarden am Schießen zu verhindern. Die Brescianer hingen aber ebenso kaiserliche Gefangene außen an ihre Wälle, so daß diese Wehrlosen zuerst die Opfer der gegenseitigen Kampfeswuth wurden. Dennoch steigerte sich Friedrichs Macht so weit, daß er hatte Rom selbst bedrohen, eine Kirchenversammlung in Genua hindern, die Angelegenheiten in Apulien und Sizilien zu seinem Vortheil entscheiden konnte. Da traf ihn die niederschmetternde Nachricht, daß Papst Innocenz IV. ihn zu Lyon am 17. Juli 1245 mit Zustimmung vieler Bischöfe und Fürsten aus allen Theilen des christlichen Europa's in den Bann gethan und seiner

Kaiserwürde entsetzt hatte. Der Papstbrief enthielt in ausführlicher Schilderung alle jene früher von uns erwähnten Punkte, von dem langen Kampfe mit der päpstlichen Gewalt anfangend, bis zu der Beschuldigung, daß der Kaiser ein halb mohammedanisches Leben führe, ein Ketzer sei und sich die stärksten Neuerungen über die katholische Religion erlaubt habe.

Friedrichs Muth war nicht gebeugt, allein die üblen Folgen seiner Entfernung von Deutschland und traurige Unglücksfälle trafen ihn jetzt Schlag auf Schlag. Da auch seine dritte Gemahlin (1222) gestorben war, hatte er jetzt zu spät an Verstärkung seiner Partei in seinem Vaterlande und ließ um die Hand der Tochter des Herzogs von Oesterreich werben; die noch sehr junge Prinzessin schlug aber sogleich die Hand des Kaisers aus, weil der Bann der Kirche auf ihm ruhe. König Konrad, der jüngere Sohn und jetzige Stellvertreter Friedrichs ging ins Feld wider den Gegenkaiser, Heinrich Raspe von Thüringen, den Innocenz IV. nur mit großen Geldopfern zur Annahme dieser bedenklichen Würde hatte bewegen können und welcher in der That nur von einigen Bischöfen und Prälaten (1246) zum Kaiser gewählt und gekrönt war. Allein es wurde in der Gegend von Frankfurt heftig, und wenig Helfen jetzt die benachbarten Fürsten, wie Rudolph von Baden, der Bischof von Straßburg u. A. über die hohenstaufischen Besitzungen diesseits und jenseits des Rheines her. Friedrich brachte dennoch ein bedeutendes Heer zusammen, um mit demselben den Papst und sein feindselig gegen ihn gesinntes Priesterregiment aus Rom zu verjagen und eben damit er in der Gegend von Turin, als die Nachricht von dem Abfall Parma's und anderer Kleineren, bis jetzt ghibellinisch gesinnten italienischen Städte ihn zum Rückzug nöthigte. Friedrich belagerte jetzt lange das ungetreue Parma, dem gegenüber er eine neue Stadt Vittoria hatte bauen lassen, zwar mit wenig Erfolg, er hatte aber auch, denn von Deutschland kamen inzwischen gute Botschaften, nämlich, daß die Partei des Gegenkaisers Heinrich Raspe durch den Widerstand verschiedener Städte gebrochen und dieser selbst nach vergeblicher Belagerung von Reutlingen und Ulm durch König Konrad besiegt und dann, von Niemand recht mehr beachtet, auf der Wartburg gestorben sei (1247). Der neue Gegenkaiser Wilhelm von Holland, welcher Friedrich noch überlebte, kam noch weniger als Heinrich Raspe je zu Macht und Ansehen, so sehr er auch bereit war, sich durch Verschenken von Rechten des kaiserlichen Ihrer Anhänger zu erwerben. Da quälte den Kaiser vor Parma selbst schwere Unruhe. Weil er nämlich wußte, daß die Noth in der umbelagerten Stadt schon den höchsten Grad erreicht habe, ein von Mantua aus heranziehendes Hülfsheer aber durch König Enzio, einen natürlichen Sohn Friedrichs II., geschlagen war, so erwartete der Kaiser täglich die Uebergabe der Stadt und beeilte deßhalb die Belagerung Vittoria. So war Friedrich II. auch im Frühling 1248 einige Tage auf der Jagd, um sich von langer schwerer Krankheit zu erholen und das Belagerungsheer gab sich auch allerlei Vergnügungen hin, da sah der Kaiser von einer Anhöhe aus plötzlich aus der Lagerstadt Parma viele Rauchwolken aufsteigen, erschrocken

eilte er hinab, aber schon auf halbem Wege kamen ihm die schwachen Ueberreste seines Heeres in wilder Flucht entgegen, so daß er nur mit Mühe bei Cremona wieder einen Theil desselben sammeln konnte und um alle Früchte des Sieges von Cortenuova gebracht war. Bei der Zerstörung von Vittoria fiel auch der bewährte Feldherr Tarlati von Sarsina und gerieth sogar die Reichskrone in die Hände der Lombarden. Der Ueberfall der Belagerer war aber auch so rasch geschehen, daß die Kaiserlichen sich nicht einmal hatten wappnen können und mit welcher Erbitterung und Rohheit in diesen Kriegen überhaupt gekämpft wurde, geht z. B. daraus hervor, daß man auch wieder gegenseitig die Gefangenen lebendig an die Rolthürme und Mauern hängte, um so die Gegner vom Schießen abzuhalten, allein die muthigen Männer forderten selbst ihre Freunde auf, sie nicht zu schonen und starben so durch die Geschosse ihrer eigenen Landsleute. Ein zweiter noch härterer Schlag vollendete im folgenden Jahre (1249) das Unglück Friedrichs. Während er nämlich zur Regelung der Verhältnisse in Unteritalien nothwendig abwesend sein mußte, kam es zwischen den Bolognesen und König Enzio an der Scultenna am 26. Mai 1249 zur Schlacht, in welcher nach langem zweifelhaftem Kampfe letzterer nicht nur geschlagen, sondern auch gefangen wurde. Kaiser Friedrich war durch diesen Verlust seines liebsten Sohnes auf das Schmerzlichste betroffen, und bot das größte Lösegeld (man sagt, er habe zuletzt einen silbernen Ring um Bologna verheißen), allein die Bolognesen hegten den schönen, geistvollen, erst vierundzwanzig Jahre alten König in engsten Verwahrsam, in welchem er bis zu seinem Tode verblieb. Eine der reizendsten Frauen ihrer Zeit, Lucia Viadagola, theilte mit ihm die Gefangenschaft und von dieser Verbindung soll das später berühmte Geschlecht der Bentivoglio (Ich will Dir wohl) abstammen. Einmal schien ein Rettungsversuch Enzio's fast gelungen, indem man ihn in einem Fasse aus der Stadt zu schaffen suchte; schon war er unter dem Thore, als die Schildwache bemerkte, daß seine langen, blonden Locken in den Boden des Fasses eingeklemmt waren. Er wurde wieder verhaftet und in ein unterirdisches Gefängniß gesteckt, welches jeden neuen Fluchtversuch unmöglich machte.

Von jetzt ab erlosch allmählig des alten Kaisers Lebenskraft und Frische, wenn auch der wilde Ezzelino von Romano, welcher mit schrecklicher Blutgier gegen alle Welfen wüthete, hie und da Vortheile erfocht. Friedrich, vom Banne des Papstes gedrückt, durch einen bald fehlgeschlagenen Reichstag zu Verona (1246) über der geringe Anzahl seiner noch getreuen Anhänger augenscheinlich belehrt, sollte zuletzt noch sogar den Kummer erleben, sich von seinem Kanzler, Peter de Vineis, der ihm mehr Freund, als Diener, gewesen war, verrathen und bedroht zu sehen. Er hatte nämlich in früheren Krankheiten gewöhnlich mit Erfolg den Arzt des Kanzlers zu Rathe gezogen und berief diesen auch jetzt wieder bei einem Unwohlsein. Da man ihn aber gewarnt hatte: der Arzt sei bestochen, um ihn zu vergiften, so verlangte Friedrich von demselben, er solle zuerst von der Arzenei kosten. Der Arzt erblaßte, that, als ob er helfen und wollte den Trank verschütten. Man

gab die Arzenei sofort einem Verbrecher und als dieser rasch daran starb, wurde der Arzt gehängt, Peter de Vinea aber geblendet und so, als abschreckendes Beispiel, im Lande herumgeführt; er tödtete sich aber bald darauf selbst, indem er sich im Kerker den Kopf an der Wand einstieß.

„Meine eigenen Eingeweide wenden sich wider mich!" rief der alte, tiefgebeugte Kaiser bei dieser Gelegenheit und, die Nähe seines Todes ahnend, bestellte er sein Haus. Friedrich, der Sohn des verstorbenen Heinrich, mußte sich mit Steiermark und Oestreich begnügen, der zweite Sohn des Kaisers Konrad wurde zum Nachfolger bestimmt in allen Reichen (Deutschland, Lombardei, Burgund, Sizilien, Sardinien und Jerusalem), welche unter der Oberhoheit der römischen Kaiserkrone standen. Ein unehlicher Sohn Friedrichs, Manfred, sollte Apulien haben. Das hohenstaufische Hausgut wurde für reichsfrei erklärt, wodurch die zahllose Menge reichsunmittelbarer Städte, Herrschaften und Stifte in Schwaben entstanden. Noch einmal zog Kaiser Friedrich dann wiederum verstärkt durch eine bedeutende sarazenische Hülfsschaar mit Erfolg in's Feld, da ereilte ihn am 13. Dec. 1250 im Garten des Klosters Fiorentinola bei Lucera im sechsundfünfzigsten Lebensjahre plötzlich der Tod.

Konrad (1250—1254) und Konradin,

der letzte Hohenstaufe († 1268);

das Interregnum (bis 1273).

Wie sehr Kaiser Friedrichs Charakterstärke und hoher Geist selbst einem Innocenz IV. imponirt hatte, geht daraus hervor, daß der Papst bei der Nachricht von Friedrichs Tode ganz außer sich vor Freude war und ausrief: „Jetzt freue sich der Himmel und hüpfe die Erde vor Entzücken!" — Die Aufgabe blieb nun noch, die letzten Sprößlinge dieses verhaßten hohenstaufischen Geschlechtes vollends zu vertilgen, um dann Deutschland durch Schattenkaiser ganz in die Knechtschaft der römischen Hierarchie zu bringen. Und doch zeigte Konrad auch in Italien wenig von der Geisteskraft seines Vaters und suchte durch Zugeständnisse aller Art die Gunst des Papstes zu gewinnen, der heilige Vater würdigte aber den neuen Kaiser gar nicht einmal einer Antwort. Nur der tapfere Manfred nahm sich seines Halbbruders kräftig an, und huldigte ihm als König von Italien. Das durfte aber nicht geduldet werden und als Konrad eben in Unteritalien einiges Waffenglück gehabt und Kapua und Neapel erobert hatte, starben er sowohl, wie der jüngste Sohn Friedrichs, Heinrich, kurz nacheinander. Bei Konrad, welcher erst sechsundzwanzig Jahre alt war, ist es gewiß, daß sein Tod (1254) durch Gift herbei geführt wurde. Manfred gelang es dagegen, begünstigt durch den gleichzeitigen Tod Innocenz IV.

die Krone von Apulien zu behaupten. Die nächſten Päpſte Urban IV. und Clemens V., franzöſiſche Kardinäle, veranlaßten aber den Bruder König Ludwigs von Frankreich, Carl von Anjou, dem Manfred den Thron ſtreitig zu machen, und nach heldenmüthiger Gegenwehr erlag der von den Geiſtlichen ſeines Landes verrathene König am 26. Februar 1266 dem franzöſiſchen Heere in der Schlacht bei Benevent. Carl von Anjou verweigerte dem Manfred, welcher freiwillig im Kampfe den Tod geſucht und gefunden hatte, ſogar ein ehrliches Begräbniß, da er der Sohn eines Ketzers ſei, die Schönheit der Leiche rührte aber ſelbſt noch die franzöſiſchen Soldaten. Jeder trug einen Stein herbei und ſo erhob ſich an der Brücke von Benevent über dem Todten das Denkmal, welches noch lange im Munde des Volkes als „der Fels der Roſen“ fortlebte. Manfreds gleich ſchöne, noch im Kindesalter ſtehende Knaben wurden halbnackt in einen Kerker geworfen, in welchem ſie bis an ihren Tod (der letzte ſtarb 1309) verblieben.

Nicht minder tragiſch war das Ende des letzten Hohenſtaufen, Konradins, eines Sohnes von Konrad IV., welcher aber beim Tode ſeines Vaters erſt zwei Jahre alt war und damals ganz verlaſſen dageſtanden wäre, wenn ſich nicht Herzog Ludwig von Bayern ſeiner angenommen hätte. Ein ebenſo begabter, zu ebenſo großen Anſprüchen berechtigter Prinz, war Friedrich von Baden, welcher mit Konradin erzogen wurde und bei erneuerter Herrſchaft der Hohenſtaufen Anſprüche auf Oeſtreich erheben konnte, da ſeine Mutter eine Babenbergerin war. Als daher beide Prinzen das wehrhafte Alter erreicht hatten und namentlich die jetzt ganz haupt-loſe ghibelliniſche Partei in Italien auf das dringendſte das Erſcheinen Konradins dort zur Eröffnung neuer Kämpfe verlangte, ſo ſuchte der junge Prinz (1267) ein Heer in Deutſchland zu ſammeln. In der That konnte er noch im Herbſt deſſelben Jahres mit zehntauſend Mann die Alpen überſteigen, allein wie das Heer (beſonders Bayern und Tyroler) nur durch Aufopferung der letzten Ueberreſte des hohenſtaufiſchen Erbes zuſammengebracht war, ſo verließen ihn ſiebentauſend Mann ſchon wieder bei Verona. Die ghibelliniſchen Italiener unterſtützten dagegen deſto kräftiger den jungen König.

Verona und Piſa veranſtalteten bedeutende Rüſtungen zu Land und zur See und in Süditalien erhob ſich ein bedeutender Aufſtand gegen Karl von Anjou. Anfangs ſchien daher das Kriegsglück dem Enkel Friedrichs II. günſtig, er gelangte bis Rom, wo er glänzend empfangen wurde, während die franzöſiſche Flotte in einer Schlacht vor Meſſina faſt gänzlich erlag. Ja auch in der entſcheidenden Hauptlandſchlacht bei Scurcola ſiegte die Kriegestüchtigkeit der Deutſchen und der vom alten Kaiſer Friedrich in Luceria angeſiedelten Saracenen. Allein zu früh überließ man ſich der Siegesfreude, plötzlich kehrte das ſchon geſchlagene franzöſiſche Heer wieder um, überfiel die theils plündernden, theils ſorgloſ ruhenden oder badenden Kaiſerlichen und die Niederlage derſelben war nun vollſtändig (23. Auguſt 1268). Konradin und ſein Freund Friedrich von Baden waren glücklich dem Gemetzel entronnen und befanden ſich ſchon auf dem Schiff, welches ſie nach Piſa

in Sicherheit bringen sollte, als sie durch den Verrath eines Edelmanns, Franzipani, wieder eingeholt und den Franzosen ausgeliefert wurden. Obgleich die Franzosen selbst über die Gerichtskomödie, welche jetzt aufgeführt wurde, empört waren, so daß Karls von Anjou Schwiegersohn den Verkündiger des Urtheils mit dem Schwerte durchstieß, wurden doch beide Prinzen zum Tode verdammt und dieses Urtheil am 22. Oktober 1268 auf dem Markte von Neapel vollzogen. Auf dem Schafott rief Konradin noch aus: „Ich lade meine Mörder vor den höchsten Richterstuhl! Die Deutschen werden nicht so entartet sein, daß sie diese Schmach nicht in französischem Blute abwaschen sollten. —" Damit warf er seinen Handschuh in die Luft, in dem sich noch sein Siegelring mit den hohenstaufischen Löwen befand. Graf Heinrich Truchseß von Waldburg hob ihn auf und dadurch lebt das Wappen der Hohenstaufen in dieser Familie fort. Für die nächste Zeit wenigstens dachte aber Niemand in Deutschland daran das Blut des jungen Königs zu rächen, sondern alles von hohem und niederem, geistlichem und weltlichem Adel beeilte sich nur, da jetzt der letzte Kaisersprößling gefallen war, sich auf Unkosten des gemeinsamen Vaterlandes zu bereichern und zu erheben.

Inzwischen war auch Wilhelm von Holland, der Pfaffenkaiser, schon gestorben nach wenig bemerkbarer, unrühmlichster, unglücklicher Laufbahn. 1252 brachte er zwar einen Reichstag in Frankfurt zu Stande, da er sich aber so sehr erniedrigte, die Beschlüsse desselben sogar dem Papst zur Bestätigung vorzulegen, so wurden ihm selbst die wenigen bis jetzt noch anhänglichen deutschen Fürsten aufsässig, ja sogar die rheinischen Erzbischöfe erklärten sich gegen ihn, in Utrecht verfolgten ihn die Bürger mit Steinwürfen und als er sich durch eine Heirath mit einer Tochter Herzog Otto's von Braunschweig die Anhänglichkeit der welfischen Partei erringen wollte, verbrannte ihm in der Hochzeitnacht das Haus mitsammt der falschen, nachgemachten Krone (die ächte befand sich noch in Italien) und ein Ritter brachte seine Frau in Gefangenschaft. Dennoch schien nach dem Tode Konrads IV. (1254) bei der Minderjährigkeit Konradins und weil sonst kein Fürst seine Hand nach der gefährlichen Kaiserwürde auszustrecken wagte, eine bessere Zeit für Wilhelm von Holland gekommen zu sein. Die damals in der Blüthe ihrer Kraft stehenden Städte erkannten ihn um den Preis, daß er ihre Bündnisse bestätigte, freiwillig an und da er mehr noch, als alle seine Vorgänger, mit freigebiger Hand jetzt Privilegien austheilte und von den altkaiserlichen Rechten vergabte, wurden ihm auch die Fürsten und sonstiger hoher und niederer Adel immer mehr geneigt. Im Jahre 1256 ließ er sich aber statt nun seine königliche Macht zu befestigen, in einen nutzlosen Krieg mit den freien friesischen Bauern ein und wurde von einigen Leuten erschlagen, welche gar nicht einmal den König von Deutschland in ihm vermutheten.

Die Städte wollten jetzt bei der allgemeinen heillosen Verwirrung die Ordnung der Reichsangelegenheiten in die Hand nehmen und hielten deßhalb — eine

freilich ganz neue Erscheinung! — 1256 zu Mainz einen Reichsfürstentag.

Ueber diese Anmaßung „der Krämer und Handwerker“ waren Fürsten und Herren im höchsten Grade erbost, denn sie wollten am liebsten gar keinen Kaiser, jedenfalls kein solches Oberhaupt, welches zu schwach war, um Recht und Ordnung im Lande aufrecht zu erhalten. Die städtischen Abgeordneten wurden daher aus Hinterhalten überfallen und gefangen gesetzt und Land auf Land ab nicht nur willkürlich neue Zollstätten errichtet, sondern auch immer mehr Burgen erbaut, als Zufluchtsstätten für die Raub- und Diebszüge der adeligen Herren. Dagegen thaten sich dann nach dem Muster des großen nordischen Städtebundes, der Hansa, bald nach Kaiser Konrads IV. Tode auch die süddeutschen Städte zum rheinischen Städtebunde zusammen, der 1271 schon mehr als sechszig größere und kleine Städte umfaßte. Durch diese Einigung stark, konnten die Verbündeten sich jetzt gleich den Lombarden mit bewaffneter Hand den Gewaltstreichen der Fürsten und Herren widersetzen, was Veranlassung zu einer Menge von kleinen Kriegen gab, namentlich in Schwaben und am Rhein, wo die Grafen von Württemberg und die drei rheinischen Erzbischöfe am meisten die Städte bedrohten. Viel Blut floß von beiden Seiten, manche Burg wurde zerstört, mancher Stadt oft auf längere Zeit ihr Verkehr gehemmt; die Lütticher erschlugen ihren Bischof, der sich eine Zwingburg in der Stadt gebaut hatte und in ähnlicher Weise hatten Halle, Leipzig, Straßburg, Metz, Hameln, Würzburg, Augsburg u. s. w. mit den benachbarten Bischöfen und Aebten zu kämpfen, in der Schweiz lagen die Grafen von Habsburg, Toggenburg, Werdenberg mit den Städten und altfreien Bauerngemeinden in Streit; kurz Verwirrung, Zügellosigkeit und Gewalt an allen Ecken und Enden.

Da sahen die Fürsten und Herren denn doch ein, daß es besser sei, wenigstens einen Scheinkaiser zu haben. Dazu schien am zweckdienlichsten, wenn man einen machtlosen ausländischen Fürsten mit der höchsten Würde des großen herrlichen deutschen Volkes betraute. Allein, wenn sie auch in dieser Niederträchtigkeit einig waren, so konnten die Wahlfürsten sich doch nicht wegen der Person ihres Schattenkaisers einigen und so wählte denn ein Theil derselben am 13. Januar 1257 den englischen Richard, Grafen von Cornwallis, die übrigen aber am 15. Mai desselben Jahres König Alphons von Kastilien „den Sterndeuter,“ zum deutschen Kaiser-König. Dieser Unfug gefiel natürlich dem damaligen Papst, Alexander I., sehr wohl und es suchte die Hierarchie diesen Weg zur gänzlichen Schwächung Deutschlands in jeder Weise auszubeuten. Die nächste Wirkung dieser Umtriebe war denn auch, daß der Städtebund, welcher jetzt allein noch eine innere Wiedergeburt Deutschlands hätte anbahnen können, sich nicht nur nicht erweiterte, sondern selbst auch in inneren Zwiespalt gerieth. Ein Theil der Städte stellte sich nämlich nebst manchen, namentlich süddeutschen Fürsten und Herren auf die Seite des Alphons von Castilien, weil dieser ein Verwandter der Hohenstaufen war. Andrerseits gewann Richard von Cornwallis einen bedeutenden Anhang dadurch, daß er mit vielem Gelde und natürlich noch größerer Freigebigkeit in der Vergabung

kaiſerlichen Rechte und Privilegien in Deutſchland perſönlich erſchien, während ſein Gegner, der Caſtilier, es gar nicht einmal der Mühe werth hielt, ſich um den Beſitz der erſten Krone der Chriſtenheit, wie man ſie jetzt nur noch zum Spott nennen konnte, zu bemühen, und deßhalb nie nach Deutſchland kam. Allein auch Richards Anhänger blieben demſelben nur ſo lange treu, als ſeine Schätze verhielten und da er bald darauf wegen in England ausgebrochener Unruhen heimkehren mußte, hatte Deutſchland in dieſer Zeit eigentlich doch gar keinen Kaiſer, weßhalb man dieſe Periode das „Interregnum“ nennt. Richard kam zwar ſpäter während ſeiner fünfzehnjährigen Regierung noch dreimal wieder nach Deutſchland, es war aber immer nur für kurze Zeit und ſeine Thätigkeit von keinem Belang. 1257 löſte ſich in Folge dieſer Ereigniſſe der Städtebund wieder auf. Die Fürſten konnten nun aber ungeſtört ſich in der angemaßten Herrſchergewalt feſtſetzen und der Adel trieb jetzt das ſchon gewohnte Raubritterweſen ungeſtraft in ausgedehnteſter Weiſe, ſo daß, wenn in den Städten bei dem jetzt beſonders emporkommenden Bürgerſtande ſich nicht noch Ordnung, Recht und Sitte erhalten hätten, man das heilige römiſche Reich deutſcher Nation mit Recht als Ein großes Räuber- und Diebsneſt hätte bezeichnen können.

Während die anderen geiſtlichen und weltlichen Fürſten ſich bei dieſem unſeligen Treiben gegenſeitig in kleinen Kämpfen zerfleiſchten, betrieb nur Einer von den ehemals der deutſchen Oberlehensherrlichkeit unterworfenen Fürſten in großartiger Weiſe die Vergrößerung ſeiner Macht und Unabhängigkeit. Dieſes war König Ottokar von Böhmen. Nachdem er im eigenen Lande den aufſäſſigen Adel gebändigt hatte, trachtete er nach dem Herzogthum Oeſtreich und heirathete deßhalb die älteſte Schweſter des gewaltthätigen Friedrichs des Streitbaren von Oeſtreich, welche bis dahin ſchon, ziemlich vorgerückt an Jahren, in einem Kloſter in Tirol gelebt hatte. Dem öſtreichiſchen Adel gefiel es aber gar nicht, daß er unter die Zuchtruthe eines ſo energiſchen Herzogs kommen ſollte und ſandte deßhalb Ulrich von Lichtenſtein an Heinrich von Meißen, um dieſem die herzogliche Würde in Oeſtreich anzutragen. Allein der ſchlaue Ottokar empfing in Prag den Abgeſandten mit großen Ehren und wußte ihn durch Beſtechungen dahin zu bringen, daß er ihm den Herzogshut anbot.

Ottokar ſetzte ſich darauf in Oeſtreich feſt, da er aber wohl wußte, daß dem ihm widerſpenſtigen Adel auf die Länge nicht zu trauen ſei, derſelbe jedoch ſtets zu kriegeriſchen, reiche Beute verheißenden Heerfahrten bereit zu ſein pflegte, ſo verwickelte er ſich zu Gunſten des deutſchen Ordens und der Polen in einen Krieg mit den Preußen und Lithauern, was, da dieſe Völker noch heidniſch waren, zugleich immer noch als ein verdienſtvoller, heiliger Kreuzzug galt. Der Feldzug wurde in befriedigender Weiſe beendigt, auf dem Rückzuge ließ Ottokar aber in Breslau den Kern des öſtreichiſchen Adels, ſelbſt den Ulrich von Lichtenſtein nicht ausgenommen, verhaften und in ſicheren Gewahrſam bringen, ſo daß jetzt ſeiner unbeſchränkten Herrſchaft auch in Oeſtreich nichts mehr im Wege zu ſtehen ſchien (1254). Die

Söhne Otto's von Bayern, den Friedrich der Streitbare zum Statthalter in Oeſtreich ernannt hatte, die Herzoge Ludwig und Heinrich von Bayern nahmen ſich aber in Verbindung mit dem Erzbiſchofe von Salzburg des bedrängten öſtreichiſchen Adels an. Bei Mühldorf kam es (1255) zur Schlacht und Anfangs ſchien das Glück dem Könige geweſen, da brach unter den Böhmen eine Brücke und dreitauſend ertranken, oder wurden erſchlagen. Ottokar ſuchte ſich nun dadurch vor gänzlichem Mißlingen ſeiner Plane zu ſichern, daß er Steyermark an den grauſamen König Bela von Ungarn abtrat. Dieſer ſetzte ſich dann auch alsbald feſt im Lande und ſuchte durch Schrecken ſeine Macht zu befeſtigen, wie er denn z. B. in der Kirche von Mödling fünfzehnhundert Steyrer verbrennen ließ und ſein Landvogt, Stephan von Agram, hauſete noch ärger im Lande. Als Steyermark ſich aber darauf hin, wie Ein Mann, erhob und die Ungarn verjagte, machte ſich Ottokar dieſes zu Nutze, beſiegte die Ungarn in der Schlacht bei Kreiſenbrunn (1259), ja er gewann ſogar noch Kärnthen, indem Ulrich von Kärnthen ihn zum Erben einſetzte. Ueberall war man auch in Oeſtreich mit der böhmiſchen Herrſchaft unzufrieden, wer ſich widerſetzte, wurde aber grauſam hingerichtet, wie Ottokar z. B. den Landrichter Otto von Meißen lebendig verbrennen ließ.

Der einzige Fürſt, welcher noch redlich an Wiederherſtellung der kaiſerlichen Würde arbeitete, ſo weit ſie unter dieſen Umſtänden möglich erſchien, war Erzbiſchof Werner von Mainz. Schon 1262 ſuchte er die Fürſten für die Erhebung Konradins auf den Thron ſeiner Väter zu beſtimmen; der unglückliche Prinz war aber damals erſt zehn Jahre alt. 1266 erneuerte Werner dieſe Verſuche und ſchien ſchon dem erwünſchten Ziele nahe gekommen zu ſein, da Richard von Kornwallis damals gerade in England von ſeinen Gegnern gefangen gehalten wurde, allein die Päpſte wollten keinen Hohenſtaufen auf dem kaiſerlichen Throne, eben ſo wenig als die Fürſten einen, wenn auch nur durch die Erinnerung an ſeine Ahnen mächtigen Kaiſer duldeten. Papſt Urban IV. gelang es daher, dieſe Wahl zu hintertreiben, welche dann durch den Tod Konradins vollends beſeitigt wurde. Werner ſuchte nun, um doch wenigſtens etwas zu erreichen, mit dem päpſtlichen Stuhle zu unterhandeln und machte auf den, wenn auch nicht fromm, doch ſehr geiſtlich geſinnten und wegen ſeiner geringen Macht auch den Fürſten willkommenen Grafen Rudolph von Habsburg, als künftigen Kaiſer, aufmerkſam (1273).

Inneres Leben in der Hohenſtaufenperiode.

Ehe wir nun auf die 1273 in Frankfurt dann wirklich vollzogene Wahl Rudolphs von Habsburg zum deutſchen Kaiſer zurückkommen und uns vergewiſſern, wie ſie mit allen ihren Nebenumſtänden den Sieg der Fürſten und ihrer Bundesgenoſſen, der Hierarchie, und der übrigen benachbarten Mächte über das ſtets nur in ſeinen ſtar-

sen Kaisern klar repräsentirte Deutschland bezeichnet, wollen wir uns auch noch an den innern Zuständen der Hohenstaufenzeit ein Bild von den Eigenthümlichkeiten dieser Periode zu machen suchen.

So zerfetzt und zerrüttet Deutschland in staatlicher Richtung war, so wohl organisirt war es durch die Hierarchie, als religiös-politisches oder vielmehr politisch-religiöses, von Rom abhängiges Reich. Die Provinzialeintheilung war hier, ganz abgesehen von der staatlichen Eintheilung, durch neun Erzbisthümer repräsentirt: Trier, Mainz, Köln, Magdeburg, Bremen, Salzburg, Prag, Riga und Besançon. Unter diesen Erzstiftern standen, als Unterabtheilung, vierundfünfzig Bisthümer; außerdem das unabhängige Bisthum Breslau und die dem französischen Erzstift Rheims untergeordneten drei niederländischen Bisthümer: Kambray, Doornik und Arras. Eine gleich politische Färbung, im Gegensatz zu den selbstquälerischen Karthäusern, Prämonstratensern u. dgl. hatte die Organisation der wegen ihres sogenannten Armuthsgelübdes, als „Bettlerorden" bezeichneten Dominikaner und Franziskaner Mönche. Ja, man versuchte sogar auch in Deutschland mit Erfolg die Einführung der schrecklichen Inquisition. Die Hauptveranlassung war nämlich die schwärmerisch übertriebene Frömmigkeit der Gemahlin Landgraf Ludwigs von Thüringen, Elisabeth, einer ungarischen Prinzessin, deren Andenken namentlich auch noch durch die prächtige Kirche in Marburg, das vollendetste gothische Bauwerk, verklärt. Auch der Vater ihres Gemahls muß zu mystischen Grübeleien geneigt gewesen sein, denn auf die Wahrsagung des berühmten Dichters und Zauberers Klingsor, daß in der und der Stunde die vom Himmel für seinen Sohn bestimmte Braut geboren sei, wurde Elisabeth schon als Kind in einer silbernen Wiege nach Thüringen gebracht. Kaum herangewachsen, gewann ihr Beichtvater, der Dominikaner, Konrad von Marburg durch schwärmerische und selbst ascetische Uebungen eine solche Herrschaft über ihr Gemüth, daß sie ihrem Gemahl ganz entfremdet wurde und als dieser auf einem Zuge nach Palästina starb und Elisabeth im Verein mit ihren Schwägern Konrad und Heinrich die Regierung für ihren unmündigen Sohn übernahm, war der herrschsüchtige Pfaff Konrad in Wahrheit Landgraf von Thüringen und vog alles, was sich ihm widersetzte, vor seine Ketzergerichte. Anklage und Verurtheilung waren hier schon gleichbedeutend, denn, wer seine angeblichen Ketzereien eingestand, der wurde lebendig verbrannt, und wer sie nicht eingestehen wollte, auf der Folter unter gräßlichen Qualen zu Tode gemartert. Alles, was Elisabeth besaß, verschenkte sie an die Armen, fand aber mitunter wenig Dank für ihre ungemessene Wohlthätigkeit, indem ein von ihr mit Geschenken überhäuftes Bettelweib sie später, als sie selbst in Noth kam, in den Koth warf. Man beschuldigte sie endlich unerlaubten Umganges mit ihrem Beichtvater, da entblößte sie ihren von Geißelhieben schrecklich zerfleischten Rücken und sagte: „Da seht die Liebkosungen meines Beichtvaters!" Sie aß fast nichts, befaßte sich mit der Pflege von Leuten, welche die ekelhaftesten, ansteckendsten Krankheiten hatten u. s. w. Bald stand sie weit und breit im Rufe einer Heiligen und das Volk er-

zählte ſich Wunder von ihr, wie ſie z. B. unglaublich lange gefaſtet habe und als ihr Gemahl ihr einmal, gebot Maaß zu halten im Almoſen geben, er ſie dann aber doch mit einem verdeckten Korb mit Speiſen und ſonſtigen Gaben entdeckte, da hätten ſich auf ihr Gebet die Geſchenke in Blumen verwandelt.

So lange Konrad nur arme Bauern und Bürger verbrennen, geißeln und zu ſonſtigen ſchweren Kirchenbußen verurtheilen ließ, fand er keinen nachhaltigen Widerſtand, endlich ging ſein Uebermuth aber ſo weit, daß er ſich ſogar an Perſonen von höherm Adel vergreifen wollte; ſo zog er z. B. Grafen Sayn, Hennenberg, Solms vor ſein Ketzergericht, ließ ſie einſperren, kahl ſcheeren und drohte mit dem Tode. Da machte der Adel förmlich Jagd auf den Konrad von Marburg und ſeine Spießgeſellen und, nachdem dieſes Blutgericht nach und nach achtzig unſchuldige Menſchen hatte hinrichten laſſen! gelang es dem Ritter von Dernbach den Ketzerrichter nebſt zwölf ſeiner Helfer zu tödten. Landgraf Konrad von Thüringen hatte ſich früher ſchon in den deutſchen Ritterorden aufnehmen laſſen, zur Sühne für die Vertilgung der Stadt Zützlar, die er im Zorn mit allen Bewohnern hatte verbrennen laſſen, weil ſie ihn verhöhnt hatten. Er zeichnete ſich ſodann bei den ſiegreichen Kämpfen der Deutſchritter in Preußen ſo ſehr aus, daß der Orden ihn ſpäter zu ſeinem Großmeiſter wählte. Landgraf Konrads Bruder, Heinrich, der wegen ſeines nicht minder heftigen Temperaments den Beinamen Raſpe erhielt und den wir früher ſchon als Gegenkaiſer Friedrichs II. kennen gelernt haben, entfernte nun nicht nur die fromme Eliſabeth und ihren Anhang von allem Einfluß auf die Regierungsgeſchäfte, ſondern verſtieß ſie ſogar in's Elend, daß ſie betteln mußte, und ließ ihren Sohn Heinrich vergiften.

Dies ein Beiſpiel der ſeltſamen Miſchung von ſchwärmeriſcher Frömmigkeit und kalter Grauſamkeit, welches jene Zeit charakteriſirt, wie auch dieſer Eine Blick in das Leben mancher Fürſtenhäuſer jener Zeit, möge genügen, obwohl wir noch mehr ähnlich unerfreuliche Beiſpiele hinzufügen könnten. Auch in ihrem ganzen innern Leben und Treiben war die frühere, noch mehr rein germaniſch gefärbte, ſächſiſche Periode bei all ihrer ſchlichten Einfalt doch geſunder und weniger extrem. Ärztlich unſern Romantikern, welche leider auch bis auf die neuere Zeit meiſt die deutſche Geſchichte ſchrieben, ſagte natürlich dieſe in Leben und Kunſt zuerſt auch romantiſche, d. h. durch eine Miſchung germaniſcher und romaniſcher, ja ſelbſt orientaliſcher Elemente ganz dem Gefühl hingegebene und deßhalb zum Guten, wie zum Böſen oft krankhaft überreizt ſtrebende Richtung mehr zu, als jene frühere anſpruchsloſe Zeit ſtillen Wachsthums nationaler Keime. Entſcheidend für das größere Intereſſe, welches die neuere Zeit der hohenſtaufiſchen Zeit im Vergleich zu jener früheren Periode zuwandte, war denn auch der Umſtand, daß bei der höheren, beſonders auch durch die Geiſtlichkeit und überhaupt durch Einflüſſe von Süden her geweckten wiſſenſchaftlichen Bildung für dieſe Zeit viel mehr, ja viel reicher und viel tendenziöſer abgefaßte Nachrichten über die Thaten und über das Leben der hohenſtaufiſchen Zeit uns überliefert ſind, als uns in Bezug auf jene frühere Periode vorliegen.

Von den eigentlichen alten Reichsbeamten, den Herzogen und Grafen, waren nur noch die sieben Kurfürsten übrig: der König von Böhmen, als Reichsmundschenk, der Pfalzgraf am Rhein, als Reichstruchseß, der Herzog von Sachsen-Wittenberg, als Reichsmarschall, der Markgraf von Brandenburg, als Reichskämmerer und dann die drei geistlichen Wahlfürsten, die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, welche zugleich Kanzler waren, nämlich der erstere Reichs-Erzkanzler, der zweite Kanzler für Italien und der dritte für Burgund. Außerdem waren die hauptsächlichsten, bei der gänzlichen Ohnmacht des Kaisers schon sehr souverain sich dünkenden Fürstengeschlechter am Schluß dieser Periode, nachdem viele einst mächtige Geschlechter ausgestorben und manche neue emporgekommen waren: die Zähringer in Baden; in Schwaben: Würtemberg, Waldburg, Hohenzollern; Habsburg; Wittelsbach in Bayern; Wettin in Meißen, Ascanien, oder Ballenstedt in Brandenburg; Oldenburg; Welfen in Braunschweig; Luxemburg; Nassau; Löwen in Brabant und Hessen. In einem noch mehr gelockerten Verhältnisse zum Reich standen Burgund, Lothringen und Savoyen; die herrschenden Geschlechter in Mecklenburg, Pommern und Schlesien waren Nachkommen altslavischer, später zum Christenthum übergetretener Familien, aber auch mehr nur durch Furcht, besonders seitdem die Ordensritter in Preußen dem deutschen Namen wieder Geltung verschafft hatten, an das deutsche Reich gekettet. Ungarn sollte, trotz der so oft früher geleisteten Lehenshuldigungen, erst etwas später nach dem Aussterben des alten arpadischen Geschlechts wieder in nähere Beziehung zu Deutschland treten.

Die Landeshoheit (wohl zu unterscheiden von der Souveränetät), welche sich diese, ursprünglich den hohen Adel Deutschlands bildende Geschlechter am Schlusse dieser Periode nun schon ganz bestimmt anmaßten, entstand ursprünglich, wie wir früher schon erwähnten, nur aus der vom Kaiser übertragenen herzoglichen oder gräflichen Gewalt, indem diese Reichsbeamten sich immer mehr bemühten, das Volk an den Glauben zu gewöhnen, daß sie diese Hoheitsrechte nicht im Namen des Kaisers, sondern in ihrem eigenen Namen auszuüben befugt seien; bei welchem hochverrätherischen Streben sie dann von der Hierarchie natürlich bestens unterstützt wurden, da die römische Priesterherrschaft nur so lange darauf rechnen konnte, ihre beste Goldgrube in Europa, das große, arbeitsame Volk der Deutschen, mit Muße auszubeuten, als es im Innern von Zwistigkeiten zerrissen und deßhalb nach außen schwach war. Allein auch viele andere Adelsfamilien, welchen nie die herzogliche oder gräfliche Gewalt übertragen gewesen war, strebten jetzt auch mit Erfolg nach den landesherrlichen Rechten und immer größerer Unabhängigkeit von Kaiser und Reich, indem sie selbst untergeordneten Aemtern, wie der Reichsvogtei und Kirchenvogtei, oder gar der Pfalzgrafschaft, die Bedeutung der herzoglichen und gräflichen Gewalt zu geben suchten, während z. B. der Pfalzgraf ursprünglich, anstatt eines Herrschers, nur der Erste des königlichen Hofgesindes in einer der vielen, überall im weiten Reich verstreuten Residenzen sein sollte. Allein damit nicht zufrieden, suchten die Fürsten nun auch die Landeshoheit immer mehr selbst zu steigern und ihr eine sogar

die Macht jener alten Stellvertreter des Kaiſers (der Herzoge und Grafen) weit überragende Bedeutung zu geben. Sie wollten nämlich nicht mehr ſtellvertretend kaiſerliche Vogtei ausüben in ihren Territorien über alle reichsunmittelbaren Freien, über Kirchen, Wittwen, Waiſen, Juden, Fremde, ſondern es ſollte dieſes einträgliche Schutzverhältniß ſchon als eine landesherrliche, alſo in ihrem eigenen Namen ausgeübte Vogtei angeſehen werden. Neben der Macht ſtrebten die Fürſten nämlich vor allem auch nach Einkünften, d. h., weil es eigentlich noch keine direkten Steuern gab, nach der Nutznießung der ſogenannten nutzbaren Regalien, wie Jagd (daher nach und nach Beſitz der Waldungen ſelbſt), Fiſchfang, ferner Zoll, Münze u. dgl. m., die ſie dann aber auch nicht mehr ſtellvertretend für den Kaiſer oder lehensweiſe, ſondern als Attribute der landesherrlichen Hoheit ausbeuten wollten. So füllten ſich nach und nach die Kaſſen der Landesherren, während die Kaiſer wegen der ſteigenden Unabhängigkeit der geiſtlichen und weltlichen Fürſten bei allen Unternehmungen vorwiegend auf koſtſpielige Soldheere angewieſen waren. Da gaben ihnen dann die Landesherren gern Geld hin, allein nur wenn der Kaiſer durch Privilegien, welche Erweiterungen jener Macht, jener Einkünfte enthielten, ſich dieſe Gunſt ihrer früheren Unterthanen erkauften.

Fragt man nun, wie kam es, daß das deutſche Reich in ſeiner innern Entwickelung auf dieſen unglückſeligſten aller Abwege gerieth, deſſen Endpunkt nothwendig der Untergang des erſten Königthums der Chriſtenheit ſein mußte, ſo liegen neben der Verbohrung der Kaiſer durch die Hierarchie und die mehr ſentimentale, als praktiſch vernünftige Idee der römiſch-deutſchen Kaiſergewalt, auch noch mehrere andere Urſachen vor. Was zunächſt das Ammenmährchen betrifft, welches ſeit Jahrhunderten unpatriotiſche Fürſten und ſervile Fürſtendiener verbreitet haben und noch verbreiten: Es liege im Weſen des deutſchen Volkes wegen ſeiner Stammverſchiedenheit, daß ſeine Glieder eine möglichſt große Selbſtſtändigkeit haben müßten: ſo hat gewiß kein vernünftiger Menſch im Ernſt je daran geglaubt, der nicht aus Privateigennutz ſchmutzig genug war, durch ſyſtematiſche Begriffsverwirrung ſogar die Grundidee des deutſchen Patriotismus zu vergiften. Stets, wenn es andrerſeits im Intereſſe der Fürſten und ihrer Anhänger lag, das Gegentheil zu behaupten und zu befördern, iſt es nämlich bei der Emporbringung größerer fürſtlicher Territorien von Heinrich dem Löwen bis auf die Gründer der preußiſchen Monarchie keinem Landesherrn eingefallen, die Provinzen „möglichſt ſelbſtſtändig“ zu laſſen, oder ihnen gar eigene Fürſten zu geben. Kein Volk hat im Gegentheil mehr Anlage zur Einheit, als Deutſchland, denn z. B. England und Frankreich, welche ſo glücklich waren, zur Einheit zu gelangen, indem die Krone von ihrem guten Recht Gebrauch machte, die mit Liſt und Gewalt angemaßte Macht der übermüthigen Vaſallen wiederum mit Gewalt zu brechen — — England und Frankreich zeigen die größte Miſchung romaniſcher und germaniſcher Volkselemente, während bei uns der reine deutſche Volksſtamm zu allen Zeiten leider noch weit über ſeine politiſchen

Grenzen hinausreichte, und in den ehemals ſlaviſchen, ſpäter durch deutſche Anſiedlungen bevölkerten nordöſtlichen Theilen wurde die Vernichtung der unterjochten Slaven ſo gründlich durchgeführt, daß dort, geſchichtlich und ethnographiſch nachweisbar, ein bis auf wenige Ausnahmen vorzugsweiſe reiner deutſcher Stamm wohnt. Aber auch ſelbſt angenommen, man wünſche vor allen für die Erhaltung der bei den Deutſchen, wie bei jedem Volke der Erde vorkommenden Stammesverſchiedenheit beſondere Sorge zu tragen, ſo iſt es eine alberne Erfindung, welche das deutſche Volk aber eben um ſeine Ehre nach außen und ſeinen Nationalreichthum gebracht hat, wenn man ſagt, dieß könne nur durch unſere kleinliche Vielſtaaterei und mehrere Dutzend Landesherren erreicht werden, denn in dem centraliſirten England und Frankreich, wie bei uns in den Staaten Heinrichs des Löwen, in den öſtreichiſchen Erbländern, wie neuerdings in der preußiſchen Monarchie iſt die charakteriſtiſche Verſchiedenheit der Stämme durch die Einheit des Reichs auf keinen Augenblick beeinträchtigt, wie ſich dieſes thatſächlich nach Jahrhunderten zeigt, wenn man den Provenzalen und den Bretagner, den Bewohner von Wales und Yorkſhire, den Brandenburger und den Bewohner von Oſt- und Weſt-Preußen heut noch vergleicht. Nein, „durch die Auflehnung unſers hohen und niedern, nach Fürſtenhüten lüſternen Adels gegen Kaiſer und Reich“ iſt erſt bei einem kleinen, aber freilich jetzt noch ſehr einflußreichen Theile unſeres Volks jener aus Pedanterie, Eigennutz und Eitelkeit zuſammengeſetzte Kirchthurmspatriotismus erzeugt, welcher nicht ſchaamroth wird, wenn man den Deutſchen im Ausland mit Verachtung behandelt, und der nicht rechnen zu können ſcheint, wenn er geduldig anſieht, wie benachbarte Nationen ungeſtraft den Gewerbfleiß der ſo arbeitstüchtigen Deutſchen fortwährend ausbeuten und hemmen. Und was iſt der Gewinn dafür? — — Daß der Deutſche für ſein gutes Geld, das ihm ganz nutz- und zwecklos die vielen Höfchen koſten, ſich mit vielen Bücklingen mitunter für ſeine Arbeit, die immer Geldes werth bliebe, den Groſchen vom Thaler zurückgeben laſſen darf! Will man in geſunder Weiſe der reichen deutſchen Volksindividualität Rechnung tragen, ſo bringe man vielmehr bei abſoluteſter Einheit der Vertretung nach außen und der Controlle für die innern Angelegenheiten von oben herab, ſtets darauf, daß im ganzen Lande Selbſtverwaltung nach Provinzen und ſofort Gemeinden eingeführt werde, wie beides der noch ungetrübten deutſchen Urzeit und dem Wiederaufleben derſelben im Städteweſen eigenthümlich war.

Dieſe frühe Entartung der deutſchen Entwickelung, dieſer Mißbrauch jener Reichsämter, hatte äußerlich darin ſeinen Grund, daß ſchon bald nach Karls des Großen Tod in der Reichsverwaltung weder Controlle noch Selbſtverwaltung herrſchten; das Unglück Deutſchlands ſtammt zuletzt daher, daß ſeit Karl dem Großen der bald romaniſirte Frankenſtamm die Oberhand gewann, und dadurch in Recht, Staat und Kirche der rein deutſchen Entwickelung der Lebensnerv abgeſchnitten oder vielmehr alle drei Seiten des öffentlichen Lebens immer mehr romaniſch gefärbt wurden, ſo daß Millionen Deutſche hinſtarben, ohne auch nur eine Ahnung von

dem Weſen einer rein deutſchen Kirche, Recht, Kunſt und Staat gehabt zu haben. Man wurde ja noch in neueſter Zeit von Jugend auf ſo an dieſen Unfug gewöhnt, daß die meiſten am Ende meinten, es könne gar nicht anders ſein.

In Altdeutſchland war es anders und nur der rieſigen Energie Karls des Großen gelang es nach und nach den Widerſtand der rein deutſchen Stämme zu brechen, als er an die Stelle der alten, von den Gemeinden und Gauen aus ihren Adalingen ſelbſt gewählten Grafen und Herzoge, vom Kaiſer abgeordnete Beamte einführen wollte, welche mit jenen früheren Vorſtänden der Selbſtverwaltung des Gerichts- (Graf-) und Kriegs-Weſens (Herzoge) nichts als den Namen gemein hatten. Dieſen vom Kaiſer abgeſchickten Grafen und Herzogen war aber nur der allgemeine Zweck ihres Amtes vorgeſchrieben: nämlich Ausübung der Gerechtigkeitspflege nach dem jetzt mit mancherlei Veränderungen ſchriftlich geſammelten Volksrechte und Organiſation des Kriegsweſens und zwar dieſe immer mehr in dem Sinne, daß das Heer nicht mehr um ſeine Einwilligung zum Kriegszuge gefragt zu werden brauchte, ſondern dem Willen ſeines oberſten Anführers überall hin folgen mußte. Durch welche Mittel nun aber Graf und Herzog in den verſchiedenen Gauen dieſen Zweck erreichten, das war ihrem Ermeſſen anheimgeſtellt. Allein wie dieſe kaiſerlichen Generale und Gerichtspräſidenten unter dem alten Namen Herzoge und Grafen verkappt wurden, ſo benutzten dieſe Anfangs auch noch die alten Elemente des allgemeinen Heerbanns aller waffenfähigen Männer und das Selbſtgericht durch die älteſten und erfahrenſten Männer der Gemeinde, welche deßhalb mit dem ungeſchriebenen, nur auf der gewohnten Ausübung ruhenden Rechtsbewußtſein des Volkes am beſten vertraut waren. Der Graf präſidirte Anfangs nur im Gericht, die Schöffen fanden das Urtheil, das Volk durfte es durch Berufung auf frühere Rechtsgewohnheiten immer noch ſchelten. Die Wehrmänner des Heerbannes waffneten und verköſtigten ſich ſelbſt, der Herzog führte ſie nur an den Ort ihrer Beſtimmung und von ſonſtiger Beamtenverwaltung und Erhebung von Zwangsabgaben war nur auf den Privatgütern des Kaiſers die Rede. Allein den Grafen und Herzogen mußte alles daran liegen, nach und nach dieſe Selbſt-Verwaltung der Gemeinden zu brechen, beſonders auch weil ſie wegen ihrer Einkünfte auf ihr Amt ſelbſt verwieſen waren. Als daher die einzige frühere Controlle durch die Sendgrafen (missi dominici) wegfiel, mißbrauchten dieſe kaiſerlichen Beamten immer mehr die ihnen übertragene kaiſerliche Autorität, um jetzt die Angelegenheiten nach ihrer Willkür zu ordnen und zu leiten, wobei die römiſche Geiſtlichkeit und die römiſchen Juriſten natürlich ihre treueſten Bundesgenoſſen waren. Den Anfang des Sieges über die Volksfreiheit in dieſer Richtung bezeichnet dann immer die dem urſprünglichen Zweck ganz fremde Erblichkeit der herzoglichen und gräflichen Gewalt und das Ende vom Liede war, daß man das Volk in ſeiner Rechts- und Religions-Uebung in der ihm durchaus unverſtändlichen lateiniſchen Sprache anredete (eine Unnatur, die ſelbſt in China nie ihres Gleichen hatte) und daß man ſie auf den ſogenannten Römerzügen zu Eroberungskriegen führte, von denen das deutſche

Volk nie reellen Gewinn, wohl aber maßloſe Zerwürfniſſe im Innern und Haß von außen erntete.

Bei den ſpäteren ausdrücklichen Uebertragungen der Landeshoheit durch kaiſerliche Privilegien wurde denn auch immer mehr manchen Mitgliedern der uraltfreien Adalinge die ſo umgewandelte gräfliche Gewalt beſonders übertragen; zunächſt nur über ihre Hinterſaſſen, dann über einzelne Orte, namentlich Städte, in denen ſie eine Immunität hatten, endlich über ganze Gaue. In dieſer Weiſe wurden dann auch beſonders die geiſtlichen Fürſten durch eigene Verleihungen mit weltlicher Landeshoheit begabt, indem die Kaiſer bei ihren Kämpfen mit den Päpſten ſich im eigenen Lande wenigſtens geiſtliche Freunde ſchaffen wollten. In Bezug auf die zunächſt ſo erhobene Perſon glückte es dann auch oft, wenn aber die Bisthümer ſich ſicher fühlten in ihrer fürſtlichen Hoheit und Macht, waren ſie gleich, den weltlichen Fürſten, die ſtets bereiten Bundesgenoſſen der auswärtigen Feinde der Kaiſer und überhaupt Deutſchlands.

Zweitens geſchah es auch häufig, daß die ſo ausgebildete Grafenwürde durch den Kaiſer im Wege des Privilegiums von dem Landesherrn auf andere Immunitätsherren übertragen wurde, woraus ſich dann gewöhnlich ein Lehensverhältniß der letzteren zu erſterem herausbildete. Am Auffallendſten zeigte ſich aber im 12ten und 13ten Jahrhundert das gänzliche Abirren der herzoglichen und gräflichen Gewalt von ihrer urſprünglichen Beſtimmung darin, daß ſich die jetzt mit ähnlicher Machtvollkommenheit, wie die Herzoge, begabten Grafen, welche aber darum doch in einer Art von Afterlehensverhältniß zu den übermächtig werdenden Herzogen erſchienen, mit den Kaiſern zur Sprengung der großen Herzogthümer mit Erfolg verbanden. Wo dieſes nicht gelang, kamen die weltlichen und geiſtlichen Herren mit dem Sinken der kaiſerlichen Centralgewalt zu den Herzogen nach und nach entweder in ein Vaſallenverhältniß, oder ſie ſanken gar zu gewöhnlichen Landſaſſen herab, an deren ehemalige Landeshoheit nur noch z. B. ihre Patrimonialgerichtsbarkeit erinnerte, oder es bildete ſich ein Mittelverhältniß, ſo daß die Landesherrlichkeit reſp. Ebenbürtigkeit dieſer Familien anerkannt blieb, ein großer Theil der Rechte derſelben aber an den Herzog überging, weil es dieſem landſäßigen Herrenſtand, dem hohen Adel der Herzogthümer, an Macht und Reichthum fehlte, ſie geltend zu machen. Zwiſchen den Territorien beſtanden außerdem immer noch einzelne reichsunmittelbare, von Reichsvögten verwaltete Gebiete; auf dem Flachlande verſchwanden aber dieſe Ueberreſte der alten Freiheit, oder durch kaiſerliche Privilegien entſtandene Immunitäten, nach und nach faſt alle, indem ſie ſich entweder auch in Territorien verwandelten, oder von den nächſten Territorien verſchlungen wurden. Ausnahmen bilden vor allen die reichsfreien, d. h. die wie früher von dem Grafen, ſo jetzt von der Gewalt des Landesherrn eximirten Städte, mit ihren oft Fürſtenthümern gleichkommenden Gebieten; Ulm iſt in letzterer Beziehung ein Hauptbeiſpiel.

Trotz der großen Macht und Unabhängigkeit der Landesherren und der noch weiteren Gelegenheit zu widerrechtlicher Auflehnung gegen den Kaiſer, wenn der-

ſelbe keine bedeutende Hausmacht hatte, war aber darum doch von einer Souveränität der Territorialherren noch „durchaus keine Rede". Sie ſuchten natürlich abſichtlich ihr Verhältniß zum Kaiſer im Unklaren zu laſſen, allein ſo viel ſtand doch feſt, daß ſie immer noch Unterthanen deſſelben ſeien, in welcher Eigenſchaft ſie den Reichsherrenſtand bildeten, und als ſolcher bei der Geſetzgebung, wie bei Beſchlüſſen über Krieg und Frieden und überhaupt bei auswärtigen Angelegenheiten vom Kaiſer beigezogen werden mußten. Lehensvertheilungen, Privilegien gingen dagegen nur vom Kaiſer aus. Sichere Spuren von der ehemaligen Beamtenſtellung dieſer jetzigen erſten Reichsvaſallen waren aber noch lange darin gegeben, daß die Anweſenheit des Kaiſers in einem Territorium die landesherrliche Gewalt aufhob; daß die kaiſerlichen Gerichte mit den landesherrlichen concurrirten und daß der Kaiſer die Rechte und Befugniſſe der Landesherren durch Privilegien für die Landſaſſen derſelben jederzeit beſchränken durfte. Es war alſo noch auf ganz friedlichem Wege die Gelegenheit geboten, daß ein Kaiſer durch Organiſation des Städteweſens in großartigem Maßſtabe durch's ganze Reich die Macht der Landesherren brechen und ein einiges Deutſchland hätte gründen können; leider verfolgte aber auch keiner der ſpäteren Kaiſer dieſen Plan mit Nachdruck und ausgedehntem Erfolge.

In dieſer Periode der Neugeſtaltung aller Lebensverhältniſſe, wo das Mittelalter in ſeiner eigenthümlichen Weiſe ſich allmählig aus dem Kampf und der Vermiſchung antiker und moderner Zuſtände herverarbeitete, rechnete man in Deutſchland zum Adel doch eigentlich nur die Landesherren und ihre Familien. Der weitere, ſogenannte niedere Adel, war aber auch ſchon im Werden durch die Umgeſtaltung des Kriegsweſens, deren wir bei den hauptſächlichſten Schlachten dieſer Periode ſchon beiſpielsweiſe Erwähnung gethan haben, nämlich durch das Ueberwiegen der ſorgfältig bewaffneten Reiterei über die Maſſe des urſprünglich zu Fuß dienenden allgemeinen Heerbannes. Die Kriegszüge reichten jetzt eben weit über die Grenzen des Landes hinaus, nach Italien, oder in den Kreuzzügen gar bis in den Orient; da lag es nahe, daß für den langwierigen Kampf mit den dortigen, beſſer gerüſteten Kriegern Reiterei und ſorgfältige Wappnung mit Panzer, Helm, Schild, Lanze, Schwert, Dolch, Bogen und Pfeil nothwendig war. Die langjährigen Römerzüge und Kreuzfahrten hatten aber auch namentlich die Wirkung, daß ein Theil der Freien aus dem Kriegsdienſte Beruf zu machen anfing, während ſonſt der freie Mann, wenn der Heerbann aufgeboten wurde, nur für die kurze Zeit des jeweiligen Feldzuges Haus und Hof zu verlaſſen pflegte. Sowohl die Kaiſer bei ihren Römerzügen, als auch mächtige Fürſten, welche ſich mit ihren Hinterſaſſen bei den ſpäteren, wohl geordneten Kreuzzügen betheiligten, mußten aber auch bald die Nothwendigkeit erkennen, ſtatt der früheren Selbſtbeköſtigung des Heerbanns für den Unterhalt ihrer Heere Sorge zu tragen. Konnte die Maſſe der Freien bei den vielfältigen Bedrückungen von Seiten der mehr begüterten und mächtigeren Familien, die jetzt aufkamen, ja nicht einmal die vollkommene Ausrüſtung für den

Kriegsdienst als Reiter (miles, Ritter) bestreiten, während der Gebrauch, daß mehrere kriegspflichtige Freie einen Reiter auf gemeinschaftliche Kosten ausrüsteten, erst einer späteren Zeit angehört. Die Söhne derer, welche so, dauernd von größeren Glücksgütern begünstigt, das lustige Kriegshandwerk mit seinen mannichfachen Wechselfällen dem einförmigen Leben des Ackerbauers vorzogen, hatten denn auch wenig Lust, zur Bebauung der väterlichen Scholle zurückzukehren. Der Krieg brachte ja Beute, Gewinn, Leben und Ehrenstellen in der Umgebung der Landesherren, weil die jetzt auch schon anfingen nach dem Vorbilde des Kaisers sich Kanzler, Marschalle und Truchsesse und eine Schaar von Afterlehensvasallen zuzulegen: so sonderte sich zwischen den, jetzt zu Fürsten oder Reichsständen erhobenen Nachkommen der alten Adalinge und der Masse der Gemeinfreien ein dritter Stand der Ritterbürtigen aus. Wie bei den Ersteren, den Landesherren, aus einem Amte allmählig ein Geburtsstand geworden war, so gestaltete sich bei den Ritterbürtigen ein freigewählter Beruf nach und nach zu einer Eigenthümlichkeit der Geschlechter, während die nun vom Kriegshandwerk entwöhnte Masse der Gemeinfreien von ihren kampffähigen, durch reiche Beute an Gut und Leben und kriegerischen Ehren jetzt ausgezeichneten ehemaligen Standesgenossen immer mehr hinunter gedrückt, beschränkt und ausgebeutet wurden. Den Uebergang zu der Anerkennung des niederen Adels oder der Ritterbürtigen, als einer besondern, durch die Geburt schon bevorzugten Menschenklasse, machte die Stimmung der öffentlichen Meinung, daß man zwar jeden, welcher selbst Ackerbau oder Gewerbe trieb, für nichtadelig hielt, mochte nun er oder seine Eltern, als Reiter, Kriegsdienste geleistet haben; der Sohn eines Ritters, welcher sich nicht auf diese Weise seinen Lebensunterhalt erwerben wollte, oder mußte, galt aber doch schon als Ritterbürtig, wenn er auch noch nicht zu Felde gelegen war und wurde es schon als ein besonderes Recht dieser mindestens durch zwei Generationen ritterlichen Familien angesehen, daß sie in den zuerst durch die sächsischen Kaiser aufgebrachten Scheingefechten, den Turnieren, auftreten durften, wie diesen Rittern denn auch namentlich seit Friedrich II. ausschließlich die Führung der vollen ritterlichen Waffnung zustand. Papst Clemens V. hatte zwar die Turniere, als eine lebensgefährliche Erlustigung, bei Bann und Interdikt verboten, Johann XXII. erlaubte aber ausdrücklich wieder, was nach dem kriegerischen Sinne der Zeit nicht mehr zu verbieten war.

Wichtiger noch war für die Ritterbürtigen das Aufkommen des Grundsatzes, daß sie allein mit Ausschluß der anderen Freien befähigt seien, Güter als Lehen zu erhalten, wie denn namentlich auch die geistlichen Ritterorden, deren erster Grundsatz war, nur solche aufzunehmen, deren Vorfahren schon ritterlich Gewerb getrieben hatten, sehr viel zur Ausscheidung des niedern Adels, oder der Ritter, als einer besonderen Menschenklasse beitrug. Doch zeigt sich auch hier wieder der ursprüngliche Charakter der Ritterlichkeit, als eines nur durch persönliche Tüchtigkeit zu erwerbenden Lebensberufs bis an's Ende des Mittelalters darin, daß der Sohn des Ritters, als Page oder Knappe, erst die Lehrjahre so zu sagen in der Waffenübung

rung durchmachen mußte, ehe er nach ritterlicher That und feierlicher Ablegung des Gelöbniſſes, ritterlicher Ehre, Sitte und Pflicht getreu zu bleiben, durch den Ritterſchlag in die Reihen ſeiner Standesgenoſſen aufgenommen wurde. Während ſo dieſer Theil der Gemeinfreien ſich durch die Gewohnheit des männlichſten, jener Zeit vor allen zuſagenden Lebensberufs zu der bevorzugten Stellung erhob, welche früher die Vorfahren der jetzigen Fürſten eingenommen hatten, ſank andrerſeits der Reſt der Gemeinfreien immer tiefer hinab, und ſtand bald in der Geſellſchaft ungefähr ebenſo unmündig da, wie dieſes urſprünglich bei den Hörigen der Fall geweſen war. Der Hauptgrund dieſer Erniedrigung des der Zahl und Tüchtigkeit nach überwiegenden Volkskernes lag in dem Princip des altdeutſchen Rechtes, nach welchem thatſächliche, augenſcheinliche Waffenfähigkeit und „Freiheit", ja ſogar Waffenfähigkeit und „Beſitzrecht" gleichbedeutend waren. Die Thatſache, daß man eine Sache in der Fehde vertheidigen konnte, erhob den Beſitz erſt zum Eigenthum, wie andrerſeits nur der als ganz frei erſchien, welcher einen ſolchen Grund und Boden beſaß, von dem er Niemand Abgaben zu leiſten verpflichtet war, wie er überhaupt auch Niemand perſönlich Dienſte zu leiſten verpflichtet ſein mußte.

Der Landſturm (Raiſe, Folge) wurde nur noch in ganz außerordentlichen Fällen dringender Gefahr aufgeboten; der Landesherr erhob daher, dafür, daß er mit ſeinen Aftervaſallen und Hofhörigen oder Miniſterialen im Verein mit den Rittern allein noch Kriegsdienſte leiſtete, eine Abgabe, welche aber doch noch unter dem milden Namen Bede halb verhüllt wurde. Zum Dank zwang dieſer hohe und niedere Adel denn auch die Maſſe der Gemeinfreien, weil er das Heft jetzt in Händen hatte, bald auch zu Frohnden, oder perſönlichen Hofdienſten und der Sinn der Zeit fand darin, wie geſagt, nicht einmal etwas widerrechtliches, denn wer eben waffenunfähig war und von ſeinem Grund und Boden einer anderen Perſon (nicht der Gemeinde, dem Staate) Abgaben leiſten mußte, der galt einmal nicht für ganz frei und rechtsmündig, woraus ſich dann noch einen Schritt weiter, die landesherrliche Vogtei über alle nicht ritterbürtigen Freien, die einzige rechtliche Grundlage, darf man wohl ſagen, für alle deutſche Territorialherrſchaft herrorbildete. Eine Ausnahme machten nur die gemeinfreien Stadtbürger; von dieſen weiter unten das Nähere.

Die Lage endlich der alten Unfreien oder Hörigen beſſerte ſich dagegen aus denſelben einfachen Urſachen, namentlich was die Miniſterialen oder Hofhörigen anbetrifft. Als Theilnehmer an dem Waffenberufe und der Ehre und Beute ihrer Herren, erhoben ſie ſich zunächſt über die wehrloſen Gemeinfreien, bis ſie endlich, namentlich durch einflußreiche Hof-Aemter, den Ritterbürtigen gleich ſtanden und als dieſe ſich auch nicht mehr ſchämten, Hofämter im Dienſte der Landesherren nachzuſuchen, ganz mit dem Ritterſtande verſchmolzen. Wie die Hofhörigen ſo durch die Waffenfähigkeit und überhaupt durch gleiches Intereſſe ſich mit dem Adel einten, ſo gingen andrerſeits die Maſſe der Gemeinfreien und der nicht von adeliger Gunſt gehobene

Rest der Hörigen durch **Waffenunfähigkeit** und einen bald sehr ähnlichen Grad von Abhängigkeit zu Einem Stande in einander auf. Man nannte von nun an alle freien und unfreien, nur nicht rittermäßigen Landbewohner „**Bauern**," denen in den Städten die mehr begünstigte gleiche Mischung herabgekommener Freien und emporgekommener Hörigen in **Bürgern** gegenüberstand, während die jetzt waffenfähigen Hofhörigen, die Ministerialen, im Rathe der Landesherren, als Zeugen bei seinen Rechtsgeschäften, überhaupt in öffentlichen Aemtern, ja sofort dann im städtischen Rathe neben den Rittern eine Rolle spielten und in Gerichten nach Landrecht als Schöffen auftreten durften, d. h. wenn es sich nicht um Leben, Ehre und Eigenthum eines Altgemeinfreien handelte; das Einzige also, worin sich benimmt für eine Weile noch ihre unfreie Abstammung zeigte.

Die Städte allein darf man somit, wie wir schon mehrfach erwähnten, als die nächsten Erben altdeutscher Sitte, Sinnes und Rechtsgewohnheiten betrachten, allein in den ersten städtischen Gemeinden, welche sich am Rhein und gleichfalls auf altrömisch erobertem Boden in Süddeutschland gebildet hatten, galt bald römisches Recht und auf die später entstandenen norddeutschen Städte war ja Anfangs meist das Stadtrecht dieser süd- und westdeutschen Städte übertragen; es klärte sich aber dort eben dann bald von seinem undeutschen Elemente wieder ab. Dieses zeigte sich auch äußerlich darin, daß in jenen ältesten Städten Anfangs zweierlei Recht neben einander galt; sie waren eine Kirchen- oder Reichsimmunität und nebenbei eine freie Gemeinde, eine Kolonie von Altfreien, welche sich vor dem Druck ihrer jetzt adeligen, ehemaligen Standesgenossen in die Städte gerettet hatten. Jene durch Privilegien befreiten Bürger sollten mithin eigentlich immer noch nach Hofrecht, diese nach dem altangestammten Landrechte gerichtet werden. Auch hier zeigte sich aber recht in schmerzlicher Weise, daß die halbunabhängigen Landesherren an die Stelle der alten Grafen, der kaiserlichen Beamten, getreten waren. Der Grundbegriff einer Immunität lag darin, daß sie von der Grafengewalt und Gerichtsbarkeit ausdrücklich befreit wurde, da dieselbe aber zunächst nicht an die Bewohner der Stadt selbst, sondern an den weltlichen oder geistlichen Landesherrn überging, so ließ dieser durch seinen Vogt die höhere Gerichtsbarkeit, den Blutbann, die Criminaljustiz ausüben, während der städtische Beamte, der Schultheiß, nur die niedere Gerichtsbarkeit und namentlich die Polizei hatte. Durch dieses Ueberwiegen des Hofrechtes über das Landrecht in den Städten kam es, daß auch hier die Ministerialen dieselbe, oder vielmehr eine noch bedeutendere Rolle als auf dem flachen Lande spielen konnten und nicht nur neben den Freien, als Schöffen, im Stadtgericht auftraten, sondern durch ihren Einfluß im Interesse des Landesherrn den Stadtbürgern auch die Abgaben und Frohnden aufzubürden suchten, welche widerrechtlich bei den freien Landbewohnern schon eingeführt waren. Dahin gehört das Mortuarium, die Abgabe des besten Stücks von aller fahrenden Habe beim Todesfall und Anderes.

Allein die Städte wurden reich und mächtig, die Landesherren lagen unter einander und mit dem Kaiser oft in Streit, wollten kostspielige reisige Fahrten nach

Italien und nach dem heiligen Lande mitmachen und es wurde den Fürſten thatſächlich immer augenſcheinlicher, daß die Städte die Hauptquelle ihrer Einnahmen ſeien, ſo daß ſie oft mehr bittend, als befehlend, den Städten gegenüber ſtanden. Da machten denn die, urſprünglich als Beamte der weltlichen und geiſtlichen Landesherren in die Städte gekommenen Miniſterialen bald gemeinſchaftliche Sache mit den angeſehenern Stadtbürgern, welche dem Stadtſchultheißen zur Seite ſtanden und es bildeten ſich ſeit dem zwölften Jahrhundert die Stadträthe, welche hohe und niedere Gerichtsbarkeit in ſich vereinigten unter dem Vorſitze eines Bürgermeiſters. Waren ſie doch reich genug, dieſes Recht und ſofort das Zoll-, Münz-, Markt-Recht, entweder auf dem Wege des Vertrags gegen Leiſtungen von ihrem Landesherrn zu erwerben, oder wenn dieſer nicht zu ſolchen Abtretungen geneigt war, mächtig genug, ihm mit den Waffen in der Hand trotzen zu können, um dann durch kaiſerliche Privilegien, alſo in einer noch viel unabhängigeren Stellung daſſelbe zu erwerben. Wie aber wenige Kaiſer dieſe Gelegenheit recht zum Vortheil der Centralgewalt, zur Gründung eines großen einigen, reichsunmittelbaren Gebiets zu benützen verſtanden, ſo waren auch wenige dieſer neuen Stadtmagiſtrate ſo geſcheidt, daß ſie mit Hintenanſetzung kleinlicher Rückſichten die adeligen und namentlich die vom Adel bedrückten freien Bewohner des umliegenden Flachlandes für ſich zu gewinnen geſucht hätten. Sie ſtrebten vielmehr namentlich nach Privilegien, daß im Umkreiſe der Stadt die hauptſächlich dort betriebenen Gewerbe nicht ausgeübt werden ſollten, wie auch daß der Einzug in die Stadt, oder auch nur die Erwerbung des ſtädtiſchen Bürgerrechtes von der Hörigkeit, ja überhaupt von allen landesherrlichen Laſten befreien ſolle. Letztere namentlich dort, wo ſich die Städte in den unmittelbaren Schutz des Kaiſers begeben hatten und die Beſeitigung des landesherrlichen Vogts und ſeiner Beſatzung und eigne Wehrhaftigkeit durch Befeſtigung der Stadt gelungen war. Es gab dieſes dann eine Menge kleiner, einzelner, ſelbſtſtändiger Staatskörper, die ſich, da die in Italien beſchäftigten Kaiſer kein großes Band um ſie wanden, in den Städtebünden zwar hie und da zu Schutz und Trutz ihrer Freiheit einigten, aber mehr nach lokalen materiellen Intereſſen, als von einem großen nationalen Standpunkte. Mit dieſem ſo aus Hof- und Landrecht und ſofort eigenmächtigen Geſetzen der Stadträthe gemiſchtem Stadtrechte der älteren Städte wurden dann durch landesherrliche und kaiſerliche Privilegien ſpäter entſtandene Städte bewiedmet, wie man's nannte, wie dann die jüngeren Städte ſich in ſchwierigen Rechtsfällen bei jenen älteren (dem Oberhof) immer noch Rechtsausſprüche holten. So wurde das Kölniſche Stadtrecht auf Freiburg im Breisgau und Freiburg im Uechtland (in der Schweiz) übertragen, war Magdeburg für Mitteldeutſchland, Soeſt in Weſtphalen und Lübeck für Nordoſtdeutſchland der Quellpunkt des werdenden Städteweſens.

Das äußere Zeichen für die jetzt zuerſt ihre Familienerinnerung ſtreng regelnden Adelsgeſchlechter waren die Schilde mit ihren Sinnbildern. Auf den Kreuzzügen namentlich, wo eine ſo erſtaunliche Maſſe von Rittern zuſammenkam, die

in ihren Rüſtungen mit den geſchloſſenen Viſiren ſich faſt alle gleich ſahen und welche wegen ihrer verſchiedenen Nationalität oft nicht einmal mit einander reden konnten, wurde die Vererbung deſſelben Schildzeichens von Vater auf Sohn am umfaſſendſten gebräuchlich. Man graviete das Schildzeichen aber auch in den Knauf des Schwertes, damit der des Schreibens meiſt unkundige Ritter dieſes Zeichen den Urkunden beidrucken konnte. Ebenſo meiſſelte man dieſe Zeichen auf die Grabſteine und über die Thore der Burgen zum Zeichen, daß ein Ahnherr des Beſitzers ſie erbaut habe; kurz aus dem perſönlichen Abzeichen war auch hier ein Familienzeichen geworden. Die Farben waren urſprünglich unweſentlich in dieſer Beziehung, man gab der Figur, dem Thiere, der Blume eine andere Farbe, als dem Grunde des Schildes, damit ſie mehr in die Augen fallen ſollten; ſie waren daher urſprünglich alle nur zweifarbig. Während die Figuren nach den Familien verſchieden waren, pflegte die Farbe bei allen Rittern eines Stammes gleich zu ſeyn. Bei den Schwaben Roth und Gelb, bei den Franken Weiß und Roth, bei den Sachſen Schwarz und Weiß, bei den Bayern Weiß und Blau u. ſ. w. So war denn auch die deutſche Reichsfarbe unter den karolingiſchen Kaiſern Weiß und Roth [1]). Erſt ſeit der Theilung von Frankreich bildete ſich nach und nach das Schwarz-Roth-Gold. Es ſind dieſes nämlich die Hauptfarben (die Farben der Schildzeichen, nicht des Schildgrundes) der drei hauptſächlichen Geſchlechter, die auf dem Kaiſerthrone ſaßen: Schwarz von den ſächſiſchen, Roth von den fränkiſchen, Gold von den ſchwäbiſchen Kaiſern. Ebenſo entſtand bei den Familienſchilden die Anhäufung von Bildern und Farben durch Zuſammenſetzung mehrerer Schilder bei Heirathen, Erbſchaften, Verlehnungen.

Der Orient hatte durch die Kreuzzüge die Phantaſie der Abendländer angeregt, in Italien hatte ſich das Hauptſächlichſte wenigſtens von der Technik der antiken bildenden Kunſt erhalten und wurde dort jetzt von den Deutſchen erlernt, während man in den Klöſtern ſich eifrig mit den von eben dorther ſtammenden lateiniſchen Handſchriften der alten Dichter und Schriftſteller beſchäftigte. Der katholiſche Kultus verlangte zu ſeiner Ausſchmückung Kunſtwerke aller Art, um wenigſtens um ſo mehr auf das Gefühl der Menſchen zu wirken, je mehr myſtiſch-unverſtändlich ihnen der lateiniſche Geſang der Prieſter bei der Meſſe vorkommen mußte. Die Idee der antiken Kunſt war aber mit dem antiken Leben abgeſtorben; es galt jetzt mit den erhaltenen techniſchen Fertigkeiten die Idee des im Katholicismus romaniſch-orientaliſch ausgebildeten Chriſtenthums künſtleriſch zu verkörpern in Architektur, Muſik, Sculptur, wie ſpäter auch in Malerei und Dichtkunſt. Das eigenthümlichſte Erzeugniß dieſer der Form nach antiken, dem Inhalt nach modernen Kunſt, war die ſogenannte gothiſche Baukunſt, deren erſte Spuren ſich in Norditalien und Frankreich finden, welche in Deutſchland aber ſogleich am umfaſſendſten und reinſten an

1) Deshalb hatte Frankreich urſprünglich auch blos Weiß und Roth bis durch die Valois das Blau hinzu kam.

koloſſalen Bauwerken durchgeführt wurde, wie dieſes namentlich die prächtigen Kirchen von Freiburg i. B., Straßburg, Marburg, Köln u. ſ. w. beweiſen, die alle im 13ten Jahrhundert ihren Hauptthellen nach erbaut wurden. Statt der Schwerfälligkeit in den Hauptgliedern der byzantiniſchen Rundbogen und Kuppel-Gebäude, welche durch die überreichen, oft barocken Verzierungen nur noch auffälliger wurde, ſchien der hoch aufſtrebende gothiſche Spitzbogenſtiel bei den einfachſten Grundformen der Ornamente (es iſt z. B. auch beim Kölner Dom faſt nur der Umriß des Kleeblattes, oder zweier ſchief auf einander gelegter Kleeblätter) die Macht des menſchlichen Geiſtes in der geſchmackvollſten Ueberwindung oft ſelbſt geſuchter Schwierigkeiten bethätigen zu wollen, indem er aus dem plumpen ſpröden Geſtein dieſe überall durchflochtigen und doch ſchwindelnd hohen Gebäude und Spitzthürme ſchuf, welche an Zartheit der Formen dem feinen Faſernband der Pflanzen nachzuahmen ſchienen. Hier gerade bei der ſchwierigſten künſtleriſchen Aufgabe zeigte ſich nach unſerm Nationalcharakter, der möglichſt viel Schwierigkeiten zu überwinden haben will, deutſche Eigenthümlichkeit am klarſten, indem das einfach ſchöne Grundprinzip der gothiſchen Baukunſt nirgends ſo durchgeführt wurde, wie jedem die Anſchauung lehrt, denn die herrlichſten gothiſchen Bauwerke in Italien, Frankreich, Spanien u. ſ. w. ſind doch alle mehr oder weniger von romaniſch-orientaliſchen Beimiſchungen entſtellt. Ebenſo eigenthümlich, wenn auch weniger großartig begannen um dieſe Zeit die Anfänge der deutſchen Poeſie in den freilich auch durch Zartheit der Idee und Feinheit der Technik ausgezeichneten Minneliedern, denen aber ein hoher nationaler Schwung, wie bei den Anfängen der griechiſchen Poeſie, gänzlich fehlte. Doch fand ſich auch ein Dichter im 12ten Jahrhundert, welcher eine Reihe der ſchönen alten Stammſagen aus der noch ungefälſchten deutſchen Zeit ſammelte und im Geiſte ſeiner Zeit harmoniſch zu einem neuen Ganzen einte in dem Nibelungenliede. Von allen Stämmen ſammeln ſich dort die Helden der deutſchen Heroenzeit, um endlich durch Sifrits Tod und Hagens Verrath bei der verzweifelten Vertheidigung des Palaſtes König Etzels mit dem Hunnenreiche ſelbſt unterzugehen; der einzig übrig bleibende iſt Dietrich von Bern (Verona), wo dann mit dem Reiche des weiſen Theodorich des Großen, des Lombardenkönigs, die neue chriſtliche Aera angebahnt wird. Die Thaten der großen ſächſiſchen und namentlich hohenſtaufiſchen Kaiſer fanden aber keinen deutſchen Homer zu ihrer Verherrlichung, denn die Reimchroniken von Ottokar von Horneck, Rudolph von Hohenems, dem Kölner Hagen, Ludwig von Veltheim u. A. ſind ſchon halb Geſchichte, halb Gedicht. Die ſchönen, gefühlsreichen Minne- oder Liebes-Lieder gehören ſchon der romantiſchen Poeſie des Privatlebens an. Man findet in der durch Rüdiger Maneß von Zürich um 1300 veranſtalteten Sammlung dieſer Lieder [1]) auch unter den Dichtern eine Reihe deutſcher Könige und Fürſten, wie Kaiſer Heinrich VI., Konradin von

1) Man nennt ſie gewöhnlich deshalb die Manéſiſche Liederſammlung (Edda). Die ſchönſte, reich mit Bildern geſchmückte Handſchrift kam im franzöſiſchen Kriege nach Paris, wo man ſie 1815 zurück zu fordern vergeſſen hat.

Schwaben, König Wenzel von Böhmen, Herzog Heinrich von Breslau, Herzog Heinrich von Anhalt, Herzog Johann von Brabant, Markgraf Heinrich von Meiſſen, Markgraf Otto von Brandenburg. Unter den ritterlichen Dichtern zeichnete ſich beſonders Walther von der Vogelweide, Ulrich von Lichtenſtein (der als „Frau Venus" verkleidet die Länder durchzog und männiglich zu Ehren der Frauen zum Zweikampf herausforderte), Reinmar von Zweter, Heinrich Frauenlob von Mainz beſonders aus. Der Letztere wurde von den ſchönſten Frauen ſeiner Vaterſtadt zu Grabe getragen, wo ſie Blumen und Wein auf ſeinen Grabſtein ſchütteten. Ein wunderlicher Beweis von dem in romantiſcher Sentimentalität mitunter an's Barocke ſtreifenden Sinne dieſer Zeit iſt der ſogenannte Sängerkrieg auf der Wartburg, welcher im Jahre 1207 ſtattfand und wohl ſonſt mehrfach in ähnlicher Weiſe vorgekommen ſeyn mag. Landgraf Herrmann von Thüringen hatte hier die erſten Dichter ſeiner Zeit zuſammengeladen zu einem Wettkampfe in der Poeſie und die beiden Dichter Wolfram von Eſchenbach und Heinrich von Oſterdingen erhitzten ſich ſo, daß ſie ausmachten, der Unterliegende ſolle dem Scharfrichter überantwortet werden. Wolfram ſiegte, Landgräfin Sophie rettete aber Heinrich, welcher ſodann nach Ungarn entfloh und von dort den Dichter Klingſor mitbrachte, deſſen wir ſchon bei der heiligen Eliſabeth von Thüringen erwähnt haben.

Leider geſtattet hier nicht der Raum, die zweite wegen ihres mehr nationalen Grundweſens viel intereſſantere Seite des Lebens dieſer Zeit, nämlich das damals in ſeiner höchſten Blüthe ſtehende Städteweſen ganz ausführlich zu ſchildern. Das Eigenthümliche dieſer Lebensſeite des Mittelalters iſt nämlich gerade, daß es ſich in jeder Stadt im Einzelnen anders geſtaltete durch die beſondern Umgebungen und den kleinlichen Charakter, den dieſe hinter Wall und Mauern eingeſperrte Entwickelung behalten mußte, wenn es nicht gelang, ſie zu umfaſſenderen Staatskörpern organiſch zu einen. Das Intereſſante dieſer Forſchung, deren weitere Verfolgung durch Leſen von Chroniken, Stadtrechten und Sittenſchilderungen des Mittelalters [1]) wir dem Leſer ſelbſt überlaſſen müſſen, iſt beſonders, daß man den leicht erfolgreichen Verſuch macht, in dieſer Maſſe des ſo mannichfachen Einzelnen doch immer wieder den allgemeinen deutſchen Grundcharakter heraus zu erkennen.

Der Anfang der rein ſtädtiſchen Entwickelung iſt ſtets der Moment, wenn es dem Rath gelingt, die hohe, wie niedere Gerichtsbarkeit ganz an ſich zu ziehen, den Einfluß des kaiſerlichen und namentlich des landesherrlichen Vogtes gänzlich zu brechen und die Beſetzung ihres früheren geiſtlichen oder weltlichen Oberherrn aus der Stadt zu beſeitigen. Die Schwerter der Macht über Leben und Tod, welche gekreuzt oberhalb des Sitzes des Bürgermeiſters hingen; das ſteinerne Abbild nur noch des Vogtes auf dem Markte, d. i. der ſogenannte Roland; die Glocke, mit welcher

1) Siehe z. B. Hüllmann Städteweſen.

nur der Rath die Bürgerſchaft berufen durfte im „Bellthurm;“ der Galgen am Thore; die rothe Fahne des Blutbanns und die rothen Thürme für die hochnothpeinlich angeklagten Gefangenen, alles das waren daher Symbole, nach denen vor allen der Ehrgeiz der Städte ſtrebte. Im Innern war aber die Gliederung der Bürgerſchaft ſehr verſchieden, bald mehr demokratiſch, bald mehr ariſtokratiſch und finden wir dieſen Unterſchied oft bei Städten, die ſich ſehr nahe lagen und faſt denſelben Handel trieben, wie Lübeck und Hamburg, Augsburg und Ulm. Das äußere Kennzeichen der mehr ariſtokratiſchen, oder mehr demokratiſchen Richtung iſt dann namentlich der Umſtand, ob der Rath auf Lebenszeit, oder nur auf ein Jahr gewählt iſt und im letzteren Falle daher unter beſtändiger Controle der Bürgerſchaft, d. h. in früherer Zeit der Geſchlechter, in ſpäterer Zeit aber auch der Zünfte ſteht. In dieſer Periode zeigt ſich nämlich an vielen Stellen in Städten und auf dem Flachlande der Beginn des Kampfes, durch welchen die Nachkommen der früher unterdrückten alten Gemeinfreien, die in den Städten wieder zu Wohlſtand und Waffenehre gekommen ſind, von ihren ehemaligen Standesgenoſſen, dem jetzt hoch über ihnen ſich dünkenden Adel, wieder Gleichſtellung in den bürgerlichen Rechten und Beſeitigung der durch Mißbrauch, oder Gewalt eingeſchlichenen Laſten und Abgaben zu erringen ſuchten. Für jetzt gelingt dieſer Sieg meiſt aber noch nicht, denn wenn es auch in mancher Stadt, ſtatt der früheren Reibungen zwiſchen den Geſchlechtern und dem Biſchof oder Vogt, ſo jetzt zum Kampfe kommt zwiſchen den Handwerkern und den „müßig gehenden“ Geſchlechtern, die ſich nur aus den Kaufleuten und dem Landadel rekrutiren wollen: ſo iſt das letzte Reſultat doch meiſt nur, daß man dem früheren kleinen Rath, einen aus den Zünften gewählten großen Rath, ein Sechzigerkollegium, oder welcher Name nun dafür gewählt wird, als Controle zur Seite geſetzt. Zwar vertreiben die Handwerker hie und da den kleinen Rath einer Stadt für eine Weile, wenn ſich herausſtellt, wie arg die Herren mit dem „Gemeinen Gut“ gewirthſchaftet haben und ſelbige deßhalb der Bürgerſchaft neue Steuern und Zölle zumuthen müſſen, allein faſt überall wird noch durch kaiſerlichen Machtſpruch, durch Hülfe der Landesherren oder auch durch den Einfluß verbündeter, noch ariſtokratiſch regierter Städte, der nur aus den Zünften gewählte neue Rath bald wieder abgeſetzt und der frühere Zuſtand im Weſentlichen wieder hergeſtellt. Erſt ſpäter, als Vorläufer oder als Begleiter der Reformation, erhalten dieſe Kämpfe einen kräftigeren, allgemeineren Charakter und führen dann meiſt zur Demokratiſirung der Städte, oder auch indirekt, leider oft wieder zur Auflöſung der Städtebündniſſe, ſo daß die Landesherren dann die vereinzelten Städte nach und nach überwältigen können. Die Folge iſt für jetzt auch, daß außer jener berathenden Theilnahme der Zünfte an der Regierung die Geſchlechter ſich ſofort eng zu patriziſchen Genoſſenſchaften verbünden und durch ſtrenge Geſetze ſowohl ſich die einträglichſten Aemter, wie ihren Standesgenoſſen, den Kaufleuten, Handel mit den Rohſtoffen und Produkten, und auch den jetzt beginnenden fabrikartigen Betrieb der Gewerbe zu ſichern ſuchen. Andrerſeits beur-

kundet ſich der Anfang des vorbeugenden, bevormundenden Polizeiregimentes in den Luxusgeſetzen, durch welche die Geſchlechter die übrigen Bürger hindern wollen, in Prunk und Aufwand ſich ihnen gleich zu ſtellen, was den Kaufleuten und Handwerkern leicht wird, da ihr Vermögen ſich durch den Betrieb immer wieder ergänzt, während der Patrizier viel verzehrt und höchſtens durch Aemter oder Reutlauſe etwas wieder gewinnt.

Wo die völlige Durchführung dieſer Vorſchriften nicht glückte, wurde der Mittelſtand wenigſtens durch ſchwere Strafen arg beſteuert, was dann aber wieder ſteigende Erbitterung gegen die Geſchlechter zur Folge hatte. Die Luxusgeſetze ſind überhaupt eine Hauptquelle, um die Sitten und Gebräuche dieſer Zeit im Einzelnen kennen zu lernen; ſelbſt an dem, was ſie erlauben, ſieht man aber, wie hoch der Luxus und das Wohlleben in den Städten damals geſtiegen war. So waren mittleren Bürgern bei ihren Hochzeiten nur ſechzig bis achtzig Schüſſeln, nur hundert und fünfzig bis zweihundert Gäſte erlaubt, denn trotz der Reibungen zwiſchen Geſchlechtern und Zünften galt es doch für eine große Ehre, wenn recht viel Patrizier und geiſtliche Herren zum Hochzeitmahle kamen. Ebenſo war den Nichtpatriziern das Tragen goldener Ketten, den Frauen der Handwerker die Schleier aus der koſtbaren, damals in Flandern fabrizirten Leinwand, die ſilbernen, mit Schellen beſetzten Gürtel, geſtickte Schnabelſchuhe und Anderes verboten. Mancher der reich gewordenen Handwerker, wie Weber, Färber, Waffen- und Goldſchmiede verwirkten aber gern die Strafe, um ſo ihrem Prunk doppelt Nachdruck zu geben und den Patriziern Trotz zu bieten.

Der ſüddeutſchen Städtebünde, wie ſie der Kampf mit den Grafen und Rittern hervorrief, haben wir ſchon erwähnt; einen neuen Aufſchwung erhielt dieſer Kampf, als hier zuerſt in Ulm, Reutlingen, Baſel u. ſ. w. ſchon im dreizehnten Jahrhundert die Zünfte über die Geſchlechter die Oberhand gewannen, ſo daß die adeligen Gilden, die „Herrentrinkſtuben“ nur noch als gleichberechtigt, aber numeriſch ſehr im Nachtheil neben den gewerblichen Zünften fortbeſtanden.

Viel umfangreicher, enger geeint und deßhalb wichtiger war der große, nicht nur auf Abwehr, ſondern auch auf poſitive Zwecke gerichtete norddeutſche Städtebund, die Hanſa, an deren Spitze Lübeck ſtand, als Vorort und Ausführerin der Bundesbeſchlüſſe mit Hülfe der Bundesmittel. Dort tagten auch die Abgeordneten der mehr als ſiebenzig Städte, dort war die Bundeskaſſe, das Bundesarchiv und in dem Orlogshafen zwiſchen Lübeck und Travemünde lag gewöhnlich der Kern jener mächtigen Flotte, welche der Schrecken der nordiſchen Meere war und mehr als einmal Kopenhagen und Stockholm eroberte; wie's aus der Zeit der holländiſchen Kriege kurz vor dem Sinken der Hanſa in einem Spruch, der auf dem Bremer Rathhauſe angeſchrieben iſt, auch heißt:

„Lübeck, klein, doch rein, verzage nicht!
„Sind die Buben auch los,
„Ihre Macht iſt groß,
„Sie thun dir nichts.
„Als zwei Könige Ihr gemacht,
„Und den Dritten vertrieben,
„Seid Ihr immer noch „die gewaltigen Herrn von Lübeck“ geblieben!“

Nach den Hauptrichtungen des Handels der einzelnen Städte war der Bund zur bequemeren Regelung ſeiner inneren Angelegenheiten außerdem noch in vier Quartiere getheilt: 1) die Oeſterlinge, das öſtliche Quartier für den ruſſiſch-polniſchen Handel, 2) das wendiſche Quartier für den Verkehr und die Koloniſation in Schweden, Norwegen, England und Dänemark, wie für den Inlandshandel auf der Weſer und Elbe, mit welcher Lübeck ſich durch den älteſten Kanal Deutſchlands (den Stecknitzkanal) ſchon frühe in Verbindung geſetzt hatte, 3) die Weſterlinge für den rheiniſchen Handel und den Verkehr mit Flandern, dem gewerbthätigen und auch mit England, mit Frankreich und durch Vermittlung der ſüdweſtdeutſchen Städte mit Italien, 4) endlich das ſächſiſche Inlandsquartier, welches den orientaliſchen Handel und die ſchon hochausgebildete Gewerbsthätigkeit der ſüdöſtlichen Punkte, wie Augsburg, Regensburg, Nürnberg den andern Theilen der Hanſa zuführte. Zu den Oeſterlingen gehörten beſonders Danzig, Königsberg, Thorn, Elbing und die Städte in Kurland, Liefland, wie Riga, Reval, Pernau; letztere meiſt Kolonien der wendiſchen Städte, deren hauptſächlichſte: Lübeck, Hamburg, Bremen, Wisby auf Gothland und die insbeſondere noch zuſammenhaltenden Städte: Stralſund, Greifswalde, Wismar, Roſtock, Stettin waren. Am zahlreichſten war das die Gewerbs- und Handelsſtädte am Rhein und in Weſtphalen und Niederland in ſich einigende Weſtquartier beſetzt. Köln war hier das Haupt, ferner Amſterdam, Maeſtricht, Utrecht, Nimwegen u. ſ. w., aber auch Osnabrück, Münſter, Soeſt, Minden, Paderborn. Das ſächſiſche Quartier endlich dehnte ſich von Hannover und Braunſchweig bis Frankfurt an der Oder, Breslau und ſüdlich bis Erfurt und Mühlhauſen aus. — —

Ein Hauptgrund für das Emporblühen der mittelländiſchen Seeſtädte, wie Genua und Venedig, waren die Kreuzzüge geweſen, indem die Ueberſchiffung der Truppen nicht nur die Rhederei hob, ſondern ſtatt des bisherigen Landverkehres über Konſtantinopel einen direkten Seehandel mit dem Oriente einleitete. Eine der erſten, großartigen Unternehmungen der beginnenden Hanſa war nun ebenſo, daß ſie für den Transport nordiſcher Kreuzfahrer Schiffe ausrüſteten. Da aber dieſe Unternehmungen der ſpäteren Kreuzfahrer gerade nicht vom glänzendſten Erfolge begleitet waren, ſo errichteten ſie aus ihren Segeln Zelte am Ufer für die Pflege der zahlreich aus dem Innern jener heißen Länder zurückkommenden kranken und verwundeten Kreuzfahrer. Dankbar betheiligten ſich dann auch viele Ritter bei dieſem menſchenfreundlichen Unternehmen und wie der ſo entſtandene deutſche Orden dann ſpäter an den nordöſtlichen Küſten des baltiſchen Meeres ſiegreich erobernd vordrang, haben wir ſchon erwähnt. Die Erinnerung an dieſen Urſprung des Ritterordens erhielt ſich darin, daß der Hanſen noch ſpät im Kirchengebete der Deutſchritter dankend erwähnt wurde und z. B. lübeckiſchen und bremiſchen Vollbürgern die Aufnahme in den Orden nicht verweigert werden konnte. Der Hauptvortheil war aber, daß die hier bald emporblühenden Stapelplätze für die nordiſchen Produkte, wie Pelzwerk, Hanf, Eiſen, dem Hanſabunde zugewandte Orte

blieben. Noch wichtiger war freilich früher der Weltmarkt Nowgorod gewesen, auf welchem neben den nordischen Produkten auch die zu Lande dorthin gebrachten Erzeugnisse des Orients erschienen, wodurch sich so unermeßliche Schätze dort sammelten, daß man sprach:

„Wer kann etwas gegen Gott,
„Und Nowgorod? —"

Diese Reichthümer waren aber gerade das Unglück dieses Platzes, denn sie reizten erst die Tartaren und dann den Czar von Rußland zur Plünderung und endlichen Aneignung des Marktes, dessen deutsche Bewohner aus dem größten Wohlleben in die Sklaverei wandern mußten. Eine zweite wichtige Kolonie der Hansen war die schonische Niederlassung. Als nämlich 1368 die lübeckischen Bürgermeister von More und von Attendorm, welche als Admirale die Flotte kommandirten, während Gottschalk von Warendorp den Oberbefehl über die Landungstruppen hatte, Kopenhagen und alle festen Punkte von Dänemark eroberten, baten die Dänen demüthig um Frieden, dessen schwere Bedingungen König Waldemar zu halten verpflichtet wurde, „wenn anders er bei seinem Reiche bleiben will." Außer einer bedeutenden Kriegsentschädigung, für welche mehrere Landestheile verpfändet wurden, erhielten die Hansen nicht nur Befreiung vom Strandrecht und große Zollbegünstigungen, sondern auch das Niederlassungsrecht auf Schonen, wodurch ein großer Theil des Sundzolls in die Säckel der Hansen fiel.

Ursprünglich (schon im Frieden von 1239) hatten nämlich die Lübecker nur die Erlaubniß erhalten, behufs des Einfangens und Einsalzens der Häringe am dortigen Strande sich den Sommer über mit Planken und Pfahlwerk wohl verschanzte Hüttenlager zu erbauen. Allein bald darauf kauften sie sich nicht nur in Skanör, Falsterbö, Malmö bedeutende Grundstücke, um dort Niederlagen von Tuch, Leinen, Leder und Seidenzeug, als rohe Stoffe sowohl, wie auch schon zu Kleidern verarbeitet, ingleichen von Wein, Bier, Gewürz, Stahl- und Eisenwaaren, Getreide, Hopfen, Salz anzulegen, sondern sie ließen auch aus Deutschland ganze Schaaren von Handwerkern und Arbeitern nachkommen, welche nun alle mögliche Lebensbedürfnisse herstellten, so daß aus diesen Höfen förmliche Kolonien wurden. Das Klügste war dann aber doch noch, daß sie späterhin das Recht erwarben, nach welchem alle Schiffe, die in Schonen ihr Schiffsgeld bezahlt hatten, vom Sundzoll frei sein sollten. Da kamen die fremden Schiffe sowohl aus der Nordsee, wie aus der Ostsee nach jener hansischen Niederlassung auf Schonen, tauschten dort Bord über Bord ihre Ladungen aus und fuhren wieder zurück, wodurch die Hansen stets Ladung für ihre Schiffe hatten und außerdem den ganzen Verkehr in ihrer Gewalt behielten.

Aehnliche Niederlassungen hatten sie in Brügge, Stockholm, London, in welch letzterer Stadt die kölnische Gildhalle und der Lübeck, Hamburg und Bremen gehörige palastartige Stahlhof noch jetzt bezeugen, daß die Hansen ehemals für gewisse Handelszweige ein Monopol in ganz England hatten. Am Merkwürdig-

ſten ging es aber zu in der Kolonie zu Bergen, welche an wunderlich conſequent durchgeführter Zweckmäßigkeit kaum je ihres Gleichen gehabt hat. Die Aufgabe war nämlich, hier in dem ſchon ſehr rauhen, hohen Norden eine ſtreng disciplinirte Kolonie handeltreibender Soldaten, oder kriegeriſcher Kaufleute zu gründen, denn da ſie nicht nur alle fremden Schiffe und Kaufleute vom Verkehr ausſchloßen, ſondern ſogar den einheimiſchen Norwegern vorſchrieben, um welchen Preis ſie ihre Rohſtoffe verkaufen und wie theuer ſie die Gewerbserzeugniſſe der Hanſen kaufen ſollten, ſo mußten ſie ſowohl von Seiten der Einheimiſchen, wie von den oft hier anlandenden Seeräubern jeden Tag eines Angriffs gewärtig ſeyn. Jedes Mitglied der Kolonie mußte daher ſo zu ſagen von der Pike auf dienen; die Lebensweiſe namentlich bei den jüngeren Leuten war noch ſtrenger, als die gewiß ſchon einfache Lebensart des norwegiſchen Bauers, namentlich durfte kein Weib, ſelbſt nicht als Ehefrau ſich auf nur eine Stunde in der Kolonie aufhalten und als einmal ein Mädchen, als Mann verkleidet, ihrem Geliebten nach Bergen nachreiste, wurde ſie ohne Erbarmen mit Ruthen hinausgepeitſcht, obgleich ihr Vater ein ſehr angeſehener lübeckiſcher Kaufmann war. Jeder „Schonenfahrer" (ſo nannte man die hierher handelnden hanſiſchen Kaufleute) hatte ſeinen Faktor, der ſich dann wieder Geſellen und Jungen hielt; alle Faktoren einer Stadt wählten ſich als Oberhaupt einen Aeltermeiſter, welch letztere aus ihrer Mitte als höchſte Behörde der Kolonie einen „Rath der Achtzehner" ausſchoßen, von deſſen Beſchlüſſen man aber noch nach Lübeck an das Schonenfahrer-Kollegium appelliren konnte. Die Waarenlager, Nachts militäriſch bewacht, lagen jenſeits des Fluſſes, die Wohnhäuſer waren gleich denen der dortigen Bauern nichts als ein großes Blockhaus, ringsum mit Tiſchen und Bänken, hinter denen ſich in großen Wandſchränken die Nachtlager befanden. Eine, durch eine Klappe verſchließbare Oeffnung im Dach, ließ das Licht herein und den Rauch des zugleich als Ofen dienenden Herdes, der ſich in der Mitte der Stube hinaus — falls nicht der dicke nordiſche Nebel ihn wieder zurückdrängte.

Ein Bild vom Leben und Treiben in dieſer Männerkolonie gibt am beſten die Schilderung des Tages, an welchem mit großer Feierlichkeit die Jungen zu Geſellen gemacht wurden. Am Tage vor dem Feſte mußten ſie den großen Hauptplatz der Kolonie durch Aufſtecken einer Menge von Büſchen in einen künſtlichen Garten umwandeln, den man dann das Paradies nannte. Hier empfing ſie nun am Morgen des Feſtes der Engel des Paradieſes, nämlich der Pritſchmeiſter, oder Profos. Unter lauter Muſik der Pfeifer und Geiger mußten die armen, nur mit einem Hemde bekleideten Jungen die Alleen auf- und abſpazieren, während der Pritſchmeiſter ihren Rücken mit großen Ruthen blutig hieb. Dann kam, wie überhaupt alles den Prozeß darſtellen ſollte, welchen die einzuſalzenden und einzuräuchernden Heringe durchzumachen hatten, die Waſſerfriſchung. Man tauchte die Jungen an einem Strick in's Waſſer und jeder Geſelle gab ihnen ſeinen Gruß aus großen Waſſerkübeln. Dann mußten ſie, über dem Rauchloch in der Decke der Hütte ſitzend, die lange Aufnahmsformel herſagen, während unter ihnen durch an-

gezündetes Werg, Theer u. dgl. ein gewaltiger Dampf gemacht wurde. Endlich ging's im feierlichen Zuge durch die Stadt, voraus der Schalksnarr der Kolonie, welcher, barock als norwegischer Bauer verkleidet, einen langen Kuhschwanz nach sich schleppend, die all zu schaulustige Menge mit seinem Ochsenziemer tüchtig bearbeitete. Ein festlicher Schmaus beendete den Tag und die neuen Gesellen wurden sodann in alle Geschäfte und Heimlichkeiten der Kolonie eingeweiht, bis sie nach Verlauf einiger wohlbestandener Arbeitsjahre dann auch als Faktoren eingeweiht wurden und meist als wohlhabende, geschäftskundige Kaufherren endlich in ihre Heimath heimkehren durften, da ihnen in den höheren Chargen auch ein bedeutender Antheil am Gewinne zufiel. Die Form war roh und gewaltthätig, aber von hier aus erhielten die Handelsstädte beständig einen Zuwachs abgehärteter, geschäftskundiger, junger Leute, welche rüstig auf der Schreibstube, auf dem Meere und, wenn es sein mußte, auch die Waffen in der Hand, vor jenem Versinken in üppigem Wohlleben von jung an bewahrt waren, durch welches die Bevölkerung der italienischen Handelsstädte allmählig zu Grunde ging, während hier ein kräftiger wohlhabender Mittelstand sich bildete, welcher dann beim Herannahen der Reformation, des Kampfes gegen die Hierarchie und Adelsherrschaft, immer noch den Kern der Bewegung für freiere Geistesregung bildete. Es fehlte diesem ganzen städtischen Treiben eben nur ein bedeutender Mittelpunkt, welcher die mannigfachen Keime zu einem großen Ganzen organisch geeint und wieder auf den rein deutschen Ursprung, die von unten auf zu organisirende Selbstverwaltung der Gemeinden, Provinzen u. s. w. zurückgeführt hatte! Dieser Mittelpunkt konnte aber eben nur ein durch seine Hausmacht starker, einsichtsvoller Kaiser seyn, allein die kaiserliche Gewalt war, wie wir gleich sehen werden, schon unrettbar durch die Fürsten und die Hierarchie untergraben, so daß die Städte, dann eine Weile noch von ihrem Wohlstand zehrend, zuletzt nur auf materielle Vortheile, der Kaiser nur an die Vergrößerung ihrer Hausmacht dachten; beides ohne Rücksicht auf die nationale Einheit, Freiheit und Wohlfarth.

Wir können hier nun, wie gesagt, nicht das Weitere der Entwickelung des städtischen Lebens verfolgen: wie hier z. B. noch, während draußen schon das dem Volke in Form und Sprache unverständliche, namentlich auch im absolutistisch-hierarchischen Sinne ausgebeutete römische Recht herrschte, nach altdeutscher Weise öffentlich unter Beiziehung der schöffenbaren Bürger Gericht gehalten wurde. Wir können weder der unteren Bürgerklasse zu ihren lustig-phantastischen Zunftfesten, noch den stolzen Prunk der Stadtpatrizier verfolgen, zu deren gefüllten Geldsäcken, wie wir bei den späteren Kaisern sehen werden, sich Fürsten und Herren, bis zu dem höchsten Machthaber deutscher Lande hinauf oft Hülfe suchend wandten und wo allein noch rüstige gewerbliche Thätigkeit, aber auch Künste und Wissenschaften Schutz und Nahrung fanden — aber das müssen wir noch erwähnen: Eine innere Erneuerung Deutschlands, kräftig, vorhaltig von unten auf, ist nur dadurch möglich, daß man zwar nicht diese mittelalterigen, ihrer Zeit angehörigen Städteeinrichtun-

gen anpassend erneuern will, aber an dieselben, als den letzten Keim reindeutschen Wesens, gesund fortbauend, wieder anknüpft, sie fortführt da, wo sie einst zu leeren Formen erstarrten.

Rudolph von Habsburg.

1273 — 1291.

Von wenig einnehmendem Aeußern (wie er denn völlig kahlköpfig und sein Gesicht durch eine übermäßig große Nase entstellt war) und einem nicht sehr angesehenen Grafengeschlechte angehörig, verdankte Rudolph seine Ernennung dem doppelten Umstande, daß er zugleich für sehr thatendurstig, aber auch für sehr lenksam galt. Hatte er doch bisher, fast beständig in schweren Fehden verwickelt, wenige derselben in eigener Sache geführt, sondern wer ihm entsprechenden Gewinn in Aussicht stellte, der konnte seines nicht gern in der Scheide ruhenden Schwertes versichert seyn. So lag er bald gegen die benachbarten Städte und Ritter, wie Basel, Straßburg, St. Gallen, die Herren von Kyburg u. s. w., bald für die Städte gegen die Bischöfe derselben zu Felde und belagerte gerade die Stadt Basel, als ihn die Nachricht von seiner Erwählung erreichte. Nämlich zwischen zwei dortigen Genossenschaften, der zum Psittich (Papagei) und der zum Stern, war es zu so ernster Fehde gekommen, daß letztere aus der Stadt vertrieben wurden und Rudolph wollte sie jetzt wieder zurück führen.

Längst war die Wahl zwar schon vorbereitet, und Rudolph, sonst als Ghibelline (Friedrich II. hatte ihn aus der Taufe gehoben) der Hierarchie verhaßt und früher schon wegen Zerstörung eines Nonnenklosters zu einem Kreuzzuge verurtheilt, hatte sich alle Mühe gegeben, um als demüthiger Diener der Kirche zu erscheinen, wie er andrerseits den Fürsten schimpflicher Weise feierlich das Versprechen gegeben hatte, daß er als Kaiser nichts ohne ihre Einwilligung unternehmen wolle. Allein die allgemeine Verwirrung und Zwietracht im Reiche war so groß und die Erwählung eines bloßen Adeligen zum Kaiser etwas so unerhörtes, daß Rudolph selbst nicht recht an den Erfolg glauben mochte. Dem Unterhändler zu seinen Gunsten machte der schlaue Ahnherr des preußischen Hauses, ein jüngerer Sohn des gräflich hohenzollernschen Geschlechtes, Friedrich, welcher als kaiserlicher Burggraf in der freien Stadt Nürnberg durch Geleits-, Gerichts- und andere Sporteln die Reichthümer erwarb, mit denen später sein Haus die Mark Brandenburg an sich kaufte. Rudolph war gerade sehr ungehalten über einen mißlungenen Angriff auf Basel, als ihn die fröhliche Botschaft von seiner Erwählung ereilte. Die schlauen Bürger waren nämlich, durch Spione von dem Ueberfall unterrichtet und hatten er-

RUDOLPH I.

fahren, daß eine Partei in der Stadt ihn unterstützen werde. Sie stellten deshalb die Uhren um eine Stunde zurück, um so die Verschworenen in und außerhalb der Stadt in Verwirrung zu bringen, was ihnen denn auch trefflich glückte. Zur Erinnerung hieran gingen seltsamer Weise die Basler Uhren bis zum Beginn der französischen Revolution stets eine Stunde zu früh. Jetzt vor der Herrlichkeit des neuen Kaisers beugte sich zuerst die ihm feindliche Partei in der Stadt Basel, man schloß Frieden, Rudolph hielt feierlich seinen Einzug und er suchte sich jetzt zunächst auch bei den Bürgern beliebt zu machen. So lud er sich bei einem Basler Färber, den er bei der Arbeit fand, zu Gaste, und am andern Tage bewirthete ihn der reiche Bürger in seinem Prunkgemache aus silbernen Geschirren köstlicher, als der Graf es bis jetzt gewohnt gewesen war. Da rief der neue König erstaunt aus: „Aber Meister, wenn Ihr solch köstlich Weblleben haben könnt, wie mögt Ihr da noch im Schmutz und Gestank in der Werkstatt schaffen? —“ Der Färber antwortete ihm derb aber aufrichtig: „Herr König, das ist eben die gut bürgerliche Kunst aus Dreck Silber zu machen, Ihr adeligen Herren versteht es freilich besser aus Silber Dreck zu machen.“

Als Rudolph zu Aachen gekrönt war, sollte die bei jeder Kaiserwahl übliche Wiederbelehnung der Fürsten mit ihren Reichslehen durch das Symbol des Scepters stattfinden, das Zeichen der kaiserlichen Oberlehensherrlichkeit war aber nicht zur Hand. Da vollzog Rudolph die Handlung mit einem Kruzifixe, was man nach dem Sinne jener Zeit natürlich so auslegte, als habe die Kirche für seine Wahl u. A. auch die Bedingung gestellt, daß er die alte Anmaßung der Hierarchie „Oberlehensherrin auch der weltlichen Lehen zu seyn, —“ habe anerkennen wollen. Kein Vernünftiger wird wenigstens glauben, daß bei einer so wichtigen Handlung zufällig die Hauptsache vergessen sei.

Das nächste sollte nun die Demüthigung des mächtigsten Reichsfürsten, König Ottokars von Böhmen, seyn, und da dieser sich durch Gewaltsamkeit unbeliebt gemacht hatte, Heinrich von Bayern und Stephan von Ungarn aber dem König Rudolph Hülfe zusagten, so erkannte Ottokar bald, daß er nachgeben müsse. Im königlichen Ornat erschien er, um den Eid der Treue zu leisten vor Kaiser Rudolph, der ihn in einem Zelte, in gewöhnlicher Kriegstracht erwartete. Als aber der König vor ihm kniete, ließ Rudolph zur Demüthigung desselben das Zelt öffnen, damit das zahlreich versammelte Volk die Scene sehen könne (1277). Diesen Schimpf mochte der Hauptgrund sein, daß Ottokar den Frieden nicht hielt, und im folgenden Jahre den Krieg der Waffen versuchte. Auf dem Marchfelde bei Wien kam es zur Schlacht, allein Ottokars frühere Gewaltsamkeiten rächten sich jetzt an ihm. Sein eigener Feldherr Milota von Diedicz verrieth den Schlachtplan, weil ein Bruder von ihm auf Ottokars Befehl hingerichtet war und ein böhmischer Adeliger erstach den König im Schlachtgewühl. Kaiser Rudolph suchte nun durch den Prunk eines Siegesfestes zu Wien den Glanz der Kaiserkrone in den Augen des Volkes wieder zu heben. Mehrere Tage lang dauerten Festlichkeiten, Turniere (bei denen ein mehr

als hundertjähriger Ritter, Otto von Haslau, mit seinem Urenkel eine Lanze brach, festliche Aufzüge u. dgl. Das Hauptaugenmerk des klugen Rudolph war nun aber, daß er sich eine Hausmacht und fürstliche Verwandtschaft zu machen suchte. Sein Sohn Rudolph wurde daher Herzog von Schwaben, sein Sohn Albert Herzog von Oesterreich, seine Töchter wurden mit Otto von Brandenburg, Ludwig von Pfalzbayern, Albrecht von Sachsen und Wenzel, dem Sohn Ottokars von Böhmen, vermählt. Letzteren hatte Rudolph vorher lange gefangen gehalten, um das Land durch Otto von Brandenburg fürchterlich aussaugen zu lassen. Ja, König Rudolph, welcher früher schon sich soweit erniedrigt hatte, daß er zu Lausanne knieend dem Papst Gregor X. unbedingten Gehorsam gelobt hatte, ging jetzt so weit in der Herabsetzung des kaiserlichen Ansehens, daß er Papst Martin IV., einem Franzosen, welcher offen seine Verachtung gegen die Deutschen aussprechen pflegte, durch die Vermählung seiner letzten Tochter mit dem Sohne Karls von Anjou zu gewinnen suchte — so rächte ein deutscher Kaiser die Eroberung Neapels! —

Weislich nützlich und verständig war dagegen das Streben Rudolphs, das Faustrecht aufzuheben und die vielen Reichsgüter, welche sich der Adel widerrechtlich angeeignet hatte, zurückzuverlangen. Er hielt daher eine Menge von Reichstagen in verschiedenen Gegenden Deutschlands und brachte zunächst Reichsfriedensschlüsse für einzelne Länder und eine bestimmte Reihe von Jahren zu Stande. Allein nur nach und nach, als viele Burgen zerstört waren und neue Generationen heranwuchsen, entwöhnte sich der Adel von seinem Straßenräuberleben und bei der Zurückforderung des Reichsgutes war die kaiserliche Macht doch oft zu schwach, um den Widerstand, namentlich der kleinen schwäbischen Grafen, zu brechen, da die Mächtigeren wie z. B. die Grafen von Württemberg, Baden, Tübingen, Urach und noch zwölf Andere sich gegen ihn verbündet hatten. Man sagt, sie hätten den Neckar hinab sich von ihren Burgen Feuersignale gegeben, um die Annäherung der zu beraubenden Kaufleute anzuzeigen und sehr bezeichnend hieß eine dieser Ritterfamilien, welche unterhalb Heilbronn hauste, „die Landschaden“. In einem dieser Kämpfe mit dem Kaiser wurde 1286 auch die Burg von Stuttgart verbrannt. In ähnlicher Weise lagen in Norddeutschland die dortigen Grafen mit den freien Bauern in Streit, da ihnen die Städte wegen des Hansabundes zu mächtige Gegner gewesen wären; Lübeck zerstörte z. B. auf einem Kriegszuge vierzehn Ritterburgen und ließ die Herren vom Steigreif (oder Steigbügel), wie man die Raubritter zu nennen pflegte, hinrichten. Die Bauern wehrten sich aber auch tapfer, so die Friesen gegen die Grafen von Holland, die Dithmarsen gegen die holsteinischen Grafen, und Graf Florenz von Holland gewannen deshalb die Bauern so lieb, daß man ihn „den Leute Gott“ nannte, weshalb ihn der Adel dann meuchlerisch umbringen ließ (1296). Da stand das Volk zur Rache in Masse auf, vertrieb aus Friesland allen Adel auf einige Zeiten und flocht den Mörder des Florenz, Gerhard von Velsen, in ein mit Nägeln durchschlagenes Faß, welches von einer Anhöhe herabge-

ADOLPH.

wälzt wurde. Mit ähnlicher Grausamkeit wurde am Rhein der Krieg zwischen Erzbischof Siegfried von Köln und dem Grafen Adolf VII. von Berg mit wechselndem Glücke geführt. Ersterer wurde von seinem Gegner sieben Jahre lang Tag und Nacht geharnischt in einen Käfig gesperrt, wofür der Erzbischof, als er später die Oberhand gewann, den Grafen nackt und mit Honig bestrichen dreizehn Monate lang den Sonnenstrahlen und dem Stechen der Insekten Preis geben ließ. Bischöfe sah man in Person sich auf dem Schlachtfelde bekämpfen, da ließ sich natürlich von dem weltlichen Adel nichts anderes als Gewaltthätigkeit nach unten und beständige Fehden mit den Standesgenossen erwarten, wie denn auch die Beinamen der Fürsten jener Zeit: der Entartete, der Wunderliche, der Strenge u. dgl. andeuten.

Diese Händel zu schlichten war der Habsburger Graf, wenn er auch den Kaisertitel führte, nicht mächtig genug, und als auch sein Hauptplan, die Ernennung seines Sohnes Albrecht von Oestreich zum Nachfolger, mißlang, starb er vor Mißmuth (1291).

Adolph von Nassau und Albrecht von Habsburg (Oestreich).

1291 — 1308.

Wie uns auf unseren Bildern jetzt statt der hohen Heldengestalten der alten sächsischen und hohenstaufischen Kaiser Männer von unedlem, meist wenigstens unkriegerischem Aeußern entgegentreten, deren Mienen bis auf einzelne Ausnahmen andeuten, welcher niedern Leidenschaften Schauplatz ihr Inneres gewesen sei, ja unsere Maler haben hier oft noch zu sehr geschmeichelt aus dem ganz erklärlichen Grunde, weil sie in jenem Frankfurter Römersaale dem deutschen Volke seine Vergangenheit in nicht zu trüben, oder gar unedlen Bildern vorführen wollten. Wir meinen aber, es sei besser mit der Wahrheitsliebe, welche jedes Geschichtschreibers erste Tugend seyn muß, offen einzugestehen, wie tief schon damals die einst so mächtig und herrlich unter den Völkern Europa's dastehende deutsche Nation durch innere Uneinigkeit herabgesunken war — die Persönlichkeit ihrer damaligen Kaiser nicht ausgenommen. Sind wir doch überzeugt, daß das deutsche Volk zu allen Zeiten darum nicht die innere Kraft verloren hat, sich, wenn es nur will, sogleich zu seiner alten Größe wieder zu erheben.

Der für ganz Deutschland unerwartete Nachfolger Kaiser Rudolphs, Graf Adolph von Nassau, war ein armer, tapfrer Ritter, aber roh, zu Ausschweifungen und überhaupt, wo es sein Vortheil mit sich brachte, zu niedern Handlungen ge-

zeigt; doch hätte er ſich ſchon gleich nicht auf dieſe Weiſe mögen wählen laſſen, und auch andere Handlungen ſeines Lebens bezeugen, daß wir ihm kein Unrecht thun. Der ganze Wahlakt war nämlich nichts, als ein jämmerliches Pfaffenkunſtſtückchen. Erzbiſchof Gerhard von Mainz zog gleich nach Rudolphs Tode von einem Wahlfürſten zum andern und erkundigte ſich, wen ſie nicht haben wollten, da meinte jeder nach dem Geiſt der damals leider unter dem hohen Adel herrſchte, im Ganzen ſei es ihm gleich, wer Kaiſer würde (die Herren wollten ihm ja doch nicht gehorchen); nun hatte jeder unter den Fürſten dieſen oder jenen perſönlichen Feind, von dem er wünſchte, daß der es nicht werden möge. Das verſprach der ſchlaue Erzbiſchof, lief darauf hin von jedem einzelnen ſich die Stimme übertragen und erwählte nun auf ſeiner Macht ſeinen Vetter Adolph von Naſſau.

An den hatte freilich Niemand gedacht, und daher auch Niemand gegen denſelben proteſtirt, am letzten war aber Albrecht von Oeſterreich, der Sohn Rudolphs, durch den Erzkanzler getäuſcht worden. Um nämlich zu verhüten, daß Albrecht auch zu ſeinen Gunſten entgegenintrigire, log Gerhard ihm vor, es könne gar nicht fehlen, daß er gewählt werde, ſo daß Albrecht ohne allen Verdacht ſchon auf dem Wege war, um ſich krönen zu laſſen, als ihn die Nachricht von der Wahl Adolphs erreichte. Letzterer war ſo arm, daß er nicht einmal die Unkoſten der Krönung bezahlen konnte und doch erklärten die Fürſten ganz offen, nur wenn man ſie mit Geld und Gut beſtäche, würden ſie die Wahl anerkennen. Albrecht von Sachſen und Otto von Brandenburg verlangten viertauſend fünfhundert Mark Silber; die geiſtlichen Wahlfürſten wollten ſich mit der Abtretung von Reichsgütern begnügen. In der letzteren Weiſe wurde dann auch wirklich das Geld aufgebracht, nachdem Adolph vergebens verſucht hatte, die Juden in Frankfurt zu beſteuern, denn der Rath dieſer Stadt hatte es wagen, dem Kaiſer mit Gewalt zu trotzen!! —

Um dieſe Zeit begann zuerſt das bei der Schwäche der Reichsgewalt ſehr begreifliche Streben der früher ſo ſchwach und demüthig neben den deutſchen Kaiſern daſtehenden franzöſiſchen Könige ein Stück Deutſchlands nach dem anderen abzureißen, die ſie durch dieſen Raub dann gleich mächtig, durch die immer größere Einheit des Reiches in Folge des ſiegreichen Kampfes der franzöſiſchen Könige mit den widerſpenſtigen Großen aber hinlänglich mächtiger wurden, als die deutſchen Kaiſer. Zunächſt legte jetzt König Philipp von Frankreich das alte deutſche Reichslehen, die Grafſchaft Burgund, betrug zu erwerben, daß er ſeinen Sohn mit der Tochter des letzten Grafen vermählte. Im erſten Aufwallen ſeiner ritterlichen Natur erklärte Adolph dem Könige von Frankreich den Krieg, ja er nahm ſogar von dem gleichfalls mit Frankreich verfallenen England Hülfsgelder an, um ſich als Bundesgenoſſe des letzteren anwerben zu laſſen. So ernſt dieſes im Anfang gemeint ſein mochte, ſo war Adolph doch weder durch ſeine Hausmacht, noch durch ſeinen Charakter der Mann, um die Fürſten zur Theilnahme an dem Feldzuge zu zwingen und dieſen lag wie gewöhnlich durchaus nichts daran, daß durch den Verluſt Burgunds die Ehre und die Macht Deutſchlands geſchmälert würden. Viel mehr ver-

ALBRECHT I.

ſprechend war dagegen ein Bruderkrieg in Deutſchland ſelbſt gegen noch ein Paar unglückliche Enkel Friedrichs II. Albrecht der Entartete, von Thüringen und Meißen, der früher ſchon ſeine Gemahlin verſtoßen hatte, haßte nämlich ſeine Söhne von derſelben ſo ſehr, daß er ſie einſperrte und todt hungern laſſen wollte. Die Kinder, Friedrich mit der gebiſſenen Wange (ſeine Mutter hatte ihn gebiſſen, um ihm ein Mahnungszeichen der Rache zu hinterlaſſen) und Diezmann wurden von treuen Dienern gerettet und hatten, als ſie herangewachſen waren, den Vater in's Gefängniß geworfen. Der bot jetzt ſeine Länder dem Kaiſer Adolph zum Verkauf an und dieſer war ſchlecht genug, ſie mit den von England für den Franzoſenkrieg erhaltenen Geldern zu erwerben und die unglücklichen Söhne Albrechts mit Krieg zu überziehen. Sein Heer verübte in Thüringen die größten Schändlichkeiten, beſtrich die Menſchen nackt mit Pech und wälzte ſie dann in Federn, daß ſie vogelähnlich zum Spott herumliefen; Mühlhauſen empfing den Kaiſer in allen Ehren und er trieb ſolchen Unfug, daß die Bürger ihn wieder zur Stadt hinausjagten, kurz, die Thüringer waren zuletzt ſo erbost, daß ſie alle Gefangenen des kaiſerlichen Heeres entmannten und als mit einem Theile deſſelben ein alter, längſt vergeſſener Bergwerksſchacht in der Nähe von Freiberg zuſammenbrach, hieß es, die Erde habe ſich aufgethan, um die Böſewichter gleich der Rotte Korah zu verſchlingen. Zwar beſiegte Adolph endlich doch die Prinzen und zwang ſie zur Flucht, allein das Volk in Deutſchland war des Pfaffenkönigs müde, wie man ihn wegen ſeiner Abhängigkeit von dem Erzbiſchof Gerhard von Mainz nannte, und als der Kaiſer ſich nun gar mit dieſem ſeinem Beſchützer entzweite, war der Erzkanzler der erſte, welcher zu Albrecht von Oeſtreich reiſte, um dieſem die deutſche Krone anzutragen. Alsbald ſchloß Albrecht dann mit den Ungarn Frieden, deren König ſich ſogar mit einer Tochter des öſtreichiſchen Herzogs vermählte und als nun auch der ſchwäbiſche Adel ſich für Albrecht den Habsburger erklärte, zog dieſer mit Heeresmacht an den Rhein, um mit den Waffen den nur von den Pfalzgrafen und den rheiniſchen Städten unterſtützten Gegner zu bekämpfen. Lange blieb der Sieg zweifelhaft, Bayern ſchlug ſich auf Adolphs Seite und beſiegte Albrechts Oheim, den Grafen von Heigerloch im Gefecht bei Oberndorf, die durch Gerhard von Mainz aufgereizten und von Albrecht beſtochenen Wahlfürſten entſetzten aber andrerſeits Adolph wegen Unwürdigkeit und riefen Albrecht zum Kaiſer aus. Die entſcheidende Schlacht wurde (1298) am Hasenbühel am Fuße des Donnersberges geſchlagen. Adolph war Anfangs, durch ſeine Uebermacht an Reiterei begünſtigt, im Vortheil, focht mit perſönlicher Auszeichnung und ſuchte ſeinen Gegner im dichteſten Gedränge. Albrecht hatte aber mehrere Ritter ihm gleich ſich wappnen laſſen, theilte Adolphs Heer durch eine Scheinflucht und einer dieſer Abbilder des Gegenkönigs, der Rauhgraf, erſchlug Adolph im Gefechte, deſſen Heer ſodann eine völlige Niederlage erlitt.

Albrecht von Oeſtreich ſah ſich nun endlich nach vielen Mühen allein als Kaiſer anerkannt, es läßt ſich aber von ihm faſt noch weniger Gutes, als von Adolph von Naſſau melden, denn an Tapferkeit demſelben nachſtehend, war ſein Charakter, wie

längst bekannt, noch viel roher und gewaltthätiger, so daß ihn nur seine größere Hausmacht als Kaiser empfahl.

Schon 1287 hatten ihn die Bürger seiner Hauptstadt Wien wegen seiner Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten aus ihrer Stadt verjagt. Albrecht belagerte sie und ließ, als er wieder eindrang, alle Anführer des Aufstandes hinrichten, blenden, ihnen die Hände abhauen u. dgl. Als drei Jahre später König Ladislaw von Ungarn starb, fühlte auch er das bei seinen Nachkommen mit mehr Glück sich wiederholende Gelüste nach der Krone des heiligen Stephan, und ließ sich zum König von Ungarn krönen. Dieses tapfere Volk machte aber einen Einfall in Oestreich und Albrecht hatte durch Abtretung von Preßburg und Tyrnau den Frieden erkaufen müssen. Auch Stevermark empörte sich wegen der Bedrückungen des östreichischen Vogtes, Abt Heinrich von Admont, und vertrieb ihn, Albrecht überfiel aber unerwarteter Weise im Winter das Land, zerstörte die Burgen des Adels und unterwarf es sich wieder.

Albrechts erste That als Kaiser war jetzt, daß er in Franken, wo man wegen Entweihung einer Hostie fast alle Juden umgebracht hatte, strenge Gerechtigkeit übte. Auch wußte er mit vieler Einsicht die Städte durch Aufhebung der Rheinzölle und durch sonstige Begünstigungen für sich zu gewinnen, um die Uebermacht der rheinischen Erzbischöfe, namentlich des von Mainz, zu brechen. Ebenso trat er zuerst auch wieder dem Papst mit Glück entgegen. Bonifacius VIII. hatte die Unverschämtheit gehabt, von ihm Huldigung zu verlangen, indem er ihm schrieb: „Ich bin der Kaiser!“ — Albrecht schloß dagegen ein Bündniß mit König Philipp dem Schönen von Frankreich, dessen Tochter sich mit seinem Sohne Rudolph vermählte und der Papst wagte jetzt nicht mehr, ihn zu behelligen. Dieses Bündniß war aber, wie es nicht wohl anders sein konnte, doch nur sehr scheinheiliger Art, denn als bald darauf der letzte Graf von Holland starb (1299) und Kaiser Albrecht das alte Reichslehen einziehen wollte, unterstützte Frankreich den Mitbewerber, den Grafen von Hennegau, und wieder ging ein ursprünglich deutsches Land dem Reich verloren.

Albrecht demüthigte sich jetzt (1301) in schmählichster Weise vor dem Papste und versprach sogar die Bewerbungen Karls von Anjou um die Krone von Ungarn mit einem Heere zu unterstützen. König Wenzel von Böhmen, Anfangs siegreich, starb plötzlich und die Ungarn ernannten jetzt Otto von Bayern zu ihrem Könige, welcher unter abenteuerlichen Gefahren von nur wenigen begleitet mit den Reichskleinodien sich durch Oestreich nach Ungarn durchschlich, dort aber von König Karl von Anjou gefangen wurde.

Nach außen sich beschränkend, wollte Albrecht jetzt in Deutschland selbst seine Macht stärken, indem er den Adel an seinen Hof zog, das flache Land streng durch Vögte verwalten ließ und auf jede Weise seine Hausmacht zu vermehren und zu concentriren bemüht war. Allein da er sich durch seine Gewaltthätigkeiten beim Volk, wie bei seinen nächsten Verwandten verhaßt gemacht hatte, erreichte er nirgends seinen Zweck. Zuerst wollte er in Schwaben einige Herrschaften an sein

HEINRICH VII.

Haus bringen, nach denen Eberhard von Württemberg schon in ähnlich gewaltthätiger Weise getrachtet hatte. Er gab hier aber nach, da inzwischen der letzte einheimische Erbe der böhmischen Krone (1305) ermordet war und Friedrich mit der gebissenen Wange in Thüringen durch eine unerlaubte Heirath mit seiner Stiefschwester dem Kaiser Vorwand zum Einschreiten bot. Allein in Böhmen trat ihm mit Unterstützung des Volkes ein Schwager des ermordeten Wenzel, Heinrich von Kärnthen, erfolgreich entgegen, denn die böhmischen Stände erklärten, lieber jeden Andern, als einen Habsburger, zum König haben zu wollen und als Tobias von Bechin zu Gunsten Albrechts reden wollte, stach ihn Ulrich von Lichtenstein ungestraft nieder. Friedrich von Thüringen besiegte aber den Kaiser in zwei Schlachten bei Lucca (1307) und bei Bona.

Am verhängnißvollsten sollte aber für Albrecht der Streit mit seinem Neffen Johann werden, dem er nicht nur das eigentliche habsburgische Stammerbe in der Schweiz vorenthielt, sondern ihn noch sogar persönlich verspottete. Er machte eine Krone aus Zweigen und setzte sie dem allerdings nicht sehr kriegerischen Jünglinge auf den Kopf mit den Worten: „Das würde Dir besser passen, als Land und Leute regieren!“ — Darüber erzürnt, verschwor sich Johann mit etlichen schwäbischen Adeligen, wie z. B. denen von Eichenbach, von Wart, von Palm und ermordeten mit Hülfe derselben den Kaiser, als er unfern der Habsburg, des Stammsitzes seiner Ahnen, auf einer Fähre über die Reuß setzen wollte. Kaiser Albrecht starb von Allen verlassen am jenseitigen Ufer in den Armen eines alten Bettelweibes (1308).

Heinrich der Siebente von Luxemburg (Lützelburg).

1308 — 1313.

Die Gemahlin Albrechts verfolgte grausam die Mörder ihres Mannes, welche sie nicht nur selbst hinrichten ließ, sondern deren ganze Familie sie ausrottete oder doch in's Elend stieß. Wiederum wurde dann ein kleiner Graf zum Kaiser des gewaltigen deutschen Reiches erkoren, Heinrich von Luxemburg (Lützelburg, kleine Burg), aber er war ein Mann von entschiedenem Charakter und reichem Gemüth, welcher daher die so tief gesunkene Krone des heiligen römischen Reiches deutscher Nation wohl hätte wieder emporbringen können. Deßhalb haßten und verfolgten ihn natürlich die deutschen Fürsten und wußte die in ihren Mitteln immer doch noch viel praktischere Hierarchie ihn bei Zeiten durch Gift „unschädlich“ zu machen.

Daß aber damals wenigstens in einem Theile des deutschen Volkes noch alte

Kraft und Freiheitssinn lebten, hatten zwei vom Volk ausgehende Erhebungen kurz vor dem Tode Albrechts an den entgegengesetzten Enden Deutschlands, in Flandern und in der Schweiz gezeigt. Philipp dem Schönen von Frankreich war es nämlich, freilich oft mit sehr gewaltthätigen grausamen Mitteln gelungen, die königliche Macht so zu heben, daß er zugleich dem Adel und der Hierarchie Trotz bieten konnte. Zwei Päpste ließ er umbringen, der dritte war so sehr ein Spielball in seiner Hand, daß Clemens V. sogar in Avignon seinen Sitz nahm; wie wenig sich Philipp aber vor dem Adel fürchtete, bewies die Vernichtung des reichen und mächtigen Ritterordens der Templer, dessen Häupter (den Großmeister von Molay an der Spitze) er unter dem Vorgeben, sie seien dem ursprünglichen Zwecke des Ordens untreu geworden, trieben Zauberei u. dgl., verurtheilen und sofort zu Paris lebendig auf ihren Rossen sitzend, verbrennen ließ. Nun wollte Philipp auch die Städte sich unterwerfen und hiezu gaben damals ausbrechende Unruhen wegen der Bedrückungen des Grafen Guido von Flandern die beste Gelegenheit, um unter dem Vorgeben der Ruhestiftung dieses reiche gewerbfleißige, noch mit deutschen Institutionen und Sitten begabte Land, welches bis jetzt nur in einem Lehensverhältnisse zu Frankreich stand, mit Krieg zu überziehen. Französische Statthalter wurden in's Land geschickt, unter denen sich der freche Jacques de Chatillon besonders auszeichnete; Graf Guido kam in's Gefängniß, unerschwingliche Steuern wurden ausgeschrieben. Da erhoben sich die tapfern Flamländer, schlugen alles, was wälsch redete, todt und als (1322) ein prächtiges französisches Ritterheer, siebenundvierzigtausend Mann stark, gegen das nicht einmal an Zahl überlegene „Bürger- und Bauernpack" anrückte, wurde es bei Kortryk so gründlich geschlagen, daß über die Hälfte, darunter die Blüthe des französischen Adels, den Tod fand. Dennoch versuchte König Philipp noch mehrmal den Kampf mit den von Wilhelm von Jülich geführten Flamländern, allein so viele derselben, zuletzt auch jener, ihr Hauptheld, den Kampfestod fanden, es stellten sich immer neue Schaaren, so daß Philipp nach der Schlacht von Mons-en-puelle (1304) ausrief: „Regnet es denn Flamländer! —" und die Selbstständigkeit des Landes unter ihrem Grafen Robert anerkannte.

Aehnlicher Kampf und Sieg des Volkes gegen Adelsbedrückung hatte sich inzwischen auch in den altfreien Waldstätten, den von schlichten Hirten und Bauern bewohnten Thälern und Höhen rings um den Waldstätterse am Fuß des Gotthardgebirges verbreitet. Seit das Haus Habsburg auf den Kaiserthron erhöht war, suchten hier nämlich die Landvögte der Habsburger sich nicht nur immer weiter auszudehnen (denn nur Luzern gehörte jenem Adelsgeschlechte), sondern sie übten auch alle erdenkliche Gewaltthat und Erpressung. Da schlossen zuerst nur drei Männer, Arnold von Melchthal, Werndherr von Stauffach und Walther Fürst, auf dem Rütli (Grütli; ausgerodeter Platz) den Bund der Befreiung, dem sich nach und nach dann immer mehr zuverlässige muthige Männer anschlossen. Das Zeichen zum Losschlagen gaben eine Reihe neuer Gewaltthaten gegen im Lande be-

liebte Leute, unter denen die raffinirte Grausamkeit gegen Wilhelm Tell [1]) obenan stand, da er gezwungen wurde, seinem Sohne einen Apfel vom Kopf zu schießen, weil er den auf einer Stange aufgepflanzten Hut, das Zeichen der Hörigkeit von Land und Leuten, nicht grüßen wollte. Da wurden am 1. Januar 1308 Land auf Land ab die Zwingburgen der Vögte erstürmt und am 6. Januar dann zu Brunnen am See die erste Eidsgenossenschaft auf zehn Jahre „mit Vorbehalt aller Pflichten gegen Kaiser und Reich" abgeschlossen. Allein es gab ja kein Reich mehr, sondern nur einen zwar wohlgesinnten, charakterfesten, aber eben deßhalb schon dem Untergang geweihten machtlosen Kaiser! Durfte doch Philipp von Frankreich sich sogar erdreisten, für seinen Bruder Karl um die deutsche Kaiserkrone zu werben und der Grund, warum man ihn nicht nahm, war vor allem nur, daß man keinen mächtigen Kaiser wollte.

Da nach einem damals auch schon geltenden Sprüchworte, eine Krähe der anderen die Augen nicht aushackt, so glaubten die weltlichen Kurfürsten nach Albrechts Tode ihr Heil und des deutschen Reiches Unheil am besten gewahrt, wenn sie eben die Wahl ganz den immer viel schlaueren und namentlich viel einigeren, geistlichen Kurfürsten überließen. So wurde Heinrich von Luxemburg Kaiser, weil sein Bruder Balduin Erzbischof von Trier und sein ehemaliger Arzt, Peter Aichspalter, Erzbischof von Mainz war. Heinrich VII. war der erste Kaiser, welcher beim sogenannten Kaiserstuhl zu Rense gekrönt wurde; es ist das eine neuerdings in ihrer alten Form wieder hergestellte, offene, achteckige Säulenhalle, welche früher aber wahrscheinlich nicht zu diesem Zwecke, sondern als eine Station des im Lande umherziehenden kaiserlichen Sendgrafengerichts diente. Die innere Verwirrung des Reichs zeigte sich aber hier auch in äußern Kleinigkeiten, indem z. B. nur die Königskrone von Deutschland zur Hand war; die Kaiserkrone und die eiserne lombardische Krone befanden sich noch in Italien. Heinrich, der überhaupt den besten Willen und auch die Gaben hatte, um in die Fußstapfen der Hohenstaufen zu treten, wandte seine Aufmerksamkeit auch alsbald Italien zu, wo die dermalige französische Herrschaft in Rom, Unteritalien und Sizilien allerdings der Masse der Italiener keineswegs willkommen war, allein was die Hohenstaufen nicht hatten durchführen können, obgleich sie ja noch im höchsten Grade wenigstens die Glorie, wenn auch nicht immer die Macht des Kaiserthrones um sich hatten, das hätte Heinrich gar nicht beabsichtigen sollen. Doch ordnete Heinrich, ehe er nach Italien ging, so gut, wie es bei seiner Stellung möglich war, die allerdings sehr verwirrten Angelegenheiten des deutschen Reiches. Die Oestreicher wollten

1) Tell ist so viel wie Decke, Tackel, Tuchmacher, d. h. ein Mensch von täppischem Wesen und wenig Geist, was aber still brütenden Mutterwitz und praktische Anstelligkeit für einzelne Handthierungen nicht ausschließt. Man hat die Sage bezweifelt, weil sie auch sonst mehrfach vorkommt (s. Zeller, Sage von Tell); als Symbol des schweizerischen Nationalbewußtseyns und ihres so oft thatsächlich bewährten Freiheitssinnes ist sie jedenfalls historisch geworden.

immer noch nicht die Herrſchaft des habgierigen Hauſes Habsburg dulden, allein Albrechts Sohn, Friedrich der Schöne, hatte durch Hinrichtung einer Menge der angeſehenſten Wiener Bürger inzwiſchen die Ruhe erzwungen. Den ganz widerrechtlich unter Habsburgs Scepter, mit Mißbrauch des kaiſerlichen Namens gebeugten ſchweizeriſchen Eidgenoſſen half aber Kaiſer Heinrich, indem er ſie durch eine beſondere Urkunde für reichsunmittelbar erklärte. Ebenſo gab er dem Wunſche der Böhmen nach, welche durch Heinrich von Kärnthen arg geplagt wurden und ihre junge Königin Eliſabeth zu ihm geſchickt hatten, daß er ſie mit ſeinem erſt vierzehnjährigen Sohne Johann vermähle. Er ſchalt Anfangs dieſes unweibliche Benehmen der Prinzeſſin, als er aber die Schwiegertochter geſehen hatte, fügte er ſich und ſchnell eroberte ſich ſein kriegeriſcher Sohn trotz ſeiner jungen Jahre das Reich. Mit derſelben Energie that Heinrich den wilden Grafen Eberhard von Württemberg, den Erlauchten, (Gottes Freund und aller Welt Feind) in des Reiches Acht und Oberacht, welche dann auch, da Eberhard ſich durchaus nicht in das unerwartet ſtrenge Reichsregiment fügen wollte, mit Hülfe des ſchwäbiſchen Städtebundes, deren Heerführer Graf Konrad von Weinsberg war, vollzogen wurde. Eßlingen ließ ſich in dieſem Kriege von der ganzen Grafſchaft Württemberg huldigen, das alte Stammſchloß auf dem Rothenberge wurde zerſtört, Stuttgart genommen und Eberhard fand bis zum Tode des Kaiſers nur noch auf dem Schloß in Beſigheim eine Zuflucht. Darauf zog Heinrich, freilich nur von Herzog Leopold von Oeſtreich und Amadeus von Savoyen unterſtützt, nach Italien und ließ ſich mit einer neu angefertigten eiſernen Krone (die alte war verloren gegangen) als König der Lombarden zu Mailand krönen (1311). Auch eroberte er nach langem Widerſtande den Hauptſitz der Welfen, Brescia, und kam zu Pavia in Beſitz der eigentlichen, von Friedrich II. dort zurückgelaſſenen Kaiſerkrone.

1312 zog dann Heinrich nach Rom, um ſich zum Kaiſer krönen zu laſſen, wegen ſeines langen Zögerns in Oberitalien war dort aber inzwiſchen ein neapolitaniſches Heer eingetroffen, welchem Heinrich nur zweitauſend deutſche Kerntruppen entgegenſetzen konnte. Allein mit ſchrecklichem Blutvergießen und Verluſten auch ſeinerſeits gelang es ihm endlich doch wenigſtens einen Theil der „ewigen Stadt“ zu erobern, ſo daß er ſich, wenn auch nicht in der Peterskirche, doch im Lateran krönen laſſen konnte, wobei freilich, während des Krönungsaktes die Pfeile ſeiner Gegner durch die Fenſter in die Kirche flogen. Dann kehrte er, nachdem er trotz der geringen Anzahl ſeiner Streitkräfte die Toscaner beſiegt hatte, ringsum alles Land, das ihm Widerſtand leiſtete, verheerend, nach der Lombardei zurück, that den König Robert von Neapel in die Reichsacht und noch Größeres ſollte geſchehen, ſobald ſein Sohn Johann von Böhmen mit einem neuen Heere angelangt ſein würde, bei welchem ſich auch die für ihn beſtimmte Braut, Katharina von Habsburg, eine Tochter Kaiſer Albrechts, befand. Da erkannte die Hierarchie, daß von einem ſo kraftvollen Kaiſer ihrer allein ſeligmachenden Verweichlichung der Völker Gefahr drohe und am 24. Auguſt 1313 wurde Kaiſer Heinrich VII. zu

Buonconvento von einem Mönche beim heiligen Abendmahl vergiftet. Heinrichs Seelengröße verließ ihn, trotz dieſer ſchaudererregenden, bei Türken und Heiden beiſpielloſen Niederträchtigkeit ſeiner Gegner auch im Sterben nicht. Als er das Herannahen des Todes fühlte, ſagte er zu dem Buben, der ſo das heiligſte Symbol der Kirche meuchelmörderiſch mißbraucht hatte: „Im Kelch des Lebens haſt Du mir den Tod gegeben. Flieh, ehe die Meinigen die gerechte Rache an Dir nehmen!“ — Heinrich von Homburg, den der Kaiſer zu ſeinem Stellvertreter in der Lombardei ernannt hatte, behauptete ſich zwar noch eine Weile, er mußte dann aber doch erliegen, und Kaiſer Heinrichs Braut wurde mit einem Sohne Karls von Neapel, Robert, vermählt, ſtarb aber bald durch Kummer.

Friedrich von Oeſtreich und Ludwig von Bayern.

1313 — 1347.

Die unerwartete Thatkraft, welche der kleine Graf von Luxemburg dennoch als Kaiſer bewieſen hatte, belebte die Fürſten und anderen adeligen Herren, welch ein Talisman doch noch für das deutſche Volk dem kaiſerlichen Namen innwohne und weckte ſie aus ihrem Schlummer, nachdem ſie längſt das Kaiſerthum ſo gut wie beſeitigt glaubten. Alle ſchaarten ſich nun einerſeits um die Habsburger, die viel verheißenden, wenn es galt, das Anſehen der Kaiſerkrone durch ſie ſelbſt zu ſchwächen, andrerſeits war aber auch die luxemburgiſche Partei, an deren Spitze machtvoll genug Heinrichs VII. Sohn, Johann von Böhmen und die verwandten Erzbiſchöfe von Mainz und Trier ſtanden, nicht unthätig, beſonders da in den Häuſern der Kurfürſten ſelbſt Streit herrſchte. Sachſen hatte ſich nämlich in Sachſen-Wittenberg und Sachſen-Lauenburg und ebenſo Pfalz-Bayern auch in zwei Linien geſpalten.

So geſchah es denn, daß am 19. Oct. 1314 Herzog Friedrich von Oeſtreich in Sachſenhauſen, am folgenden Tage aber Herzog Ludwig von Bayern bei Frankfurt auf dem alten Wahlfelde zu Kaiſern gewählt wurden. Beide hatten vier Stimmen, weil Böhmen zweimal vertreten war, nämlich durch Johann von Luxemburg und durch Heinrich von Kärnthen. Niemand konnte aber zweifeln, daß Erſterer allein rechtlich und thatſächlich im Beſitz der böhmiſchen Königskrone ſei, mithin war Ludwig von Bayern der rechtmäßig gewählte deutſche Kaiſer, wie ſich denn auch Frankfurt ſogleich für Letzteren entſchied und dieſer in der alten Krönungsſtadt Aachen, Friedrich aber in Bonn gekrönt wurde.

Eine Periode fürchterlicher Bürgerkriege ſchien jetzt Deutſchland bevorzuſtehen,

und in der That zogen die Gegenkaiſer mehrmals in's Feld und ſprach Ludwig (1315) gegen die Herzoge von Oeſtreich die Reichsacht aus; es kam aber noch zu keinem offenen Kampfe. Inzwiſchen wurde aber die Aufmerkſamkeit nach einer andern Seite vorläufig abgelenkt. Der ſtolze Herzog Leopold von Oeſtreich gedachte nämlich die Bauern in den Waldſtätten wieder dem öſtreichiſchen Scepter zu unterwerfen und ſammelte deßhalb bei Baden im Aargau ein ſtattliches Heer. Als man hier nun wegen des Kriegsplanes rathſchlagte, auf welchem Wege man am beſten in das hohe Gebirgsland hineinkommen könne, rief Leopolds Hofnarr, Jenni von Stocker, er wiſſe den beſten Rath zu geben. Man ſolle lieber berathſchlagen, wie man wieder herauskäme. — Und in der That, ſchon als die Oeſtreicher an den Morgarten kamen, eine Felswand, wo man aufſteigt vom See in das Land Schwyz, gelang es fünfzig Mann, welche von den Bergen Steine und Baumſtämme herabwälzten, das herzogliche Heer ſo lange aufzuhalten, bis die Hauptmacht der Eidsgenoſſen zur Hülfe kam. Ein Ritter in Leopolds Heere, Heinrich von Hünenberg, welcher Verwandte und Freunde in Schwyz hatte, warnte ſie nämlich vorher, indem er bei Arth am Fuß des Rigi vom Schiff aus einen Pfeil über die Schanzen der Schweizer ſchoß mit einem Zettel: „Hueted üch den St. Ottmars Abend Morgens am Morgarten! —“ Die Eidsgenoſſen unter der Anführung Rudolph Redings waren nur dreizehnhundert Mann ſtark, meiſt ohne Rüſtung und ſchlecht bewaffnet mit Schwertern und Morgenſternen, aber in ihrem Herzen wohnte noch altgermaniſcher Freiheitsdrang und in ihren Muskeln noch unverfälſchte Naturkraft. Die Oeſtreicher erlitten trotz ihrer großen Uebermacht eine furchtbare Niederlage (15. Nov. 1315), ſo daß Herzog Leopold nur mit Wenigen wieder über den See entkam und als man einem anderen über den Brünig in Unterwalden eingefallenen öſtreichiſchen Heere die bei Morgarten eroberten Standarten und Waffen zeigte, eilten ſie ſchleunigſt davon. 1318 wurde auch in Wallis ein ritterliches Heer von den Bauern bei Leuk auf der „Seufzermatte“ beſiegt. Bald darauf begann dann ernſtlich der Kampf zwiſchen Friedrich und Ludwig mit gegenſeitiger wilder Verwüſtung ihrer Länder. Dem Friedrich hatte Karl von Neapel (der Franzoſe) ein ungariſches Heer zu Hülfe geſandt, während Ludwig von Bayern beſonders durch Johann von Böhmen unterſtützt wurde. Die entſcheidende Schlacht fand 1322 bei Mühldorf in Niederbayern Statt. Anfangs neigte ſich der Sieg auf Friedrichs Seite, da gab der kluge Seifried Schweppermann von Nürnberg, Ludwigs Feldherr, dem Kampfe dadurch eine andere Wendung, daß er den Burggrafen von Nürnberg mit dem habsburgiſchen Banner im Rücken Friedrichs erſcheinen ließ, welcher nun meinte, das ſei ſein Bruder Leopold mit einem Hülfsheere für ihn. Die Oeſtreicher wurden geſchlagen und Friedrich ſelbſt gefangen genommen. Die Ritter ſtritten ſich unter einander, wem der Kaiſer ſich ergeben habe. Da deutete Friedrich auf einen Nürnberger, Rindsmaul, und ſagte: „Dieſem Kuhmaul, das ich mit Hauen und Stechen nicht von mir bringen konnte, habe ich mich gelobt.“ Froh des glänzenden Sieges wollte Ludwig ſich noch auf der Wahlſtatt an Speis und Trank erquicken, da war

aber nichts aufzutreiben geweſen, als ein Korb mit Eiern. Der Kaiſer vertheilte ſie lachend und ſagte: „Jedermann ein Ei, der fromme Schweppermann kriegt zwei!“

Ludwig war auf dem Gipfel ſeiner Macht, da auch Eberhard von Württemberg jetzt zu ihm hielt, der dafür zum Reichsvogt in Schwaben und Elſaß ernannt wurde. Allein jetzt beging Ludwig den großen Fehler, ſich mit ſeinem treueſten Anhänger, Johann von Böhmen, mehrfach zu entzweien. Mit Waldemar war nämlich das bisherige kurbrandenburgiſche Haus ausgeſtorben und während Johann gewiß darauf gerechnet hatte, zur Belohnung für ſeine vielen treuen Dienſte damit belehnt zu werden, gab Ludwig Brandenburg ſeinem Sohne gleichen Namens. Da erhob, durch den Uebertritt des mächtigen Böhmenkönigs verſtärkt, die welfiſche Partei überall ihr Haupt wieder, ja es war ſogar zur Schmach Deutſchlands die Rede davon, den böſen Intriguanten Karl von Frankreich zum Kaiſer zu machen, während der Papſt Ludwig in den Bann that. In dieſem Momente ſchwerer Bedrängniß begab ſich Ludwig zu dem gefangenen Friedrich, um ſich mit ihm auszuſöhnen. Hier kommt dann ein Blatt in der deutſchen Geſchichte, welches uns die erſten unſeres Volkes auch im ſchönſten reinſten Lichte zeigt. Friedrich war auf Schloß Trauſnitz eingeſperrt, ſeine ſchöne Gemahlin Eliſabeth hatte ſich inzwiſchen aus Kummer um ihn blind geweint. Ein Student wollte ihn mit größter Gefahr bei Nacht retten, allein Friedrich hielt denſelben für ein Geſpenſt. Als jetzt Ludwig, ſein alter Jugendfreund, zu ihm kam, wurde ſein Herz weich, obgleich er wußte, daß ſich die Wagſchaale ſeines Glückes inzwiſchen gehoben habe, er ſöhnte ſich mit ſeinem Gegner aus, verſprach auch für die Ausſöhnung mit ſeinem Bruder Leopold zu ſorgen und theilte als Zeichen der Wahrheit ſeiner Rede darauf hin mit Ludwig das heilige Abendmahl. Eine ſolche friedliche Ausgleichung der Angelegenheiten in Deutſchland war aber natürlich der Hierarchie ein Gräuel. Leopold wurde deßhalb vom Papſte aufgehetzt nicht zur Verſöhnung zu ſtimmen und Friedrich ſeines Eides entbunden. Letzterer war aber endlich einmal ein Mann, welcher die ewig unantaſtbaren, wahrhaft religiöſen Pflichten gegen ſein Gewiſſen höher ſtellte, als den Machtſpruch eines perfiden Pfaffen und kehrte freiwillig in die Gefangenſchaft zurück, da er die eine Seite ſeines Verſprechens, die Einwilligung Leopolds, nicht hatte vermitteln können. Eine ſo gute Saat trug, wie ſtets, auch gute Früchte. Die beiden Fürſten ſanken ſich in die Arme und kamen überein, daß ſie als Brüder zuſammen die kaiſerliche Gewalt führen wollten. Ihr Leben zeigte auch alsbald dieſen Stempel brüderlicher Einigung, ſie aßen und ſchliefen zuſammen, doch mußte der eigentliche Endzweck vorläufig verborgen bleiben. Als der heilige Vater von dieſer edlen friedlichen Löſung des von ihm angezettelten Zwiſtes hörte, nannte er die Sache „unerhört und ſeltſam,“ konnte aber zwei ſo treue Herzen doch nicht durch ſeine Teufelskünſte aus einander bringen. Leopold ſtarb bald darauf am Wahnſinn und Ludwig konnte nun ſogar einen Römerzug unternehmen, um ſeiner kaiſerlichen Autorität die letzte Weihe zu geben. Er ließ ſich in Mailand mit der eiſernen Krone der Lombarden

krönen, nahm das widerſtrebende Piſa mit Sturm, that den König von Neapel in die Reichsacht, und entſetzte nicht nur den in Avignon lebenden Papſt Johann XXII. ſeines Amtes, ſondern ließ ihn auch im Bildniß öffentlich verbrennen, nachdem er ſich und ſeine Gemahlin mit der römiſchen Kaiſerkrone, als Herrn der ewigen Stadt und der Chriſtenheit, hatte krönen laſſen und Martin V. als Papſt ausgerufen war. Allein ſchnell wandte ihm das launiſche Glück den Rücken, da ihm von Deutſchland aus keine weitere Unterſtützung kam, denn die Fürſten wollten natürlich nicht eine ſo impoſante ſtarke Reichsgewalt und widerſetzten ſich unter dem Vorwande, daß es unerhört ſei, zwei Kaiſer zugleich zu haben.

Ludwig mußte in Rom, wie in Mailand ſeinen Gegnern weichen und nach Deutſchland heimkehren, wo ihm die betrübende Nachricht entgegenkam, daß ſein Kaiſerbruder, Friedrich der Schöne von Oeſtreich, kurz zuvor aus Gram geſtorben ſei (13. Januar 1330). Jetzt hatte der nun zwar allein regierende Kaiſer wieder die übrigen Habsburger gegen ſich und der Landadel, wie die Geſchlechter in den Städten, benützten die Gelegenheit, um ſich dem ſtraff regierenden Kaiſer entgegenzuſtellen. Die Bürger in den Städten erkannten aber beſſer, auf welcher Seite das wahre Recht und das Streben für Deutſchlands Einheit und Wohlfahrt ſei und verjagten ihre „müßig gehenden“ (wie's in der Bildenrolle hieß) Adelsgeſchlechter aus Ulm, Schaffhauſen, Konſtanz, Zürich, Lindau, Kempten, Hall, Speier u. ſ. w. Dennoch ſank von nun an Ludwigs Stern, indem er vergebens durch die größte Demüthigung gegen den Papſt (er erbot ſich ſogar Kirchenbuße zu thun) ſich von dieſer Seite auch Ruhe zu verſchaffen ſuchte.

Papſt Johann XXII., welcher (1334) zu Avignon ſtarb, erklärte noch kurz vor ſeinem Tode wiederholt den Kaiſer in den Bann. Der Kirchenfürſt, welcher ein unerhört üppiges Leben geführt hatte, hinterließ dennoch achtzehn Millionen Gulden baar Geld (was etwa der zehnfachen Summe nach heutigem Geldwerth gleich käme) und Kleinodien, welche auf ſieben Millionen Gulden geſchätzt wurden. Ganz Europa hatte mit dieſen Schätzen ſich einen Platz im Himmel zu kaufen gemeint, während der Herrgott doch wahrſcheinlich nicht mit ſich ſchachern läßt; den bei weitem größten Theil dieſer Summen hatte aber das gute Deutſchland nach Avignon geſendet. Nach langen vergeblichen Unterhandlungen mit dem neuen Papſte Benedikt XII. faßte Ludwig wieder einen männlichen Entſchluß, verſammelte die deutſchen Kurfürſten (1338) am Königsſtuhl zu Renſe und in der That ließen dieſe ſich, von ſeiner Rede Gewalt bemeiſtert, beſtimmen, die feierliche Erklärung abzugeben, der Kaiſer ſei nur vom Papſt abhängig, als erſter Beſchützer der Kirche, nicht als Vaſall. Der Papſt darf ſich nicht als angeblicher Reichsvicar in die Kaiſerwahlen miſchen, vielmehr ſei jede päpſtliche Bulle in Deutſchland ungeſetzlich, ſobald ſie nicht von den deutſchen Biſchöfen vorher anerkannt werde. Zugleich wußte Ludwig kluger Weiſe durch Privilegien, welche er den bedeutendſten nord- und ſüddeutſchen Städten ſchenkte, ſich einen ſtarken Anhalt zu bilden und ein Bündniß mit England ſollte dieſem Werk die Krone aufſetzen. Al-

KARL IV.

lein leider versöhnte sich der Kaiser um diese Zeit wieder mit Johann von Böhmen, den er doch noch besonders vorher dadurch erzürnt hatte, daß sein Sohn einen Sohn Johanns bei der Bewerbung um Margarethe Maultasch, die Erbin von Tyrol und Kärnthen, verdrängte (1335). Ebenso gab er auch die Vereinigung mit England auf und beschäftigte sich fortan mehr nur mit den Angelegenheiten seines Erblandes Bayern und die Erbschaft von Holland, welche er 1348 durch seine Gemahlin antrat, nachdem deren Bruder, der letzte Graf von Holland, bei Stavern mit zweihundert und fünfzig Rittern und zehntausend Knappen durch die Ueberschwemmung des Landes von Seiten der Städter umgekommen war, brachte ihm wenig Segen. Die Unterwerfung Hollands hatte er nämlich nur mit den größten Opfern erkauft und in Deutschland wurde diese Stärkung des Kaiserhauses sehr scheel angesehen.

Bald darauf wurde auch das gute Einvernehmen des Kaisers mit Johann von Böhmen wieder zerstört. Den alten blinden König hatte nämlich sein immer noch unruhiger Geist zum dritten Mal zu einem Kreuzzuge nach Preußen getrieben und als nun während seiner Abwesenheit die Polen in Böhmen einfielen und das Land insurgirten, glaubte Johann, daß Kaiser Ludwig der Urheber dieser Verschwörung sei. Als er daher den Aufstand unterdrückt hatte, warf er sich ganz dem Papste und den Franzosen in die Arme, welch letzteren er den Kaiser gefangen auszuliefern versprach und Hülfe gegen England zusagte; der Preis dafür sollte die Erwählung seines Sohnes Karl zum deutschen Kaiser sein. Und schon 1346 kamen die durch Geld und Versprechungen gewonnenen Fürsten in demselben Rense, wo sie dem Ludwig so schöne Verheißungen gemacht hatten, zusammen, um diese Wahl in der That zu vollziehen; nur die Städte zeigten noch ein Gewissen, indem weder Frankfurt, noch Aachen ihm zur Krönung ihre Thore öffneten. Auch ein Versuch Karls, der Margarethe Maultasch Tyrol zu entreißen, schlug gänzlich fehl. Schon ein Jahr darauf starb aber Kaiser Ludwig am Schlag auf einer Bärenjagd bei Fürstenfeld in den Armen eines Bauern.

Karl der Vierte (Günther von Schwarzburg).

1346 — 1378.

Die lange Regierung dieses zweiten Kaisers aus dem luxemburgischen, damals in Böhmen herrschenden Hause hat ein Nachfolger auf dem Kaiserthrone selbst gebührend gewürdigt, indem Maximilian I. erklärte, daß „das Vaterland nie ein schädlicheres Oberhaupt gehabt habe, als Karl IV. —“ Es war dieses ein kluger, aber vollkommen charakterloser Mann, welcher zuerst die falsche Kaiserpolitik systematisch durchführte, indem er, ganz abgesehen von den Ge-

ſammtintereſſen des Vaterlandes, ſeine hohe Stellung nur zur Gründung einer möglichſt ſtarken Hausmacht ausbeutete und ſich nicht ſcheute, dabei ganz offen den fremden Einfluß auf die Leitung der deutſchen Reichsangelegenheiten zu geſtatten, obgleich er auch dieſe Hülfe nur ſo lange zu benutzen ſuchte, als er denſelben für ſeine Zwecke brauchte.

So mußte er ſich zunächſt dem Willen ſeines Vaters fügen, und dem König Philipp von Frankreich helfen in ſeinem Kampf gegen die verbündeten flämiſchen Städte, welche dagegen England mit Flotte und Heer unterſtützte. Das franzöſiſch-deutſche Heer wurde aber in der Schlacht bei Crecy am 26. Auguſt 1346 gänzlich geſchlagen, obgleich der alte Johann von Böhmen immer neue Schaaren in's Treffen ſchickte und ſich zuletzt, wegen ſeiner Blindheit zwiſchen zwei Reitern feſtgebunden, an die Spitze derſelben ſtellte. Auch er wurde getödtet, und ſein Leichnam hatte das merkwürdige Schickſal, daß dreimal im Laufe der Zeiten das Denkmal, welches über demſelben errichtet war, zerſtört und die Leiche nicht nur herausgeriſſen, ſondern ſogar in ihrem hölzernen Kaſten längere Zeit von einem Boch-Buſchmann zu Metlach in einem Naturalienkabinet gezeigt wurde, bis ſie 1836 von dem heutigen König, damals Kronprinzen von Preußen, aufgekauft und zu Caſtel an der Saar begraben wurde, wo dem Sohne Heinrichs VII. und dem Vater Karls IV. dann zum vierten Male ein Denkmal errichtet wurde. Als Eduard von England in der Schlacht bei Crecy den Todesmuth des deutſchen Fürſten ſah, rief er aus: „O, ihr Deutſchen, wie könnt Ihr für einen franzöſiſchen König in den Tod gehen! —“

Neben den noch fortdauernden unzähligen kleinen Adels- und Städtefehden, welche Deutſchland verwüſteten, kam um dieſe Zeit aus Aſien eine gräßliche Peſt, der ſchwarze Tod genannt, nach Deutſchland, durch welche in manchen Städten ein Drittel, oder gar die Hälfte der Einwohner ſtarben. Dann wurde ganz Südeuropa bis Baſel und Kärnthen von einem furchtbaren Erdbeben heimgeſucht, durch welches erſtere Stadt größtentheils zerſtört und in Kärnthen die Stadt Villach und dreißig Ortſchaften zu Grunde gingen. Die fanatiſch-religiöſe Aufregung der Zeit zeigte ſich aber in doppelter Weiſe, einerſeits in den gräßlichen Judenverfolgungen, andrerſeits in den Bußfahrten der früher auch ſchon im dreizehnten Jahrhundert aufgetauchten Geißelbrüder. Bußlieder ſingend, zogen ſie durch die Städte, wenn ſie aber große Geißelung hielten, mußte jeder die Stellung annehmen, in welcher er geſündigt hatte: der Meineidige mit zum Schwur emporgehobenen Fingern, der Dieb mit ausgeſtreckter Hand u. ſ. w., und ſo wurden ſie dann zuerſt vom Meiſter blutig geſchlagen, bis ſie zuletzt ſich gegenſeitig geißelten. 1349 verbot aber Papſt Clemens VI. dieſe Bußfahrten durch eine beſondere Bulle und andere fromme Schwärmer wurden namentlich in Oeſtreich, aber auch an anderen Stellen Deutſchlands, beſonders durch die Dominikaner verfolgt, vor ein Inquiſitionsgericht geſtellt und in großer Anzahl lebendig verbrannt. Als dieſe Schreckenszeit endlich vorüber war, da begann ein früher nicht gekanntes ſinnlich luſtiges Leben, wie denn um dieſe Zeit die ſchellenbeſetzten Kleider, die kur-

GÜNTHER.

ten Röcke der Männer mit den Glockenmänteln, die ausgeschnittenen Kleider der Weiber, die Schnabelschuhe, kurz modische Trachten statt des alten Nationalkostüms aufkamen.

Der Kampf zwischen der luxemburgischen, jetzt mit Habsburg einigen, und der wittelsbachischen Partei dauerte fort. Die dem letzteren Hause zugethanen Kurfürsten: Brandenburg, Sachsen, Pfalz und Mainz, trugen sogar die deutsche Krone dem König Eduard von England an, die Engländer waren aber natürlich praktisch klüger, als die Deutschen in zehn ähnlichen Fällen, wo deutsche Fürsten auf den dänischen, englischen u. s. w. Thron gewählt wurden, und meinten, solche Doppelwirthschaft könne dem Stammlande nur Schaden bringen, worauf sich König Eduard mehr Karl IV. und dessen Partei zuneigte.

Inzwischen hatten die Wittelsbacher den Grafen Günther von Schwarzburg, einen ehrlichen, tüchtigen Kriegshelden, aber sonst durch seine unbedeutende Stellung ohne Bedeutung, zum Kaiser gemacht. Allein dem schlauen Karl war kein Mittel zu schlecht und als im Volk sich, namentlich in den Städten, eine große Aufregung zeigte, weil Günther in einem Proklam an das deutsche Volk versprochen hatte, als ein rechter deutscher Kaiser nach dem Vorbilde der Sachsen und Hohenstaufen zu regieren, da ließ Karl seinen Gegner vergiften, worauf der kranke Mann freiwillig die Krone niederlegte. Allein Kaiser Karl beruhigte sich damit noch nicht und ließ dem Günther noch einmal durch den Frankfurter Arzt Freidank Gift beibringen. Günther merkte es und zwang seinen Mörder den Rest auszutrinken, worauf beide starben (1347).

„Ich wollte tausend Tode sterben," rief der brave Schwarzburger in seinem letzten Stündlein, „wenn Ihr nur Judasse heißen müßtet in Ewigkeit!" Alles Volk bezeichnete Kaiser Karl als den Anstifter dieser That, er begleitete aber heuchlerisch trauernd im Gefolge aller Kurfürsten die Leiche zu Grabe.

Kaiser Karl IV. war der erste Diplomat auf dem deutschen Throne, wie sein Sohn und Nachfolger, der liederliche Trunkenbold Wenzel, der erste Tyrann unter den deutschen Kaisern war. Karl wollte, eben so schlau, als gewissenlos, im Allgemeinen doch die richtigen Zwecke erreichen, hatte aber dabei weder einen nationalen Standpunkt, noch Rücksicht auf die Würde eines deutschen Kaisers bei der Wahl der Mittel. Er wollte eine Einheit Deutschlands, d. h. Beseitigung der großen, allein dem kaiserlichen Ansehen bedrohlichen Fürstenhäuser, aber nicht um des Volkes willen, sondern nur zur Sicherung der Macht und der ungehinderten Nachfolge seines Hauses auf dem kaiserlichen Throne, denn wenn die kleinen Herren im Lande sich während der ganzen Dauer seiner Regierung fast beständig in den Haaren lagen, so war ihm das gerade Recht, da sie sich so gegenseitig schwächten und zersplitterten. Andrerseits begünstigte er auch mehr, als irgend einer seiner Vorfahren seit den sächsischen Kaisern, die Ueberreste deutscher Freiheit in den Städten, allein obgleich Lübeck, das Haupt der Hansa, ihn so ehrte, daß man, als er zum Mühlenthor hereingezogen war, dasselbe hinter ihm vermauerte, damit

nie wieder Jemand durch daſſelbe paſſire, ſo verſtand er doch nicht durch eine groß-artige nationale Politik die Städte des Nordens und Südens zu Einem Bunde zu vereinigen. Statt nämlich zunächſt durch uneigennützige Förderung ihrer Intereſſen das Vertrauen derſelben zu erwerben, wollte er „Haupt der Hanſa“ werden, ließ ſich ſchon ein Wappen machen, welches den böhmiſchen Löwen in dem hanſiſchen Schiff ſitzend zeigte, allein ſein bisheriges Thun und Treiben bot keine Garantien, daß der Bürger ihm mit Vertrauen hätte entgegen kommen können. Ebenſo eigennützig war die ſcheinbar nur auf die Wohlfahrt des Reiches hinzielende Regelung der Angelegenheiten deſſelben durch ſein Geſetzbuch, die goldene Bulle (1356). Denn da wird zwar den Fürſten, wie nirgends ſonſt, namentlich mehr zu jener Zeit, die Wahrheit geſagt, wenn es in dieſem Kaiſergeſetze z. B. heißt [1]): „Jedes in ſich getheilte Reich muß hinſiechen, denn ſeine Fürſten ſind dann zu Diebsgenoſſen geworden. —“ Die Zahl der Kurfürſten wurde auf ſieben feſtgeſetzt und beſtimmt, welche Häuſer mit dieſer Würde betraut werden ſollten, um den vielen bisherigen Streitigkeiten, die ja ſelbſt zu Doppelwahlen Veranlaſſung gegeben hatten, zu begegnen. Zugleich wurde den Kurfürſten aber die Landeshoheit ſo erweitert, daß ſie faſt ſchon der Souveränität gleich kam, indem von ihrem Ausſpruche nur im Falle der Juſtizverweigerung eine Appellation an den Kaiſer ſtattfinden ſollte. Das war für Karl IV. alles in den eigenen Sack geredet, denn zu dieſer Kurfürſtenwürde beſtimmte er mit Umgehung der Hauptlinien des habsburgiſchen, wittelsbachiſchen und welfiſchen Hauſes, zunächſt natürlich ſein Stammland Böhmen, dann das ihm ſchon halb verfallene Brandenburg, endlich, außer den alten drei geiſtlichen Kurfürſten, Trier, Mainz und Köln, nur die pfälziſche Linie von Bayern und Sachſen-Wittenberg; alſo Nebenlinien von Bayern und Sachſen. Mit dem ſchwachen und üppigen Otto von Brandenburg hatte Karl (1363) nämlich einen Erbvertrag abgeſchloſſen, nach welchem für die jetzt auszuzahlende Summe von zwanzigtauſend Schock Prager Pfennige dieſes Land im Falle der Erbloſigkeit an das luxemburgiſche Haus fallen ſollte. Dazu wurde dem Otto des Kaiſers junge ſchöne Tochter als Gemahlin verheißen. Karl ſchickte dem Brandenburger aber ſeine älteſte Tochter, von der keine Nachkommenſchaft mehr zu erwarten ſtand und benahm ſich überhaupt, als ob ihm ſchon Brandenburg gehöre, und als der Kurfürſt, hierüber erzürnt, ſich widerſetzte, machte Karl einen Einfall in's Land mit bewaffneter Macht und vertrieb den Fürſten durch den Vertrag von Fürſtenwalde ſogleich aus ſeinem Lande (1373). Otto ſtarb in Bayern als Privatmann, wo er zuletzt mit einer ſchönen Müllerstochter, Grethe, gelebt hatte. — So hatte denn Karl zwei Kurſtimmen mit ihren großen, von ihm ſelbſt geſchaffenen Vorrechten für ſein Haus gewonnen und war, da er der geiſtlichen Kurfürſten gewiß ſeyn durfte, die Nachfolge ſeines Sohnes geſichert. Aehnlich fein wußte er das Bündniß zwiſchen dem Papſt und dem Könige von Frankreich zu

1) Omne regnum in se divisum desolabitur, nam principes ejus facti sunt socii furum.

löſen, ſo daß Innocenz IV. ſeine Krönung in Rom duldete und deſſen Nachfolger Urban V. dorthin aus Avignon wieder zurückkehrte (1367); aber auch dieſes war, wenn ſonſt ſchon vielverheißend, nur mit größter Demüthigung des kaiſerlichen Anſehens erkauft.

Während nämlich bei den alten Kaiſern ihr Römerzug der Glanzpunkt ihres Lebens, die größte Schauſtellung des Kaiſers, als des Herrn der Chriſtenheit, geweſen war, reiſte Karl als Privatmann durch Italien und beſchäftigte ſich, um dem Papſt zu ſchmeicheln, mit Aufkaufen von Reliquien! — Wie ſonſt auch oft, hatten die Römer die Abweſenheit des Papſtes benützt, um, in Erinnerung ihrer alten Herrlichkeit, die Republik wieder herzuſtellen; ihr Konſul war Kola Rienzi. Vertrauensvoll eilte dieſer dem Kaiſer entgegen, ihn um Hülfe anflehend, wie überall ſchon unter Weges die Ghibellinen Karl zur Wiederherſtellung des in ſo viele kleine Reiche zerriſſenen Italiens aufgefordert hatten. Karl ließ aber den Kola Rienzi gefangen nehmen und an den Papſt ausliefern, dieſer ſandte den Konſul wieder nach Rom zurück, um ihn und die Römer durch Milde zu gewinnen, letztere erklärten aber den Kola für einen Verräther und ermordeten ihn. Ebenſo hatte Karl IV. dem Papſt verſprechen müſſen, nur Einen Tag in Rom zu bleiben und trotz alles Schutzflehens der Römer, machte er ſich wirklich des andern Tages nach der Krönung unter dem Vorwand, er wolle eine Jagd mitmachen, heimlich aus dem Staube.

Mit Burgund hatte Kaiſer Karl 1338 einen Sohn des Königs von Frankreich belehnt, 1365 ließ er ſich zu Arles, als König von Burgund, krönen, ſpäter trat er es aber als Erbreich an jene jüngere Linie des franzöſiſchen Hauſes ab, ſchlau erwägend, wie gut es ſei, wenn ſich zwiſchen Deutſchland und dem damals ſo ſchon von den Engländern im Schach gehaltenen Frankreich ein neues mächtiges Reich bildete. Nur Schade, daß dieſes Reich, als es ſich ſpäter wieder auflöste, dann an Frankreich und nicht an Deutſchland, wohin es größtentheils gehörte, fiel. Auf die ſchon erwähnten vielen kleinen Händel an allen Ecken und Enden Deutſchlands zwiſchen Städten und Rittern, Geiſtlichen und Weltlichen, können wir uns im Einzelnen nicht einlaſſen; genug, Karl war, wie ſchon ſeine Zeitgenoſſen von ihm ſagten, ein Stiefvater Deutſchlands, aber ein Vater Böhmens, welches er noch durch Schleſien, Mähren und die Lauſitz vergrößerte und dem er (1348) eine neue, ſehr gute Verfaſſung gab. Karl war wohl durch ſeine ſlaviſche Mutter eben mehr ein Czeche als ein Deutſcher, wie ſich dieſes auch in ſeiner Geſtalt zeigte. Er war klein, unterſetzt, trug ſich mit vorgebogenem Kopfe, ſein gelbes Geſicht mit vorſtehenden Backenknochen und niederer Stirne war von einem ſtarken ſchwarzen Backenbart umgeben, welche Farbe auch ſein dichtes Haupthaar hatte. Er liebte es ſehr, ſich bei jeder Gelegenheit mit Krone und Scepter im vollen Kaiſerornat zu zeigen. Er war mehreremale verheirathet; zweimal mit polniſchen Prinzeſſinnen, von denen eine ſo ſtark war, daß ſie an ihrem Hochzeitstage Hufeiſen und Geldſtücke entzwei brach, was ihr die Hochzeitsgäſte nicht nachmachen konnten. Karl hatte

übrigens eine sehr sorgfältige Erziehung genossen, wie denn die vielen mit Mosaik und Bildwerken reich geschmückten Bauwerke Prags von ihm herstammen; gleich allen slavischen Kunstübungen ist aber die technische Ausbildung hier größer, als der eigentliche Kunstwerth, wenn wir diese Bauten und Bilder mit den gleichzeitigen deutschen Kunstwerken in Schwaben, am Rhein und in den Niederlanden vergleichen. Am 6. April 1348 wurde auch zu Prag die erste deutsche Universität gegründet, welcher dann bald andere: zu Wien (1365), zu Heidelberg (1386), zu Köln (1388) und Erfurt (1392), nachfolgten. Es gab dort Anfangs drei Facultäten, für Theologie, Jurisprudenz und Medicin; außerdem wurden die sieben freien Künste: Rhetorik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Dialektik, Grammatik und Musik von „Magistern" gelehrt. Die Universitäten sollten Anfangs Stützen der Hierarchie und des römischen Rechtes sein; in ersterer Beziehung entwickelte sich aber bald eine entgegengesetzte Richtung, namentlich in Prag. Kaiser Karl IV. starb auf einer Reise nach Frankreich (1378).

Wenzel.

1378 — 1400.

Noch sehr jung bestieg dieser Sohn Karls IV. den deutschen Kaiserthron, ein zwar wohl unterrichteter, aber durch die zu früh errungene Macht und Ansehen bald zu jedem gewaltthätigen Mißbrauch seiner Kaiserwürde, zu jeder Befriedigung seiner Privatleidenschaften geneigter Mensch. Die erste Handlung, durch welche er seine wahre Gesinnung offenbarte, war ein Treubruch gegen den Rotenburger Vertrag, den er selbst früher im Namen seines Vaters abgeschlossen hatte. Ungeachtet der dort bestätigten Reichsfreiheit der schwäbischen Städte, verpfändete Wenzel sie nämlich doch (1379) an Herzog Leopold von Oestreich. — Dagegen schlossen jetzt dreiunddreißig Städte in Schwaben, besonders zuletzt noch verstärkt durch das mächtige Augsburg, ein Schutz- und Trutzbündniß. Deßhalb errichteten die Ritter, Graf Eberhard von Württemberg an der Spitze, auch ein Bündniß, in Folge dessen zu Ehingen ein Landfrieden verabredet wurde; es war aber nur zum Schein. Am 23. August 1388 kam es bei Döffingen zur entscheidenden Schlacht zwischen Adel und Städten; einer der merkwürdigsten und folgereichsten Schlachten, die je in Deutschland gefochten sind, denn da die Städter eine schwere Niederlage erlitten, so wurde (1389) auf einem Reichstage zu Eger für ewige Zeiten alle Bündnisse der Städte verboten und war somit der einzig mögliche Wiederanfang einer nationalen, freien Entwickelung Deutschlands im Keime erstickt. Von Seiten des Papstes war um diese Zeit nicht viel zu fürchten, denn es gab deren zwei: Einen

WENZEL.

zu Avignon, der ſich auf Frankreich ſtützte, Clemens VII., und einen römiſchen, vom Kaiſer Wenzel gehaltenen Papſt, Urban VI. Deſſenungeachtet wurde (1380) das Bündniß zwiſchen Frankreich und Teutſchland erneuert und als nun, namentlich durch eine unerſättliche Trunkſucht Wenzels die böſen Jahre dieſes Tyrannen kamen, da ſchonte er bei ſeinen Grauſamkeiten auch der Prieſter nicht. Anfangs hieb er in einer Weinlaune dem Scharfrichter von Prag den Kopf ab: „damit er einmal erfahre, wie das thut, was er ſo oft an Anderen ausgeübt habe.“ Aus demſelben Grunde machte Wenzel ſich den Scherz, ſeinen Koch am Spieß braten zu laſſen. Am meiſten ſagte ihm die Geſellſchaft groſſer Hunde zu, die ſogar Nachts in ſeinem Schlafzimmer bleiben mußten. So geſchah es, daß ſeine Gemahlin, Johanna, Nachts von dieſen Beſtien zerriſſen wurde.

Als ihm auf der Jagd einmal ein Mönch begegnete, ſchoß er denſelben nieder, indem er lachend ausrief: „der gehört in's Kloſter, oder in den Himmel, aber nicht in den Wald!“ Nach Breslau kam er 1381 gerade recht, als die Hefe des Volks das dortige Domſtift plünderte; er half perſönlich mit. — — In Prag wurden dreitauſend Juden erwordet, weil es hieß, ein Mitglied dieſer Gemeinde habe auf der Straße eine vorübergetragene Hoſtie verhöhnt. Wenzel that dem Blutbade nicht nur keinen Einhalt, ſondern erklärte alle Schulden, welche deutſche Chriſten bei Juden hätten, für annullirt, was damals ſehr viel heißen wollte, denn da den Chriſten immer noch das Leihen auf Zinſen durch Geſetz und Geiſtlichkeit verboten war, ſo konnte man nur bei Juden borgen. Endlich kam er mit dem Erzbiſchof von Prag in Streit, weil einer ſeiner Kämmerer zwei Prieſter wegen Verbrechen hatte hinrichten laſſen. Wenzel ſchlug einen Domherrn mit dem Degengefäß auf den Kopf, der Erzbiſchof floh, der Kaiſer ließ jetzt zwei Vertraute deſſelben halb braten, wobei er ſelbſt mithalf, und dann den einen dieſer Prieſter, Nepomuk, in der Moldau erſäufen. Später reute es ihn und er gab dem Andern, Puchnik, ſo viel Geld, daß er's nicht forttragen konnte. Noch ärger verfuhr er mit dem böhmiſchen Adel. Er ließ drei Zelte aufrichten, ein ſchwarzes, ein rothes, und ein weiſſes. In dem ſchwarzen ſetzte er ſich in königlicher Pracht hin, ließ Einen Ritter nach dem Andern hereinführen und fragte ihn, ob er Güter von der Krone beſäße? Wer auf dieſelben verzichtete, der wurde im weiſſen Zelte köſtlich bewirthet, wer aber auf ſeinem Rechte beſtand, dem legte der Scharfrichter in dem rothen Zelte den Kopf vor die Füße. Die Ritter merkten bald, um was es ſich hier handele und verzichteten alle auf ihre Lehensgüter (1389). Das ſchien denn doch ſelbſt ſeinen nächſten Verwandten unerträglich und ſein Bruder Sigmund nahm den Wenzel (1393) mit Hülfe Albrechts von Oeſtreich, Jodocus von Mähren und Wilhelms von Meißen, gefangen und ſperrte ihn ein auf Schloß Wiltberg. Wenzel entfloh aber nackt aus dem Bade, ließ alle Adeligen, welche bei ſeiner Gefangennehmung geholfen hatten, hinrichten und ſelbſt ſein jüngerer Bruder, Johann von Görlitz, der ihn mitbefreit hatte, wurde vergiftet, als er dem Unweſen in Böhmen ſteuern wollte.

Als nun (1396) unerwartet die Türken wieder in Ungarn vordrangen, war in Deutschland die Verwirrung so groß, daß Wenzels Bruder Sigmund dem ungeheuren Heere Sultan Bajazeths von zweihunderttausend Mann nur sechzigtausend Mann entgegenstellen konnte, obschon ihm selbst noch kriegslustige Franzosen und Burgunder zu Hülfe gekommen waren. Die Schlacht bei Nikopolis war eine der blutigsten, welche wohl je geschlagen sind, die Deutschen fochten mit Löwenmuth; sechzigtausend Türken wurden erschlagen, endlich siegte aber doch die Uebermacht, und Bajazeth ließ zehntausend gefangene Deutsche hinrichten, bis endlich seine eigenen Pascha's für die noch lebenden um Gnade flehten. Sigmund selbst entkam nur mit Mühe zu Schiff, von dem jetzt ringsum von Türken umgebenen griechischen Kaiser Manuel Paläologus zu Venedig unterstützt; die Türken drangen aber diesmal nicht weiter in Europa vor.

Dennoch hätte Wenzels tolle Wirthschaft wohl noch eine Weile dauern können, denn jeder that eben im heiligen römischen Reich, was ihm gerade gut dünkte, wenn der Kaiser nicht Genua an Frankreich verschenkt (die Genueser schlugen übrigens die einrückenden Franzosen wieder zur Stadt hinaus), ja sogar auch auf einer Reise nach Paris den französischen Papst in Avignon anerkannt hätte. Da versammelte Erzbischof Johann von Mainz die Kurfürsten und ließ Wenzel feierlich (1400) seiner Würde, als Reichsoberhaupt, entsetzen. —

Von den mannigfachen Händeln, welche inzwischen hier und dort in Deutschland vorkamen, erwähnen wir nur des merkwürdigsten, des Zuges Herzogs Leopold von Oestreich gegen die schweizerischen Eidgenossen. Der reiche Fürst hatte ein noch viel stattlicheres Heer, als bei Morgarten focht, zusammengebracht, allein gerade weil er die dort gemachten Fehler vermeiden wollte, erlitt er bei Sempach eine noch viel schmerzlichere Niederlage. Er ließ nämlich seine Ritter, welche den dreizehnhundert Schweizer-Bauern gegenüber bei weitem in der Mehrzahl waren, absitzen, und mit gefällter Lanze einen Halbmond gegen die Eidgenossen bilden, der sich allmählig, als ein Kreis, verdichtend um das schwache Häuflein schließen sollte. Schon waren eine Menge Schweizer erstochen, da trat ein Bauer, Arnold von Winkelried in Unterwalden, ein riesig großer und starker Mann, vor, rief: „Liebe, treue Eidgenossen, sorgt für meine Frau und Kinder!“ packte mehrere Spieße der Ritter und stieß sie sich selbst in die Brust. Dadurch entstand eine Lücke in der Mauer von Spießen, die Bauern kamen in den Rücken der Ritter und Herzog Leopold mit dem größten Theile seiner Begleiter wurde erschlagen. Es fielen allein sechshundert sechsundfünfzig Grafen und adelige Herren; die Flüchtigen setzten sich auf die zurückgelassenen Rosse und jagten davon.

RUPRECHT.

Ruprecht von der Pfalz.

1400 — 1409.

Vier Kurfürsten wählten nach Wenzels Entthronung den Pfalzgrafen Ruprecht zum Kaiser, drei norddeutsche Kurstimmen wollten dagegen den Welfen, Friedrich von Wolfenbüttel, der dann auch wirklich gleichzeitig zu Fritzlar gewählt wurde, allein die Gegner ließen ihn bald darauf unter Weges durch einen Grafen von Waldeck, den der Erzbischof von Mainz zu dieser Schandthat angestiftet hatte, meuchlings ermorden. Die Städte, welche eine Adelsherrschaft fürchteten, versuchten Wenzel zum Widerstande zu bewegen, dieser war aber untauglich zu allem. Sein Bruder Siegmund nahm ihn zum zweiten Mal gefangen, dem östreichischen Herzoge, welcher ihn bewachen sollte, war es aber recht, wenn Haus Luxemburg so durch sich selbst zu Grunde ging und der böhmische Adel nahm Wenzel mit Freuden wieder auf; durften sie doch unter seiner Herrschaft jetzt ihre Wirthschaft treiben, wie's ihnen gut dünkte.

Kaiser Ruprecht war aber auch kein gefährlicher Gegner. Seine eigenen bayrischen Vettern beneideten ihn und ließen ihn deßhalb im Stiche, als er mit Leopold, dem Stolzen, dem Sohne des bei Sempach gefallenen östreichischen Herzogs, gegen Mailand zu Felde zog. Bei Brescia wurden sie geschlagen (1401), Leopold gefangen, und Ruprecht zu so schimpflichem Rückzuge genöthigt, daß bei seiner Heimkehr ein einzelner Ritter, Ulrich von Bergheim, wagen durfte, dem Kaiser einen Fehdebrief zu schicken. Als er dann gar in einem kleinen Kampfe des Bischofs von Straßburg gegen seine Bürger nicht den Ausschlag geben konnte, verlor er vollends alles Ansehen und starb 1409 schon halb vergessen. Ruprecht war ein gerader, tapfrer Mann, aber es konnte, wie es scheint, nur noch einen Kaiser mit luxemburgischer, oder habsburgischer Diplomatie geben.

Siegmund.

(Jobst von Mähren.)

1409 — 1437.

Trier und Rheinpfalz wählten jetzt den König Siegmund von Ungarn, Mainz und Köln den Markgrafen Jobst von Mähren und da Wenzel auch noch lebte und Anhänger hatte, gab es eigentlich drei Kaiser. Wenzel war aber zufrieden, wenn

man ihn in Böhmen ungestört als König sitzen ließ und verband sich daher mit Jagello (Wladislaw) von Polen, während Siegmund sich durch ein Bündniß mit Habsburg verstärkte. Wenzel ließ darauf beiden Gift beibringen, an welchem Herzog Albrecht von Oestreich starb. Siegmund ließ sich aber so lange an den Beinen aufhängen, bis er das Gift unter schrecklichen Konvulsionen wieder von sich gab. 1411 starb darauf Jobst und Siegmund war nun alleiniger Kaiser von Deutschland; ein würdiges Seitenstück, wie wir bald sehen werden, zu den beiden andern Luxemburgern, Karl und Wenzel. Es soll aber überhaupt diese Zeit zu Anfang des 15ten Jahrhunderts die liederlichste gewesen sein, welche es wohl je in Deutschland gegeben hat, wie dieses die Trachten, der Unfug in den öffentlichen Badstuben u. A. beweisen.

Erhebend war dagegen der Kampf der Appenzeller Bauern gegen die Aebte von St. Gallen, welche sie auf jede Weise gedrückt hatten und ihre alten Freiheiten schmälern wollten. Leider fand die Geistlichkeit bei den Reichsstädten am Bodensee Hülfe, statt daß Bauern und Bürger gegen Adel und Pfaffen hätten zusammenhalten sollen. Die freien Schwyzer unterstützten aber die Appenzeller. Am 15. März 1403 stießen die Herren am Vögliseck aufeinander und die Ritter und Städter wurden gänzlich geschlagen, besonders deßhalb auch, weil die barfuß gehenden Bauern sie auf einen vom Thau schlüpfrigen Grasabhang lockten, wo jene in ihren Schuhen keinen festen Fuß fassen konnten. Eine kurze Zeit schien es dann zwar, als ob die Folgen dieses Sieges die Nachtheile der Schlacht von Döffingen beseitigen würden, vierundsechzig Städte und Burgen wurden erobert von den Appenzellern, andere schloßen sich freiwillig an. Sieg folgte auf Sieg, wie denn selbst Herzog Friedrich von Oestreich bei St. Gallen geschlagen wurde, wo zwölfhundert Ritter den Tod fanden (1406).

Allein als nun natürlich auch die ländlichen Unterthanen der Städte ihre Freiheit wieder haben wollten, fielen letztere vom Bündnisse wieder ab, der Adel benützte die innere Zwistigkeit und vernichtete ein Bundesheer von achttausend Mann; die Appenzeller konnten sich nur dadurch retten, daß sie sich (1411) in die alte Schwyzerische Eidsgenossenschaft aufnehmen ließen, aber nicht als gleichberechtigt wurden sie zugelassen, sondern nur in einer Art von Unterthanenverhältniß. Das Volk war eben verdorben und auch selbstsüchtig und gleißnerisch geworden durch den langen Druck. —

Am schlagendsten zeigte sich dieses darin, daß das Volk die gräßliche Verzerrung duldete, in welche die Hierarchie ihm seine einfache herrliche Christusreligion gebracht hatte: das Ablaßunwesen neben der Liederlichkeit der Geistlichen, die albernsten, spitzfindigsten Streitigkeiten der Gelehrten über die einfachsten Dogmen neben den immer mehr in's Aeußerliche ausartenden Kultusformen, wo die zum Theil sehr unheiligen Heiligen und die betrügerischen Wunder der Pfaffen bald höher geachtet wurden, als Christus selbst und seine wunderbare, durch ihre Einfachheit erhabene Lehre.

Allein wenn gewiß mancher Mensch mit gesundem Menschenverstand und rei-

SIGISMUND.

vom Gefühl auch damals schon diese Änderung des Katholizismus in eine Art von Heidenthum erkannte, so wagte doch nicht jeder den [illegible] der Geistlichen Trotz zu bieten. Die Zweifelsüchtigen waren vereinzelt und deshalb machtlos und still. Da zeigte sich aber ein Widerstand gegen die Kirche auf einer Seite, wo man es am wenigsten erwartet hätte. Nach dem Sinne der Zeit für freies Innungswesen hatte man den Universitäten eine sehr selbständige Stellung gegeben. Jetzt entwickelte sich auf diesen Pflanzschulen der Scholastik plötzlich ein auch innerlich freierer Geist. Namentlich in Prag traten, angeregt von den Lehren des Engländers Wicliffe, eine Reihe von Reformatoren der Kirche auf: Stiekna, Milicz, Janow, besonders aber am Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, Johannes Huß; wie früher an der Universität zu Paris, Peter von Ailly, Gerson, welch letzterer aber nur mehr eine Unabhängigkeit der französischen Kirche von Rom anstrebte, als daß er sich auf die Kritik der Dogmen sehr eingelassen hätte. In Italien waren die Universitätsdoctoren, von den Bischöfen unterstützt, noch kecker, indem sie, weil es damals mehrfach drei Päpste gab, zu Rom und Avignon, auf dem Konzil zu Pisa (1409) diesem Unfug zu steuern beschlossen und zwei derselben absetzten, so daß nur Johann XXIII., welcher in Avignon ein sehr üppiges Leben führte, übrig blieb.

Kaiser Siegmund, ebenso den Weibern ergeben, wie sein Bruder Wenzel den Trunk liebte, hatte eben ein gutes Geschäft gemacht, indem er, der schöne, prachtliebende Mann, welcher stets in Geldverlegenheit war, den Venetianern das wichtige Zara in Dalmatien für zweihunderttausend Dukaten verkaufte, die von seinem Vater mit so vieler Mühe für sein Haus erworbene Kurbrandenburg aber für hunderttausend Dukaten (1414) an den Burggrafen von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern, verlegt und damit den Grundstein für Haus Preußen gelegt hatte. Mit größtem Pomp zog nun Siegmund nach Italien, nach Savoyen, in die Schweiz, an den Rhein, ließ sich überall Feste geben und brachte glücklich den einigen Entschluß der geistlichen und weltlichen Herren zu Stande, daß im Jahre 1414 zu Konstanz am Bodensee ein Kongreß zur Ordnung der Angelegenheiten der Kirche zusammenkommen sollte; natürlich auch nach Siegmunds Meinung zur Sicherung der päpstlich-adeligen Interessen und zur Unterdrückung jener „Irrlehren."

So fand sich denn, da die Neugier auch viele Zuschauer herbeilockte, nach und nach eine Masse von hundert und fünfzigtausend Menschen, geistlich und weltlich, aus allen Hauptländern Europa's, selbst Griechen und Russen, in Konstanz ein. Drei Patriarchen, dreiunddreißig Kardinäle, siebenundvierzig Erzbischöfe, hundert und fünfundvierzig Bischöfe, hundert und vierundzwanzig Äbte, achtzehnhundert Priester, siebenhundert und fünfzig Doctoren der Theologie, zahllose Mönche; ebenso fehlte fast keiner von den Kurfürsten, Fürsten, hohem und niederem Adel. Auch für das Vergnügen war gesorgt, denn es gab siebenhundert fahrende Frauen und die Engländer brachten dreihundert und sechsundzwanzig Schauspieler mit, deren biblische Komödien dann von den Deutschen nachgeahmt wurden und die ersten

Auflage des Schauspiels bei uns sind. Von den Päpsten kam nur Johann XXIII. in Person; in den Alpenpässen fiel sein Wagen im Schnee um, da fluchte er so heidnisch in des Teufels Namen, daß die Bauern, welche zuerst in ihrem Leben einen **heiligen Vater** sahen, sich bekreuzigten und segneten. Als er auf dem Wege nach Konstanz des Rheinthals ansichtig wurde, rief er, zum ersten Mal an seinen möglichen Fall denkend: „die Grube sieht ja aus, wie eine Fuchsfalle!“ Kaiser Siegmund zog später in der Christnacht bei Fackelschein in die **Stadt**, worauf er, die Krone auf dem Kopfe, dem Papste bei der Messe als Diakonus administrirte. Ein auch nicht uninteressanter Zug der Zeit ist, daß, als später bei den lateinisch geführten Verhandlungen Siegmund sagte: **Date operam, ut illa nefanda schisma eradicetur!** und ein Kardinal antwortete: **Domine, schisma est generis neutrius**, der Kaiser gelassen bemerkte: **Ego sum Rex romanus et super Grammaticam.**

Die Hauptparteien auf dem Konzil schieden sich in solche, welche in der That auf eine „**friedliche Reformation an Haupt und Gliedern**“ gehofft hatten (an ihrer Spitze stand ein deutscher Doktor von der Pariser Universität, Nider), oder solche, die, gleich dem Franzosen Gerson, die alte Hierarchie in ihrer ganzen heimisch-weltlichen Pracht hergestellt, den skandalösen Streit der Gegenpäpste abgeschafft und höchstens nur eine freiere Stellung der Landeskirchen unter ihren Bischöfen gegenüber dem heiligen Stuhle beabsichtigten. Deßhalb war das Gepräge, in welchem sich wirklich die Würde der hier repräsentirten Christenheit zeigte, daß die Versammlung beschloß, die Autorität eines Konziliums überrage die des Papstes und eine Abstimmung „nach Nationen“ durchsetzte, um den Einfluß der zum Schutz der gegenwärtigen Päpste in unverhältnißmäßig großer Zahl erschienenen Italiener zu brechen. „Im Allgemeinen,“ sagt ein Zeitgenosse von den so als Parteien sich gruppirenden Nationen, „waren die Deutschen standhaft, aber ungestüm, die Franzosen prahlerisch und aufdringlich, die Engländer keck und scharfsinnig, die Italiener fein aber parteiisch!“ —

Darin waren alle fast einig, daß zunächst der lasterhafte Papst Johann XXIII. abgesetzt werden müsse. Dem schlauen Priester entging dieses nicht und mit Hülfe des ihm ergebenen Friedrich von Oestreich, welcher deßhalb ein Turnier vor den Thoren von Konstanz veranstalten ließ, entkam Papst Johann in der Tracht eines Stallknechtes zu Roß mit einer Armbrust und erklärte von Schaffhausen aus das Konzil für ungültig. Die Versammlung beharrte aber auf ihrem Beschlusse, Siegmund that den Herzog Friedrich in die Reichsacht und rief, seltsam genug! — die Schweizer zur Vollziehung derselben auf. Die Waldstätte, die alten Erbfeinde der Habsburger, weigerten sich aber ehrlicher Weise dem nachzukommen, da sie mit Oestreich Frieden geschlossen hätten. Die später zur Eidgenossenschaft gekommenen Städte, wie Bern und Zürich, überfielen dagegen die habsburgischen Lande, zerstörten die Stammburg, wie auch den neueren Hauptsitz der Oestreicher in diesen ihren ursprünglichen Gebietstheilen, Schloß Stein bei Baden im Aargau. Ebenso behielt

Luzern Sursee, Zürich Knonau, Bern das Aargau, und die Vögte, welche sie den eroberten Ländern gaben, waren (leider auch eine Bestätigung der eben geäußerten Ansicht! —) eben so schlimm, als die weiland habsburgischen. Da nun Friedrich von Hohenzollern mit einem aus den schwäbischen Städten zusammengebrachten Reichsheere auch die übrigen habsburgischen Lande im Breisgau u. s. w. besetzte, wurde Herzog Friedrich sowohl, wie Papst Johann gefangen, worauf sich Kaiser Siegismund sehr viel zu gut that und zu den Venetianischen Gesandten sagte: „Da seht ihr die Macht eines deutschen Kaisers! —“ Papst Johann, beschuldigt, seinen Gegner Alexander V. vergiftet und seine Geliebten zu Aebtissinnen gemacht zu haben, wurde abgesetzt, längere Zeit zu Heidelberg eingesperrt, dann aber doch wieder Kardinal, in welcher Würde auch der gleichfalls abgesetzte Gregor XII. verblieb. Der dritte Papst Benedikt XIII. floh aber nach Spanien, von wo er unsäglicher Weise die ganze Christenheit in den Bann that. Jetzt wollte das Konzil auch gegen die Ketzerei einschreiten, denn die kürzlich gegründeten Universitäten Leipzig, Ingelstadt und Krakau zeigten ebenso viel Widersetzlichkeit gegen die Hierarchie. Huß wurde in Prag mit seinen Reden über das unbiblische Wesen der Kirche immer kühner und trotzte den Angriffen des Erzbischofs Sbinko, denn Wenzel schützte ihn. „Diese Gans“ (das bedeutet Huß auf böhmisch), sagte er zu den Geistlichen, „ist mir lieber, als all Ihr Kapaunen! —“ In Prag gab's großen Auflauf in der Herberge einiger Engländer, welche sich ein Doppelbild hatten malen lassen: Auf der einen Seite Christus, wie er in Demuth und Armuth auf der Eselinn seinen Einzug in Jerusalem hält, auf der andern Seite den Papst, wie er, mit Gold und Purpur angethan, in seinen Lüsten schwelgte. Als aber ein Freund des Huß, Hieronymus Faulfisch von Prag, einen Ablaßkrämer, den er in Gesellschaft zweier liederlichen Weiber ertappte, öffentlich zum Hohn der Menge herumführen ließ, so sprach auch Wenzel die Verbannung der Reformatoren aus, welche sich jetzt auf dem Lande bei gleichgesinnten Männern verbargen. Huß meinte aber seines Erfolges vor dem Richterstuhle eines Konzils gewiß zu seyn, da er ja nur die bibelmäßige Wiederherstellung der christlichen Kirche wollte und Kaiser Siegismund ihm sicheres Geleit zugesagt hatte. Huß kam nach Konstanz, der gleisnerische Siegmund sagte aber jetzt, er habe ihm nur freies Geleit bis Konstanz versprochen, was eine augenscheinlich alberne Lüge war, und der Prozeß wurde gegen den unglücklichen Reformator eingeleitet. Allein auch er fand noch viele Vertheidiger und bei den Reden und Gegenreden wurde den feisten Aebten und Bischöfen ihr ganzes liederliches, schandbares Leben und Treiben vorgehalten, sie brachen aber darüber, im Gefühle ihrer Macht, in ein schallendes Gelächter aus und Johann Huß von Husinez wurde verurtheilt, verbrannt zu werden. Sein Beneš und Freund Chlum tröstete ihn: „Wahrheit ist mehr, als Leben! —“

Was waren denn aber die verbrecherischen Hauptlehren des Huß, weßhalb er den schrecklichen Tod erleiden mußte? — Er sagte: „das Abendmahl muß nach

der Bibel in beiderlei Geſtalt nicht nur den Prieſtern, ſondern auch den Laien gereicht werden. Er ſagte: Ein unwürdiger Geiſtlicher entweiht das Sacrament, wenn er es verabreicht. Er ſagte: Jeder wirklich fromme Laie ſei auch ohne die Weihe der Kirche berufen, Chriſti Religion zu lehren und das Meßopfer auszutheilen. Er behauptete auch endlich, der römiſche Biſchof habe durchaus kein Recht ſich eine Herrſchaft über die anderen Nationen anzumaßen und einem Fürſten, wie einem Papſte, der durch ſein liederliches Leben öffentliches Aergerniß gebe, brauche man nicht zu gehorchen."

Der ſchlimme Ketzer mußte natürlich verbrannt werden! — auch Kaiſer Siegmund hatte Urſache ſich ſehr getroffen zu fühlen — und Huß wurde zum Feuertode verurtheilt. Der Biſchof von Konſtanz ließ den Märtyrer in Schloß Gottlieben aufrecht an die Wand ſchmieden und als er ſich dennoch weigerte zu widerrufen, wurde er (1415) wirklich verbrannt. Der Kurfürſt von der Pfalz machte ſich eine beſondere Ehre daraus, den Zug zur Hinrichtung zu führen, Huß trug eine hohe Mütze, auf welcher drei Teufel und die Inſchrift: der Erzketzer! zu ſehen war. Als Huß ſchon auf dem Holzſtoß ſtand, trug ein Bauer noch ein Scheit Holz herbei, um ſich damit einen Platz im Himmel zu verdienen. O heilige Einfalt! ſagte Huß lächelnd und ſtimmte ein geiſtliches Lied an bis die Flammen über ihn zuſammenſchlugen. Sein Herz verbrannte nicht mit. Die Pfaffen hatten aber unter dem Scheiterhaufen ein todtes Maulthier vergraben, als dieſes nun einen heftigen Geſtank verbreitete, riefen ſie dem Volk zu: „Merkt ihr, wie die Seele des Ketzers mit Geſtank zur Hölle fährt! —"

Das Konzil dauerte nun zwar noch drei Jahre mit allem möglichen Zank und Streit fort, es kam aber nichts einer vernünftigen Reformation Aehnliches zu Stande. „Die, welche die Macht haben," ſagte ſpöttiſch ſelbſt ein Mitglied der Verſammlung, „werden nie freiwillig ſich dieſer Macht entäußern." Der neue Papſt, Martin V., ſchloß mit den einzelnen Nationen beſondere Concordate ab, wodurch er ſie entzweite und die Macht des Konzils vollends brach. Den Deutſchen wurde z. B. das Zugeſtändniß gemacht, daß künftig mehr ihrer Landsleute Kardinäle werden ſollten und der Papſt ſich weniger in die Biſchofswahlen miſchen wolle. Sonſt nichts.

Wichtiger war, daß Siegmund, um Papſt Benedikt XIII. zur Entſagung zu bewegen, und eine Reiſe nach Spanien zu machen, das ja ſchon verpfändete Kurbrandenburg für fernere dreihunderttauſend Dukaten an Friedrich von Hohenzollern, den Burggrafen von Nürnberg, jetzt förmlich verkaufte. Dann machte er die Grafen von Savoyen zu Herzogen, verſuchte den Vermittler zwiſchen England und Frankreich zu ſpielen, wobei er ſich aber glänzend blamirte, indem ihm an der engliſchen Küſte der Herzog von Gloſter mit gezücktem Schwerte bis an den Bauch in's Meer entgegenging und ihn fragte, ob er irgend welche Gerichtsbarkeit in England ausüben wolle? Erſt als er dieſes verneint hatte, durfte er das Schiff verlaſſen. Die Straßburger ſetzten ihren Biſchof in's Gefängniß und die Lübecker verjagten ihren Rath, Siegmund drohte deßhalb mit der Reichsacht, ließ ſich aber ganz öf-

sentlich durch Geld zur Zurücknahme derselben bewegen. Dagegen reiste er von Konstanz ab, ohne die vielen Schulden, welche er dort gemacht hatte, zu bezahlen, wodurch viele Konstanzer Bürger ganz verarmten, wie denn überhaupt die ehrwürdige Versammlung geistlicher Herren so viel Völlerei und Faulheit nach Konstanz gebracht hatte, daß die Stadt sich nie wieder zu ihrem früheren Glanze erhob.

Die zahlreichen Anhänger der Lehre des Huß in Böhmen warteten aber nur des günstigen Augenblicks, um loszuschlagen, stets aufs Neue gereizt durch Verfolgungen und Hinrichtungen ihrer Priester. An der Spitze der Hussiten standen **Johann Zischischka** (Ziska) von Trocznow und Niklas von Hussinez, der Gutsherr des verbrannten Reformators.

Am 30. Juli **1419** brach der Sturm los, weil der alte Wenzel den hussitischen Rath von Prag hatte absetzen wollen. Die neuen Rathsherren wurden zum Fenster hinausgeworfen, die katholischen Priester verjagt, einer derselben, welcher Zischischka's Schwester verführt hatte, gehängt und König Wenzel selbst **am 16.** August in seinem Schlosse von seinen eigenen Hofleuten entrüstet. Als aber am Tage darauf ein allgemeiner Bildersturm, Plünderung der Kirchen und Klöster begann, fürchteten die reichen Prager Bürger für ihr Hab und Gut und Zischischka war genöthigt sich auf die Hülfe des Landvolks zu stützen. Inzwischen machte Siegmund mit allen seinen Feinden, auch mit Oesterreich Friede und rüstete ein großes Heer gegen Böhmen. Vergebens suchte er aber am **30.** Juni **1420** Prag zu nehmen, sondern er mußte sich mit großem Verluste zurückziehen. Selbst als jetzt zwischen den mehr Gemäßigten und den eifrigen Anhängern Zischischka's in Böhmen selbst Streit ausbrach, verstand Siegmund nicht, die Gelegenheit zu benützen. Es begann jetzt ein schrecklicher gegenseitiger Vertilgungskrieg, die gefangenen Hussiten wurden grausam hingerichtet, wie sie die gefangenen Priester in brennenden Pechtonnen brieten.

Bei der augenscheinlichen Unfähigkeit Siegmunds, die Angelegenheiten des Landes zu ordnen, wandte sich jetzt alles den Hussiten zu und auf dem Landtage zu Czaslau, den auch der Adel beschickte (**1421**), wurde beschlossen: freie Predigt, Abendmahl in beiderlei Gestalt, Armuth der Priester durch Säcularisirung der Stifter und Pfründen und Ausrottung der Sünden. Letzterer Artikel sollte auch die fanatischen Hussiten, die Taboriten, für den Vertrag (die sogenannten Prager Artikel) gewinnen und die Einheit und Energie des Landes zeigte sich bald darauf. Denn als, vom Kaiser aufgehetzt, zwanzigtausend Schlesier einen Einfall versuchten, rief sie der jetzt völlig erblindete Zischischka rasch wieder zurück. Auf seinen Befehl wurde grausam gewirthschaftet, denn z. B., als einmal sein Heer über die Tag und Nacht fortdauernden Märsche murrte, sagte er: „Zündet ein paar Dörfer an, da könnt ihr auch bei Nacht sehen!" Sonst ging es aber strenge zu. Jeden, der eigenmächtig plünderte, brannte, vor dem Feinde floh, ja alle Lügner, Flucher, Spieler, Trunkenbolde, Unkeuschen, sollte unnachsichtlich der Tod treffen, und mit der entschiedensten Konsequenz, die oft ganze Städte dem Verderben weihte, wurden diese

Geiste gehandhabt. Dafür erfaßte aber auch eine fanatische Tapferkeit die Massen, so daß ein Heer von achtzigtausend der wildesten Rumanier, Serbier u. s. w., die Siegmund aufgeboten hatte, am Neujahrstage (1422) bei Kollin vernichtet wurde. Zwei Jahre später hatte Zischka wieder im eigenen Lande mit der gemäßigten Partei zu kämpfen, die ihm namentlich Prag zu entreißen suchte, er besiegte sie aber, lehnte alle vermittelnden Anträge Siegmunds ab, drang mehrmals siegreich in Mähren vor, bis ihn am 12. October 1424 auf einem ähnlichen Zuge plötzlich der Tod ereilte. Die Hussiten theilten sich jetzt nach den früher schon bestehenden Parteien in vier Heerlager, waren aber in der Hauptsache des Widerstandes nach außen, mehr als je einig. Nach allen Seiten machten die Hussiten verheerende Einfälle in die Nachbarländer, wie sie z. B. am 16. Juni 1426 bei Aussig einem deutschen Heere eine solche Niederlage beibrachten, daß fünfzehntausend Todte die Wahlstatt deckten. Vierundzwanzig Grafen und Herren knieeten zuletzt noch neben ihren aufgepflanzten Bannern nieder, die Hussiten schlugen sie aber mit ihren eisernen Dreschflegeln todt.

So ging es in wechselnden Kämpfen fort, wobei die Hussiten aber doch bis tief in Oesterreich, und in Brandenburg bis Bernau nördlich von Berlin vordrangen. Endlich rüstete Deutschland durch den „gemeinen Pfennig," ein für damalige Zeit sehr großes hundert und dreißigtausend Mann starkes Söldnerheer wirklich aus. Als sie aber am 14. August 1431 bei Tauß auf die Hussiten stürzen, liefen die Miethlinge schmählich davon. Ein großer Theil derselben wurde auf der Flucht niedergehauen und hundert und fünfzig Kanonen von den Hussiten erbeutet. Empört über diesen, in der deutschen Kriegsgeschichte bis dahin unerhörten Schimpf, machten viele vom niedern Adel den Vorschlag, sie wollten allein gegen die Hussiten ziehen, falls die Fürsten versprächen, sich aller Betheiligung zu enthalten. Die Masse der Bürger und Bauern war aber eher für, als gegen die Hussiten gestimmt, denn wenn sie auch die Grausamkeiten derselben verabscheuten, so waren die reformatorischen Ideen doch schon fast überall tief in den Kern des deutschen Volkes eingedrungen.

Unter solchen Umständen mußte man es schon wieder im Wege der Güte mit den Böhmen versuchen und wurde deßhalb ein neues Konzil, nämlich zu Basel, ausgeschrieben. Hier erschien dann auch eine glänzende Gesandtschaft der angesehensten Hussiten, welche jetzt freilich anders auftreten konnten, als ehemals Huß zu Konstanz, dennoch war der einzige Fürst, welcher sich ihrer ernstlich annahm, Friedrich von Hohenzollern, der neue Kurfürst von Brandenburg.

Während sich so Wichtiges der Entscheidung nahte, hatte Kaiser Siegmund nichts eiligeres zu thun, als nach Italien zu gehen, um sich krönen zu lassen. Doch würdigte der Papst den Kaiser nicht so weit, daß er ihm selbst die Krone aufsetzte, sondern, vor ihm knieend, mußte Siegmund sie sich durch einen andern aufsetzen lassen, worauf der Papst sie dann mit dem Fuße noch etwas besser zurecht rückte (1433). Der schon dreiundsechzigjährige Kaiser blieb dann doch noch lange in Italien, denn ihn hielten — — — Liebesabenteuer zurück.

ALBRECHT II

Das Resultat der Unterhandlungen mit den Hussiten zu Basel waren die Compakten geweſen, welche die Prager Artikel im Weſentlichen beſtätigten, aber doch auch manches änderten. Zuerſt war ausgemacht gegenſeitige Duldung, denn es ſollte das Abendmahl unter beiderlei Geſtalt, aber auch nach katholiſcher Weiſe unter einerlei Geſtalt geduldet werden. 2) Freie Predigt, aber nur von verordneten Prieſtern. 3) Die Geiſtlichen ſollten weltliche Güter zwar nicht beſitzen, aber doch verwalten dürfen. 4) Die Sünden ſeien auszurotten, aber von der Obrigkeit. Das Ganze war mithin, gleich allen nur von augenblicklicher Lage abgenöthigten „Vereinbarungen" nichts als ein Fallſtrick, in welchen die rohen, aber ehrlichen Hymnen ſich von den Pfaffen hatten fangen laſſen. Die Unterhändler gehörten nämlich der gemäßigten huſſitiſchen Partei an, welche durch den Prieſter Johann Rokyzana und den Edelmann Meinhard von Neuhauß geleitet wurde, weßhalb es dann bei ihrer Rückkehr nach Böhmen zwiſchen ihnen und den Ultra's, den Taboriten und Waiſen zum Kampfe kam. Letztere wurden aber am 30. Mai 1434 zu Lippan bei Prag gänzlich geſchlagen und was nicht in der Schlacht fiel, hinterdrein maſſenweiſe verbrannt, oder ſonſt hingerichtet.

Dennoch hatte dieſer innere Zwiſt die Huſſiten ſo weit geſchwächt, daß ſie an fernere Unterhandlungen mit den Gegnern denken mußten. Rokyzana hoffte nur noch um den Preis der politiſchen Freiheit die religiöſe retten zu können. Sigismund wurde daher als König von Böhmen anerkannt, wogegen er verſprach, daß dort die katholiſche Religion nur geduldet ſein ſollte. Kaum hatte der falſche Luxemburger aber ſeinen Zweck gehalten, als er den Rokyzana aus dem Lande verbannte, und den katholiſchen Gottesdienſt wieder einführte (1436). Auf's Neue entbrannte jetzt der Kampf, aber die immer mehr unter ſich uneinigen Huſſiten wurden wiederholt beſiegt und viele derſelben getödtet oder hingerichtet. Da ſtarb (1437) auch der alte Kaiſer Sigismund zu Znaym in Mähren; er ließ ſich eine Weile in ſeinem letzten Stündlein auf den Kaiſerthron ſetzen, damit man ihn noch einmal als den Herrn der Welt ſähe.

Albrecht der Zweite.

1438 — 1439.

Noch bei Lebzeiten hatte Sigmund ſich ſeinen Schwiegerſohn, den Herzog Albrecht von Oeſtreich, als Nachfolger beſtätigen laſſen, dieſer ſelbſt trug aber wenig Luſt nach der gefährlichen, undankbaren Würde und würde ſeinem Nebenbuhler Friedrich von Brandenburg ſeine Schwierigkeiten in den Weg gelegt haben, wenn nicht ſeine Anhänger erklärt hätten, daß ſie nicht dem erſt ſo neu empfangenen

Burggrafen gehorchen wollten, der sich kürzlich sein Kurland erst noch von den einheimischen Raubrittern, den Quitzows [1]), Bredows, Arnims, Alvensleben, Rochows hatte erobern müssen. So wurde Albrecht denn halb wider seinen Willen am 18. März 1438 einstimmig zum deutschen Kaiser gewählt. Kaiser Albrecht II. war ein ganzer Mann und einer der besten, welche je auf dem Throne der Ottonen gesessen sind, allein die Aufgabe, die Macht der nun selbstsüchtigen Fürsten-Dynastien zum Wohl der Bürger, kurz des gesammten Vaterlandes überhaupt zu brechen, war, wie es scheint, nicht mehr zu lösen.

Albrecht, auch äußerlich von hoher Gestalt und gehaltenem, ernstem, festem Wesen, dachte zunächst daran, mit Ernst und Nachdruck endlich Frieden im Lande zu stiften, denn während der Regierung seines Schwiegervaters hatte es in fast allen Fürstenhäusern Streitigkeiten gegeben, da Siegmund nach seiner intriguanten Weise, statt unparteiisch Frieden zu stiften, sich selbst, noch das Feuer nachschürend, in diese Händel mischte. So hatte er sich durch Geld bestechen lassen, daß er die erledigte sächsische Kurwürde dem Markgraf Friedrich von Meißen statt nach dem jetzt schon allgemeinen Gebrauch dem rechtmäßigen Erben, Herzog Erich von Sachsen-Lauenburg, verlieh (1422). Ebenso lag Württemberg, wo die muthige Henriette, Erbin von Mömpelgard, für ihren unmündigen Sohn regierte, in Streit mit Hohenzollern-Hechingen (bei welcher Gelegenheit das Schloß Hohenzollern erstürmt wurde) und mit Bernhard von Baden. Noch ärger war's in Bayern ingegangen, wo Herzog Heinrich von Bayern-Ingolstadt sich die größten Gewaltthaten erlauben durfte unter Siegmunds Schutz, weil er dessen Schulden in Ulm und Basel bezahlt hatte und in dem andern wittelsbacher Zweige hielt Ludwig der Bucklige von Bayern-München und dann dessen Wittwe ungestraft den alten Vater gefangen, bis letztere ihn (1447) in seinem einundachtzigsten Jahre vergiften ließ.

Deßhalb betrieb Albrecht II. auf einem Reichstage zu Nürnberg (1438) den Erlaß eines Landfriedensgesetzes und wurde zur Durchführung deßelben Deutschland zuerst (mit Ausnahme der kaiserlichen und kurfürstlichen Erblande) in vier Kreise: den sächsischen, den fränkisch-bayerischen, den rheinisch-schwäbischen und den westphälisch-niederländischen getheilt. In kirchlicher Beziehung war aber Albrecht auch von dem Geist der Fürsten seiner Zeit beherrscht, denn 1420 hatte er zu Wien hundert und zehn Ketzer und dreizehnhundert Juden lebendig verbrennen lassen.

Die Ungarn ermordeten (1431) in Ofen alle Deutschen, als aber die Türken wieder einen Einfall machten, und so viele Menschen raubten, daß sie die schönsten Sklavinnen für ein Paar Stiefel verkauften, suchten die Magyaren den Schutz des Kaisers. Albrecht eilte von jenem Nürnberger Reichstage mit einem Heere dorthin, zog sich aber durch den Genuß von Melonen den Tod zu (1439). Erst einige Monate später gebar seine Wittwe einen Sohn, Ladislaus, der nun aber, als auch

1) „Und wenn es das ganze Jahr Burggrafen regnet in der Mark Brandenburg, hatte Ich der von Quitzow beschlossen, so lassen wir uns nicht von Standesgnaden beherrschen."

FRIEDRICH III.

ihr Erbe, die habsburgiſchen mit den luxemburgiſchen Ländern (Böhmen, Mähren, Schleſien, Lauſitz und Ungarn) vereinigte. Deßhalb der (für Habsburg aber eigentlich nicht ſehr ſchmeichelhafte) Spruch: **Alii bella gerunt, tu felix Austria nube**, d. h. Andere führen Kriege, du glückliches Oeſtreich brauchſt nur zu heirathen — um dich zu vergrößern.

Friedrich der Dritte.

1439 — 1493.

Da Albrecht keinen volljährigen Erben hinterließ, die Erblichkeit der Kaiſerwürde bei der großen Macht ſeines Hauſes aber von jetzt ſich immer mehr feſtſtellte, ſo beſtieg ein anderer Habsburger, Friedrich von Steyermark den deutſchen Kaiſerthron. Charakteriſtiſch für dieſen Mann iſt, daß er ſich elf Monate beſann, ehe er die Krone annahm, denn die lange, langweilige Regierung (vierundfünfzig Jahre) dieſes gravitätiſchen Pedanten iſt ein Muſterbild von Unentſchloſſenheit und Unbedeutendheit, weßhalb wir uns trotz ſeiner langen Lebensdauer mit Friedrich III. auch nicht lange beſchäftigen wollen. „A. E. I. O. U.: Alles Erdreich iſt Oeſtreich unterthan!“ Das iſt ſo eine der geiſtreichen Erfindungen dieſes Friedrich, deſſen Geſicht mit der weitvorſtehenden Unterlippe ſchon den Schulmeiſter zeigt.

Anfangs ſchienen ſich zwar die Zuſtände Deutſchlands gut geſtalten zu wollen, indem die Kurfürſten, aufmerkſam gemacht durch die Huſſitenkriege und die großen Sympathieen, welche ſich auch in Deutſchland für eine Reformation der Kirche zeigten, (1435) zu Mainz nicht nur die Beſchlüſſe des Baſler Konzils (Sittliches Leben der Prieſter, Abſchaffung der Gelderpreſſungen der Päpſte u. ſ. w.) durch die Mainzer Acceptationsurkunde zu ihrer Sache machten, ſondern auch den feurigen, freiſinnigen Syndicus von Nürnberg, Gregor von Heimburg, einen der edelſten, einſichtsvollſten Männer, die je in Deutſchland gelebt haben, nach Rom ſchickten. Das Baſler Konzil hatte nämlich, da Papſt Eugen IV. die Beſchlüſſe deſſelben nicht anerkennen wollte, einen Grafen von Savoyen, als Felix V., zum Papſt erwählt, den jetzt die Kurfürſten unterſtützen wollten. Gregor von Heimburg trat mit größter Energie gegen das Unweſen der üppigen, herrſchſüchtigen Hierarchie für eine freie deutſche Kirche auf, nannte Papſt Eugen in's Geſicht: „die große babyloniſche Hure!“ allein ſeine Gegner wußten deſſenungeachtet durch verſtellte Freundlichkeit und ſcheinbare Nachgiebigkeit allen ſeinen Plänen die Spitze abzubiegen. Papſt Eugen war nämlich vom Kaiſer unterſtützt auf den Rath der beiden Männer, welche Friedrich ganz in Händen hatten; das waren der alte ſchlaue

Diplomat Kaspar Schlick und der noch feinere und noch gewiſſenloſere Prieſter: Aeneas Sylvius Piccolomini, der ſpätere Papſt Pius II., den Kaiſer Friedrich unter Andern auch nach italieniſcher Sitte zu Frankfurt a. M. mit einem Lorbeerkranze zum König der Dichter gekrönt hatte.

Aeneas Sylvius beſtach die Hauptgegner unter den Fürſten und noch mehr die Haupträthe, von denen dieſelben abhängig waren, nach der damals beginnenden Mode, alles durch „feine diplomatiſche Combinationen zu regeln“ und als der jetzt vereinzelt ſtehende Reſt der reformatoriſch geſinnten Fürſten in ihrer Angſt ein freilich auch nicht zu lobendes Bündniß mit Frankreich ſchloßen, ſtachelte Sylvius die Vaterlandsliebe der Städte auf, den Kaiſer gegen jene zu unterſtützen; wie das immer die Weiſe der Diplomaten war, das Heiligſte zu den ſchändlichſten Zwecken zu mißbrauchen. 1448 ſchloß der Papſt (Nikolaus V. hieß Eugens Nachfolger) das Wiener Concordat, durch welches alle heilſamen, auf Abſchaffung der hierarchiſchen Mißbräuche gerichteten Beſchlüſſe des Basler Konzils abgeſchafft und ſomit eine gewaltſame Reformation mit allen jenen Gräueln und Volksleiden des ſpätern dreißigjährigen Krieges nothwendig in Ausſicht geſtellt wurden. Die jetzt vereinzelten Fürſten wurden dann nach einander durch Geld, Ueberredung, Verſprechungen zum Beitritt zu dieſer Demonſtration gegen eine friedliche Reformation genöthigt.

Eine noch viel größere Schlechtigkeit zeigte aber die Art und Weiſe, wie Friedrich III. ſich der ſchweizeriſchen Eidsgenoſſenſchaft gegenüber benahm. Ein Streit zwiſchen Zürich und den andern Eidsgenoſſen, der zuletzt leider ſogar zu einem Kriege führte, ließ nämlich den Kaiſer hoffen, die habsburgiſchen Beſitzungen in Hochallemannien wieder erobern zu können. Da aber das Reich gar keine Luſt zeigte, dieſen rein im Intereſſe des Hauſes Habsburg zu führenden Krieg zu unterſtützen, ſo war Friedrich ſchlecht genug, Frankreich zu Hülfe zu rufen; ein bedeutſamer Vorgang, denn von hier ab beginnt das Herandringen Frankreichs gegen das immer ohnmächtigere Deutſchland, wodurch uns faſt alle jene ſchönen Provinzen jenſeits des Rheines nach und nach entriſſen ſind. Den Franzoſen kam die Einladung damals gerade ſehr gelegen, denn eine Menge Söldner, welche ſie für ihre Kriege mit England geworben und jetzt entlaſſen hatten (nach ihrem Anführer, dem Grafen Armagnak nannte man ſie Armagnaken), hauſten fürchterlich im Lande. Dieſes Heer, dreißigtauſend Mann ſtark, und befehligt von dem Kronprinzen (Dauphin) von Frankreich (dem ſpäteren Ludwig XI.), fiel jetzt bei Baſel in die Schweiz ein und fand an dem Adel die zuvorkommendſte Unterſtützung (1444). Die Vorhut der Armagnaken wurde zwar bei Prattеln in der heutigen Baſellandſchaft geſchlagen, als es aber mit dem Hauptheere zur Schlacht kam (26. Auguſt), hatten die Schweizer den dreißigtauſend Franzoſen nur etwa fünfzehnhundert Mann entgegen zu ſtellen. Dieſes merkwürdige und, obgleich es bei der ungeheuren Uebermacht der Gegner mit einer Niederlage der Schweizer endete, dennoch rühmlichſte Treffen der Eidsgenoſſen, war dadurch beſonders ausgezeichnet, daß letztere hier nicht, wie man

eſt geltend gemacht hatte, durch die Engpäſſe ihres Landes geſchützt waren und überdieß eine ſtarke Artillerie gegen ſich hatten. Ganz in der Nähe von der Baſel liegt nämlich auf einem von dem Flüßchen Birs gebildeten Inſel Kirche und Dörflein zu St. Jakob dunchaus im Flachland. Hier ſtellte ſich die tapfere Schaar der bis dahin noch unbeſiegten Schweizer dem zwanzigmal ſo zahlreichen und wie geſagt mit Kavalerie und Artillerie wohl verſehenen Feinde entgegen. Die Basler, wo damals noch das Konzil tagte, wollten in dem vorausſichtlich unglücklichen Kampfe ſo dicht unter den Mauern ihrer Stadt nicht helfen, weil ſie einen Angriff auf dieſe ſelbſt befürchteten und ſandten deßhalb ihren Stadthauptmann, Hemman Seevogel, hinaus um abzumathen. Man verhöhnte ihn aber, er thue es aus Feigheit, da zog er gelaſſen ſein Schwert und ſtarb mit ihnen. Auch die übrigen Hauptleute Matter von Bern, Hoffſtetter von Luzern, Schick von Uri, Jost Reding von Schwyz, Bründli von Unterwalden, Siber von Zug, Rettſtaller von Glarus riethen ab, den unmöglich ſiegreichen Kampf zu wagen, die Bauern beſtanden aber darauf. Uli Laroti von Glarus ſagte: „Wollt ihr zag ſin? —“ Rettſtaller antwortete: „Du Wicht, Dein Zag möcht ich nimmer ſin! —“ Sofort begann der mörderiſche Kampf, die Eidsgenoſſen waren im Handgemenge entſchieden im Uebergewicht, aber die vortheilhaft auf dem hohen Birsufer poſtirten Kanonen richteten fürchterlichen Schaden unter ihnen an, worauf ſie ſich dann auf den Kirchhof zu St. Jakob zurückzogen und alle kämpfend fielen bis auf ſiebenzehn. Einer der ſchwer Verwundeten, Aebli von Glarus, wurde nämlich geheilt und dafür zum Landammann gemacht, ſechzehn allein entflohen, wurden aber, als ſie nach Hauſe kamen, geächtet. Mehr als ſechstauſend Franzoſen wurden erſchlagen, viele verwundet. „Noch einen ſolchen Sieg, und ich bin beſiegt!“ ſagte der Dauphin und kehrte heim, nicht von den Schweizer Bergen, ſondern von dem unerſchütterlichen Todesmuthe der Schweizer überwunden. Hundert und zehn brennende Dörfer bezeichneten den Rhein hinab den Rückzug des franzöſiſchen Räuberheeres, und mehrere tauſend Bauern wurden von denſelben muthwillig erſchlagen oder verbrannt. Allein nur Straßburg fügte ihnen durch einen Ausfall empfindlichen Schaden zu; die rheiniſchen Fürſten verboten vielmehr jeden Widerſtand. Nun verwüſtete man ſich fort und fort gegenſeitig die Länder, bis endlich (1447) ein Friede zu Stande kam, in dem Zürich ſeinem unnatürlichen Bündniß mit Oeſtreich entſagte und die Eidsgenoſſen alles behielten, was ſie beſeſſen hatten, ja ſie traten jetzt mit Erfolg entſchiedener auf, als zuvor. Ein Knecht glaubte ſich von einem Bürger von Mühlhauſen im Sundgau (Elſaß) um ſechs Blapperte (etwa gleich einem halben Gulden) betrogen, der umwohnende Adel kaufte ihm die Schuld ab und griff Mühlhauſen an, die Eidsgenoſſen ſchützten aber acht Jahre lang die ihnen verbündete Stadt und zerſtörten zweiunddreißig Burgen, u. A. auch die von Thann, deren Hauptthurm ſo feſt war, daß er noch heut umgeſtürzt wie eine Kanone daliegt.

Der unmündige Sohn Kaiſer Albrechts II., Ladislaw, war inzwiſchen in Un-

garn als König gekrönt, allein seine Mutter wurde vergiftet und die Ungarn, welche einen kräftigen König wollten, wählten bald darauf Wladislaw (Jagello) von Polen zu ihrem Herrscher. Auch dieser erlag aber in einem gleich ruhmvollen Kampfe, wie jener bei St. Jakob gewesen war, in demselben Jahre den Türken (1444), welche (1453) dann durch die Eroberung von Konstantinopel sich dauernd in Europa festsetzten.

Kaiser Friedrich, zweier seiner Haupterbländer, Böhmens und Ungarns, beraubt (denn erstere hatten den König von Polen und letztere den Mathias Corvinus zu ihrem Herrscher erwählt), beschäftigte sich, ein ächter Habsburger, mit Sterndeuterei, Veredlung seiner Gärten und daneben machte er auch einige Versuche in der Goldmacherkunst. Doch mußte er endlich einmal ein Lebenszeichen als Kaiser von sich geben, denn Markgraf Albrecht Achilles von Ansbach hatte sich in seinem Streit mit der freien Stadt Nürnberg auf ihn berufen. Er hieß sie daher als Schiedsrichter beide nach Wiener Neustadt kommen. Der Markgraf war aber so frech, einen Reichsrath, der ihn zum Kaiser Friedrich beschied, zur Thüre hinauszuwerfen, und verlangte zur Austragung seiner Sache ein Fürstengericht. Nürnberg, welches durch den wackern Gregor von Heimburg vertreten war, begehrte dagegen einen Reichstag, später aber, an beiden Wegen verzweifelnd, fand die Reichsstadt es für besser, sich mit dem Gegner zu vergleichen. Bei dieser Gelegenheit sagte Gregor unter Anderem öffentlich vor dem versammelten Fürstenkollegium: „Deutschland war als der Sitz des Kaiserthums die Freistätte für alle Bedrängten des Erdkreises; doch durch die Untergrabung der Reichsgewalt, durch das ausschließliche Richterrecht der Fürsten über ihre Standesgenossen sind die letzteren zu Souveränen erhoben. Keine Macht kann ewig währen; ich fürchte, daß das Ende unserer Hoheit gekommen ist. Das Kaiserthum, d. h. die Reichsgewalt ist zerrüttet, fast ganz aufgehoben, das Volk zersplittert und ohne Rechtszustand. So weit hat es die Ungerechtigkeit der Fürsten gebracht, von denen ein jeder in seinem Lande den Kaiser spielen möchte! —“

Zur Belohnung dafür, daß er Deutschland wieder unter das Joch der Hierarchie gebracht hatte (wie dieses Aeneas Sylvius in einem Briefe an den Papst ausdrücklich sagt), durfte Friedrich III. seine Unbedeutendheit durch einen glänzenden Zug nach Rom noch bemerklicher machen, wo ihn dann am 19. März 1452 Nikolaus V. feierlich krönte. 1459 starb dieser Papst und Aeneas Sylvius erhielt als Pius II. die dreifache Krone, er regierte aber nur fünf Jahre, während welcher er sich vergebens Mühe gab, einen Kreuzzug zur Vertreibung der Türken aus Konstantinopel zu Stande zu bringen. 1467 unter seinem Nachfolger Paul II. wurde zwar auf einem Reichstage zu Nürnberg die Aufstellung von 20,000 Mann beschlossen, da aber Niemand im Reich daran dachte, Folge zu leisten, so wurde der Untergang des deutschen Volkes selbst den Türken klar, und ungestraft plünderten sie (1478) Steiermark, Kärnthen und Krain. Auch zwangen die Oestreicher den Kaiser mit Gewalt, seinen Pflegesohn Ladislaw ihnen herauszugeben.

Ein deſto herrlicheres Gegenbild zu dieſer Schwäche des Kaiſers iſt wieder der ſiegreiche Kampf der Eidsgenoſſen mit Karl dem Kühnen, dem mächtigen Herzog von Burgund. Friedrich III. war Anfangs gut Freund mit dieſem reichſten Fürſten ſeiner Zeit, denn er hoffte ſeinen Sohn Max mit der ſchönen Tochter und Erbin Karls, der Maria, zu vermählen; dafür hatte er verſprochen, den Herzog zum Könige zu erheben. Als Karl aber dem andern Bewerber, Ludwig XI. von Frankreich, mehr geneigt ſchien, wurde Friedrich böſe, ſchloß mit den Eidsgenoſſen ein Bündniß, die ſogenannte ewige Rüſtung, und wagte ſogar mit einem Heere in's Feld zu ziehen. Die Schweizer hatten nämlich Streit mit Karl, weil ſie bei der Hinrichtung ſeines grauſamen und wollüſtigen Vogtes, Hagenbach, der für den Herzog von Burgund die Reichsvogtei im Elſaß verſehen ſollte, mitgeholfen hatten. Was man aber von Karl zu gewärtigen hätte, falls er ſiegen würde, das bewies die grauſame Weiſe, mit welcher er früher bei der Eroberung von Lüttich die Stadt hatte verbrennen, alle Männer enthaupten, alle Weiber aber erſäufen laſſen. Plötzlich vertrug ſich jedoch Friedrich mit ſeinem Gegner und die Eidsgenoſſen ſtanden jetzt allein dem ſcheinbar ihnen ſo weit überlegenen Herzoge gegenüber, da Karl überdieß auch noch durch Jolantha von Savoyen und Herzog Sforza von Mailand unterſtützt wurde.

1474 begann der Kampf. Die Eidsgenoſſen beſiegten ein burgundiſches Heer bei Gricourt, wo dieſes 2500 Todte hinterließ, beſetzten Lauſanne, Yverdun, Granſon, und ſchloßen mit den Wallisern ein Bündniß, daß dieſe keine Italiener über die Berge laſſen ſollten. Vergebens hofften die Schweizer aber auf die verheißene Hülfe des Kaiſers, und als es dann (1476) bei Granſon zur Schlacht kam, ſtanden ſie ganz allein. Vor der Schlacht knieten ſie, wie's bei ihnen Gebrauch war, zum Gebet nieder. „Ha, ſeht, ſie bitten ſchon um Gnade!“ rief Karl und wollte noch etwas an der Schlachtordnung ändern, dadurch brachte er ſeine Leute aber in Verwirrung, in dem Augenblick ſtrömten auch die Schweizer heran, voran der Stier von Uri mit ſeinem ungeheuren Signalhorne, und die Burgunder wurden ſo geſchlagen, daß ihrer viele auf dem Schlachtfelde blieben, das ganze Lager mit ſeinen Schätzen den Eidsgenoſſen in die Hände fiel und Karl ſelbſt nur mit Noth entrann.

Doch bald darauf konnte der Herzog die ſavoyiſchen und italieniſchen Hülfstruppen an ſich ziehen, und ſo kam es unter den Mauern von Murten zum zweitenmal zur Schlacht, allein das Ende war noch ungünſtiger für die Burgunder, denn 26,000 derſelben wurden erſchlagen, oder in den See geſtürzt.

Der ſtolze Herzog wurde halb wahnſinnig, daß er ſich ſelbſt blutig biß, und wandte ſeine Wuth jetzt gegen ſeine Bundesgenoſſin, Jolantha von Savoyen, die er nebſt ihren Kindern gefangen nahm. Da kam Herzog Reinhard von Savoyen, Hülfe flehend, zu den Eidsgenoſſen, und dieſe ſonſt ſtets nur für ihren eigenen Herd kämpfenden Helden griffen jetzt Karl von Burgund am 5. Januar 1477 als einen „Haſſer gemeiner tütſcher Nation“ vor Nancy an. Dieſe letzte Niederlage Herzog Karls des Kühnen war noch entſcheidender, als die vorigen,

denn nicht nur wurde das burgundische Heer gänzlich vernichtet, sondern Herzog Karl erstickte auch selbst in einem Sumpfe. Der eingefrorene Leichnam mußte später mit Beilen herausgehauen werden.

Jetzt entschied sich Maria für den männlich-schönen Maximilian, den Sohn Friedrichs III., und da dieser seinen Mitbewerber, Ludwig XI. von Frankreich, durch die Schlacht bei Guinegate auch im Felde besiegte, so schien endlich einmal die Wagschale Deutschlands wieder zu steigen. Allein Maria starb frühzeitig (1482) und hinterließ zwei Kinder, Philipp und Margaretha, welch' letztere Ludwig XI. durch schlaue Intriguen dennoch seinem Sohne Karl als Braut zuzuführen wußte, während ein wechselseitiger Erbvertrag zwischen Philipp und Margaretha Frankreich von jetzt an Gelegenheit gab, sich immer mehr Einfluß auf Deutschland zu verschaffen.

1486 wurde Maximilian einstimmig von dem Kurfürstencollegium zum Nachfolger seines Vaters ernannt. Zwei Jahre später brachte Friedrich, wenigstens für Schwaben, dann doch einen Landfrieden, den sogenannten schwäbischen Bund, zu Stande; der war aber nur von untergeordneter Wirksamkeit. 1489 mußte Friedrich ein Reichsheer sammeln, um seinen Sohn Maximilian aus der Gefangenschaft der Genter zu befreien, was auch gelang, da die Fürsten dieses Mal sich zahlreich einstellten. Friedrich ließ den ersten Zunftmeister, den er gefangen nahm, auf eine Thür nageln mit der Inschrift: „So soll es allen ergehen, welche den römischen König gefangen haben!" und ließ ihn so den Fluß hinab schwimmen. In diesem Jahrhundert entstanden auch wieder eine Reihe neuer Universitäten, nämlich Leipzig 1408, Rostock 1415, Löwen 1426, Mainz 1441, Greifswalde 1456, Basel 1459, Freiburg 1460, Trier 1472, Ingolstadt in demselben Jahre, Tübingen 1477. Wenn diese einerseits zur Förderung des wissenschaftlichen Geistes beitrugen, so waren sie andererseits leider doch auch die Veranlassung, daß das Römische Recht bei den deutschen Gerichtshöfen eingeführt wurde. Da eine gesunde Entwickelung bei einer jeden Nation ein einheimisches, eigenthümliches Recht erzeugen muß, welches allein für dasselbe heilbringend sein kann, so gibt es nichts abgeschmackteres und unnatürlicheres, als diese Rechtsübertragung, welche eine Hauptursache wurde, daß das deutsche Nationalbewußtsein erstarb und daß das deutsche Volk keinen Sinn hatte für die unzweifelhafte Unrechtmäßigkeit der Herrschergewalt, welche sich unser hoher Adel, die Fürsten, nach und nach angemaßt haben, indem sie den Kaiserthron mit List oder Gewalt seiner Macht, Rechte und Einkünfte beraubten und selbige sich aneigneten. Zuerst wurden die von den Universitäten ernannten und dem Adel (d. h. dem neumodischen Patentadel) gleichgestellten Doktoren des Römischen Rechts zwar nur als Räthe der Fürsten und sodann, auch nur berathend, bei den Gerichten, zunächst bei den kaiserlichen Hofgerichten herbeigezogen, bald gab es aber neben der Schöffenbank im Gericht auch eine mitstimmende Doktorenbank, bis zuletzt die lateinisch redenden Herren Vertreter des schriftlich-heimlich-inquisitorischen Gerichtsverfahrens die Beisitzer und Kenner des deutschen Rechtes aus den deutschen Gerichten ganz verdrängten. —

MAXIMILIAN I.

Kurz vor dem Tode Friedrichs III. widerfuhr dem Kaiserhause noch der Schimpf, daß der Nachfolger Ludwigs XI. von Frankreich, Karl VIII., seine Braut, Margaretha, die Tochter Maximilians und der Maria von Burgund, zurückschickte, während er die Länder, welche ihre Mitgift ausmachten, behalten wollte. Maximilian eroberte aber mit Hülfe der Schwaben das feste Arras und zwang Karl, ihm für den Schimpf Genugthuung zu geben. Bald darauf (19. August 1493) starb Friedrich III. im 73sten Lebensjahre.

Maximilian der Erste.

1493 — 1519.

Napoleon sagte einmal, als die Oestreicher ihm Anfangs leicht zu besiegende Generäle und dann den Erzherzog Karl mit einer zu schwachen Armee entgegenstellten: „Das sind mir sonderbare Leute! Erst schicken sie mir Heere ohne Feldherrn und dann einen Feldherrn ohne Heer!" So ging's dem deutschen Volke auch; lange hatte es keinen rechten Kaiser an seiner Spitze gesehen, endlich kam wieder „ein Kaiser," der ritterliche, einsichtsvolle Maximilian, und da gab es leider kein deutsches Reich mehr.

Da wir die Reformation in ihrem Zusammenhange besonders besprechen wollen, so folgen hier zunächst die politischen Begebenheiten unter Kaiser Maximilians Regierung. Früher hatten die deutschen Kaiser in Italien zu herrschen gesucht und zum Theil auch wirklich geherrscht — freilich sehr mit Unrecht! Jetzt hatte Frankreich dort überwiegenden Einfluß, indem Karl VIII., wie früher Karl von Anjou, Neapel erobert und sich zu einer Art Protektor von Frankreich aufgeworfen hatte. Vergebens stellte Maximilian auf einem Reichstage zu Worms (1495) die schreckliche innere und äußere Lage Deutschlands mit einer Offenheit und Klarheit dar, daß man ihn in späterer Zeit unfehlbar als einen „Demagogen, welcher den Umsturz alles Bestehenden wolle," eingekerkert haben würde. Die Fürsten, denen Nichts an der Ehre und Macht der Gesammtnation, desto mehr aber an ihren Privatinteressen lag, verschloßen auch hier beharrlich der Wahrheit, selbst aus Kaisers Munde, ihr Ohr, und versteckten sich, wie gewöhnlich, hinter dem Gerede: „Erst müsse Ordnung im Reich gemacht werden, ehe man nach Außen auftreten könne." Als ob denn Jemand Anders, als dieser souveränitätsgierige Adel seit je Unordnung im Reich gemacht hätte! So entstand denn jenes Reichskammergericht, eine würdige Ausgeburt der Verschleppung des Römischen Rechtes nach Deutschland. Wir werden darauf zurückkommen und bemerken jetzt nur, daß es an Beisitzern eine Adels- und eine Doktoren-Bank hatte.

1496 verſuchte Kaiſer Maximilian aus eigenen Mitteln einen Römerzug, allein der fiel ſo ſpärlich aus, daß Maximilian bald wieder heimkehrte. Ebenſo ſiechte das Reichskammergericht daran, daß die Reichsſtände nicht die nöthigen Einnahmen für daſſelbe angewieſen hatten. Mit den ſchweizeriſchen Eidsgenoſſen, die eſſen jede Reichspflicht abläugneten und die Graubündner in ihren Schutz genommen hatten, kam es deßhalb zum Bruch. Zunächſt rüſtete der ſchwäbiſche Bund gegen ſie als Landfriedensſtörer; bald ſiegte er, bald jene. Endlich (1499) erſchien der Kaiſer, nach Vereinigung der Angelegenheiten in den Niederlanden, ſelbſt mit einem Heere von zwanzigtauſend Mann, einzelne Fürſten weigerten ſich aber im entſcheidenden Momente voran zu gehen, andere wurden, wie der Graf von Fürſtenberg, bei Dornach vereinzelt geſchlagen. Am 22. Sept. 1499 ſchloß Maximilian mit den Eidsgenoſſen einen Frieden, durch welchen die Selbſtſtändigkeit derſelben im Weſentlichen anerkannt wurde. Inzwiſchen hatte der neue König von Frankreich, Ludwig XII., die Pläne ſeiner Vorgänger verwirklicht, und mit Hülfe des Papſtes und der Venetianer Mailand erobert. Vergebens bat, flehte Maximilian auf einer Reihe von Reichstagen die Stände um Hülfe gegen Frankreich und Aufrechterhaltung der kaiſerlichen Autorität an. Niemand hatte ein Herz für des Reiches Ehre und Macht, und da die Zuſammenbringung der Reichstage ſelbſt ſchon Schwierigkeiten zu machen anfing, ſo wurde (1500) zu Augsburg eine ſtändige Reichsregierung eingeſetzt, welche unter Vorſitz des Kaiſers, zwanzig Mitglieder ſtark, die Reichsregierung beſorgen ſollte. Maximilian mußte (1501) einen ſchimpflichen Frieden mit Frankreich ſchließen, jene neue Reichsregierung, die in Nürnberg ihren Sitz hatte, zerfiel ſehr bald, und als Maximilian eine Reichshülfe gegen die Türken verlangte, verlachte man ihn beinahe (1502).

Endlich wurde aber das Auftreten Frankreichs in Italien doch ſo bedenklich, daß dem Kaiſer auf einem Reichstage zu Konſtanz (1507) ein Zuzug von zwölftauſend Mann verſprochen wurde, die auch zum Theil im Felde erſchienen. Maximilian zog über die Alpen, das unerwartete Reſultat des Feldzuges war aber ein Bündniß zwiſchen ihm, dem Papſt, Frankreich und Spanien gegen die Republik Venedig, die ſogenannte Liga von Cambray (1509). Die Reichsſtände wollten aber nichts von dieſem Feldzuge wiſſen, Maximilian war zwar Anfangs glücklich in Italien, obgleich er nur mit ſeiner Hausmacht auftrat, und eroberte Görz, Trieſt, Verona und Vicenza, da überraſchte ihn die Nachricht, daß ſein Bundesgenoſſe Ludwig XII. treulos allein einen Frieden mit Venedig geſchloſſen hatte und bald darauf mit einem Heere von vierundzwanzigtauſend Mann dort einrückte. Maximilian machte dagegen Bündniſſe mit England, Spanien, aber das half nicht viel.

Dennoch gelang es dem Kaiſer, nach der von da an häufig wiederkehrenden Weiſe, für Sold Schweizer Soldaten zu gewinnen (ſechszehntauſend Mann), und da Heinrich VIII. von England Frankreich auch von Calais aus angriff, ſo ſchien Maximilian des Sieges gewiß. Allein Ludwig XII. wußte die Schweizer zunächſt zu einem einſeitigen Frieden zu bringen, und als er (1513) ſtarb, trat in ſeinem

KARL V.

Nachfolger, Franz I., ein doppelt energiſcher Gegner dem Kaiſer gegenüber. In dieſer Richtung an allem Erfolg verzweifelnd, gelang es Maximilian dagegen, einen alten Plan ſeines Hauſes zu verwirklichen, indem er einen Enkel und eine Enkelin mit einer Tochter und einem Sohne des Königs Wladislaw von Ungarn verheirathete und dadurch die Anwartſchaft von Habsburg auf dieſes Königthum ſicher ſtellte. Gegen die Türken beſchloß aber ein Reichstag in Augsburg nur Redensarten, und ehe dieſe zur Ausführung kommen konnten durch einen neuen Reichstag, ſtarb Maximilian I., ſchwach an Thaten, aber gewiß reich an gutem Willen, den 11. Januar 1519.

Karl der Fünfte.

1520 — 1555.

Mehr als ein Jahr dauerte es, ehe die neue Kaiſerwahl zu Stande kam (28. Juni 1520 zu Frankfurt), und noch ein Jahr verging, ehe Karl V. aus Spanien, ſeinem bisherigen Reiche, nach Deutſchland reiſte. Letzteres hatte nie einen Kaiſer mit einer ſo erſtaunlich großen Hausmacht, wie ſie dieſem Enkel Maximilians zugefallen war. Der einzige Sohn deſſelben, Philipp I. von Spanien (er ſtarb ſchon 1506), hatte zwei Söhne, Karl und Ferdinand, von denen der Aeltere nach dem Tode ſeines Vaters (und da auch Ferdinand der Katholiſche kinderlos ſtarb) Spanien mit Neapel und die großen ſpaniſchen Beſitzungen in Amerika; das große Habsburgiſche Erbe dagegen Ferdinand nach dem Tode ſeines Großvaters erhalten ſollte. Neben Karl, dem ſpaniſch erzogenen Fürſten, waren Mitbewerber um die deutſche Kaiſerkrone die Könige Heinrich VIII. von England und Franz I. von Frankreich und Kurfürſt Friedrich der Weiſe von Sachſen. Die Sache wurde nämlich ohne weiteres Zuthun des deutſchen Volkes von den Kurfürſten unter ſich abgemacht nach der goldenen Bulle, was wenigſtens die gute Seite hatte, daß die ganz öffentlich mit franzöſiſchem Gelde beſtochenen Fürſten, wie die Herzoge von Würtemberg, Braunſchweig, Mecklenburg und Geldern, keinen Einfluß ausüben konnten. Allein es kam jetzt auch dadurch die üble Gewohnheit auf, daß die Kurfürſten, ſtatt der althergebrachten Rechte des Kaiſerthrones, die Wahl zu ihren Gunſten an beſtimmte Bedingungen knüpften, wodurch die Fürſtenmacht ſich ſehr erweiterte. Zuerſt fiel die Wahl auf Friedrich von Sachſen, weil die Kurfürſten ſich vor den drei anderen Mitbewerbern, als zu mächtigen Herren, fürchteten. Friedrich der Weiſe wagte aber nicht, die Krone anzunehmen, welche Maximilians kühner Muth und ſtaatsmänniſche Klugheit nicht hatten wieder mit ihrem alten Glanze umgeben können, und ſo wurde dann mit Rückſicht auf ſeinen deutſchen Großvater und weil er ſich von den Fürſten eine ſtrenge Kapitulation zur

Sicherung ihrer Rechte gefallen ließ, Karl V. zum Kaiser gewählt. Er hatte besonders verbrieſen müſſen: Vereinigungen der Kurfürſten zu geſtatten, die der Städte und des Adels aber zu verbieten!

Betrachten wir nun zunächſt das wichtigſte Ereigniß dieſer Zeit, die ſchon unter Kaiſer Maximilian begonnene Kirchenreformation in ihrem Zuſammenhange. Die nächſten vier Nachfolger Papſt Pius II., nämlich der prunkſüchtige Verſchwender Paul II., der Beſchützer des gräulichen Inquiſitionsgerichtes, Sixtus IV., der geldgierige Innocenz VIII. (hatte ſechszehn uneheliche Kinder), und endlich Alexander VI., von dem man ohne Uebertreibung ſagen kann, daß Vergiften, Schwelgen, Betrügen, Unzuchttreiben, ſelbſt mit ſeiner eigenen Tochter, Lucretia Borgia, und ähnliche Schandthaten aller Art ſeine tägliche Beſchäftigung waren; dieſe „heiligen Väter" ſchienen wie berufen, um die nicht mehr zu überbietende Laſterhaftigkeit der katholiſchen Kirche an Haupt und Gliedern für alle Welt unzweifelhaft darzuſtellen. Der dann folgende Leo X. war zwar weniger ſchlecht, aber ein ſolcher weltlicher Schöngeiſt und Kunſtfreund, daß man in ſeinen Gemächern, bei ſeinen üppigen Feſten eher in der Wohnung eines altgriechiſchen Lebemannes, als bei einem katholiſchen Geiſtlichen zu ſein glaubte. Dazu koſtete dieſer Prunk ſehr viel Geld; das ſollte dann der Ablaßhandel herbeiſchaffen, durch welchen den Menſchen ihre Sünden, vergangene und zukünftige, vergeben wurden. Jeder Unparteiiſche wird wohl auch unſerer Meinung ſein, daß dieſe ſyſtematiſche Begünſtigung der Laſterhaftigkeit ganzer Generationen von Seiten ihrer Kirche ein noch viel größeres Verbrechen iſt, als alle Schandthaten, welche ein Alexander VI. beging. Immer ungeſtümer wurde aber auch trotz der Drohungen mit Bann und Ketzergericht der Unwille aller Wohlgeſinnten im Volk, namentlich in der Schweiz, denn da die niedere Geiſtlichkeit, beſonders aber die Mönche und Nonnen, großentheils natürlich die Beiſpiele ihrer Oberhirten befolgten und ein nicht minder ſchlechtes Leben führten, ſo reizten dieſe Aergerniſſe, welche das Volk täglich vor Augen hatte, noch mehr, als die Nachrichten von dem Unfug, der zu Rom getrieben wurde. Die höheren geiſtlichen Stellen waren mit lauter jüngeren Prinzen der fürſtlichen Häuſer, Grafen und anderen hohen Herren beſetzt; was ſie oft für ein Leben führten, kann man daraus erſehen, daß die Schweizer ungeſtraft die Diener des päpſtlichen Legaten Ennius verbrennen und die eines Biſchofs von Genf an den Pranger ſtellen durften — wegen Verbrechen, welche eigentlich ihre Herren begangen hatten. Auf einer großen Geiſtlichenverſammlung, die Bullinger beſchreibt, fanden ſich nicht mehr als drei, welche ordentlich in der Bibel beleſen waren. Als man in Baſel einen Platz, auf welchem früher ein Nonnenkloſter ſtand, ebnete, fand man zu Hunderten Gebeine von Kindern. Ein Zeitgenoſſe ſagt daher: „Was ſich der Teufel zu denken ſchämt, das thun die Mönche." Die Nonnen z. B. zu Gnadenzell in Schwaben und zu Derenburg im Hildesheimiſchen trieben ſo argen Unfug, daß man ſie von Obrigkeits wegen verjagte, und in Lübeck waren die Schiffer über das unſittliche Leben der Mönche im St. Johannes-Kloſter mit

Recht so erbost, daß sie alle umbringen wollten, worauf diese sich bei Nacht und Nebel durch die Flucht retteten. In Basel steckten die Nonnen im Klingenthal ihr Kloster selbst in Brand u. dgl. m.

Außerdem wurden in den Kirchen, um das Volk durch angebliche Wunder zu kirren, oft die ärgerlichsten Narrenspossen getrieben. Die unschönen, hölzernen Marienbilder (es gab auch Madonnen mit Mohrengesichtern) hatten eine ganze Garderobe goldgestickter Kleider, mit denen man sie an hohen Festtagen abwechselnd bekleidete, und bei besonderen Gelegenheiten mußten sie weinen, indem man in den ausgehöhlten Kopf der Puppe einen Schwamm legte. Das Marienbild in der Dominicanerkirche zu Bern mußte bei der Gelegenheit sogar *reden*. Das Christkind fragte sie: „Warum sie weine?“ und durch den Mund der Madonna rief dann ein Dominicanermönch: „die gottlosen Franciscaner seien daran schuldig.“ Ein anderer Betrug, wo Nachts eben dort die Madonna leibhaftig erschien (es war der Pater Küchenmeister, der sich so verkleidet hatte), wurde entdeckt, und vier Mönche wurden wegen dieser Frevel lebendig verbrannt. Noch abgeschmackter waren aber die scholastischen spitzfindigen Streitigkeiten, mit denen man sich um diese Zeit so lange wegen der einfachsten Religionssätze stritt, bis sie Niemand mehr verstehen konnte. Der Geist reinerer Wissenschaftlichkeit und einfach wahrer Auslegung des Christenthums, der sich zur Zeit des Huß auf den deutschen Universitäten gezeigt hatte, schien jetzt auch erloschen, denn die große Masse der Professoren fröhnte der modischen scholastischen Richtung. Dennoch fand die Wissenschaft einen Rettungsausweg an den Studien der Humanisten, welche ursprünglich nur wieder ein gründlicheres Studium der alten Sprachen anbahnen wollten (wie Agricola und Konrad Celtes in Heidelberg, Erasmus von Rotterdam in Basel, Reuchlin in Tübingen), dann aber eben durch die schönen Kunstanschauungen und das unbefangene rein menschliche Denken des Alterthums überhaupt zur Anschauung der *reinen Menschennatur* geführt wurden — die das Christenthum ursprünglich ja auch gemeint hatte. Andererseits trieb der von der bestehenden Kirche und ihrem Kultus unbefriedigte religiöse Sinn zu der Gefühlsreligion der Mystiker, wohin z. B. die von Gerhard de Groote gestiftete Gesellschaft der „*Brüder vom gemeinschaftlichen Leben*“ gehörte, und welche Richtung auf der Kanzel und durch Schriften von Tauler in Straßburg und Thomas a Kempis vertreten wurde. Bald aber merkte die Hierarchie das Bedrohliche, welches in diesen, auf ungetrübter Wissenschaftlichkeit und reinem religiösen Sinne basirten Bestrebungen für sie lag, und Burchard von Oberwesel wurde dafür, daß er die Bibel hebräisch zu lesen empfahl, für Lebenszeit eingekerkert, ja ein zum Katholicismus übergetretener Jude Pfefferkorn rieth sogar, alle hebräisch geschriebenen Bücher zu verbrennen; was, wie so manches leider in der späteren deutschen Geschichte zum Vergleich mit China auffordert, lebhaft an die dort wirklich vollzogene Verbrennung der Grundurkunden der Religion erinnert haben würde. Gegen alle diese Bestrebungen, den plötzlich, wie aus langem Schlafe, wieder erwachten, gesund religiösen Sinn des Volkes zu

unterdrücken, war inzwischen ein Mittel gefunden, Anfangs gering geschätzt, aber bald von Tag zu Tag mächtiger auftretend, als alle Gewalt der Erde. Das war die Buchdruckerkunst, die zunächst so einfach scheinende Manipulation, daß man statt des früheren (aber eigentlich nur bei Spielkarten, Heiligenbildern, Fibeln, Grammatiken angewandten) Druckes der Bücher mit Holzschnittplatten jetzt bewegliche Lettern machte, wie sie in Mainz durch Johann Guttenberg, Peter Schöffer und Johann Fust (1440) erfunden und zur Anwendung gebracht waren.

Die Buchdruckerkunst bemächtigte sich nun namentlich der Produkte jener beiden eben erwähnten Zeitrichtungen, der religiös-reformatorischen und der humanistisch-sprachforschenden, und gab ihnen durch die leichte Verbreitung ihrer Werke einen Umschwung, wie er sonst nicht denkbar gewesen wäre. Eines der ersten Bücher waren die Psalmen (1457); die Bibel wurde aber in kurzer Zeit nicht weniger als vierzehnmal in's Hochdeutsche und dreimal in's Plattdeutsche übersetzt und gedruckt. Die wichtigste theologische Schrift dieser Zeit war aber die wahrscheinlich von einem Deutschordensritter verfaßte „Teutsche Theologia." Neben dem Ernste griff aber der Deutsche auch zu der in allen guten Stunden ihm stets naheliegenden Geißel des Witzes und der Satire, um die Dunkelmänner zu züchtigen. Dahin gehören Ulrich von Huttens Epistolæ obscurorum virorum, die Schriften des Erasmus von Rotterdam, Bebelius in Tübingen, Hämmerlin, Geiler von Kaisersberg; auch Poesien in der Richtung gab es, wie Sebastian Brands Narrenschiff, Hans Sachsens, des Nürnberger Schusters, Lustspiele u. A. m.

Dennoch, so mannigfach die reformatorische Bewegung vorbereitet und begünstigt war, immer noch fehlte ein rechter Mittelpunkt und Führer derselben, da trat Dr. Martin Luther auf. Derselbe wurde am 10. November 1483 in Eisleben geboren, als der Sohn eines armen Bergmanns, und wiedmete sich dem Studium, zuerst des Rechtes, ging dann aber zu der Theologie über, als sein Freund Alexius an seiner Seite durch den Blitz erschlagen war. Martin Luther, von theologischen Zweifeln gequält, ließ sich in den Augustiner-Mönchsorden aufnehmen, um durch die strenge Klosterzucht seinem Innern Ruhe zu verschaffen. Die Augustiner waren nämlich eine Abzweigung des Franziscaner-Ordens und zeichneten sich durch sittliches Leben, große Gelehrsamkeit und Anregung ächt religiöser Gesinnung vor den meisten anderen Mönchen auf das vortheilhafteste aus. Dennoch fand Luther weder in der Einsamkeit der Zelle, noch im angestrengtesten Studium der Werke katholischer Kirchenlehrer die gewünschte Ruhe seines rastlos nach Enthüllung der geheimsten Tiefen unserer Religion strebenden Geistes, ja seine von den allzufeinen Spitzfindigkeiten der Dogmatiker irregeleiteten Grübeleien führten ihn endlich gar so weit, daß er an der Unsterblichkeit seiner Seele zweifelte, was ihn bei seinem weichen und tiefen Gemüthe der Verzweiflung nahe brachte. Da fand er Trost bei einem alten Ordensbruder, der ihm sagte: „Das einzige Mittel, die Seligkeit zu erwerben, ist der lebendige, aufrichtige Glaube an die Erlösung des Menschengeschlechtes durch Jesum Christum. Der Mensch vermöge daher nicht, durch eigene

Verdienste oder gute Werke, sondern nur durch den Glauben an Christus gerechtfertigt zu werden. Diese Ueberzeugung könne man sich aber durchaus nicht selbst geben, sondern empfange sie nur durch die Gnade Gottes: wer also in seinem Innern von dem Glauben an Jesus sich lebendig durchdrungen fühle, der hätte die Gewährschaft, daß er bei Gott Gnade gefunden habe, sohin der Seligkeit theilhaftig werde. —" Diese mystische Glaubens- und Gnadens-Theorie (ganz begreiflich damals, als das andere Extrem zu der rein äußerlichen Werkheiligkeit und Selbstrechtfertigung, welche die katholische Kirche lehrte) würde, streng durchgeführt, doch zu einer Art von Leben, ähnlich dem der indischen Büßer, führen, welche nichts Gutes, nichts Schlechtes thun, sondern, nur den geheimnißvollen Namen der Gottheit denkend, dasitzen und abwarten bis der Geist derselben in sie herabsteigt. Das Wahre liegt auch hier in der Mitte, wie es bei allen solchen, bald nur auf das Gefühl, bald nur auf den Verstand sich stützenden Streitigkeiten der Fall zu sein pflegt, und ein geistig gesunder Mensch, bei dem Verstand und Gefühl im rechten, harmonischen Gleichgewicht sind, wird auch hier leicht einsehen, daß Werke, welche irgend einen anderen Zweck haben, als den, „unser Inneres dem Vorbilde Christi ähnlicher zu machen," zwar für die Gesammtheit, oder für uns ganz nützliche Werke sein können, aber mit unserem religiösen Leben gar nichts zu schaffen haben, wie andererseits der feurigste Glaube, der sich nicht in christlichen Werken bethätigen kann und will, eine höchst schädliche, den Charakter des Menschen verderbende Selbsttäuschung sein muß, welcher eingebildete Wahn-Glaube nie die gnädige Verzeihung Gottes für die Fälle, wo wir im Lebenskampf unterlagen, auf uns herabziehen kann. Bei Luther selbst war, wie gesagt, durch den Gegensatz zur katholischen Kirche, die zu bekämpfen der Zweck seines Lebens sein mußte, jener einseitige Glaubensstandpunkt sehr begreiflich, und doch wurde durch denselben leider nicht nur Luther selbst in alle jene vielen Streitigkeiten mit seinen treuesten und geistreichsten Anhängern verwickelt, sondern er hat auch die unglückselige Trennung zwischen Lutheranern und Reformirten herbeigeführt, ja den Grund gelegt zu der späteren dogmatischen Verknöcherung des Lutherthums im Laufe des folgenden Jahrhunderts. Wie hier der Gegensatz zu den Dogmen seiner Feinde Luthers religiösen Ansichten ihre Richtung und Färbung gab, so wurde auch die äußere Stellung des Reformators durch das Wesen seiner Gegner bestimmt: er stellte der allzu äußerlichen katholischen Hierarchie eine allzusehr nur in ihr Inneres blickende lutherische Hierarchie gegenüber, wie er in politischer Beziehung sehr mit Unrecht und zum unendlichen Nachtheil für unser Vaterland die Partei der Fürsten ergriff und sie als eine auch von Gott eingesetzte Obrigkeit in Schutz nahm, nur weil er zur Gegenwehr gegen seinen weltlichen Gegner, den Kaiser, auch eines weltlichen Rückhaltes bedurfte. Selbst Bedrückungen seiner Anhänger von Seiten der Fürsten wären nach dem lutherischen religiösen Standpunkte wenigstens nicht erheblich gewesen, denn dieses Leben sollte ja keinen Werth haben und größere Duldung machte ja nur mehr reif für den Himmel. Bei Luther selbst ließ sein frischer kräftiger Geist im

[illegible] der Praxis immer wieder die Natur über Theorien überwinden (Aber nicht Lieb, Wein und Gesang, der bleibt ein Narr sein Lebelang!); bei seinen späteren Nachbetern kehrte die Theorie über die Natur.

Wie [illegible] religiös-politischer Standpunkt praktisch aus dem Konflikte seines Inn- und durch sittlich reinen, weichen, aber durch Begeisterung zu jeder Aufopferung heroischen Wesen mit den ihm entgegenkämpfenden kirchlichen und weltlichen Gegnern thatsächlich erst allmälig herausbildete, so gelangte er auch [illegible] zu der gleich so entschiedenen Stellung, als Reformator der katholischen Kirche an Haupt und Gliedern, erst nach und nach durch den heftigen Widerstand seiner Gegner, aber auch durch die mit der Gefahr steigende Begeisterung in seinem glaubensvollen, reinen Innern.

1505 trat Luther in das Augustinerkloster in Wittenberg, um im folgenden Jahre an der dortigen Universität seine theologischen Vorträge als Baccalaureus zu beginnen, und 1512 wurde er, als ein ebenso gelehrter, wie von seinen Zuhörern geliebter Lehrer zum Doktor der Theologie ernannt, nachdem inzwischen eine Reise nach Rom, die er im Auftrage seines Ordens unternommen, ihm einen tiefen Blick in das Leben der Hierarchie gestattet hatte.

Dennoch bedurfte es auch erst einer äußerlichen Veranlassung für den Bruch mit der Kirche und mit seinen Vorgesetzten, da er in Sachsen ungehört seine, wenn gleich nicht streng kirchlichen Lehren damals schon vortragen durfte. In Sachsen war z. B. auch der schändliche Ablaßhandel nicht geduldet, als nun aber der frechste aller der vielen Pfaffen, welche durch diese gottlose Geldererpressung das Verbrechen und das Laster begünstigten, Johann Tetzel, im Auftrage des Erzbischofs von Mainz, dicht an der sächsischen Grenze seine Sündenkrambude aufschlug und, von den sächsischen Geistlichen angefeuert, eine Menge leichtgläubigen Volkes das Geld über die Grenze trug, hielt Luther es für seine Pflicht, gegen diesen Unfug aufzutreten. Er schlug daher am Allerheiligen-Abend (31. Oct.) 1517 nicht nur fünfundneunzig Thesen gegen den Ablaßhandel an der Schloßkirche zu Wittenberg an, sondern erließ auch Ermahnungsschreiben an alle umwohnenden Bischöfe, sie möchten dieser offenbaren Verhöhnung der Würde der Religion steuern. Mehrere geistliche Kollegien, wie z. B. der Kanzler von Ingolstadt, Dr. Eck, Sylvester Prierias in Rom versuchten dagegen den Unfug aus alten und neuen Kirchenschriftstellern und päpstlichen Dekreten auf das spitzfindigste zu vertheidigen, und es kam endlich so weit, daß Papst Leo X. bestimmte, Luther solle auf einem damals gerade zu Augsburg stattfindenden Reichstage in Gegenwart des Legaten, Kardinals Cajetan, seine „Irrlehre" widerrufen. Friedrich der Weise von Sachsen, der früher schon eine Citation seines von ihm selbst persönlich geachteten Universitätslehrers nach Rom (die ohne Zweifel auf Luthers Untergang berechnet war) abgewendet gewußt hatte, hielt auch jetzt seine Hand schützend über dem kühnen Mönche und erwirkte für denselben freies Geleit nach Augsburg, worüber der Kardinal-Legat sehr erbost war. Es kam jetzt in zwei Disputationen zwischen Cajetan und Luther zu sehr

heftigen Streite, da Letzterer den hohen geistlichen Herrn nicht nur an reiner Religiosität, sondern auch an Gelehrsamkeit übertraf, so daß der Kardinal zuletzt „als Vorgesetzter" den Widerruf verlangte. Luther widerrief nicht, entzog sich aber auf den Rath seiner Freunde weiteren Verfolgungen durch die Flucht. Noch zeigt man in Augsburg den Weg, wo er „über's Dächle" aus der Stadt ritt; die Pfaffen sprengten aus, der Teufel habe ihn geholt.

Leo X. ließ nun die Lehre vom Ablaß zur Beruhigung aller Gläubigen durch eine päpstliche Bulle feierlich bestätigen, Luther appellirte dagegen vom Papste an eine Kirchenversammlung (1518). Leo X., im Innern wohl mit manchem der Sätze des kühnen Reformators einverstanden, aber doch schwer besorgt wegen der drohenden Verringerung der Kircheneinkünfte, sandte seinen Kammerherrn, von Miltitz, nach Sachsen, um dem Kurfürsten die „geweihte goldene Rose," die höchste Ehre von Seiten des päpstlichen Stuhles, zu überbringen, zugleich sollte er aber Luther im Frieden zu beruhigen suchen. In der That versprach Luther zu schweigen, falls seine Gegner auch schweigen würden. Allein damit war den katholischen Radikalen, welche dieses als ein Zeichen der Schwäche von Seiten Luthers ansahen, durchaus nicht gedient, und Dr. Eck wußte jetzt auf freundschaftliche Weise Luther und einen anderen Wittenberger Professor, Andreas Bodenstein von Karlstadt, zu bewegen, daß die Sache durch eine Disputation zu Leipzig entschieden werden solle. Gerade aber durch diese Disputation kam Luther zu immer entschiedeneren Ansichten und führte eine immer rücksichtslosere Sprache, wie er denn im folgenden Jahre in seiner „Ansprache an den deutschen Adel" erklärte: „daß der Papst über den Kaiser keine Gewalt habe und ja nicht der teuflischen Hoffarth hinfort zugelassen werde, daß der Kaiser des Papstes Füße küsse, oder zu seinen Füßen sitze. Ein jeder Christ sei durch die Taufe zum Priester geweiht und dürfe im Nothfall taufen und absolviren. Nicht dem Papste allein, sondern der ganzen christlichen Gemeinde stehe das Recht zu, zu binden und zu lösen und die heilige Schrift auszulegen." Demgemäß verwarf er auch die Wallfahrten, die Ehelosigkeit der Priester, Bettelklöster, Seelenmessen, Fasttage und geistliche Brüderschaften. „Von Buben, hieß es in jener feurigen Schrift, ist Kaiser Sigismund verleitet worden, das freie Geleit gegen Huß zu brechen, denn auch dem Ketzer muß man Treu und Glauben halten." —

So kühn hatte sich selbst Huß nicht gegen die Hierarchie ausgesprochen. Dr. Eck wurde deshalb vom Papst mit der Vollziehung der 1520 erlassenen Verdammungsbulle beauftragt, allein Eck kam von Seiten des Volkes, welches immer entschiedener Partei nahm, in Lebensgefahr, und Kurfürst Friedrich von Sachsen, welcher Luthers wegen den damals noch viel berühmteren Erasmus von Rotterdam um ein Gutachten angegangen und dort einen warmen Freund der Reformation gefunden hatte, erklärte jetzt bestimmt, er werde keine Verfolgung des kühnen Reformators in seinem Lande dulden, sondern er verlange, daß die Gegenpartei denselben mit geistigen Waffen bekämpfen solle. Dadurch ermuntert, sagte Luther sich

[illegible] von der römischen Kirche los, indem er die Verdammungsbulle nicht nur für ein Werk des Antichrists erklärte, sondern dieselbe auch nebst den päpstlichen Gesetzbüchern am 10. Dezember 1520 im Beisein aller Studenten zu Wittenberg öffentlich verbrannte.

Wenige Wochen darauf trat Kaiser Karl V. auf dem Reichstage zu Worms (6. Januar 1521) erstlich, aus Spanien heimkehrend, persönlich die Regierung des deutschen Reiches an. Allein obgleich hier durch das mächtige Oberhaupt in die Reichsangelegenheiten einige mehr Ordnung zu kommen schien, indem nicht nur das Reichskammergericht wieder neu bestätigt und reorganisirt und wegen des Kriegswesens nach einer Reichsmatrikel der Zuzug der verschiedenen Reichslande (zweiundzwanzig Mann Fußvolk und viertausend Reiter) bestimmt wurde, so zeigte sich doch sogleich, daß Kaiser Karl V. auch nur „ein Stiefvater" des deutschen Volkes sein wollte. Er trat nämlich an seinen Bruder, den Erzherzog Ferdinand, die habsburgischen Erblande, Oestreich, Kärnthen, Krain und Steiermark ab (dem bald darauf (1522) auch die übrigen Besitzungen des Hauses Habsburg beigefügt wurden), und Karl V. erwarmte zugleich, da er allein sein ungeheures, auf beiden Hemisphären sich ausdehnendes Reich nicht überleben könne, daß Ferdinand als Statthalter sein Stellvertreter in Deutschland sein solle, so oft er abwesend sei.

Demnach beschloß aber die Reichsversammlung dann auch die kirchlichen Angelegenheiten Deutschlands zu ordnen, und obgleich der Papst neuerdings Luther und dessen Anhänger in den Bann gethan hatte, wurde durch Vermittelung des Kurfürsten von Sachsen demselben doch freies kaiserliches Geleit zugesagt, um seine Sache auf jenem glänzenden Reichstage, den Deutschland seit Jahrhunderten gesehen hatte, zur Entscheidung zu bringen. So ging denn Luther unter Begleitung einiger Reisigen und eines kaiserlichen Herolds gerade nach Worms, immer noch ungewiß, ob nicht auch ihm das Schicksal des Hus bevorstehe. Der eigentliche Gegenstand der Kirchenreformation war aber jetzt schon in die Masse des Volkes gedrungen, und während sonst, fast unbeachtet, die oft von Hunderten von Reisigen und Knechten begleiteten Züge der Fürsten nach Worms durchzogen, wurde die unscheinbare Schaar, deren Mittelpunkt Luther war, überall von dem zahlreich herbeiströmenden Volk mit den größten Jubel empfangen.

Als Luther nach Oppenheim kam, riethen ihm seine Freunde dringend auf der Reise umzukehren, da trotz des verbrieften sichern Geleites die Hierarchie ihm gewiß öffentlich oder heimlich nach dem Leben trachten werde; man wisse ja, daß dieser Papst nie an einem Meineid mehr etwas gelegen sei. Luther antwortete aber: „Ich würde hineingehen in die Stadt im Namen des Herrn Jesu Christi und wenn ich gleich wüßte, daß so viel Teufel darinnen wären, als Ziegel auf allen Dächern sind." Am 16. April 1521 setzt er dann wirklich seinen Einzug, und schon am folgenden Tage wurde er auf dem Rathhause von dem Erbmarschall Ulrich von Pappenheim vor den im höch-

ten Pomp versammelten Reichstag geführt. Man hatte nämlich gehofft, dem einfachen Mönch durch Glanz imponiren zu können, deßhalb waren die mehr als [illegible] weltlichen und geistlichen Fürsten und Herren in dem prachtvollen, jetzt immer mehr der spanischen Tracht sich annähernden Kostüme jener Zeit erschienen. Kaiser Karl V. (mit seinem blassen Gesichte und dem schwachen röthlichen Bart an dem vorragenden Kinne, freilich keine rechte Kaisergestalt!) präsidirte der in Sammet und Seide, von Gold und Edelsteinen strahlenden Versammlung.

Ehe Luther in den Saal trat, klopfte ihm der alte Lanzknechthauptmann Georg von Frundsberg auf die Schulter und sprach: „Mönchlein, Mönchlein, Du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und manche Obersten auch in unserer allerernstesten Schlacht nicht gethan haben. Bist Du auf rechter Meinung und Deiner Sache gewiß, so fahr in Gottes Namen fort und sei getrost. —" Man sagt, es sei damit auch mehr als bloßer Trost gemeint gewesen, indem der ehrliche alte Haudegen erklärt habe, falls Kaiserliche Majestät das verheißene freie Geleit nicht aufrecht erhielte, so werde er (der eine bedeutende Schaar seiner Lanzknechte zur Hand hatte) und vierhundert Ritter mit ihm den Luther beschützen. Jedenfalls wußte Luther aber hievon nichts, als er jetzt mit ebensoviel Unerschrockenheit, wie Bescheidenheit vor die glänzende Versammlung trat. Nachdem man ihm bedeutet hatte, er dürfe nur reden, wenn man ihn frage, wurden ihm alle seine bisher erschienenen Schriften vorgelegt und er aufgefordert zu sagen, ob er sie als seine Werke anerkenne? und zweitens, ob er sie widerrufen wolle? Nur darum handele es sich, nicht um eine theologische Disputation. Luther hielt nun eine lange Rede, deren Resultat war, daß er in Bezug auf den Widerruf zwischen dem sächlichen und dem persönlichen Theile seiner Schriften unterschied; in Bezug auf letzteren gab er zu, daß er sich in der Heftigkeit des Streites mitunter stärker ausgedrückt haben möge, als für sein geistlich Gewand passe, da aber auch hier ein Widerruf nur „zur Erneuerung der alten Tyrannei" führen werde, so widerrufe er Nichts. —" Diese Rede mußte er, nachdem er sie beendigt hatte, auf Verlangen des Kaisers lateinisch wiederholen (Karl V., der deutsche Kaiser, pflegte zu sagen, nur mit den Pferden könne man deutsch reden). — Dann that man noch mehrere Fragen an Luther, unter andern auch die arglistige: „Was seine äußeren Beweggründe gewesen seien?" — „Um der deutschen Nation, meinem lieben Vaterlande, meinen schuldigen Dienst nicht zu entziehen —" war die Antwort.

Diese Ruhe und Festigkeit brachte seine Gegner in Wuth, und im grellen Widerspruch mit allem Gehörten verlangte man: „Eine bestimmte Antwort!" —

Da übermannte Luther auch ein edler Zorn und er sprach: „Weil denn Ew. Kaiserliche Majestät, Kurfürstlichen und Fürstlichen Gnaden eine schlichte, einfältige, richtige Antwort begehren, so will ich die geben, so weder Hörner noch Zähne haben soll. Nämlich also: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift,

oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überweiset werde, so kann und will ich nichts widerrufen. Hie stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen. —"

Der muthige Mann hatte selbst auf viele seiner Gegner den größten Eindruck gemacht, und als er heimging, lagen sogar die Dächer voll Leute, die ihn sehen wollten. Herzog Erich von Braunschweig schickte ihm unmittelbar nach der Sitzung einen frischen Trunk in einem silbernen Becher. „Wie Herzog Erich meiner gedacht, sprach Luther, also gedenke seiner unser Herr Christus in seinem letzten Stündlein!" Der wackere Fürst soll sich wirklich in seiner Sterbestunde hieran erinnert haben. Viele Fürsten und Adlige erklären sich jetzt öffentlich gegen jede Verletzung des freien Geleites. Luther wurde darauf wieder mit kaiserlichem Geleite auf den Heimweg geführt, seine Freunde, namentlich Kurfürst Friedrich von Sachsen (während Herzog Georg von Sachsen sich als sein ärgster Feind benahm) hielten es aber doch für besser, ihn vor den Verfolgungen seiner Feinde zu sichern, und so wurde er denn unter Wegs von vermummten Reitern angehalten und mit seiner Zustimmung nach dem Schlosse Wartburg bei Eisenach geführt. Daß diese Vorsicht nicht überflüssig gewesen sei, beweist der Beschluß der Wormser Reichsversammlung vom 8. Mai 1521, nach welchem Luther in die Reichsacht gethan und bei derselben Strafe seine Beschützung oder die Verbreitung der Bücher desselben verboten wurde. Auch führte dieses Reichsgesetz eine „strenge Censur" ein, daß niemand ein Buchdrucker ohne Erlaubniß der geistlichen Oberbehörden ein theologisches Buch drucken oder verbreiten dürfe. Endlich erklärte Kaiser Karl, wohl in Beziehung auf die Theilnahme, welche die Ritterschaft für denselben gezeigt hatte, man solle alle Anhänger des Reformators bekriegen und ihrer Güter berauben dürfen.

Die Zeit, welche Luther jetzt als „Junker Georg" auf der Wartburg verborgen zubrachte, war eine der folgenschwersten seines Lebens, indem er dort die noch jetzt geltende Bibelübersetzung in ihrer herrlichen, tief dem Sinne des Volkes angepaßten Sprache zu Stande brachte. Die große Aufregung, welche seine Lehre in religiöser, wie in politischer Beziehung hervorgebracht hatte, zeigte sich aber schon früher überall im Lande bei Adel und Bauern in einer Menge von Begebnissen.

Schon unter Kaiser Maximilian war der gewaltthätige, üppige Herzog Ulrich von Würtemberg mit seinem und dem fränkischen Adel in Streit gerathen. Er ermordete nämlich den Ritter Johann von Hutten, weil er ihn im Verdacht hatte, mit seiner oft auf das schändlichste mißhandelten Gemahlin, Sabine von Bayern, im Einverständniß gewesen zu sein. Die Ritterschaft, einen Vetter des Erschlagenen, Ulrich von Hutten, an der Spitze, erhob sich dagegen in Masse, der alte Kaiser Maximilian machte den Vermittler, und Herzog Ulrich versprach im Vertrag von Blaubeuren (1516) dem Ulrich von Hutten eine bedeutende Summe und daß er sich auf sechs Jahre der Regierung begeben wolle u. dgl. m. Herzog Ulrich hatte aber kaum wieder freie Hand, als er nicht mehr daran dachte, den Vertrag zu halten,

es gelüstete ihn vielmehr zu zeigen, wie wenig ein Fürst sich noch um solchen kaiserlichen Machtspruch zu kümmern habe. Als er rüstete, hatten früher die kaiserlichen Vögte im Lande in Folge höheren Befehles, nämlich im Namen ihres Kaisers und Herrn auch aufgeboten. Darüber ergrimmte der wilde Ulrich und er ließ drei derselben, die Vögte von Stuttgart, Tübingen und Herrenberg, darunter den alten Breuning, unter den aufgeschlagenen Linden vor dem Schloß in Stuttgart hinrichten. Einer wurde geköpft, nachdem er vorher mit glühenden Zangen gezwickt und mit brennendem Branntwein begossen war, ein zweiter wurde lebendig durch vier an seine Arme und Beine gespannte Rosse zerrissen, den dritten ließ der Wütherich am Kohlenfeuer langsam braten. Da erklärte ihm der schwäbische Bund den Krieg, und leicht gelang es dem Bruder der mißhandelten Sabine, Wilhelm von Bayern, und dem Georg von Frundsberg, Ulrich zu besiegen, da dieser auch die benachbarten Reichsstädte bedroht und vor allem sein eigenes Land gegen sich hatte.

Herzog Ulrich von Würtemberg mußte auf dem festen Schlosse Hohentwiel Sicherheit suchen, von wo aus er dann alles anwandte, um bei den Schweizern oder in Frankreich zu seiner Wiedereinsetzung ein Heer aufzubringen. Kaiser Karl V. nahm sich nun später der Sache insoferne an, daß er Ulrichs Sohn, Christoph, an seinem Hofe erziehen ließ, er ermächtigte aber seinen Bruder Ferdinand, dem er schon früher die habsburgischen deutschen Erblande abgetreten hatte, Würtemberg zu besetzen, welch' Letzterer dann auch (1520) in Stuttgart mit großer Freude empfangen wurde, da die Herrschaft Ulrichs noch in zu schrecklichem Angedenken stand.

Weit bedenklicher für den Kaiser war dagegen der Bund, welchen um dieselbe Zeit unter der Hauptmannschaft Franz von Sickingens der schwäbische, fränkische und pfälzische Adel zu Landau errichtete (1522) und der sich leider auch auf ein Bündniß mit Frankreich einließ. Als die von dort verheißene Hülfe nicht kam, brachte Sickingen nur zwölftausend Mann in's Feld, mit denen er zunächst den Kurfürsten Richard von Trier angriff, er selbst wurde aber dann von den Fürsten von Hessen, Trier, Pfalz, Würtemberg u. A. mit Krieg überzogen und starb, bei der Erstürmung seines Schlosses Landstuhl von einem Balkensplitter tödtlich verwundet. Ebenso wurden noch dreiundzwanzig andere Burgen zerstört. Ulrich von Hutten mußte nach der Schweiz entfliehen, wo er auf der Insel Ufnau im Züricher See (1523) starb. Ein Nachdrucker, Hans Schott, wurde enthauptet, kurz der Streit der Fürsten und des Adels war zu Gunsten der Ersteren entschieden; bald darauf sollten sie auch Gelegenheit haben, ganz Meister der Bauern zu werden. Der von oben bedrückte, durch das üppige Leben an den Fürstenhöfen verarmte Adel, konnte sich nämlich schon längst nur auf die Dauer halten, indem er sich durch Druck nach unten, durch Vermehrung der Feudallasten und Einführung neuer Hofdienste der Bauern entschädigte, wozu die mit dem Adel nur zu gut befreundeten Juristen des römischen Rechtes mit ihren dem Volke unverständlichen lateinischen Urkunden ihre

Geld und gute Worte nur zu gern die Hand boten. Wie die alte Jagdgerechtigkeit in den Forsten allmälig in das Recht auf Besitz derselben umgewandelt war, haben wir schon früher erwähnt; jetzt erlaubte sich der hohe und niedere Adel aber auch ungestraft die Felder und Wiesen des Bauern durch seine Jagdzüge zu verwüsten, denn ersterer war ja eigentlich allein noch wehrhaft, und ebenso erpreßten die jetzt statt des allgemeinen Volksaufgebotes in Gebrauch gekommenen Soldheere auch bei den häufigen Kriegen von den Bewohnern des Flachlandes gewaltsam ihren Unterhalt. Wollte aber der Bauer diese Schindereien nicht dulden und ging vor Gericht, so war er erst recht ruinirt, denn bei dem heimlich-schriftlichen Gerichtsverfahren sorgten, wie gesagt, die Juristen dafür, daß die einträglichen Processe mit ihren immer steigenden Sportelsätzen möglichst lange hinausgezogen wurden. Der Bauer war daher bald in den meisten Gegenden als Leibeigener nicht viel höher geachtet, als das Vieh; er, dessen Vorfahren gleich den Vorfahren der Fürsten und des niedern Adels durchaus freie Grundbesitzer gewesen waren, während jener Ahnen sich im besten Falle nur durch eine, auf kriegerischem Ruhm beruhende, etwas höhere Achtung in der Volksmeinung damals unterschieden hatten. Man war in dieser Menschenquälerei so raffinirt, daß in Deutschland, wie in Frankreich, mehrere Beispiele vorkommen, wo Bauern von ihren geistlichen und weltlichen Feudalherren gezwungen wurden, die Fischteiche, in welche man aus Vorliebe ihre Felder und Wiesen verwandelt hatte, ganze Nächte hindurch mit Ruthen zu peitschen, damit die gnädigen Herren durch das Gequack der Frösche nicht in ihrem Schlafe gestört würden. Der frühere Ausweg, um diesen Quälereien zu entgehen, der Eintritt in das Pfahlbürgerrecht der Städte war aber streng verboten. Wer kann es daher den Bauern verdenken, wenn sie auch auf bessere Tage hofften, als jetzt nach Jahrhunderten einmal wieder ein Sturm der Freiheit das durch die Schuld des Adels und der Geistlichkeit langsam vermodernde Prachtgebäude des heiligen römischen Reichs deutscher Nation durchbrauste. Die geistlichen Bande, in welche die Hierarchie das deutsche Volk gelegt hatte, fielen überall klirrend zu Boden, da meinten die einfältigen guten Leute, daß die Fürsten, welche jene Befreiung unterstützten (oft nur, weil sie sie dem Kaiser und der Geistlichkeit unabhängiger gegenüberstellte), auch zur politischen Befreiung des deutschen Volkes mithelfen würden. In diesem guten Glauben erhob sich daher im zweiten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts der Bauernstand in fast allen Theilen Deutschlands in Massen von Hunderttausenden. Es war der erste „Freischaarenzug," wie man heut zu Tage sagen würde, und deshalb trotz seiner erstaunlichen Ausdehnung organisirten Herren gegenüber von unglücklichem Ausgange — — — wie alle seine Nachfolger. Zuerst erhoben sich die Bauern im Hegau ([illegible]), ließen sich eine Fahne mit einem goldenen Schuh malen mit der Umschrift: „Wer frei will sein, der folge diesem Sonnenschein." Dieser nicht sehr zahlreiche Haufe wurde leicht besiegt, als aber zwei Jahre später dieselbe Erhebung sich über ganz Oberschwaben ausdehnte, ernannte der Kaiser den

Truchseß von Waldburg zum Feldhauptmann gegen die aufständigen Bauern, mit dem ausdrücklichen Befehl, sie, wo er sie treffe, zu „erstechen und erwürgen ohne Erbarmen, ihre Güter zu verheeren, ihre Häuser zu verbrennen, ihre Weiber und Kinder zu verjagen ohne alle Gnade und Barmherzigkeit. —“ Ein sauberer Vertreter der göttlichen Gerechtigkeit und Gnade! —

Truchseß Waldburg beschwichtigte dennoch Anfangs nur durch Unterhandlungen, bald darauf brach der Sturm aber auf's Neue und in viel weiterem Umfange los, denn die Bauernheere in Schwaben und Franken stiegen bald auf zwanzigtausend und mehr Mann. Vergebens versuchte Herzog Ulrich diese Bewegung schlauer Weise zu seinen Gunsten auszubeuten. Es gelang ihm zwar Anfangs, fünfzehntausend Schweizer anzuwerben, welche vereint mit jenen Bauernhaufen ohne Zweifel rasch das nur etwa neuntausend Mann starke Heer des Truchseß vernichtet hätten, allein da Herzog Ulrich die Söldner nicht bezahlen konnte, der Truchseß sie aber bestach, gingen sie nach Hause, und dieser überfiel nun einen Bauernhaufen nach dem anderen, wobei ihm sein zahlreiches Geschütz und der Söldner des schwäbischen Bundes und seine Reiterei sehr zu statten kam. Das Kanonenfeuer brachte stets zuerst die so schon ungeregelt andrängenden Haufen auseinander und die Reiterei hieb dann alles ohne Schonung nieder; gefangene Anführer wurden enthauptet. Der Truchseß hatte sich das spaßhaft ausgedacht. In langen Reihen mußten die Bauern hinknien und er fragte dann: Wer hier Anführer gewesen sei? Alles schwieg, denn sie hielten es für keinen Aufstand. Dann fragte der Truchseß: Wer hat die Bibel gelesen? Viele sagten tapfer: Ja! und sogleich schlug ihnen der „lange Hans“, der hinter ihnen stand, die Köpfe ab. Einem Pfarrer, der die Bauern verrathen hatte und jetzt auch hinkniete, seinen Lohn zu holen, schlug der Hans aus Versehen auch den Kopf ab, was ihm der Truchseß dann „ernstlich verwies“ (eigene Beschreibung des Truchseß). Die Bauern hausten dagegen auch arg gegen die Schlösser und Besitzungen ihrer adeligen Unterdrücker mit Sengen und Brennen, und trachteten namentlich darnach, jene Urkunden zu vernichten, in denen ihre Sklaverei verbrieft und für alle Zeiten festgestellt [illegible] hatte. Mehrere Hauptanführer der Bauern, wie Wendel Hipler, benahmen sich im schroffen Gegensatze zu dieser, natürlich auf beiden Seiten sich immer steigernden Gewaltthätigkeit, sehr besonnen und ruhig. Sie faßten ihre Forderungen in zwölf Artikeln zusammen, die im Wesentlichen dasselbe enthalten, was man in neuerer Zeit größtentheils nun doch den Bauern hat gewähren müssen. Nämlich: „Art. 1. Alle Geistlichen sollen ernennet und „nach gemeiner Nothdurft“ erhalten werden, ohne Rücksicht auf ihre hohe oder niedere Geburt. Dahin gehören vor allem „die großen Hansen“ als Bischöfe, Pröpste, Dechanten, Domherren. Art. 2. Gleichheit vor dem Gesetz. Art. 3. Ablösung der Bodenzinse zum zwanzigfachen Betrage. Art. 4. und 5. Verbannung der Geistlichen und der römischen Rechtsgelehrten aus dem Rathe der Fürsten, wie aus den Gerichten. Art. 6. Das Kammergericht soll aus zwei Fürsten, zwei Grafen, zwei Rittern, drei von den Reichs-

schöffen, drei von den Fürstenstädten und vier von den Gemeinden gewählten Beisitzern bestehen, die mindestens schon neun Jahre am Gerichte Theil genommen haben. Unter dem Kammergerichte sollen vier Hofgerichte, sechzehn Landgerichte und vierundsechzig Freigerichte stehen. Art. 7. Ermäßigung der Steuern auf das Nothwendige, und Art. 8. Befreiung der inländischen Flüsse und Straßen von Zöllen und Abgaben. Art. 9. Die Kaisersteuer soll nur alle zehn Jahre erhoben werden. Ferner Ein Maaß, Gewicht, Geld u. s. w. Am merkwürdigsten ist aber der zwölfte Artikel, weil er damals schon der niederdrückenden Uebermacht des beweglichen Vermögens vorbeugen will. Die großen Kaufmannsgesellschaften sollten nämlich aufgehoben werden, da diese sich nicht nur des ganzen Verkehrs bemächtigt hatten, sondern nach Beseitigung der preisdrückenden Concurrenz die Käufer nöthigten, ihren Bedarf für hohe Preise einzukaufen. Deshalb sollte keine Handelsgesellschaft ein Kapital von mehr als zehntausend Gulden haben dürfen, sondern den Ueberschuß auf Zins ausleihen. Kein Krämer soll mehr als Einen Artikel von Waaren führen dürfen. Und endlich sollen alle Fürsten-, Herren- und Städte-Bündnisse aufgehoben werden und nur kaiserlich Recht und Schirm Land auf Land ab gelten. — Man sieht, Wendel Hippler war für seine Zeit einer der einsichtsvollsten Männer, die je in Deutschland gelebt haben, und wollte damals schon allen Krankheitsstoff beseitigen, an welchem Deutschland seit jener Zeit fortwährend gelitten hat! Ein Schiedsgericht, bestehend aus Erzherzog Ferdinand von Oestreich, dem Bruder Kaiser Karl V., dem Kurfürsten von Sachsen, Luther, Melanchthon und etlichen Predigern, sollten nach der Bauern Meinung ihren Streit mit dem Adel austragen. Die Fürsten wollten aber keine friedliche Lösung, und selbst Luther erklärte sich gegen die Bauern nach seiner Ansicht: „daß der Christ zum Leiden und Dulden geboren sei, namentlich müsse der gemeine Mann mit Bürden beladen sein, sonst werde er übermüthig." Andererseits erkannte er die Gerechtigkeit mancher jener Forderungen der Bauern an, allein er behauptete, auch einer bösen Obrigkeit müsse man gehorchen, denn alle Obrigkeit sei von Gott; ein Satz, der in aufgeregten, revolutionären Zeiten bald so, bald so zu den schrecklichsten Folgerungen führen könne. Trotz Luthers heftigem Schelten, der eine eigene Schrift gegen die Bauern herausgab, griff der Aufstand immer weiter um sich, da war „der schwarze Haufen" in Franken, der „helle Haufen Odenwalds und Neckarthals" u. A. m. Nachdem viele einzelne Burgen gefallen und die Ritter zum Theil zum Mitziehen genöthigt waren, bestürmten die Bauern am Ostertage (1525) Stadt und Schloß Weinsberg, wohin sich viele Ritter geflüchtet hatten. Zuletzt hatte man die Bauern gereizt, indem der Amtmann von Weinsberg, Graf Helfenstein, sie nicht nur während der Friedensunterhandlungen überfiel, sondern auch später noch auf ihre Herolde schießen ließ. Ein Weinsberger Bürger öffnete „dem hellen Haufen" das Stadtthor, die ersten Ritter, welche sich widersetzten, wurden erschlagen und der Rest gefangen genommen. Die Letzteren mußten dann als Repressalie für die Grausamkeiten, welche der Truchseß begangen hatte, nach der

damals bei den Landsknechten üblichen Todesstrafe durch die Spieße gehen. Zwei Reihen Bauern stellten sich mit gefällten Spießen auf, die siebenzig Ritter, angeführt von dem Pfeifer Melchior Nunnenmacher, welcher ein lustig Stücklein spielte, mußten diese Gasse hindurchgehen, und so wurden alle nach und nach erstochen. Bald war nicht nur Schwaben, sondern auch ganz Franken und Thüringen in offenem Aufstande. Allein die Bauern, welche nach der alten Autonomiegewohnheit genöthigt waren, Edelleute an die Spitze zu stellen, wurden von denselben entweder ungeschickt oder gar verrätherisch geführt, während ihre Gegner, der Truchseß, Herzog Anton von Lothringen, und Kurfürst Ludwig von der Pfalz mit aller Macht rüsteten. So ward ein Haufen der Bauern nach dem andern geschlagen, die Dörfer, auch oft da, wo man keinen Widerstand fand, niedergebrannt, die Gefangenen auf die schrecklichste Weise hingerichtet. Jener Pfeifer Nunnenmacher wurde, während er an einer Kette um einen Baum tanzen mußte, lebendig gebraten; siebenzig Bauern wurden in einem Ort so enge eingesperrt, daß sie ersticken mußten u. dgl. Auf dem Schlachtfelde erwürgte man sie aber in Massen von sechs-, acht-, ja zehntausend Mann, selbst da, wo ihnen auf fürstlich Ehrenwort freier Abzug versprochen war. So hatten sich achtzehntausend Bauern in Schloß Zabern im Elsaß festgesetzt, Herzog Anton von Lothringen bewog sie durch das Versprechen freien Abzugs, die Waffen niederzulegen. Dann hieß es aber, Ketzern brauche man nicht Wort zu halten, und am 17. Mai 1525 wurde jene ganze Masse wehrloser Menschen ermordet; eine Schandthat, welche in der Geschichte, Gott sei Dank, nicht viele Seitenstücke hat. Auch viele Pfarrer, die sich besonders bei der Bewegung betheiligt hatten, wurden verbrannt, gehängt, von Pferden zu Tode geschleift. In Thüringen war Thomas Münzer, der sich in Mühlhausen festgesetzt hatte, das Haupt der Bewegung. Er lehrte: Die Christenheit soll gleich und alle Fürsten sollen vertrieben oder todtgeschlagen werden. Deßhalb ging man mit ihm, als man ihn fing, am grausamsten um. Ein Fürst bat ihn sich von dem anderen aus, um ihn unter gräßlichen Qualen foltern zu lassen; einer dieser Herren erlaubte sich aber gegen Münzers schwangere Frau solche Schlechtigkeiten, daß Luther selbst schrieb: „Die Schrift nennt solche Leute Bestien, aber man muß sie dennoch leiden, wenn uns Gott durch sie plagen will. Ich habe wohl besorgt, würden die Bauern Herren, so würde der Teufel Abt werden, würden aber die Fürsten Herren, so würde seine Mutter Aebtissin.“

Ebenso erlagen die Bauern in Bayern und Oestreich, wo sie bei der noch größeren Freiheit ja doch nur nach dem lauteren Worte Gottes verlangten. Die Linzgauer unter Michael Geismayr siegten sogar, unterstützt von einigen Landsknechten, in zwei Schlachten, bei Kuchl und am Radstadter Tauern, wurden dann aber doch bei Radstadt besiegt, wo ihrer fünfzehntausend umkamen. Im Ganzen kostete dieser Aufstand mehr als hunderttausend Bauern das Leben.

Inzwischen ging die kirchliche Reformation ruhig ihren Weg, denn Luther hatte namentlich in Norddeutschland eine starke politische Partei, wie schon erwähnt,

durch seine Anhänglichkeit an die Fürsten gebildet. Die Fürsten von Pommern, Mecklenburg, Anhalt, Kulmbach, Sachsen, Hessen und Braunschweig erklärten sich für die Reformation, am meisten gewann aber Haus Hohenzollern durch dieselbe. Die Prinzen von Brandenburg-Hohenzollern waren nämlich schon mehrfach auf dem Großmeisterstuhle des deutschen Ordens in Preußen gesessen, jetzt erklärten sie durch Uebertritt zur Reformation den deutschen Orden als geistlichen Orden beseitigt und traten als erbliche Fürsten der weiten fruchtbaren Ordensländer auf, die sich von Mecklenburg bis an die polnische und russische Gränze erstreckten. Da überdieß der Kaiser, wie wir weiterhin sehen werden, in Italien beschäftigt, ja mit dem Papste zerfallen war, so kam auf dem Reichstage zu Speyer (1526) der Beschluß zu Stande, daß die Fürsten in Bezug auf die Reformation sollten thun dürfen, was sie später glaubten vor dem Kaiser verantworten zu können. Durch die Aufhebung der Klöster und weil die bischöfliche Gewalt jetzt ganz an die Fürsten überging, hatten viele einen ansehnlichen Zuwachs an Reichthum und Macht; sie schützten daher beharrlich die Reformation gegen äußere Angriffe und manche der Fürsten waren wirklich für Luthers Sache begeistert. Dagegen drohte im Heerlager der Protestanten selbst ein arger Feind durch die Hartnäckigkeit, mit welcher Luther die durch ihr Streben auch nach politischer Freiheit und ganz unbefangener, gesunder Auslegung der Bibel viel höher stehenden schweizerischen Reformirten unter Zwingli von sich stieß. Vergebens hatte Landgraf Philipp von Hessen (1529) zu Marburg ein Religionsgespräch zwischen den beiden Reformatoren veranlaßt; Luther beharrte auf seiner mystisch-dogmatischen Auslegung der Bibel und nur in einzelnen Theilen Norddeutschlands, wie in den Reichsstädten und in den Niederlanden, fand die reformirte Lehre vor der lutherischen den Vorzug. Andererseits waren Kaiser, wie Papst, gegen die noch immer beabsichtigte allgemeine Kirchenverbesserung durch ein Konzilium, denn augenscheinlich wollten nur die Deutschen, namentlich die Norddeutschen (und die Engländer unter ihrem aus wenigen feinen Beweggründen mit dem Papst zerfallenen Könige Heinrich VIII.) fest bei der Reformation ausharren. Dieselbe ganz zu unterdrücken war aber offenbar unmöglich, deßhalb wollte der Papst lieber einen Abfall eines Theils seiner Gläubigen, als überhaupt eine Grunderschütterung seiner mehr weltlichen als geistlichen Macht, und dem Kaiser war's ganz Recht, wenn die damals schon ihm in bedenklicher Weise gegenübertretenden Fürsten in zwei Heerlager, ein protestantisches und ein katholisches, getheilt wurden. Außerdem drohte dem Reich von Außen eine große Gefahr von Seite der Türken, welche unter ihrem kraftvollen Sultan Soliman II. bis Wien vorgedrungen waren und diese Stadt lange vergeblich belagerten, da die Bürger unterstützt von vielem schweren Geschütze, trotz der weit überlegenen Zahl der Türken mit Erfolg Widerstand leisteten. Am 14. October 1529 zog Soliman, viele geraubte Menschen mit sich schleppend, daher wieder ab in sein Reich. Entscheidend für die Sache der Reformation war dann (1530) der Reichstag zu Augsburg. Der Kaiser, jetzt nach allen Seiten wieder so

mächtig, wie sehr lange keiner seiner Vorgänger gewesen war, versuchte noch einmal die Sache der Reformation, deren Sinn und Werth er nach seiner spanisch-mönchischen Erziehung gar nicht begriff, wieder ganz rückgängig zu machen. Luther durfte nicht nach Augsburg kommen und den Fürsten, welche seiner Lehre anhingen, wurde mit der Reichsacht gedroht. Als aber Markgraf Johann von Brandenburg ausrief: Eh ich von meinem Glauben lasse, will ich mir den Kopf abschlagen lassen! sagte der Kaiser: Mit Kop ab! und zog überhaupt gelindere Saiten auf. Es kam jetzt zum Unterhandeln, wobei protestantischer Seits die von Melanchthon abgefaßte Augsburgische Confession zu Grunde gelegt wurde. Der Kaiser war erzürnt über diesen beharrlichen Widerstand der protestantischen Fürsten und als er (1531) für die Ernennung seines Bruders Ferdinand zum Nachfolger auch nur die Stimmen der katholischen Fürsten erhalten konnte, kam es zum offenen Bruch. Die protestantischen Fürsten, den ferngen Landgrafen Philipp von Hessen an der Spitze, schlossen (1531) zu Schmalkalden ein Schutz- und Trutzbündniß. Ja selbst Bayern, welches sich mit Frankreich und Ungarn verbündet hatte, brohte sich aus Eifersucht gegen Haus Habsburg den Protestanten anzuschließen. Als dann zugleich auch Kaiser Soliman aufs Neue mit einem Türkenheere anrückte, wurde Karl V. doch bange und er bot die Hand zu dem (1532) zu Nürnberg abzuschließenden Religionsfrieden, in welchem den Protestanten zwar nur das, was sie bis jetzt errungen hatten, gesichert wurde, worauf hin sich dann aber doch einmal wieder die Reichseinheit durch Aufstellung eines Reichsheeres gegen die Türken bethätigte. Es war dasselbe achtzigtausend Mann stark, also so groß, wie lange keines zum Schutz der deutschen Reichsgrenzen aufgetreten war und das damals schon für besonders wichtig gehaltene Geschütz war größtentheils von protestantischen Ständen, namentlich von den Städten gestellt worden. Soliman hatte zwar ein dreimal so großes Heer, allein das Auftreten eines einigen Deutschlands machte selbst auf ihn, den gewaltigen nur an Siege gewöhnten Kriegshelden, einen solchen Eindruck (wie es zu allen Zeiten der Fall sein würde), daß er ohne den Kampf zu wagen, sich zurückzog. Die Nachhut der Türken, fünfzehntausend Reiter unter Kahim Beah, wurden von dem kaiserlichen General Katzianer eingeholt und sämmtlich niedergemacht. Ein anderes türkisches Heer unter Ibrahim Pascha eroberte Graz, die Bürger zogen sich aber auf das Schloß zurück und schossen ihre eigenen, von den Türken besetzten Häuser zusammen, bis sie ein kaiserliches Heer entsetzte.

Nicht minder wichtig für den Fortschritt der Reformation war, daß der vom Landgrafen Philipp von Hessen mit Waffengewalt gegen Erzherzog Ferdinand in sein Land wieder eingesetzte Ulrich von Württemberg jetzt auch dort feierlich die reine Lehre anerkannte und in einer ruhig tüchtigen Weise, wie es die gesicherten Zeitumstände gestatteten, durchführte. Der Kaiser rächte nicht diese Gewaltthat gegen seinen Bruder, aber nur unter der Bedingung, daß auch Württemberg denselben als seinen Nachfolger anerkennen und daß Württemberg ein östreichisches Lehen bleiben solle (1531).

Einen grellen Gegensatz zu dieser friedlichen, am Ende beiden Theilen genügenden Lösung des großen politisch-religiösen Streites bildete der inzwischen in der Schweiz entbrannte Religionskrieg.

In Basel hatte man die Heiligenbilder durch den Scharfrichter köpfen lassen, alle Gemälde und Statuen verbrannt, die Reliquien in den Rhein geworfen. In den Urkantonen war dagegen ein protestantischer Pfarrer, Kaiser, verbrannt und die Wappen von Zürich, Bern, Basel und Straßburg an den Galgen genagelt. Da kam es bei Kappeln zwischen Zürich und den Urkantonen zum Kampf. Diese waren zehntausend Mann, jene nur zwölfhundert stark; im entscheidenden Augenblick kam Zwingli mit noch siebenhundert Verstärkung. Er wollte als ein guter Schweizer nicht fliehen und er, wie der größte Theil der Seinigen, fiel in dem ungleichen Kampfe.

Die Führer des katholischen Heeres fanden den verwundeten Reformator nach der Schlacht noch lebendig, machten ihm harte Vorwürfe und nachdem Zuginger von Unterwalden ihn vollends getödtet hatte, wurde sein Leichnam vom Henker geviertheilt und verbrannt. Glücklicher war dagegen der Kampf der Stadt Bern gegen den Herzog Karl von Savoyen (1530), denn nicht nur Genf wurde befreit, so daß Calvin dort die Reformation durchführen konnte, sondern auch das Waadtland wurde Bern unterworfen.

Schon früher hatte sich mit nicht minder schweren Kämpfen die Reformation in fast allen bedeutendern Städten Süd- und Norddeutschlands Bahn gebrochen, wie in Konstanz, Straßburg, Frankfurt a. M., namentlich dann aber auch in den hansischen Ostseestädten. Allein hier ging mit der religiösen Bewegung meist eine Erneuerung jener früheren politischen Kämpfe zwischen Zünften und Geschlechtern Hand in Hand und wo die Reformation siegte, trug auch die bürgerliche Freiheit den Sieg davon. In Augsburg wollten die Patrizier dem verbergen, gaben aus freiem Stück den Lutheranern wenigstens gleiche Rechte mit den Katholiken und nahmen die angesehensten Bürgerfamilien in das Patriziat auf. Allein die Zünfte erzwangen dennoch die volle politische Freiheit, welche sie anstrebten. Ebenso wollten es auch die Bewohner von Münster in Westphalen machen, allein Luther, in seinem Eifer überall das Politische und Religiöse zu trennen, wurde hier die mittelbare Veranlassung großen Unfugs, indem er es verschmähte, bei dem Streite der Stadt mit ihrem Bischof den Vermittler zu machen. Das Haupt der Münsterer, Pfarrer Rottmann, wich nämlich in seinen Ansichten etwas von Luther ab und neigte sich mehr den Reformirten zu. Da rief die Stadt in ihrer Bedrängniß die in Holland noch besonders herrschende Sekte der Wiedertäufer zu Hülfe und als sich in der That eine große Anzahl dieser mystischen Fanatiker einfand, wurde fast die ganze Bevölkerung von Münster von einem schwärmerisch-üppigen Taumel erfaßt, in dem sich besonders der Bürgermeister Knipperdolling und der Schneider Johann Beckelson von Leyden hervorthaten.

Halb nackt rannten sie durch die Straßen und schrieen Buße! Buße! Buße!

Ihre eigene Buße bestand aber darin, daß sie auf öffentlichem Markte liederliche, schwelgerische Festmahle hielten, bei denen die Weiber, namentlich die aus den Klöstern entsprungenen Nonnen sich besonders hervorthaten. Auch aus der Umgegend kamen viele, zum Theil den angesehensten Familien des Landes angehörige Männer und Frauen in die Stadt geströmt. Es war das wieder eine natürliche Reaction gegen die wohl nirgends in Deutschland ärger, als in Westphalen, getriebenen Umtriebe der Pfaffen und ihre ascetischen Lehren von der Sündhaftigkeit aller, auch der unschuldigsten sinnlichen Genüsse und von der Kreuzigung des Fleisches. Alle Tage wurde nun in Münster von den Wiedertäufern etwas Neues ersonnen, um die Bevölkerung bei ihrer immer bedrohlicheren Lage in beständiger Aufregung zu erhalten, denn wenn auch nicht nur die Männer, sondern auch Weiber und Kinder von den Mauern der alten festen Stadt jeden Angriff des Bischofs zurückschlugen, so mehrte sich doch von Tage zu Tage das Belagerungsheer und immer mehr Fürsten und Herren zogen dem Bischof zu Hülfe, so daß die Einschließung der Stadt stets enger wurde. Ansehnliche Schaaren holländischer Wiedertäufer aber, welche die Münsterer entsetzen wollten, wurden Einer nach dem Andern geschlagen und alle Gefangenen hingerichtet. So stieg mit der nahen Aussicht des Endes die leidenschaftliche Tollheit in der Stadt! — Am 27. Februar 1534, in kalter stürmischer Nacht überfielen die Wiedertäufer in Münster alle, welche ihr Treiben nicht mitmachen wollten und jagten sie aus der Stadt; der Bischof ließ auch einen großen Theil dieser Unschuldigen köpfen. Dann wurde Vielweiberei und Gütergemeinschaft in der belagerten Stadt eingeführt; wer sich widersetzte mußte sterben. Endlich hieß es: „Alles Hohe müsse gleich gemacht werden," man trug deßhalb die Spitzen der Kirchthürme ab und stellte dort Kanonen auf, die dem bischöflichen Heere großen Schaden zufügten. Dazwischen kamen dann auch Beispiele einer wenigstens subjektiv wahren Begeisterung vor. Ein Bäcker aus Harlem, Johann Matthisson, einer der leidenschaftlichsten Fanatiker, ging allein hinaus vor die Stadt, um blos durch sein Gebet das Heer der Feinde zu schlagen, und ein schönes Mädchen, Hille Feike, schlich sich in das Lager, um gleich der Judith den Bischof zu ermorden. Beide wurden aber gefangen und hingerichtet. Ebenso erging es den Sendboten, die Johann von Leyden, der sich den König des Erdkreises nannte, nach allen Seiten ausschickte.

Als Hungersnoth aber den Muth der Belagerten gebrochen und die Schreckensherrschaft Knipperdollings, der die Köpfe zu Dutzenden herunterschlug, auch den Anfangs Begeisterten die Augen öffnete, da gelang es den bischöflichen Soldaten, durch Verrath die Stadt zu nehmen. Alle Haupttheilnehmer wurden enthauptet, auch die schöne „Königin Divara;" Johann von Leyden und Knipperdolling wurden aber ein halbes Jahr lang als Merkwürdigkeiten in eisernen Käfigen im Lande herumgeführt, ehe sie unter ausgesuchten Qualen hingerichtet und ihre Leichname in jenen Käfigen an einem Kirchthurme aufgehängt wurden.

Inzwischen sollte die durch diese übertriebenen Auswüchse bei Manchem doch oft

in ein falſches Licht geſtellte eigentliche Reformation der Kirche endgültig durch ein Konzilium geordnet werden. Das Reich war aber noch ſo durch den Türkenkrieg beſchäftigt, daß man dieſe letzte Entſcheidung immer wieder weiter hinausſchob. Erzherzog Ferdinands Heer unter Katzianer hatte bei Eſſeg (1537), wo nur noch die deutſchen Landſknechte unter Lodron bis auf den letzten Mann Stand hielten, eine furchtbare Niederlage erlitten, ſo daß Ferdinand den Zapolya als König von Ungarn anerkennen mußte; nach deſſen Tode ſollte Ungarn an Habsburg zurückfallen. Die Türken erſchienen aber plötzlich wieder, eroberten den größten Theil des Landes, das in türkiſche Statthalterſchaften getheilt wurde, ja ſie niſteten ſich ſogar unfern der Grenze Deutſchlands in dem feſten Ofen ein, wo ſie Moſcheen und Feſtungswerke bauten. Ein Reichsheer, welches aufgeboten wurde, war zu ſchwach, um ſie wieder ſo bald hinauszujagen, weil, wie ein Zeitgenoſſe ſagt, die bewilligten Gelder inzwiſchen „verfinanzert wurden. —“

Die religiöſen Parteien ſtanden ſich entſchiedener als je gegenüber. Die katholiſchen Fürſten waren unter dem mächtigen Schutze Kaiſer Karls V. jetzt eine compakte, von Einem Willen geleitete Heerſchaar, die proteſtantiſche Partei war dagegen durch den Beitritt des neuen Kurfürſten von Brandenburg, Joachim II., und König Chriſtians von Dänemark, verſtärkt worden; es herrſchte dort aber innere Uneinigkeit, ſo daß man ſogar, als die Erzbiſchöfe von Köln und Mainz Neigung zeigten, ſich der Reformation anzuſchließen, dieſe günſtige Gelegenheit nicht zu rechter Zeit benutzte. Katholiken und Proteſtanten hatten ihre Einigung auch äußerlich durch Schutz- und Trutzbünde bezeichnet; der katholiſche war zu Nürnberg (1538), der proteſtantiſche in wiederholten Zuſammenkünften in Schmalkalden geſchloſſen, ja letztere hatten ſogar ſchon ein Heer zuſammengebracht von zehntauſend Mann zu Fuß und zweitauſend Reitern, um ſich im Nothfall gegen den Exekutionsbeſchluß des Reichskammergerichts wegen der von den Proteſtanten eingezogenen Kirchengüter zur Wehre zu ſetzen. Die bedrohliche Wetterwolke entlud ſich aber doch noch nicht, denn Kaiſer Karl V. lag zu viel daran, an das unter dieſen Umſtänden ſchwer erreichbare Ziel zu gelangen, daß nämlich auch die proteſtantiſchen Stände ſeinen Bruder Ferdinand von Oeſtreich als ſeinen Nachfolger auf dem römiſch-deutſchen Königsthrone anerkannten. Andererſeits ſaß jetzt auf St. Peters Stuhle Papſt Paul III., ein Mann, der zwar die Reformation eben ſo ſehr haßte als ſeine Vorgänger, der aber bei dem großen Anhange, den ſie in Deutſchland gefunden hatte, durch liſtige Unterhandlung und Entzweiung der Gegner weiter zu kommen hoffte, als durch offene Gewalt. Selbſt mehrere Kardinäle, wie Contarini, Caraffa, San Marcello waren für eine Kirchenreformation und Rückführung der katholiſchen Dogmen auf die Bibel. So wurden denn ernſtliche Verſuche freundlicher Verſtändigung gemacht und bei dem Religionsgeſpräch in Worms (1541) kam der päpſtliche Legat Gaſpar Contarini dem Proteſtantismus mit den überraſchendſten Zugeſtändniſſen entgegen und nur bei den weiteren Folgerungen, als den Grunddogmen der Kirche, namentlich bei der Lehre von den Sakramenten, gerieth

die Gegner heftig in Streit. Allein wie Luther richtig vorausgesagt hatte, weder der Papst noch die katholischen Fürsten wollten im Ernst so weit gehende Zugeständnisse anerkennen. Paul III. bestand darauf, daß ein in Italien abzuhaltendes Konzil entscheiden sollte, worauf sich die nur unverhältnismäßig schwach vertretenen Protestanten nicht einlassen konnten. Der Papst berief nun in der That (1545) ein Konzil nach Trident, während Karl V. durch das Religionsgespräch zu Regensburg (1546) noch einen letzten Versuch zur Güte machen wollte. Da aber die Katholiken in Trident die Angelegenheit im rein hierarchischen Sinne erörterten, traten die protestantischen Abgesandten in Regensburg auch schroff auf. Um dieselbe Zeit in der Nacht vom 17. auf 18. Hornung 1546 starb zu Eisleben auch Dr. Martin Luther, der große Gründer nicht nur, sondern auch beständige Leiter dieser Europa erschütternden Bewegung; unausgesetzt während des langen Zeitraums von neunundzwanzig Jahren hatte er gewirkt. Noch mit dem letzten Atemzuge, als schon der Tod sein Auge umschleierte, bekannte er die reine wahre Lehre Jesu Christi, für welche er unter so erstaunlichen Schwierigkeiten gelebt und gerungen hatte, und wofür er jeden Augenblick zu sterben bereit gewesen wäre. Fürsten und Völker standen am andern Morgen in Thränen gebadet um den Leichnam des großen Kämpfers und Siegers für die Wahrheit; sie wußten wohl, daß dieser Tod ihrer Sache den schönen reinen Einigungspunkt entrissen hatte. —

Alsbald sollte denn auch wirklich der offene Kampf mit Waffengewalt gegen die Reformation losbrechen, doch müssen wir vorher noch einen Blick auf die äußeren politischen Kämpfe Karls V. während dieser ersten Epoche der Reformation werfen.

Kaiser Karl V. hatte zwei Kampfpläne: Erstlich wollte er den Einfluß Frankreichs, an dessen Spitze der ritterliche König Franz I. stand, in Italien brechen, um so zugleich dem Papst aus nächster Nähe imponieren zu können und zweitens sollte das burgundische Erbe (Böhmen und Ungarn) dauernd an das Haus Habsburg gebracht werden. Für letzteres war dadurch Aussicht, daß Karls Bruder, Ferdinand, mit Anna, der einzigen Schwester König Ludwigs (ohne Haut) von Ungarn vermählt, welcher, erst zwanzig Jahre alt (1526) in der Schlacht bei Mohacz gegen die Türken fiel. Der Regierung Zapolya's und der weiteren Siege der Türken bis zur Einnahme von Ofen haben wir erwähnt.

Karls Feldzüge in Italien waren durch die Reichthümer seines Weltumspannenden spanischen Reiches „in denen die Sonne nicht unterging," ferner durch ein Bündniß mit England, und namentlich auch durch ausgezeichnete Feldherrn unterstützt. Franz I. war dagegen durch die Ritterlichkeit der Franzosen jener Zeit und durch die, auch wenn sie als Söldner dienten, unerschütterliche Tapferkeit der Schweizer ein würdiger Gegner.

Anfangs trieb Lautrec mit dem französisch-schweizerischen Heere die Spanier unter Pescara sehr in die Enge, so daß dieser flehentlich um Hülfe nach Deutschland schrieb. Da ließ sich Georg von Frundsberg, der an der Spitze seiner deutschen

Lanzknechte heranzog, an einer Stelle, wo Niemand es vermuthet hatte, durch zweitausend Bauern vom Veltlin aus einen Weg über den Schnee der Alpen bahnen und schlug die Feinde bei Biocca, so daß fünftausend Schweizer todt auf dem Platze blieben (1522). Auch ein anderer kaiserlicher Feldherr, Karl von Bourbon, ein Vetter Franz I., den dieser aber beleidigt hatte, siegte in mehreren Gefechten, so daß die Kaiserlichen (1524) bis in die Provence vordrangen, während die Engländer Paris bedrohten. Frankreich schien demnach besiegt. Die Stadt Marseille leistete aber heldenmüthigen Widerstand, zwölftausend Lanzknechte starben an Seuchen. Franz I. konnte daher doch schon im nächsten Jahre mit überlegenem Heere wieder nach Italien ziehen, wo es dann bei Pavia (1525) zur entscheidenden Schlacht kam. Es war eine der blutigsten und merkwürdigsten, die je geschlagen wurden, denn nach dem ritterlichen Ehrzeige der Zeit hatte jede der vier Nationen, die hier mit einander kämpften, Franzosen und Schweizer und andrerseits Deutsche und Spanier, aus der letzten Zeit den Ruhm einer Reihe glorreicher Siege zu wahren. Endlich siegte aber doch die mit felsenfester Tapferkeit gepaarte Kriegszucht der Lanzknechte, Franz I. selbst wurde gefangen, sein Heer erlitt eine furchtbare Niederlage. Es sollen mehr als zwanzigtausend gefallen sein. Namentlich wurde allen Deutschen, welche man im französischen Heere traf, durchaus kein Pardon gegeben, wie denn z. B. der Herzog von Lothringen nebst fünfzig Grafen und Herren erschlagen wurde. Als dann aber die Engländer, der Papst, die Mailänder, aus Furcht vor der Uebermacht des Kaisers sich Frankreich anschlossen, ließ Karl im Frieden zu Madrid Franz I. unter der Bedingung frei, daß er auf Burgund und Italien verzichte. Allein für einen Meineid gab es ja ein untrügliches Mittel und Gewissenhaftigkeit war damals keine vornehme Tugend mehr. Franz I. ließ sich durch den Papst seines Eides entbinden. Der Krieg begann von Neuem und Karl eilte an der Spitze des eigentlich gegen die Türken bestimmten, namentlich durch Protestanten verstärkten Heeres (1526) selbst nach Italien.

Da fehlte es aber an dem Nothwendigsten bei diesem spanisch-deutschen Söldnerheere: an Geld! denn selbst die deutschen Lanzknechte erfrechten sich, als der Sold ausblieb, gegen ihren altersgrauen Feldherrn, den Georg von Frundsberg, der sie stets zum Siege geführt hatte, die Lanzen zu senken. Das brach dem alten Krieger das Herz, er verlor die Sprache und wurde so todtkrank, daß er nie wieder zu Kräften kam. Das beutegierige Heer nöthigte nun Karl von Bourbon zu einem Sturm auf Rom (1527), der Feldherr fiel zwar bei diesem Angriffe, die Deutschen und Spanier drangen aber, jetzt doppelt gereizt, in die Metropole der katholischen Christenheit ein, wo nun ein gräßliches Rauben, Morden und Plündern begann, indem die deutschen Lanzknechte ihren spanischen Kameraden selbst wieder den Raub abjagten. Die lutherischen Lanzknechte kleideten sich zum Spott in die kostbaren Priestergewänder und tranken aus den Kirchengefäßen. Der größte Theil dieser aus der strengsten Disciplin plötzlich zügellos und raublustig gewordenen Söldnerbande, erlag aber bald einer Pest, welche durch die vielen unbegra-

benen Leichen entstand; der Rest mußte sich mit großen Verheerungen den Rückzug durch Italien nach Deutschland erkämpfen. Unabhängig vom Kaiser kämpften dagegen im Norden die Hansen gegen die Dänen und der Rest der Ordensritter in Livland gegen die Russen. In Lübeck war das Ende der demokratisch-religiösen Bewegung gewesen: daß die Zünfte unter der Führung eines Kaufmannes, Jürgen Wullenweber, zur alleinigen Herrschaft kamen; ihm stand zur Seite ein reisiger Kriegsheld, Marx Meier, ursprünglich ein Schmied, der sich dann aber als Lanzknecht in der Türkei und Italien versucht hatte. Wullenweber hatte nur zu wohl erkannt, daß die Einigung der drei nordischen Reiche gegen Lübeck und überhaupt die Erstarkung der königlichen Gewalt dort, der Hansa mit dem Untergange drohe, obgleich sie König Gustav Wasa, dem schwer Verfolgten, auf den schwedischen Thron verholfen und ebenso gegen den grausamen Herrscher der drei Nordreiche Christian II., den in Dänemark erwählten Friedrich von Holstein, mit großem Nachdruck unterstützt hatten. Wullenwebers Plan ging nun für Lübeck und überhaupt für die Hansa auf der scandinavischen Halbinsel dahin, einen umfassenden Landbesitz zu erobern und zugleich durch glänzende Entfaltung der hansischen Streitkräfte, namentlich zur See, sich unzweifelhaft als Schiedsrichter in jenen nordischen Kämpfen hinzustellen. Allein die schwedischen und dänischen Fürsten erinnerten sich undankbar nicht mehr der soeben geleisteten Hülfe, die Herzoge von Mecklenburg und Preußen waren eifersüchtig gegen die Städte und in diesen selbst säeten die vertriebenen Aristokraten Unfrieden und Zwist zu Hause und in dem Anfangs siegreich in Dänemark vordringenden Heere. So ging die Schlacht bei Assens verloren (1535), verbrannten die eigenen Seekapitaine einen Theil der lübischen Flotte, „damit sie nicht in die Hände der Feinde falle" und es wußten die Patrizier auf einem Hansatage zu Hamburg die schwersten Beschuldigungen gegen Wullenweber. Während das hansisch-holsteinische Heer siegreich einen großen Theil von Dänemark besetzte, war es den Lübeckern sehr ungelegen, daß ihre Stadt selbst vom feindlichen Heere umlagert wurde; dazu kam die Nachricht von dem Ausarten und der Niederlage der Bewegung in Münster. Kurz die Patrizier gewannen in Lübeck wieder die Oberhand, Wullenweber und Marx Meier wurden hingerichtet, alles Gewonnene ging verloren, und die Hansa war für alle Zeit im innersten Kerne gebrochen. Noch nicht lange zuvor hatten viertausend livländische Ordenskrieger unter dem Heermeister Walther von Plettenberg bei Pleskow ein Heer von neunzigtausend Russen geschlagen und den Czar Iwan Wasiliewicz zu einem fünfzigjährigen Frieden genöthigt, obgleich die preußischen Ordensritter ihre deutschen Brüder gar nicht unterstützten. Jetzt wurden sie aber von den Russen, wie von den Polen immer mehr bedrängt, obgleich sie nach einander zwei Fürsten, einen Sachsen und dann Albrecht von Brandenburg, zum Hochmeister wählten; gerade diese Handlung setzten den noch besonders rein adelig gehaltenen Orden, der sich sein Oberhaupt nach altdeutscher Weise nur aus seiner Mitte wählte, noch besonders herab, nachdem die Lebensweise der Ordensritter, welche auch nach der Weise

der Zeit Söldner anwarben, intriguirten u. s. w., ihnen früher schon sehr geschadet hatte. Albrecht trat darauf, wie oben erwähnt, zum Protestantismus über und gründete das Herzogthum Preußen, die livländischen Ordensritter, namentlich unter Gothard Kettler, wehrten sich noch geraume Zeit gegen die immer stürmischer andringenden Russen, zum Theil mit seltenem Heldenmuthe, wie Gwert von Delwig, der mit fünfundneunzig Rittern sechszehntausend Russen sich entgegenstellte, bis er und alle seine Genossen fielen. Am Ende machte Polen den Vermittler, indem es für die Abtretung Livlands, Kurland und Semgallen dem Kettler als erbliches Herzogthum zusicherte. 1572 überfielen aber die Russen auf's Neue Livland mit einem Heere von zweihunderttausend Mann. Was ihnen in die Hände fiel, Männer und Frauen wurden lebendig gebraten, zu Tode geprügelt; einem Priester ward die Zunge durch den Nacken gezogen, einem Bürgermeister lebendig das Herz aus dem Leibe gerissen. Da vertrieb ein schwedisches Heer unter Pontus de la Gardin die Russen und besetzte dafür Esthland; Livland behielt Polen, und Kurland Kettler.

Inzwischen war auch der Krieg gegen die Protestanten in hellen Flammen ausgebrochen; Anfangs mit den günstigsten Aussichten für dieselben, allein Uneinigkeit und Unentschlossenheit verdarben bald alles. Der Kaiser war beim Beginn des schmalkaldischen Krieges (1546) zwar wohl gerüstet, aber er wartete noch auf Zuzug aus Italien und aus den Niederlanden und hatte kaum neuntausend Mann bei Regensburg um sich versammelt, als die Protestanten, siebenundvierzigtausend Mann stark, schon in Tyrol standen. Dazu war in Oestreich, in Böhmen und in einem Theile von Bayern noch fast alles Land auf Land ab protestantisch gesinnt. Aber Herzog Wilhelm von Bayern hielt sich neutral, d. h. er verweigerte dem protestantischen Heere, welches der tapfere Landsknecht, Hauptmann Schertlin, befehligte, den Durchzug, während er das kaiserliche Heer auf alle Weise unterstützte. Vergebens rieth Schertlin zum raschen Angriff; die Fürsten, namentlich Philipp von Hessen, hatten tausend Bedenken, bis es zu spät war. Da erhielt der Kurfürst von Sachsen die Nachricht, sein (auch protestantischer) heimlich dem Kaiser verbündeter Vetter Moritz von Sachsen sei in sein Land eingefallen und als er nach Hause eilte, verlief sich das ganze dem Kaiser immer noch gewachsene Heer (denn dieser hatte mit allem Zuzug immer noch erst etwa fünfundvierzigtausend Mann) nach allen vier Winden. Die Strafe folgte dieser Schwäche auf dem Fuße.

Siegreich durchzog Karl Süddeutschland, überall die protestantischen Städte mit Schrecken erfüllend und als er, nach tapferer Gegenwehr der Bauern in den Engpässen des thüringer Waldes, Johann Friedrich von Sachsen an der Elbe bei Mühlberg (1547) ereilte, wurde derselbe gefangen, da sein Heer nur neuntausend Mann zählte. Wittenberg, die Geburtsstadt des Protestantismus, die Grabstätte Luthers, wollte sich auf das Aeußerste vertheidigen, als aber Karl drohte, den Kurfürsten enthaupten zu lassen, ergab es sich auch. Herzog Alba wollte Luthers Grab zerstören lassen, Karl V. litt es aber nicht.

Ebenſo erlagen auch Philipp von Heſſen und die übrigen Genoſſen des ſchmalkaldiſchen Bundes in ihrer Vereinzelung. Kaiſer Karl kehrte nun im Triumph nach Augsburg zurück, doch ging er gegen die Proteſtanten gemäßigt zu Werke, indem er überall nur gleiche Geltung der Katholiken verlangte, dagegen ſetzte er überall durch, daß das Zunftregiment beſeitigt und die Geſchlechter wieder in ihrer Herrſchaft in den Städten anerkannt wurden. Letzte grauſamer wüthete dagegen Ferdinand in den durch und durch proteſtantiſchen Ländern Böhmen und Oeſtreich, welche leider jetzt auch ſchwer dafür büßen mußten, daß ſie das ſchmalkaldiſche Bündniß nicht unterſtützt hatten. Auf dem blutigen Landtage zu Prag (1547) wurden alle Führer der proteſtantiſchen Partei hingerichtet, der Reſt mußte ſich mit Verluſt ſeiner Güter flüchten; ſie zogen zu Tauſenden nach Preußen.

Karl V. hatte inzwiſchen das Augsburger Interim (das Interim hat den Schalk hinter ihm! ſagte das Volk) zu Stande gebracht, in welchem das in ſeinem Glauben bedrohte Volk vorläufig beruhigt wurde: Man ſolle nicht glauben, daß es auf eine Uebertretung früherer Verträge und Zuſagen abgeſehen ſei u. ſ. w. — Karl wollte Zeit gewinnen, langſam und ſicher ſein Ziel zu erreichen. Inzwiſchen wurde Konſtanz von Spaniern erobert, katholiſch gemacht und zu einer öſtreichiſchen Landſtadt für alle Zukunft hinab gedrückt. Nur einige norddeutſche Städte, wie Magdeburg, trotzten beharrlich.

Inzwiſchen war Papſt Paul III. geſtorben, ſein Nachfolger Julius III. nahm das Tridentiniſche Konzil (1551) wieder auf und die Proteſtanten mußten auf Kaiſer Karls Befehl daſſelbe beſchicken, der überhaupt jetzt jeden Widerſtand in Deutſchland zu brechen befähigt ſchien, da kam er plötzlich durch den Verrath ſeines ſcheinbar ergebenſten Feldherrn, des proteſtantiſchen Kurfürſten Moritz von Sachſen, in die bedrohlichſte Lage. Unnatürlicher Weiſe trug nämlich der arge König Heinrich II. von Frankreich den politiſch und religiös ſo tief gebeugten Deutſchen ſeine Hülfe an; derſelbe Fürſt, welcher ſich perſönlich an den grauſenvollen Hinrichtungen der Hugenotten geweidet hatte und auch politiſch ſein eigenes Land noch mehr tyranniſirte, als man in Deutſchland dem ſpaniſchen Karl je nachſagen konnte. Kurfürſt Moritz, ein tapferer, aber ehrgeiziger Kriegsheld, der deßhalb in der Wahl ſeiner Mittel nicht ſehr gewiſſenhaft zu ſein pflegte, ſah hierin nun plötzlich einen Weg, ſich zum Haupt der Proteſtanten emporzuſchwingen. Der hartnäckige Widerſtand, den das belagerte Magdeburg leiſtete, hatte ihm geſtattet, ein bedeutendes Heer zu ſammeln, König Heinrich verſprach bewaffneten Zuzug für die ſchmachvolle Abtretung der drei deutſchen Bisthümer Metz, Toul und Verdun: ſo konnte Moritz am 20. Mai 1552 gegen den Kaiſer aufbrechen.

Ein Manifeſt, in welchem Moritz erklärte, Habsburg wolle Deutſchland in ein „aſiatiſches erbliches Servitut" bringen, ſollte ſeine Gewaltthat rechtfertigen, dann, durch noch einige deutſche Fürſten verſtärkt, durchzog er in Eilmärſchen ganz Deutſchland, um den alten podagrakranken Kaiſer in Innsbruck zu überraſchen, da dieſer ihm nur eine ſehr unbedeutende Streitmacht in dem Engpaß der „Ehrenberger

Klause" entgegenstellen konnte. Sie wurde nach hartnäckiger Gegenwehr mit großem Verluste erstürmt, worauf dann am 2. August der Passauer Vertrag zu Stande kam. Durch denselben wurde den Protestanten ungehinderte Ausübung ihrer Religion verheißen und Moritz (wieder freilich gegen sein König Heinrich gegebenes Wort) zum Schirmherrn des Reiches gegen Türken und Franzosen ernannt, die in der Schlacht bei Mühlberg gefangenen protestantischen Fürsten wurden aber in Freiheit gesetzt. —

Während Moritz nun selber im Verein mit dem ganz unfähigen kaiserlichen Feldherrn Castaldo, und deßhalb ohne Erfolg gegen die Türken zog, wandte sich Kaiser Karl selbst nach Westen, um die Franzosen aus den eroberten Bisthümern zu vertreiben. Ebenso sah Moritz ruhig zu, wie der Kaiser die von ihm wieder hergestellte Herrschaft der Zünfte in den süddeutschen Städten (Augsburg, Ulm, Eßlingen) durch Rückführung der Geschlechter schon wieder beseitigte; ein schlagender Beweis von der jetzt schon ganz rücksichtslosen Regiererei von oben herab, da die Städte nach der Auflösung ihrer Bündnisse zu schwach waren, ihre Selbstständigkeit in ihren innern Angelegenheiten mit gewaffneter Hand zu schützen. Vergebens belagerte Karl jedoch lange Zeit das vom Herzog von Guise mit großer Umsicht und Ausdauer vertheidigte Metz; erst als er den wilden Markgrafen Albrecht von Kulmbach (der inzwischen ungestraft seine Kriegslust durch Sengen und Rauben in Deutschland selbst gekühlt hatte) zur Hülfe herbei rief, erlangte das kaiserliche Heer einige Vortheile. Ein französisches Entsatzheer, unter dem Herzog von Aumale, wurde geschlagen, allein die Stadt ergab sich darum doch nicht, Karl zog ab und der Markgraf Albrecht trieb sein Unwesen in Deutschland nun so toll [1]), daß Karl ihn in die Reichsacht thun und die Vollziehung derselben dem Kurfürsten Moritz auftragen mußte. Bei Sieversshausen holte letzterer den damals das Erzstift Magdeburg ausraubenden Markgrafen ein und es kam zu einer furchtbaren Schlacht zwischen diesen beiden ersten deutschen Kriegshelden jener Zeit (1553). Moritz siegte, wurde aber, erst dreiunddreißig Jahre alt, hier schon erschossen, Markgraf Albrecht starb wenige Jahre darauf als ein Verbannter zu Pforzheim.

Kaiser Karls V. letzte wichtige Regierungsthat war dann der Abschluß eines Religionsfriedens auf dem Reichstage zu Augsburg (1555). Ein jämmerliches Resultat nach so viel Aufopferungen, Kämpfen und Mühen, denn hier wurde zuerst (wie es thatsächlich schon eine Weile Gebrauch war) offiziell das deutsche Volk auch in Beziehung auf sein religiöses Leben zu Gunsten des Adels geradezu für mundtodt erklärt. Religionsfreiheit wurde nämlich in diesem Friedens-

[1]) Bei der Verwüstung des Bisthums Bamberg ließ er achtzig ihm als Geiseln geschickte Bürger verhungern. Ein Vater bat ihn ein andermal um das Leben Eines seiner drei Söhne. „Wer ist Dir der Liebste?" fragte Albrecht dagegen und als der Vater ihm den bezeichnet hatte, ließ der Markgraf diesen zuerst und dann auch die andern beiden hinrichten.

FERDINAND II.

ſchluſſe nur den Reichsunmittelbaren zugeſichert, alſo den Fürſten, den Reichsfreiherrn, und den Geſchlechtern in den Reichsſtädten. Dazu gehörte höchſtens von je tauſend Deutſchen Einer, für die ganze übrige Maſſe des deutſchen Volkes wurde aber ein Grundſatz aufgeſtellt, welcher den Gewaltthaten der alten Hierarchie völlig gleich kam. Er hieß: cujus regio ejus religio, d. h. die Bewohner aller der jetzt ſchon zahllos vielen Territorien ſollten gezwungen werden, ſtets die Confeſſion ihres großen oder kleinen Gewalthabers zu bekennen und wenn er zu einer andern Confeſſion übertrat, ſo mußte das ganze Land folgen bei Leibes- und Lebensſtrafe; wie dieſes im Laufe der Zeiten in der Pfalz viermal vorkam! —

Darauf legte Kaiſer Karl V. — der mächtigſte Herrſcher, den es ſeit der Zeit des Auguſtus gegeben hatte — aus Ueberdruß, daß er mit ſeinen kleinlichen Mitteln in ſeinem langen Leben nichts Großes hatte erreichen können, alle ſeine Kronen nieder und ging als Mönch in das Kloſter St. Juſt in Spanien. Allein auch dieſe letzten beiden Jahre ſollten ihm noch durch den Undank und die harte Behandlung von Seiten ſeines böſen Sohnes Philipp verbittert werden, obgleich er denſelben zum Herrſcher von Spanien, Neapel, Mailand, Weſtindien und der Niederlande ernannt hatte, während ſein Bruder, Ferdinand, in den habsburgiſchen Erblanden und in der Kaiſerwürde ſuccediren ſollte. Karl beſchäftigte ſich im Kloſter namentlich mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten, Aſtronomie u. dgl., auch verſuchte er eine Vervollkommnung der Uhren. Als es ihm nicht gelingen wollte, auch nur zwei auf die Länge in ganz gleichen Gang zu bringen, rief er ſchmerzlich aus: Ich Thor, der ich hatte hoffen können ſo vielerlei Menſchen, ja ſo viele Nationen in einerlei Weg zu bringen!! — Endlich hatte er auch noch den närriſchen Einfall, bei Lebzeiten eine Probe mit ſeinem Begräbniß veranſtalten zu laſſen. Er erkältete ſich aber im Sarge und ſtarb bald darauf wirklich (1558). Aus Furcht vor dem noch gewaltthätigeren Philipp wurde der berechnende, wenigſtens äußerlich die Proteſtanten mehr ſchonende Ferdinand in Deutſchland als Kaiſer anerkannt.

Ferdinand der Erſte.

1555 — 1564.

Wenn ſchon Kaiſer Ferdinand im Herzen gewiß nicht den Proteſtanten zugethan war, ſo hatte ſich die Partei derſelben unter den Fürſten in den letzten Regierungsjahren ſeines Bruders doch noch ſo energiſch bewieſen, daß Ferdinand aus äußerem Grunde einem letzten Verſöhnungsverſuche nicht abgeneigt ſchien, wie denn in der That Ferdinand und Herzog Albrecht von Bayern mit Rückſicht namentlich

auf die noch große Zahl der Protestanten in ihren Erbländern sich bereit zeigten, in manchen wichtigen Punkten nachzugeben, wie z. B in Bezug auf die Priesterehe, auf die Ertheilung des Abendmahls in beiderlei Gestalt. Dreierlei machte aber jetzt vor allem eine friedliche Ausgleichung unmöglich: Die Uneinigkeit der Protestanten unter einander, die gleichzeitige (1555) Erhebung eines höchst energischen Mannes, des Kardinals Caraffa (Paul IV.), auf den päpstlichen Thron und endlich der Umstand, daß „die Leibgarde der Hierarchie" die Jesuiten jetzt auch in Deutschland Fuß gefaßt hatten. In Ingolstadt und Dillingen wurden jesuitische Universitäten errichtet, in Köln und Trier gewann der Orden die Oberhand und Ferdinands Beichtvater, Bobadilla, war ein Hauptführer dieser Intriguanten im Kirchenrock.

Doppelt merkwürdig war es daher, daß unter einem so katholisch gesinnten Kaiser und während die Hierarchie sich mit Erfolg anschickte, fester als je in Süddeutschland Fuß zu fassen, der alte Streit wegen der Oberhoheit des Papstes über den Kaiser faktisch für immer wohl erledigt wurde. Der neue Papst nämlich mit der ganzen, durch ihre Rücksichtslosigkeit alles vor sich niederwerfenden Herrschsucht seiner Lehrmeister, der Jesuiten, wollte weder die Abdankung Karls V. noch die Wahl Ferdinands I. ohne Bestätigung des päpstlichen Stuhles anerkennen. Allein wenn auch die Hierarchie — — wie leider auch um der Wahrheit ihr Recht zu geben, das Lutherthum! — oft von den Herren dieser Welt zum Deckmantel ihrer politischen Pläne gemißbraucht wurden, die Zeiten, wo man sich unbedingt vor dem Papste beugte, waren auch für die katholischen Fürsten vorüber. Sagte doch der Vicekanzler Ferdinands in seinem Gutachten über diesen Streit: „Denn da man vormals den Römischen Stuhl gar nahend angebetet und für Gott gehalten, da wird derselbe jetzund von einem großen Theile der Christenheit verachtet; und da man vormals den bäbstlichen Bannfluch, dann den zeitlichen Tod gefürchtet, da lachet man jetzunder desselben, — — daß schier männiglich, er sei wer er wolle, der alten oder der neuen Religion, dafür ausspeiet. —"

Die Bestätigung von Seiten des Papstes wurde von den katholischen, wie protestantischen Kurfürsten für überflüssig erklärt und Ferdinand, nachdem er eine neue Wahlkapitulation beschworen hatte, welche die Rechte der Fürsten gegenüber dem Kaiserthron noch mehr sicherte, (1558) zu Frankfurt feierlich als Kaiser ausgerufen. Trotz dieser Demonstration gegen Rom zeigte sich aber die innere Fäulniß des Reichskörpers gerade um diese Zeit in dem schließlichen Verluste der schönen und mit so viel Blut erworbenen Ostseeprovinzen. Die Reichsstände versprachen zwar zweihunderttausend Gulden, leisteten aber fast nichts und so schloß sich denn das von Rußland schwer bedrohte Livland an Polen an, von dem auch Kurland als Lehen abhängig wurde, während Esthland (1561) an Schweden fiel. —

Das erste offene Auftreten auf dem Kampfplatze gegen die Reformation von Seiten der Jesuiten erfolgte in demselben Jahre in Bayern; Einundreißig Artikel wurden als Probe der Rechtgläubigkeit öffentlich verkündigt und wer sie nicht be-

MAXIMILIAN II.

achten und beschwören wollte, dem wurde mit Landesverweisung vorläufig ernst-
ch gedroht.

Ferdinands Hauptsorge war, daß er seinem Sohne Maximilian die Nachfolge
n Reich sichere, denn er war schon alt und die protestantischen drei Kurfürsten, Sach-
n, Brandenburg und Pfalz hielten den drei geistlichen Kurstimmen, Trier, Mainz
nd Köln gerade das Gleichgewicht, dagegen die eigene böhmische Kurstimme für
en Ausschlag zu benutzen, das konnte Haus Habsburg denn doch noch nicht wagen,
enn es sich nicht einer Trennung Deutschlands in eine protestantische und eine
atholische Hälfte aussetzen wollte. Die Protestanten waren aber dießmal nach-
iebiger, als man erwartet hatte, denn Maximilian stand in dem Rufe, eigentlich
in Anhänger des Protestantismus zu sein. Nun, er that demselben während seiner
Regierung auch gerade nichts zu Leide, allein er war doch nicht thatkräftig genug,
statt des leidigen „Gewährenlassens" sich entschieden für den Protestantis-
mus zu erklären und damit den Grundstein für eine innere Wiedervereinigung Deutsch-
lands zu legen. Maximilian wurde (1562) einstimmig zu Frankfurt zum Nachfolger
Ferdinands für den Fall des Ablebens desselben erwählet. Schon 1564 starb dann
Ferdinand, nachdem er noch die Vorboten des großen Freiheitskampfes in den
Niederlanden, auf den wir später zurückkommen werden, erlebt hatte.

Maximilian der Zweite.

1564 — 1576.

Wenn Ferdinand I. aus diplomatischen Gründen (um einen Rückhalt dem
Papst gegenüber zu haben) gegen seine religiöse Ueberzeugung den Protestantis-
mus nicht sehr bedrohte, so würde Maximilian II., nach der Milde seines Herzens
und im Innern einer freiern Religionsrichtung zugethan, denselben gern beschützt haben,
wenn er sich zu einem großartigen, weit aussehenden politischen Standpunkte hätte
erheben können. Voll der kühnsten Hoffnungen fanden sich die protestantischen
Fürsten auf dem Reichstage zu Augsburg (1566) ein und verlangten von Max
er solle offen und ehrlich seines Herzens innerste Meinung bekennen. Allein Max
war bei aller Güte nicht der Mann der That, sondern die Furcht vor seinem mäch-
tigen Vetter, dem spanischen Philipp, war zu groß, er gab nur ausweichende, hin-
ausschiebende Bescheide und alles, was er in dieser Richtung wirklich that, war,
daß er späterhin (1568) dem fast durchgängig lutherischen Adel in seinen östreichi-
schen Erblanden gestattete, auf eigenem Grund und Boden ungestört den Gottes-
dienst nach protestantischem Ritus auszuüben, nur sollte dabei keinerlei Verhöhnung
oder Schmähung des katholischen Glaubens gestattet sein. Dieses unparteiische

Duldungsedikt war sehr gut gemeint, und doch wurden gerade dadurch die in falsche Sicherheit gewiegten östreichischen Protestanten desto gräßlicher und offener den Verfolgungen von Maximilians Nachfolger Preis gegeben.

Glücklicher war Max in der Beseitigung eines krassen Landfriedensbruches, des Streites nämlich zwischen dem Ritter Wilhelm von Grumbach und dem Bischofe von Würzburg. Der Bischof hatte die Grumbachischen Familiengüter eingezogen, weil dieser sich bei den schon erwähnten Raubzügen des Markgrafen Albrecht von Brandenburg-Kulmbach betheiligt hatte, Wilhelm von Grumbach hatte dagegen zur Rache (1563) die Stadt Würzburg bestürmt und gebrandschatzt und als der Kaiser jetzt die Reichsacht gegen ihn aussprach, lachte der kecke Ritter darüber: Die ganze Reichsritterschaft, meinte er, werde ihn unterstützen. In der That kamen ihm nicht nur viele mit der Abhängigkeit von den Fürsten unzufriedene Ritter zu Hülfe, sondern selbst auch Herzog Johann Friedrich von Sachsen aus der Ernestinischen Linie, weil dieser hoffte, die seinem Vater durch Herzog Moritz's Einfluß entrissene sächsische Kurwürde wieder zu erlangen. Ja Grumbach und seine Ruhläger sollen dem Herzoge sogar die Kaiserwürde verheißen haben. Kurfürst August von Sachsen, mit der Ausführung der Acht beauftragt, belagerte nun die Geächteten in Gotha und nahm die Stadt (1566) durch einen Aufruhr unter den Belagerten selbst. Johann Friedrich wurde für den ganzen Rest seines Lebens (noch neunundzwanzig Jahre) in Oestreich eingesperrt, Grumbach und der Kanzler Brück aber nach den strengen Verordnungen des von Karl V. erlassenen Strafgesetzbuches, der sogenannten Karolina, lebendig geviertheilt.

Der im Stillen ununterbrochen fortgeführte Kampf zwischen Protestanten und Katholiken trat zuerst wieder offen hervor, als Max sich um die Gunst der Kurfürsten bewerben mußte, damit die Wahl seines Sohnes Rudolph möglich werde. Die Jesuiten, durch ihre Siege in Bayern ermuthigt, erhoben immer kecker ihr Haupt. Das Duldungsdekret Ferdinands II. wurde geradezu auf den Kopf gestellt: So gut die Protestanten, sagten die saubern Herren, Klöster haben aufheben können, so gut können katholische Fürsten protestantische Unterthanen aus dem Lande jagen; was denn der Kurfürst von Mainz und der Abt von Fulda auch schleunigst thaten. Die protestantischen Kurfürsten verlangten zwar Anfangs, daß in die Wahlkapitulation die Sicherung der protestantischen Gerechtsame mit aufgenommen werde. Aus persönlicher schwächlicher Rücksicht gegen den guten Max gaben sie aber leider nach. Am 1. November 1575 wurde Rudolph gekrönt, am 12. October 1576 starb Kaiser Maximilian II.

RUDOLPH II.

Rudolph der Zweite.

1576 — 1612.

In den Niederlanden war inzwiſchen der Kampf zwiſchen dieſen unglücklichen, ſchändlich von Karl V. verſchenkten deutſchen Provinzen und ihren Quälern, der fanatiſirten Soldateska des ſpaniſchen Philipp, zum Ausbruch gekommen. Schon unter Karl V. waren Ketzerverfolgung und Gelderpreſſung an der Tagesordnung geweſen. Das ſtark bevölkerte, reiche Land hatte aber den Druck weniger geſpürt, als bei manchem anderen der Fall geweſen ſein würde; überdieß ertrug der ruhige, ernſte Bewohner dieſer künſtlich urbar gemachten Dünen und Sümpfe nach der Weiſe aller Induſtriellen und Handelsleute ſo lange, wie möglich, auch das Schwerſte, wenn es nur nicht ſeinen Verkehr und Geſchäftsbetrieb ſtörte. So geſchah es, daß die Niederländer trotz ihrer Bedrückung dennoch für Karls Sohn, den argen Philipp von Spanien ſogar glänzende Siege gegen die Franzoſen erfochten bei St. Quentin und Gravelingen. Zum Dank dafür gelobte Philipp, als ihn einmal auf der See ein Sturm überfiel, in ſeiner fanatiſchen Bigotterie: Er wolle, falls der Himmel ihn aus dieſer Gefahr rettete, zur Ehre Gottes alle Ketzer ausrotten! — Er hat mit Strömen Blutes nur zu ſehr ſein Wort gelöst.

Als er dann nach Spanien zurückkehrte, ließ er, dem Namen nach, ſeine Halbſchweſter, die Margaretha von Parma, in Wahrheit aber ihren Kanzler, den Kardinal Granvella als ſeinen Statthalter zurück. Nun wurde kräftigſt die Unterdrückung der niederländiſchen Proteſtanten betrieben, ſtatt vier, wurden z. B. ſiebenzehn Bisthümer errichtet, ein Placat nach dem andern bedrohte jede Spur von Ketzerei mit den grauſamſten Strafen, ja endlich ſollte zur Vollziehung derſelben auch das Inquiſitionsgericht eingeführt werden, welches kurz zuvor mehrere Autodafe's, d. h. Verbrennungen von mehr als tauſend Ketzern auf einmal, zur großen Genugthuung Philipps in Spanien veranſtaltet hatte. Dagegen ſtemmte ſich nicht nur die Maſſe des Volkes, ſondern auch der reiche und mächtige Adel, welch letzterer (1566) in dem ſogenannten Compromiß mit Berufung auf die alten Privilegien des Landes feierlich gegen die Einführung dieſes geiſtlichen Blutgerichtes proteſtirte. Die Statthalterin war freundlich gegen die deßhalb an ſie abgeſchickte Deputation, der Graf von Barlaimont, ein Anhänger Philipps, ſagte aber höhniſch, das iſt nur ein Haufen Bettler (gueux); davon nannte ſich die Patriotenpartei dann ſelbſt: die Geuſen.

Nun brach der Volksaufſtand los, hugenottiſche und calviniſtiſche Prediger regten noch mehr auf, da wurden die Ketzer aus ihren Gefängniſſen geholt, die Bilder in den Kirchen zerſtört. Solche Gewaltthaten hatte der Adel nicht gewollt, und er trat, die Grafen Egmont und Hoorn an der Spitze, denſelben überall kräftig entgegen; der kluge Prinz Wilhelm von Oranien, der beſſer bekannt war

mit den Ränken der ſpaniſchen Diplomatie, und daß deren Rachſucht am wenigſten in Dankbarkeit verwandelt werden könne, begab ſich außer Landes, nachdem er vergeblich einen allgemeinen Volkswiderſtand zu organiſiren verſucht hatte. Mit ihm wanderten mehr als hunderttauſend wohlhabende, gewerbſame Leute aus, beſonders als es hieß, der Wüthrich Alba werde nach den Niederlanden kommen. Die Vertriebenen zogen meiſtentheils nach England, wo von da an beſonders die Induſtrie, namentlich die Weberei und Färberei einen ganz neuen Aufſchwung nahm. Im Sommer 1567 kam Herzog Alba mit nur zwölftauſend Spaniern nach den Niederlanden; bei der Wehrhaftigkeit des dortigen Volkes, welches namentlich für die beſten Armbruſtſchützen galt, hätten jene Auswanderer allein dieſes Häuflein Spanier vernichten können.

Der tückiſche Alba ſtellte ſich Anfangs freundlich, um die Leute ſicher zu machen, dann ließ er plötzlich die Grafen Egmont und Hoorn bei einer geſelligen Unterhaltung feſtnehmen und hinrichten (1568), worauf ein Blutrath alle Ketzer, alle Mitunterzeichner des Kompromiß, ja zuletzt auch manchen reichen Mann, nur weil die Spanier nach ſeinem Vermögen Begier trugen (wie z. B. den Bürgermeiſter von Antwerpen, van Straſen) hinrichten ließ. Wilhelm von Oranien, der ſich zu ſeinem nicht minder braven Bruder, dem Grafen Johann dem Aelteren von Naſſau Dillenburg, geflüchtet hatte, verſuchte das unglückliche Land von dieſen Gräueln zu befreien und erfocht bei Heiligerlee einen Sieg: als er aber bald darauf bei Jemmingen geſchlagen wurde und die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands (wie bei allen Gelegenheiten) gar keine Miene machten die von außen bedrängten Grenzländer Deutſchlands zu unterſtützen und ſie im beſten Falle ſich ſelbſt überließen, ging auch das deutſche Niederland verloren. Entweder wurden dieſe Marken, wie Lothringen, Elſaß dann erobert, oder wenn ſie gleich den Schweizern und Niederländern durch verzweifelte Gegenwehr ſich ſelbſt halfen, wollten ſie natürlich von dieſem Kainsvolke nichts mehr wiſſen.

Die beſten und muthigſten der Niederländer retteten ſich zunächſt auf das Meer, dem ihre Väter ja in nicht minder hartnäckigem Kampfe die Hälfte des Landes hatten abzwingen müſſen. Dieſe Waſſergeuſen, unter Anführung Wilhelms von der Mark, des Enkels jenes Ebers der Ardennen, welcher einſt den Kampf mit Ludwig XI. gewagt hatte, eroberten nun durch Kenntniß ihrer ſchwer zu befahrenden Küſte nicht nur mehrere große ſpaniſche Schiffe, ſondern bemächtigten ſich auch (1572) der feſten Stadt Briel, wodurch Wilhelm von Oranien nun wieder einen Stützpunkt für fernere Operationen gewann. An zahlreicher Mannſchaft und Muth fehlte es den Inſurgenten wegen der immer unerträglicheren Bedrückungen Alba's nicht (erſt z. B. nahm er den hundertſten, dann den zehnten, dann den zwanzigſten Pfennig von allem Vermögen, während ſeine ſchlecht beſoldeten Soldaten alles erreichbare bewegliche Gut fortſchleppten): allein ſo lange dieſe Maſſen nicht eingeübt und wohl bewaffnet waren, konnten ſie natürlich nicht den kriegs- und kriegsgewohnten Eiſenmännern Herzog Alba's Widerſtand leiſten. In

Ermanglung deutscher Hülfe ließ Wilhelm sich daher mit Frankreich ein, wurde aber mit dem Versprechen einer Unterstützung hart getäuscht, denn das Resultat war nur, daß die flüchtigen Häupter der Hugenotten nach Frankreich gelockt werden sollten, wo sie dann in der Bartholomäusnacht mit ermordet wurden.

Nachdem Alba sechszehntausend achthundert Menschen mit Galgen und Rad hingerichtet hatte, schickte ihm der Papst einen geweihten Degen „zur Aufmunterung in diesem guten Werke." Dennoch begannen nach jener Erhebung in den Niederlanden und nach den neuen Rüstungen von Seiten Wilhelms von Oranien erst recht die Schlächtereien, indem Alba an seinem Sohne Friedrich noch einen besonderen Helfershelfer gefunden hatte. In Naarden wurde den Leuten wie den Fischen lebendig der Bauch aufgeschnitten. Haarlem vertheidigte sich einen ganzen Winter hindurch, so daß Friedrich d'Alba zehntausend Mann bei dieser Belagerung verlor, endlich mußte sich die Stadt Hungers halben ergeben und der größere Theil der Einwohner wurde hingerichtet, der Rest erlöst (1573). Alkmaar vertheidigte sich dagegen das kleine Alkmaar und die Wassergeusen siegten in zwei Seeschlachten mit ihren unbedeutenden Fahrzeugen über die großen spanischen Kriegsschiffe und eroberten reiche Handelsflotten. Dieß war der rasche und rühmliche Anfang der holländischen Kriegsflotte, die bald, vom Drang der Noth groß gezogen, hundert und fünfzig Segel zählte, nur ging leider in den nächsten Jahren alles was zur See gut gemacht war, zu Lande wieder verloren, wie denn Wilhelm auf der Markerhaide (1574) gänzlich geschlagen wurde. Die merkwürdigste That dieses ganzen Feldzugs war aber die Vertheidigung von Leyden. Schon waren sechstausend Einwohner vor Hunger gestorben — wußte doch jeder, was bei der Uebergabe seiner harrete, da griffen die Wassergeusen zum Aeußersten und gaben ihr Vaterland lieber dem unerbittlichen Elemente Preis, als jenen mit Wollust mordenden Henkersknechten der Hierarchie und des Despotismus. Die Geusen durchstachen die Deiche oder hohen Wälle, durch welche das Land dem Meere abgewonnen war, und alles zerstörend ergoßen sich nun die Fluthen in's Innere, aber leider bis an die Mauern von Leyden reichten sie nicht! In ohnmächtiger Wuth riß ein Geuse einem Spanier das Herz aus dem Leibe, biß hinein, vergebens streckten die Bewohner von den Mauern die Arme flehentlich aus. Die Leydener drangen jetzt in ihren Bürgermeister van der Werf sich zu ergeben, er sagte ruhig: „Liebe Mitbürger, hier ist mein Leib, theilt ihn unter Euch zur Speise!" Die Bürger erfaßte der Muth der Verzweiflung und sie riefen von den Mauern den Spaniern zu: „Wenn wir den linken Arm gegessen haben, werden wir uns noch mit dem rechten vertheidigen." —

Da erhob sich auf dem Meere ein heftiger Sturm, das Lager der Spanier wurde überschwemmt, eine Menge derselben ertrank, der Rest wurde von den Wassergeusen erschlagen, welche, wo sich noch Untiefen fanden, ihre Boote auf den Schultern weiter trugen. Dann strömte alles, Bürger und Geusen, in der befreiten Stadt in die Kirche, Gott für die wunderbare Rettung zu danken, als aber

der feierliche Kirchengesang beginnen sollte, brachen alle, auch die eisenfesten Seeleute in ein lautes Weinen aus; der Herrgott hat's gewiß verstanden.

Schon im folgenden Jahre nahm der ganze Krieg eine andere Wendung. An die Stelle des spanischen Feldherrn Requesens, welcher starb, trat Don Juan d'Austria, ein natürlicher Sohn Karls V., welcher sich durch den Seesieg bei Lepanto über die Türken schon einen großen Namen gemacht hatte, andrerseits gewann der Aufstand dadurch an Kraft, daß sich die wichtige Stadt Gent jetzt auch für denselben erklärte, und in der Person des Oldenbarneveldt erhielten die Niederländer ein volksthümliches Oberhaupt, als Vermittler zwischen ihnen und dem Prinzen von Oranien. Oldenbarneveldt wollte eine niederländische Republik unter dem Schutze des deutschen Reiches, dies verstanden aber die deutschen Fürsten nicht. Dabei gab's unter den Niederländern Zwist genug. Die Calvinisten wütheten trotz aller Gegenbemühungen Wilhelms, grausam gegen ihre katholischen Landsleute und die Wallonen unterstützten sogar eifriger, als die Spanier selbst, Philipps Bemühungen, sich des Landes wieder zu bemächtigen. Ein neuer Führer, grausam wie Alba, listig wie Granvella, tapfer wie Requesens, war den Spaniern aber in der Person des jungen Prinzen Alexander von Parma, eines Sohnes der Margaretha und Neffen des Juan d'Austria gekommen. Mit kaltem Blute wurde eine Menge Städte erobert und die gräßlichsten Schandthaten verübt, so ließ Alexander von Parma z. B. Maestricht (1579), eine Stadt, welche allein zehntausend Tuchmacher in ihren Mauern gezählt hatte, ganz zerstören und den größten Theil der Einwohner ermorden. Philipp II., der nur zu wohl wußte, daß Wilhelm von Oranien die eigentliche Seele des Aufstandes sei, war feig genug, selbst nach diesen Siegen dem Meuchelmörder, welcher den Prinzen umbringen würde, eine Belohnung von fünfundzwanzigtausend Dukaten und die Erhebung in den Adelsstand zu verheißen. Der spanische Adel mußte sehr tief gesunken sein, um sich bei dieser Zumuthung nicht wie Ein Mann zu erheben.

Ein Franzose, Jaurequi, wollte (1581) zuerst den königlichen Preis verdienen, er verwundete Wilhelm von Oranien aber nur schwer am Kopfe, doch benutzte der Prinz von Parma die Krankheit desselben und bemächtigte sich inzwischen mehrerer wichtigen Plätze, wie Doornik, Oudenaarde. Dennoch war Wilhelm („In Stürmen ruhig" — war sein Wahlspruch) kaum genesen, als er von Neuem mit aller Kraft den Kampf aufnahm, da sandte Philipp zu seinem Verderben das Aeußerste, wenn man den Teufel nicht selbst haben kann, einen Jesuiten! Balthasar Gerard gewann, „als Nothleidender" die Theilnahme des Prinzen von Oranien, der ihn fürstlich beschenkte und Gerard erschoß zum Dank dafür seinen Wohlthäter hinterrücks am 17. Juli 1584. Wilhelm starb mit den Worten: „Gott, erbarme Dich meiner und dieses armen Volkes!" — Sein Mörder wurde ergriffen und gevierttheilt, Philipp II. erhob aber die Verwandten desselben in den Adelsstand.

Der Stand der Dinge war jetzt so, Alexander von Parma hatte die südlichen

Provinzen ganz in seiner Gewalt, die Holländer wiesen dagegen jeden Vergleich zurück und ihre Schiffe besiegten in Verbindung mit den Engländern (1588) Philipps „unüberwindliche Armada. —"

Die Admirale der englischen Königin Elisabeth, welche die Flotte befehligten, waren Howard und Franz Drake, welch' letzterer zuerst Kartoffeln aus Amerika nach Europa gebracht hatte. Dieser Sieg ärgerte den Herzog von Parma so, daß er schwer krank wurde, während es die Niederländer ermuthigte. 1589 nahm Moritz von Oranien die wichtige Stadt Breda durch nächtlichen Ueberfall, indem er einen Theil seiner Leute in einem Torfschiff versteckte. Einer der Verborgenen kriegte den Husten und weil er fürchtete, hierdurch das Unternehmen zu vereiteln, bat er seine Kameraden ihn todt zu stechen; die Schiffer machten diese Selbstaufopferung aber dadurch unnöthig, daß sie einen lauten Gesang anstimmten. Auch Nimwegen und Gröningen wurden von dem Oranier erobert und die Spanier in offener Feldschlacht bei Koeworden geschlagen, des Herzogs von Parma Nachfolger, ein Sohn Maximilians II., Namens Albrecht, führte den Krieg nur lässig; bald wurden auf dieser bald auf jener Seite kleinere Vortheile erfochten. Die merkwürdigste Begebenheit war endlich die Belagerung von Ostende, welches nach dreijähriger muthiger Vertheidigung (1602) durch den Spanier, Marquis von Spinola, genommen und in einen Schutthaufen verwandelt wurde, nachdem mehr als hunderttausend Menschen in und außerhalb der Stadt den Tod gefunden hatten. 1609 wurde endlich ein zwölfjähriger Waffenstillstand geschlossen.

Holland, nun als Republik unter seinem großen Staatsmanne Oldenbarneveldt, war zu seltener Blüthe, Wohlstand und Macht gekommen, so daß es die Spanier in ihrem eigenen Lande bekriegen und jenseits des Oceans ihren Handel und ihre Kolonien bedrohen konnte; wie denn z. B. der Admiral Warmund (1596) die reiche spanische Seestadt Cadix in Asche legte. Moritz von Oranien, eben so klug und tapfer, doch weniger edel gesinnt, als Wilhelm, ließ aber den zweiundsiebenzigjährigen Oldenbarneveldt nebst seinen Söhnen und Freunden hinrichten — um den leidigen Purpur sicher um seine Schultern schlagen zu dürfen. Doch können wir auf diese weitere Geschichte des von nun an als besonderer Staat dastehenden Hollands nicht näher eingehen.

Kaiser Rudolph II. bestätigte bei seinem Regierungsantritt nicht nur die freie Religionsübung des Ritter- und Herrenstandes nach der Weise seines Vaters, sondern er versuchte sogar in sehr milder Weise in den Niederlanden den Vermittler zu machen. Das war aber nur Verstellung, um zunächst ganz fest im Sattel zu sitzen, in Wahrheit war er ganz in den Händen der römischen Geistlichen und spanischen Höflinge und leider gab die Unduldsamkeit der protestantischen Geistlichen in Wien, namentlich ein gewisser Opitius, ihm bald Gelegenheit genug, mit seinen Bedrückungsplänen offen hervorzutreten. Doch wagte er nach seinem wenig energischen Charakter nicht sogleich durchgreifende Maßregeln, sondern befahl nur, daß allein der Adel im Landhause zu Wien protestantischem Gottesdienste beiwohnen

dürfe. Als aber Landstände, wie die Geistlichkeit, hiegegen Protest einlegten, wurden letztere verjagt, jeder protestantische Gottesdienst in der Stadt und auch auf manchen Stellen des Flachlandes untersagt, alle Landesbehörden, wie auch die Professuren an der Wiener Universität wurden nur mit Katholiken besetzt. Ja bei der Aufnahme in das Bürgerrecht mußte jeder, wie in Bayern, seine katholische Rechtgläubigkeit durch Unterschrift gewisser Artikel beweisen (1578 und 1579). Noch mehr steigerte sich die Aufregung der Protestanten, als zu ihrer Freude der Erzbischof von Köln, ein Graf Waldburg, zum Protestantismus übertrat und deßhalb von der römischen Kurie schwer bestraft und mit Hülfe seiner katholischen Nachbarn aus dem Lande vertrieben wurde. Bis zu welchem blinden Hasse auf beiden Seiten die Parteileidenschaft gesteigert war, geht daraus hervor, daß, als Papst Gregor XIII. (1582) den noch jetzt gültigen, entschieden verbesserten Kalender einführen wollte, die Protestanten sich hartnäckig weigerten, ihn anzunehmen, — blos weil er von Rom kam! Namentlich mit Hülfe der Jesuiten mehrten sich aber auch von Jahr zu Jahr die Uebergriffe der Jesuiten. 1585 gaben sie in Westphalen durch Errichtung eines Kollegiums das Zeichen zur Verfolgung der Evangelischen, 1586 ging's ebenso im Würzburgischen, 1590 im Badischen u. s. w. Die Protestanten waren dagegen durch innere Uneinigkeit geschwächt, denn als sich jetzt der Kalvinismus in den Niederlanden und in Norddeutschland immer weiter verbreitete, war der Haß zwischen Kalvinisten und Lutheranern bald eben so leidenschaftlich, wie zwischen diesen und Katholiken. Umsonst beklagten sich die protestantischen Stände auf den Reichstagen, besonders auf dem zu Regensburg (1594); ihr ärgster Feind wurde ihnen gerade inzwischen in München in der Person des Erzherzogs Ferdinand systematisch als künftiger Unterdrücker von den Pfaffen herangezogen und kaum hatte dieser (1596) die Regierung der habsburgischen Erblande angetreten, als er kurzweg erklärte, alle Bürger und Bauern müßten wieder katholisch werden oder auswandern. Wer sich widersetzte, wurde aufgehängt und als (1598) auch in Bayern ein Jesuitenzögling, Maximilian, zur Regierung kam, waren bald die Lande von Krain bis Augsburg mit Rad und Galgen angefüllt, auf denen die Leichen hingerichteter Protestanten moderten. Die ganz protestantische Reichsstadt Donauwörth wollte sich (1607) widersetzen, Kaiser Rudolph II. sprach dafür die Reichsacht gegen sie aus und übergab sie mit absichtlicher Verhöhnung der Reichsverfassung und des Augsburger Religionsfriedens „als eine bayrische Landstadt" dem Maximilian zur Bestrafung. Dagegen schloßen dann die protestantischen Stände, um ihre Religion vor gänzlichem Untergange zu bewahren, am 4. Mai 1608 zu Anhausen im Ansbachischen die evangelische Union, der sich dann später zu schwäbisch Hall auch Straßburg, Ulm und Nürnberg anschloßen, und welcher der König von Frankreich seinen Schutz zusagte — als katholischer Fürst natürlich nur um bei diesem Religionsstreite im Trüben fischen zu können. Für den Augenblick wurde aber die jetzt immer unvermeidlicher heranrückende Gefahr eines allgemeinen Religionskrieges durch Zwistigkeiten im

Hause Habsburg selbst noch wieder abgewendet. Erzherzog Matthias, ein Bruder Rudolphs II., benutzte nämlich die Unzufriedenheit, welche die Religionsbedrückungen desselben hervorgerufen hatten, um sich, unter dem Vorgeben, er wolle die Religionsfreiheit beschützen, nicht nur in Oestreich, sondern auch in Ungarn huldigen zu lassen (1608). Allein kaum hatte er die Macht in Händen, als er auch schon sein Wort brach und alle den Protestanten gemachten Zugeständnisse zurücknahm. Da griffen diese aber einmüthig zu den Waffen und Matthias mußte wenigstens dem Adel und den Städten freie Religionsübung gestatten; die Bauern zählten längst schon nicht mehr mit, wenn es sich um Staatsbürgerrechte handelte. Aus Furcht, daß es in dem ähnlich durch und durch protestantischen Böhmen eben so gehen möge, sicherte Rudolph II. durch den Majestätsbrief diesem Lande seine Religionsfreiheit.

Während es bei diesen gespannten Verhältnissen nur eines leisen Anstoßes bedurfte, um eine allseitig gefürchtete allgemeine Verwirrung herbeizuziehen, that sich durch den Tod des kinderlosen Herzogs Wilhelm von Jülich-Kleve (1609) ein wahrer Rattenkönig fürstlicher Gebanspruche auf. Daß das gesammte Deutschland, als Kaiserthum, kein Erbreich sei, stand unzweifelhaft fest, denn dieses hatten ja noch die Bemühungen der letzten Kaiser „die Wahl ihrer Söhne durchzusetzen" bewiesen. Im wirklich nützlichen Widerspruche dazu wurde aber allgemein angenommen, die angemaßte Landeshoheit der Fürsten sei eine erbliche und Land und Leute vererben hier auf die Nachkommen, oder durch Erbverträge wie sonst bei Privaten Grund und Boden und fahrende Habe. Jülich war nun sogar ein Weiber-Lehen (Kunkel-Lehen), deshalb erhoben vier Schwestern Erbansprüche, außerdem aber noch andere Verwandte. Der Kurfürst von Brandenburg, der Pfalzgraf von Neuburg und Leopold von Oestreich, Bischof von Straßburg, besetzten besondere Theile des Landes, während der Kaiser vergeblich den Schiedsrichter zu machen suchte. Als hier dann die evangelische Union das erste Lebenszeichen von sich gab und den Erzherzog Leopold verjagte, schlossen die katholischen Fürsten dagegen zu ihrem gegenseitigen Schutze am 10. Juli 1609 zu München die katholische Liga, an deren Spitze Maximilian von Bayern stand. Auch die Reichsversammlung, größtentheils diesem oder jenem Bunde angehörig, bemühte sich eben so wenig, als der Kaiser, die immer drohendere Gefahr zu beseitigen, ja sie war vielmehr so in Parteilichkeit befangen, daß, als die Ostseeländer sie dringend um Schutz gegen die immer kecker vordringenden Russen baten, keine Stimme sich für die Aufrechterhaltung der Nationalehre erhob. Der namentlich durch den Mißbrauch der Wahlkapitulationen immer ohnmächtiger zwischen den Fürsten dastehende Kaiser hatte dagegen zuletzt noch den Kummer, daß ihn Matthias auch noch zur Abtretung Böhmens nöthigte; das Einzige, wodurch aber ein Kaiser sich jetzt noch einige Geltung verschaffen konnte, war eine bedeutende Hausmacht. Mißmuthig starb daher Rudolph II. im Jahre 1612 und selbst die evangelischen Kurfürsten

waren thöricht genug, wieder ihre Stimmen einem Mitgliede des Hauses Habsburg, dem jetzt freilich mächtig dastehenden Matthias, zu geben.

Matthias.

1612 — 1618.

Schon im nächsten Jahre nach der Thronbesteigung dieses Kaisers wurde zu Regensburg eine Reichsversammlung abgehalten, die aber gerade das Gegentheil von dem erreichte, was sie bezwecken sollte. Die in der Minderheit befindlichen protestantischen Stände waren schon so mißtrauisch, daß sie trotz aller Bitten und Versicherungen des Kaisers nicht persönlich, sondern nur durch Stellvertreter zu erscheinen wagten, dagegen verlangten die Katholiken, ihres Uebergewichtes auch dort gewiß, geradezu eine Entscheidung durch die Gewalt der Waffen. Im Innern ein eifriger Katholik, wäre Matthias schon damit einverstanden gewesen, allein er befürchtete in diesem Falle selbst von dem mächtigen Haupte der katholischen Liga, dem Herzoge von Bayern, überflügelt zu werden. Da begann, wie es schon oft in so kritischen Momenten geschehen ist, der entscheidende Kampf aus äußeren Ursachen, wie von selbst.

Der Kurfürst von Brandenburg und der Pfalzgraf von Neuburg, die sich bis jetzt friedlich, wenn auch in rechtlich noch sehr bestrittener Weise in das Jülich-Kleve'sche Erbe getheilt hatten, geriethen nämlich in heftigen Streit und jener wurde reformirt, um sich mit den Niederlanden, dieser katholisch, um sich mit Bayern und Spanien verbünden zu können. In der That stellte sich diese Hülfe bald ein, nahm Besitz von den beiden Landestheilen, allein — wie's gewöhnlich bei solchen Hülfeleistungen geht — die Helfer nisteten sich zum großen Schrecken beider Parteien bald fester im Lande ein, als diese selbst. Der um eine Entscheidung und Reichshülfe angegangene Matthias suchte aber seine Weisheit zum Nachtheil aller Betheiligten darin, daß er die Krisis auf diplomatischem Wege möglichst lange hinausschob und inzwischen wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf einer ganz anderen Seite von viel wichtigeren Ereignissen in Anspruch genommen.

Da Matthias keine Kinder hatte, war es natürlich sein Wunsch, daß wenigstens ein Glied des habsburgischen Hauses, nämlich Erzherzog Ferdinand von Steyermark, ihm als Kaiser und zunächst als König von Böhmen nachfolgen möge und Ferdinand wurde als Böhmenkönig wirklich gekrönt.

Nun waren aber Ferdinands nur zu erfolgreiche, gewaltsame Austreibungen der Protestanten in Steyermark noch in frischer Erinnerung, der stets kränkliche Matthias konnte jeden Augenblick das Zeitliche segnen, in Böhmen selbst war aber durch eine jesuitische Auslegung des Majestätsbriefes Rudolphs II. die Stimmung

MATHIAS.

gegen die Katholiken geneigter, als zu. Indem man diesem Rescripte nämlich die frühere Bestimmung, daß die Unterthanen die Religion des Landesherrn bekennen müßten, zu Grunde legte, wollten der Erzbischof von Prag und der Abt von Braunau ihren evangelischen Unterthanen den Bau neuer Kirchen verbieten, woran sich diese aber bei der noch überwiegend protestantischen Bevölkerung in Böhmen nicht kehrten; allein die Katholiken hofften, die Protestanten befürchteten nun alles von dem Benehmen ihres erwählten Königs, des habsburgischen Ferdinands. Und in der That traten noch vor dem Erscheinen des Königs, dessen Statthalter, Martinitz und Slawata, auf das Entschiedenste gegen die Häupter der protestantischen Partei, namentlich gegen den Grafen Matthias von Thurn, mit Entsetzungen und Verfolgungen auf, während Kaiser Matthias den Bau jener evangelischen Kirchen in Braunau und Klostergrab verbot, worauf der Erzbischof die fast vollendeten Gebäude niederreißen ließ.

Wo so viel Zündstoff sich gesammelt hatte, bedurfte es nicht viel, um einen Ausbruch des Parteikampfes herbeizuführen. Am 23. Mai 1618 versammelten sich die böhmischen Landstände zu Prag und zwar bewaffnet, denn man wußte, daß die kaiserlichen Statthalter einen Droh- und Strafbrief ihnen mitzutheilen hatten. Es kam zu einem heftigen Streite, endlich zu Thätlichkeiten. Sternberg und Lobkowitz wiesen nach, daß sie keinen Antheil an diesem Drohbriefe hatten, Martinitz und Slawata sowie der Schreiber Fabricius wurden aber von den wüthenden Landständen zum Fenster hinausgeworfen, kamen aber mit dem Leben davon, da sie zum Glück — auf einen Düngerhaufen fielen.

Niemand konnte zweifeln, daß sowohl der Kaiser, wie Ferdinand, diese Schmach nicht würden ungerächt hingehen lassen. Es bildete sich daher aus der Mitte der Landstände eine provisorische Regierung von dreißig Mitgliedern, welche die Verwaltung und öffentlichen Kassen an sich zogen, und ein Heer zur Vertheidigung des Landes aufboten, auch wurden die Jesuiten aus dem Königreiche vertrieben. Darauf erklärte aber die provisorische Regierung feierlichst, daß sie nur dem Unrecht, welches dem Lande geschehen, steuern wolle, übrigens stets im Namen ihres rechtmäßigen Herrn, des Kaisers Matthias, handeln werde.

Dieses doch gewiß nicht genug anzuerkennende Rechtlichkeitsgefühl hat aber bei allen ähnlichen Begebenheiten, wo *despotische Fürsten bewußter Weise ihre Gewalt mißbrauchen wollten*, nie etwas anderes genützt, als daß der legitime Widerstand sich selbst die Grube grub für einen freilich im Buch der Geschichte mit goldenen Buchstaben zu ehrenden Untergang. Denn ehrlich unterzugehen ist vor Gott und Menschen stets höher geachtet, als mit Unrecht zu siegen. Es war sittlich groß, aber — in dieser schon nur noch diplomatisch prosaischen Zeit — politisch unklug. Ferdinands erster religiöser Grundsatz war, daß man in religiösen Dingen gegen den Feind kein Gewissen zu haben brauche — die Jesuiten hatten ihn ja erzogen! — und so wußte er es im Rathe des schwachen Matthias durchzusetzen, daß Oestreich auf dieses ehrenhafte Benehmen der

Böhmen mit Kriegsrüstungen antwortete. Da brach die lange verhaltene Glut in helle Flammen aus. Die Böhmen, unter Graf Thurn, unterstützt durch ein Heer der evangelischen Union unter dem Befehle des Grafen Mansfeld, eroberten Krummau und Pilsen. Budweis, von kaiserlichen Truppen verstärkt, hielt sich dagegen, während die kaiserlichen Generale Boucquoi und Dampierre mit bedeutenden Streitkräften in Böhmen einrückten. Dennoch suchten die wohlgesinnten besitzenden Böhmen immer noch einen friedlichen Vergleich herbeizuführen und Matthias auch seiner schwachen, wenn auch gutartigen Weise, gewährte, nachdem er die Sache so weit hatte kommen lassen, wirklich einen Waffenstillstand; da starb er aber am 10. März 1619.

Ferdinand der Zweite.

1619 — 1637.

Endlich saß wieder ein vollkräftiger Kaiser auf dem Throne der Ottonen und an Energie hat es ihm keiner zuvorgethan, allein gewiß hat keiner dem deutschen Vaterlande so viele Wunden geschlagen, wie dieser Jesuitenzögling Habsburger; blutet unser unglückliches Vaterland doch noch heut an jener politisch-religiösen Zerrissenheit, welche der dreißigjährige Krieg ihm, man möchte fast sagen, unheilbar geschlagen hat, wenn man nicht vertrauend an einen endlichen Sieg des gesunden Verstandes, des gesunden Gefühles glauben müßte.

Als Ferdinand II zur Regierung kam, waren die Aussichten für ihn nichts weniger als glänzend, denn nur von zwei Seiten durfte er Hülfe erwarten: von der durch Max von Bayern geleiteten katholischen Liga und von den Spaniern im niederländischen Waffenlande. Allein eine Hülfe des Ersteren konnte dem kaiserlichen Gewissen leicht theuer zu stehen kommen und die spanische Hülfe war weit entfernt und nicht einmal sehr bedeutend. In seinen Erblanden durfte Ferdinand aber eher den heftigsten Widerstand, als Hülfe, erwarten, denn die Zähigkeit seines Charakters, wie sein unbeugsamer Glaubenseifer, waren gleich sehr allgemein bekannt. Was ihm aber als der beste Bundesgenoß erscheinen mußte, war die Uneinigkeit, ja Demoralisation der meisten evangelischen Fürstenfamilien. Die goldene Unabhängigkeit vom Kaiser hatte nur dazu geführt, daß sie sich jetzt selbst für kleine Halbgötter hielten und wahnsinniger Prunk, Maitressenwirthschaft, ja die ekelhafteste Völlerei mit Zechen und Saufen waren an diesen Duodezhöfen an der Tagesordnung. Die kleineren Länder konnten aber bei den dreisten Erpressungen diesen unsinnigen Prunk nicht bestreiten, deshalb verfielen sie in Schulden und in die Hände der Juden, oder es folgten sogenannte Geldmacher

FERDINAND II.

(Alchymisten) und Sterndeuter Hülfe schaffen, die dann, Juden wie Alchymisten, noch den letzten Rest sittlicher, wie materieller Güter verschlangen. Wunderbar! Der Kampf nach geistiger Freiheit in der Reformation war so in sein Gegentheil umgeschlagen, ja, während die Herren um Geld und Gut mit dem Teufel durch dämonische Künste alberner Weise gute Freundschaft zu schließen trachteten, war die Hexenverfolgung in ihren Ländern fast noch ärger an der Tagesordnung, als das Ketzerverbrennen in den Ländern, wo die schreckliche Inquisition herrschte. Herzog Julius von Braunschweig, sonst einer der besseren Fürsten seiner Zeit, der Gründer der berühmten Universität Helmstädt, ließ so viele Hexen verbrennen, daß sich bei Wolfenbüttel ein ganzer Wald angebrannter Pfähle bildete, die man als ein Denkmal dieses gottgefälligen Werkes erst recht stehen ließ. Selbst eine Verwandte, die Gemahlin Herzog Erichs des Jüngeren, entging nur mit genauer Noth dem Feuertode (vielleicht trachtete er nach ihrem Erbe) und in Württemberg konnte der berühmte Astronom Keppler nur mit größter Mühe seine Mutter dem Spruch der Hexenrichter entziehen, denn selbst die juristische Facultät in Tübingen ließ sich auf diesen Unsinn ein und suchte, wenn auch nicht durch die Folter selbst, doch durch die Androhung und den Anblick derselben die vierundsiebenzigjährige Frau zum Geständniß ihrer Hexereien zu bringen. Wie aber die lutherischen Fürsten in ihren Ländern die kleinen Päpste spielten, so war in die lutherischen Pfaffen, als Beichtväter der Fürsten, oder als Lehrer an den Universitäten, ganz uneingedenk der evangelischen Reinheit ihres Meisters, ein Geist der Herrschsucht und eine Gier nach finsterem, oft in die größten Gewaltthaten ausartendem Zelotismus gefahren. Um als Beleg nur einige Beispiele anzuführen, so verprahte Kurfürst Joachim II. von Brandenburg in Maitressenwirthschaft, Saufgelagen und großen Jagden, bei denen die als Treiber gepreßten Bauern selbst ihre eigenen Saaten niedertreten mußten, das Vermögen der Bewohner seines Landes und warf sich dann ganz dem Juden Lippold in die Arme, der, während er seinen Herrn mit beständigen Schwelgereien betäubte, das Land aussog, falsches Geld prägen ließ, die angesehensten Mädchen für seinen Herrn rauben ließ, kurz sich Schändlichkeiten jeder Art erlaubte. Als Joachim starb, wurde Lippold deßhalb auf Befehl des neuen Kurfürsten Johann Georg lebendig geviertheilt. Noch gewaltthätiger war aber wieder ein jüngerer Bruder des Johann Georg, der Erzbischof Siegmund von Magdeburg, der z. B., weil er keinen Bart hatte, ihn auch allen seinen Unterthanen abscheeren ließ. Noch ärger ging es in der Markgräflich Brandenburgischen Linie zu. Casimir, der grausame Markgraf von Brandenburg-Kulmbach, ließ seinen eigenen Vater Friedrich zeitlebens einsperren, und Georg Friedrich trieb es so toll, daß, als er wieder einmal eine Türkensteuer forderte (natürlich zu allem anderen eher, als zu diesem Zwecke), die Landstände erklärten: „Man wisse nicht, ob sie es unter der Herrschaft des Türken schlimmer haben würden!“ In Lauenburg bekämpften sich nach dem Tode des allgemein verachteten Franz I. zwei Brüder, und machten es nicht besser, als er, indem sie duldeten, daß das Land durch ihre übel

berüchtigten Kebsweiber ausgesogen und beherrscht wurde. Als Franz II. endlich siegte, ließ er seinen Bruder in einem stockfinstern Kerker fünfzehn Jahre hindurch langsam hinsiechen, bis ihn der Tod erlöste.

Aehnlich ging's in Kursachsen zu, wo Kurfürst Christian II. sich so dem Trunk ergab, daß man ihn fast gar nicht mehr nüchtern sah. Die Regierung war in den Händen feiler Hofschranzen und liederlicher Weiber, des Fürsten liebste Gesellschaft waren seine Jagd- und Saufgenossen, Hofnarren und Zwerge und mit Schlemmen und Zotenreden wurde ein Tag wie der andere hingebracht. Aehnlich war's in Baden, wo der verschwenderische Eduard sein Land an die reichen Weber und Kaufleute, Fugger in Augsburg, verkaufen wollte und als endlich keine Steuern in dem ausgesogenen Lande mehr zu erpressen waren, selbst Raub und Wegelagerei trieb und den Ernst Friedrich von Baden-Durlach durch zwei Italiener, Pestalozzi und Muscatelli, vergiften lassen wollte. Die Kerle wurden aber bei ihrem meuchelmörderischen Beginnen ertappt und gevierttheilt. Der Bruder dieses sauberen Gesellen, Markgraf Karl von Baden-Baden, verthat den Schweiß seiner getreuen Unterthanen mit üppigem Wohlleben in den Niederlanden, wo er seine, freilich mit Recht übel berüchtigte Mutter Cäcilie, eine Schwester König Erichs von Schweden, an den Haaren durch die Straßen von Antwerpen schleifte.

Solche Gegner brauchte Kaiser Ferdinand II. freilich nicht sehr zu fürchten. Die wackern, mit der größten Anstrengung für ihren Glauben einstehenden protestantischen Böhmen hatten zwar an dem dortigen deutschen Adel eifrige Führer, allein es fehlte ihnen an einem tüchtigen Feldherrn. Graf Matthias von Thurn schien zwar Anfangs vom Glück im höchsten Grade begünstigt, denn als er mit einem Heere gegen Wien vordrang, erhob sich nicht nur Mähren und Oestreich, sondern selbst der größere Theil der Bürger Wiens, wo sich Ferdinand aufhielt, erklärte sich für die Böhmen. Ferdinand zeigte aber bei dieser Gelegenheit einen unerschütterlichen Muth, der einer besseren Sache werth gewesen wäre. Vergebens riethen ihm, als alles verloren schien, seine Freunde zur Flucht, er blieb, ja selbst als die Abgesandten der östreichischen Landstände sich persönlich an ihm vergreifen wollten, blieb er unerschüttert. Im entscheidenden Momente sandte ihm sein Feldherr Bouquoi dann eine bedeutende Anzahl Panzerreiter zur Vertheidigung des vom Grafen von Thurn schwer umlagerten Wien und als darauf Bouquoi selbst mit dem Entsatzheere anrückte, zog sich Graf Thurn zum Schutz von Prag nach Böhmen zurück, weil Bouquoi das andere Heer der böhmischen Protestanten, welches der Graf von Mansfeld befehligte, bei Budweis vollständig geschlagen hatte.

Zwar schlossen nun die Protestanten in Oestreich, Böhmen, Mähren, Schlesien und Lausitz am 31. Juli und 16. August 1619 ein feierliches Schutz- und Trutzbündniß, ja die Böhmen erklärten sogar bald darauf Ferdinand für der Krone ihres Landes verlustig und wählten Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, einen Schwiegersohn Jakobs I. von England, zu ihrem Könige. Die Wahl war aber eine sehr unglückliche, denn Friedrich, vorzugsweise nur durch seine Gemahlin zu

Annahme dieſes gefährlichen Poſtens gedrängt, war beim beſten Willen doch ein Mann ohne die Energie und Einſicht, wie ſie eine ſo große Aufgabe erfordert hätte. Zwar gelang es der böhmiſch-proteſtantiſchen Partei, die ſich namentlich auch durch ein Bündniß mit dem Fürſten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor verſtärkt hatte, noch einmal ſiegreich bis zu den Mauern Wiens vorzudringen (1619), allein weil es eben den Proteſtanten an einem tüchtigen Oberhaupt und Lenker fehlte, unterlagen ſie bald trotz ihrer großen Uebermacht in einer faſt unbegreiflichen Weiſe.

Bethlen Gabor mußte nämlich wegen von Ungarn aus ſeinen Rücken bedrohender Gefahren nach Siebenbürgen zurückkehren und das Belagerungsheer vor Wien wurde bei einbrechendem Winter durch Kälte, Krankheiten und Ueberſchwemmungen zum Abzuge genöthigt. Von beiden Seiten wurde nun mit aller Macht gerüſtet, der liſtige Ferdinand erreichte aber mehr durch ſeine Unterhandlungen und ſo kam am 3. Juli 1620 der Vertrag von Ulm zu Stande. Kurfürſt Johann Georg von Sachſen ſagte ſich los von dem proteſtantiſchen Bündniſſe gegen die Zuſicherung, daß die Katholiken die von den Fürſten eingezogenen Kirchengüter nicht zurückfordern wollten und die übrigen proteſtantiſchen Fürſten erkauften jämmerlicher Weiſe den Frieden dadurch, daß ſie Böhmen und Oeſtreich allein der Rache Ferdinands und Maximilians von Baiern Preis gaben. Das Heer der Liga, vereint mit zwanzigtauſend Mann kaiſerlicher Truppen unter Bucquoi, erreichte das böhmiſche Heer unter Befehl des Fürſten Anhalt erſt am weißen Berge dicht vor Prag (8. Nov. 1620), wo letzterer trotz der tapferſten Gegenwehr ſo gänzlich geſchlagen wurde, daß von nun an die Sache der Proteſtanten in Böhmen und Oeſtreich für immer verloren war. Ferdinand hauſete natürlich wieder einmal fürchterlich; wer dem Henkerbeile entgehen wollte, mußte zum Katholicismus übertreten oder auswandern, die Güter vieler der Angeſehenſten wurden confiscirt.

Wenn dieſes nach jenem ſchändlichen Vertrage von Ulm wenigſtens formell gerechtfertigt war, ſo konnte ein Einfall der Spanier unter Spinola in die Pfalz nur als eine reine Gewaltthat angeſehen werden. Die ganze proteſtantiſche Union that aber nicht nur nichts dagegen, ſondern löſte ſich vielmehr in dieſem entſcheidenden Augenblicke auf. Nur Graf Ernſt von Mansfeld, ein Fürſt ohne Land, wagte, nachdem ſelbſt der König von Böhmen, Friedrich von der Pfalz, in die Reichsacht gethan war, auf eigene Fauſt den Krieg fortzuſetzen und bald ſammelte ſich unter ſeinen Fahnen ein Heer von zwanzigtauſend Mann, denen er durch einen Einfall in die öſtreichiſche Provinz Elſaß Sold verſchaffte. Bald darauf, durch ein Heer des Markgrafen von Baden verſtärkt, hätte er daher unſchwer den gegen ihn geſandten baieriſchen General Tilly vernichten können, allein das proteſtantiſche Heer, zu dem auch Chriſtian von Braunſchweig geſtoßen war, trennte ſich und machte ſich durch Plünderungen verhaßt. Tilly verſtärkte ſich dagegen durch die Spanier unter dem Herzog von Cordova und ſchlug einen Heerhaufen der Proteſtanten nach dem an-

deren, ja der Kaiser wollte zuletzt auf dem Reichstage zu Regensburg (1623) sogar die Kurwürde der evangelischen Pfalzbayrischen Linie auf die katholische Münchenbayrische Linie übertragen, doch Kursachsen widersetzte sich — bis es schamloser Weise gegen Verpfändung der Markgrafschaften Ober- und Niederlausitz auch diese Gewaltthat gegen seinen Bundesgenossen duldete. Dieses machte die übrigen protestantischen Fürsten denn doch besorgt; da überdieß die katholische Liga trotz aller Erfolge ihre Rüstungen fortsetzte. Deßhalb schließen Brandenburg, Mekleuburg, Holstein, Braunschweig, Lübeck, Hamburg, Bremen, Dänemark und Schweden dagegen (1625) ein Bündniß, welches bei der dringenden Gefahr bald ein dem Tilly überlegenes Heer von sechzigtausend Mann unter dem Befehle Mansfelds und König Christians von Dänemark in's Feld stellte. Kaiser Ferdinand, der seinen durch seine Grausamkeit ausgesogenen Erbländern nicht viel zumuthen konnte, war in größter Verlegenheit, da erbot sich einer seiner Offiziere, ein Herr von Wallenstein (Waldstein) auf eigene Kosten ein, natürlich durch Plünderung zu unterhaltendes Söldnerheer aufzustellen; überdieß hatte Wallenstein durch seine zweimalige Vermählung mit Lucretia von Landeck und mit einer Gräfin Harrach ein bedeutendes Vermögen erhalten, dem der Kaiser für im böhmischen Kriege geleistete Dienste die reiche Herrschaft Friedland hinzufügte; es war dieses Eines der mehr als sechshundert Güter, die Ferdinand nach seinem Raub- und Mordanfall auf Böhmen eingezogen hatte. Ferdinand war aber doch noch so ängstlich seinem Retter gegenüber, daß er ihm nur eine Werbung von zwanzigtausend Mann gestatten wollte. „Die können sich nicht erhalten" (nämlich durch Plünderung), sagte Albrecht Wallenstein, Herzog von Friedland, „aber fünfzigtausend Mann, die werden sich leicht selbst beiselden können." Ebenso war Wallenstein viel zu stolz, sich mit Tilly zu vereinen, sondern zog allein nach Norddeutschland. Graf Mansfeld wurde dann sofort durch das große Feldherrntalent Wallensteins beim Sturm auf den Elbbrückenkopf in der Nähe von Dessau gänzlich geschlagen. Zugleich vernichtete Tilly durch die Schlacht bei Lutter am Barenberge die Macht des Dänenkönigs (1627), worauf beide kaiserlichen Heere dann gräulich Land auf Land ab hausten. Viele Harz-Bauern wurden gespießt, den Pfarrern Hände und Füße, den Frauen die Brüste abgeschnitten u. dgl. m. Darob erfreut, ließ Papst Urban VIII. ein Jubeljahr für die ganze katholische Christenheit verkünden und um völlige Ausrottung der Ketzer beten.

Christian von Dänemark schloß jetzt einseitig mit dem Kaiser Frieden, Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg kam auf den unglücklichen Einfall, sich neutral verhalten zu wollen (sein Kanzler, Graf Schwarzenberg, war nämlich vom Kaiser bestochen), der arme Graf Mansfeld mußte sich gegen Venedig flüchten, wo er ein neues Heer hoffte anwerben zu können, allein er starb unter Wegs zu Uraloewitz in Dalmatien (1626). Wallenstein wurde aber für seine treuen Dienste durch die Belehnung mit dem Fürstenthume der vertriebenen Herzoge von Mekleuburg belohnt. Bei der Besetzung dieses seines neuen Herzogthumes erlitt aber der Siegeslauf Wallensteins die erste Hemmung, indem er lange vergeblich die starke

Feſtung Stralſund in Pommern belagerte, obgleich er geſchworen hatte, er wolle ſie nehmen und wenn ſie mit Ketten am Himmel hinge. Die Haupturſache dieſer mißlungenen Belagerung, welcher ein eben ſo vergeblicher Angriff auf Lübeck folgte, war, daß er keine Flotte hatte. Wallenſtein ließ darauf in den mecklenburgiſchen Häfen eine „Armada des heiligen römiſchen Reiches deutſcher Nation“ bauen, ſie wurde aber gleich bei ihrem erſten Auslaufen von der ſchwediſchen Flotte theils zerſtreut, theils in den Grund gebohrt. Trotz der äußerlichen Waffenruhe glich das von den Räuberhorden Tilly's und Wallenſteins ausgeplünderte Flachland Norddeutſchlands einem jammervollen Leichenacker; Letzterer ſoll in ſieben Jahren mehr als tauſend Millionen Thaler unter den unerhörteſten Bedrückungen erpreßt haben, denn nur wenn es täglich Beute gab, war die zuſammengelaufene, ſo lange es Sold und Ruhm gab, für jeden beliebigen Zweck fechtende Soldateska jener Zeit zuſammenzuhalten. Die Nachbarn, namentlich Frankreich, frohlockten aber natürlich darüber, daß die Deutſchen auf Veranlaſſung ihres Kaiſers und — die Feder ſträubt ſich es niederzuſchreiben — im Namen der heiligen Religion Chriſti ſich ſo ſelbſt zerfleiſchten!! Aber freilich jener Ferdinand ging in ſeiner bündiſchen Erniedrigung vor den Pfaffen, namentlich vor den Jeſuiten ſoweit, daß urkundlich von ihm der Ausſpruch erhalten bleiben konnte: Wenn ihm ein Prieſter und ein Engel zugleich begegneten, ſo würde er zuerſt dem Prieſter und dann dem Engel ſeine Ehrfurcht beweiſen. (Arcanum Theopoliticum, cap. IX.)

Da darf man ſich denn nicht wundern, daß er gegen ſeine eigenen und ſeiner Vorfahren (namentlich Ferdinands I. in ſeiner zweiten Deklaration) heiligſte Verſprechungen das berüchtigte Reſtitutionsedikt erließ, nach welchem die ſequeſtrirten Kirchengüter von den Proteſtanten herauszugeben und kein katholiſcher Fürſt gehalten ſein ſollte, die Gewiſſensfreiheit ſeiner Unterthanen zu achten (1629). Dennoch wagten die Jeſuiten dieſes Zugeſtändniß noch nicht nach ſeinem ganzen Umfange auszubeuten und ſich wirklich wieder in Beſitz der Kirchengüter zu ſetzen, ſie ſchleppten aber alles, was ſie Werthvolles vorfanden, mit ſich fort, ſo daß z. B. Herzog Ludwig Friedrich von Würtemberg, der für ſeinen unmündigen Neffen Eberhard III. regierte, aus Gram über dieſe Unbill ſtarb.

Nirgends zeigte ſich aber in Deutſchland mehr ein ernſter einheitlicher Widerſtand mit Ausnahme nur einiger Reichsſtädte, wobei das mächtige Magdeburg ſtets voran war. Auf dem Fürſtentage zu Regensburg (1630), welcher ſich auch mit Zuſtimmung der proteſtantiſchen Fürſten ganz wie ein geſetzlicher Reichstag benahm, hatte man willkürlich die Reichsſtädte ausgeſchloſſen. Die proteſtantiſchen Fürſten nämlich, ſo weh es ihnen that, ſich der einträglichen Bisthümer beraubt zu ſehen, die jetzt an öſterreichiſche und bayriſche Prinzen verſchenkt wurden, wagten doch keine andere Gegenforderung, als daß ſie die Abſetzung Wallenſteins „wegen ſeiner gräulichen in Norddeutſchland verübten Gewaltthaten“ verlangten. Dem willfahrte der Kaiſer aber nur zu gern, da er ſich ſelbſt vor dem übermächtig gewordenen Werkzeuge ſeiner Pläne fürchtete und Frankreich eifrig zu dem Sturze

des Gewaltigen mithalf. Wallenstein zog sich auch willig zurück, um in einer mit mehr als kaiserlicher Pracht geführter Hofhaltung so lange zu trotzen, bis man ihn — den einzigen Helfer in der Noth, wo es sich um große Thaten handelte! — — wieder berufen würde. War doch schon ein Anfangs schwacher, aber bald desto heller strahlender Hoffnungsstern für die protestantische Sache im hohen Norden aufgegangen, den der staats- und kriegskluge Wallenstein besser zu beurtheilen verstand, als die Diplomaten und Kanzlisten in Wien.

Als die Nachricht von der Landung König Gustav Adolphs von Schweden nach Wien kam, da sagten die Hofherren lachend: „Jetzt kommt der Schneekönig! —“ und Kaiser Ferdinand II. soll in seinem Uebermuthe ausgerufen haben: „Jetzt haben wir halt a Feindl mehr!“ — Man sah am kaiserlichen Hofe das Erscheinen dieses neuen Feindes nur als ein Mittel an, um nach der Beseitigung Wallensteins jetzt auch noch die bayrische Liga im Schach zu halten.

Gustav Adolphs Vater, Karl, aus dem Geschlechte der Wasa, war von den eifrig protestantischen Schweden wegen seiner Anhänglichkeit für's Evangelium dem zum Katholicismus übergetretenen Sigismund vorgezogen worden. Als letzterer, welcher König von Polen geworden war, dennoch seine Ansprüche auf den schwedischen Thron mit Gewalt durchsetzen wollte, kam Gustav Adolph ihm zuvor und bewährte hier schon durch mehrere Schlachten in Polen sein glänzendes Feldherrntalent; das Resultat dieses Kampfes war die Eroberung von Livland. Sobald der glaubensbegeisterte König zu Hause Ruhe hatte, war nun sein nächstes Augenmerk auf den längst gehegten Plan gerichtet, der Retter des am Rande des Abgrunds schwebenden Protestantismus in Deutschland zu werden.

Am 24. Juni 1630 landete Gustav Adolph auf der Insel Usedom an der Odermündung. Ein heftiges Donnerwetter, welches sich gerade zu dieser Stunde entlud, nahm er als ein günstiges Zeichen auf und, niederkniend an der Spitze seines Heeres, rief er: „Herr Gott, du weißt es, daß dieser Zug nicht meiner, sondern allein Deiner Ehre gilt!“ Da sein zum Theil selbst aus Deutschen bestehendes Heer nur sechszehntausend Mann stark war und die protestantischen Fürsten, statt ihren Retter mit offenen Armen zu empfangen, mißtrauisch erst Beweise von der Lauterkeit seiner Absichten haben wollten, so verging der Sommer und auch der Winter mit der Säuberung Pommerns von den Kaiserlichen, welche Eine Festung nach der andern übergaben, beim Rückzug aber alles gräßlich verwüsteten. Endlich rückte Tilly vor, wandte sich aber plötzlich wieder zurück zur Belagerung von Magdeburg, nachdem er zu Neu-Brandenburg zweitausend Schweden hatte überfallen und in der Gefangenschaft umbringen lassen; dafür gab Gustav Adolph nach der Eroberung von Frankfurt an der Oder auch zweitausend Kaiserlichen „Neu-Brandenburgisch Quartier.“ Gustav Adolph schloß darauf einen Vertrag mit Frankreich, daß es ihm vierhunderttausend Thaler jährliche Hülfsgelder zahlen sollte, die meist schwachen protestantischen Fürsten jener Zeit verbanden sich dagegen zu Leipzig für eine

bewaffnete Neutralität. Entweder holte ja der große Schwedenkönig ihnen die Kastanien aus dem Feuer, oder im entgegengesetzten Falle, wenn der Kaiser siegte, konnten sie sich auf ihre Mäßigung berufen. Ein schönes Wort, welches der „gebildete" Deutsche gewöhnlich mißbraucht, wenn er eine Schlechtigkeit, oder eine Schwachheit, oder beides zugleich verdecken will.

Plötzlich hat Gustav Adolph den Kurfürsten, ihm Hülfe zu schicken zum Entsatz des erst von Altringen (1621), dann von Pappenheim, jetzt endlich von Tilly hart belagerten Magdeburg. Der Kurfürst konnte, wie alle seine Vettern auf den Fürstenstühlen, den freien Bürgersinn in den Städten überhaupt nicht leiden und hatte noch einen besonderen Haß gegen diese Stadt, weil sie nicht einen Prinzen seines Hauses zum Administrator des Erzstifts erwählt hatte. Magdeburg fiel daher nach tapferster Gegenwehr (1631) und der Blutbund Tilly ließ nicht nur die ganze große Stadt bis auf den Dom und etwas mehr als hundert kleinere Häuser verbrennen, sondern auch sämmtliche Einwohner jedes Geschlechts und Alters umbringen bis auf viertausend, die sich in den Dom geflüchtet hatten. Ein Soldat rühmte sich, er habe zwanzig Kinder gespießt und mit den Mädchen ging man so barbarisch um, daß eine große Menge derselben sich umarmten und miteinander in der Elbe ertränkten. Mehr als dreißigtausend Leichen deckten am Ende die Straßen der in Trümmer liegenden Stadt. Aehnlich wie der Sachse, wollte es der Kurfürst von Brandenburg machen, weil der ritterliche König sich bald wider seinen Willen die Gunst seiner Schwester Eleonora erworben und sie als Königin nach Stockholm heimgeführet hatte. Allein Gustav Adolph machte kurzen Prozeß, als der Kurfürst auf den Rath des im Solde der Jesuiten stehenden Schwarzenberg intriguiren wollte. Er verlangte in vierundzwanzig Stunden bestimmte Antwort, sonst werde er Berlin in einen Schutthaufen verwandeln. Da mußte der Kurfürst nachgeben und auch der Kurfürst von Sachsen wurde jetzt durch die Gegner selbst zum Anschluß an Gustav Adolph gebracht, indem Tilly auf Befehl des Kaisers eine sächsische Stadt nach der anderen bestürmte und verwüstete. Da kam es denn endlich, am 7. September (1631), bei Leipzig zwischen dem schwedisch-sächsischen Heere und dem von Tilly befehligten Heere der katholischen Liga zur entscheidenden Schlacht. Beide Heere waren an Zahl beinahe gleich stark, auf katholischer Seite war man aber des Sieges ganz gewiß, denn sie wußten, daß der ehemals in kaiserlichen Diensten gewesene sächsische General Arnheim noch jetzt mit Wallenstein korrespondire und überhaupt ein verrätherischer Intrigant sei. Auch lachten sie, die immer noch mit Panzer und Helm gerüsteten, von viel schwerer Kavalerie unterstützten Kerntruppen über die leicht in ihren Tuchröcken daherkommenden Schweden und über das behende Feldgeschütz derselben. Allein bewegliche Truppen brauchte gerade das Feldherrngenie Gustav Adolphs für seine kühnen taktischen Bewegungen und als die für unüberwindlich gehaltenen Pappenheim-Kürassiere siebenmal vergeblich angestürmt waren, warfen die Schweden nicht nur diese in die Flucht, sondern sie hieben auch die inzwischen von Tilly fast schon besiegten

Sachsen wieder heraus; der Sieg war so vollständig, daß Tilly erst bei Halberstadt die Trümmer seines Heeres wieder sammeln konnte. Noch wichtiger war aber der moralische Eindruck, denn ohne sich um ihre zaudernden Fürsten zu kümmern, strömten jetzt von allen Seiten die protestantischen Bürger und Bauern den Fahnen Gustav Adolphs zu, so daß trotz der großen Verluste sein Heer nach der Schlacht stärker war, als zuvor.

Rasch drang nun Gustav Adolph, jeden Widerstand vor sich niederwerfend, durch Bayern bis an den Rhein vor, unbekümmert um die lockenden Intriguen des Papstes und der Franzosen, die ihn, um Haus Habsburg vollends zu stürzen, um jeden Preis mit Bayern aussöhnen wollten. So glänzend diese Erfolge waren, wäre es aber doch höchst wahrscheinlich besser gewesen, wenn Gustav Adolph den Rath seines großen Kanzlers Oxenstierna befolgt und sich zunächst gerades Wegs auf Wien geworfen hätte, um durch eine Insurrektion der immer noch zahlreichen Protestanten in Ungarn, Böhmen und Oestreich den Kaiser unschädlich zu machen und sich überhaupt eine Partei im Rücken seiner Gegner zu bilden. Der Kurfürst von Sachsen, den der Schwedenkönig nach Böhmen sandte, verlor die Zeit mit diplomatischen Unterhandlungen, während der Kaiser Gelegenheit gewann, sich zu rüsten.

In Frankfurt, in Mainz feierte Gustav Adolph inzwischen glänzende Triumphe. Tilly wollte Nürnberg auch wie Magdeburg verbrennen, der Schwedenkönig eilte der bedrängten Stadt zu Hülfe und sagte nach seiner offenen Weise gerade heraus: „Von den Protestanten verlange er nichts, als Dankbarkeit, was er aber von den Katholiken erobert, werde er behalten. Die alte Reichsverfassung tauge nichts mehr, sonderlich für den Krieg: es müsse künftig einen protestantischen und einen katholischen Kaiser geben u. s. w. —" Aehnlich deutlich sprach er mit dem Kurfürsten von Bayern, der jetzt, als sein Land fast ganz von den Schweden besetzt war, Frieden suchte. Gustav Adolph erwiderte: „Wenn man die Leute sehen will, kann man wohl sagen, was für ein nützlich Thier sie sei, die uns das bös Blut abzapfe; aber mich soll er nicht betrügen, weil ich sein falsch Gemüth schon kenne. —"

Der Kampf wogte jetzt in kleineren Gefechten hin und her; bedeutend wichtig war, daß Frankreich die Interessen Oestreichs bedrohte, da sich der Kurfürst in dessen Schutz begeben hatte. Bayern mußte sich ganz dem Kaiser in die Arme werfen, doch wurde dieser in Böhmen zurückgedrängt. Tilly wurde bei einem Gefecht am Lech von einer Kugel getödtet. An demselben Tage (im April 1630) schloß der Kaiser mit dem einzigen Retter in dieser Noth, mit Wallenstein, unter sehr demüthigenden und harten Bedingungen einen Vertrag ab, wegen Anwerbung eines neuen Heeres. Wallenstein hatte mit mehr als fürstlicher Pracht in Prag gelebt. Für den Ausbau seines von weiten Gärten umgebenen Palastes waren hundert Häuser niedergerissen, sein geringstes Geschenk waren tausend Thaler. Willkürlich schaltete er über Leben und Tod. Ein Diener, der ihn ohne Beicht weckte, wurde gehängt, ein Offizier, der mit Sporen in sein Zimmer kam, erschossen.

Rasch sammelte sich viel Volks unter seinen Fahnen, so daß er sich bei Nürn-

berg mit sechzigtausend Mann in einem verschanzten Lager schlagen konnte. Ihm gegenüber lag Gustav Adolph mit nur sechsundzwanzigtausend Mann, aber das reiche Nürnberg, welches dreißigtausend wehrhafte Männer zählte, unterstützte ihn und bald kam aus Deutschland und Schweden so viel Verstärkung, daß sein Heer auf siebzigtausend Mann anwuchs. Der Schwedenkönig wagte aber nicht, das äußerst feste Lager Wallensteins anzugreifen; so lagen sie wochenlang einander gegenüber, bis Hunger und Seuchen in beiden Heeren mehr als zwanzigtausend Mann getödtet hatten. Endlich versuchte Gustav Adolph den Sturm, allein der Erfolg bewies, wie richtig sein Zaudern gewesen war; bei der verzweifeltsten Tapferkeit wurde der Angriff dennoch zurückgeschlagen. Der König selbst, Wallenstein, Herzog Bernhard von Weimar erhielten Streifschüsse und als der kaiserliche General Aldringer den Rückzug der Schweden benutzend, vielleicht verfolgen wollte, wurde er nebst dem größten Theile seiner Mannschaft getödtet.

Endlich zogen beide ab. Wallenstein wandte sich, alles ringsum verheerend, gegen Sachsen, der Schwedenkönig, welcher vergebens den Herzog Georg von Lüneburg um Hülfe gebeten hatte, folgte ihm auf dem Fuße; von den Fürsten gesellte sich im protestantischen Heere Herzog Bernhard von Weimar zu.

Am 6. November 1632 bei dichtem Nebelwetter entspann sich in der Nähe von Lützen die zweite große Feldschlacht in diesem Kriege. Wallenstein hatte sein Fußvolk in großen Vierecken aufgestellt, dazwischen die vorgeschobenen schwarzen Panzerreiter; ein Graben vor seiner Schlachtlinie war dicht mit Kanonen besetzt. Gustav Adolph ließ die Trompeter: „Ein' feste Burg ist unser Gott" blasen, dann ging's drauf an den Sturm der Batterien, der heldenmüthige König in Person immer voran; wegen einer kurz zuvor erhaltenen Wunde war er dieses Mal ohne Brustharnisch. Jetzt sollte die inzwischen auch über den Graben gesetzte schwedische Kavallerie die feindliche Kavallerie angreifen, welche das Fußvolk bis von der Seite und in der Front bedrohte, da richtete der wieder dichter werdende Nebel heillose Verwirrung an, so daß der König selbst nicht mehr Freund und Feind unterscheiden kann. Er gerath mitten unter die Pappenheimer Panzerreiter, sein Pferd wird verwundet, ihm selbst der Arm von einem Schuß zerschmettert, er wendet sich zu dem Herzog von Sachsen-Lauenburg mit der Bitte ihn fortzubringen, als ein kaiserlicher Offizier von Falkenberg, Bruder des heldenmüthigen Vertheidigers von Magdeburg, ihn durch den Rücken schießt. Gustav Adolph sinkt vom Pferde, nur noch vertheidigt von seinem deutschen Pagen, Leubelfing, bis auch dieser auf den Tod verwundet hinsinkt. Schon stieben die Pappenheimer vor einer schwedischen Reiterschaar, die zur Hülfe heranstürmt, da schießt ein kaiserlicher Reiter den König durch den Kopf. Als das blutige Pferd Gustav Adolphs die schwedischen Heerestreihen durcheilte, war der Jammer und die Bestürzung grenzenlos. Einige Generale riethen zum Rückzug, allein der feurige Bernhard von Weimar rief, nur von Rache könne die Rede sein! Als ein Offizier widersprach, stach ihn Bernhard vor der Front vom Pferde und

ſtellte ſich nun ſelbſt an die Spitze der jubelnd zur Rache für ihren Heldenführer in den Kampf ſtürmenden Schweden. Die feindliche Kampflinie ſchwankte, da kam Pappenheim mit friſchen Truppen, er ſelbſt fiel beim perſönlichen Kampf mit Oberſt Stalhantſch um die Leiche des Königs. Jetzt packte aber auch die Pappenheimer eine fanatiſche Wuth und ſie warfen wiederum die Schweden. Bernhards Muth war dennoch nicht gebrochen, auch er zog jetzt die Reſerven unter Kniphauſen herbei. Schweden und Deutſche, verwundet und erſchöpft, wie ſie waren, umarmten ſich und riefen: Noch einmal dran! und in wilder Flucht ſtäubte vor dem hier einmal wieder lauteren proteſtantiſchen Glaubensmuthe das feindliche Heer auseinander. Berge von Leichen bedeckten die Wahlſtatt; Wallenſtein floh in größter Eile nach Böhmen. Guſtav Adolphs treuer Reitknecht, Erichſon, welcher auch an der Seite ſeines Herrn ſchwer verwundet war, wälzte ſpäter mit Hülfe von dreizehn Bauern den noch jetzt dort liegenden Schwedenſtein an die Stelle, wo der König gefallen.

Als ſo auch der zweite große Mann todt war, welcher rein für die Sache des Proteſtantismus begeiſtert und deßhalb mit aufopfernder Thatkraft ſie zu vertheidigen bereit geweſen war, nahm der ganze Kampf eine durchaus andere Färbung an. Er wurde jetzt vorwiegend politiſch ſtatt religiös: kleinlicher Privateigennutz an der Stelle des großen Geſammtzwecks, daneben trat die Einmiſchung der Fremden, namentlich Schwedens, Frankreichs und Spaniens immer entſchiedener und immer eigennütziger hervor und dem entſprechend artete der Kampf auch äußerlich in ein ſelbſtſüchtiges, weder Freund noch Feind ſchonendes Rauben und Morden der wilden Soldateska auf beiden Seiten aus, an Sittenloſigkeit nur noch übertroffen von der offen mit ihrem Mangel an Gewiſſenhaftigkeit prunkenden abgeſeimten Diplomatie. Wir wollen bei dieſem faſt aller großen und edlen Züge entbehrenden Jammerbilde der ſpäteren Zeit des dreißigjährigen Krieges nur ſo lange verweilen, als es unumgänglich nöthig iſt.

Guſtav Adolph hatte in Schweden ſeinen Kanzler den ſehr klugen Staatsmann Axel Oxenſtierna zurückgelaſſen, um im Namen ſeiner unmündigen Tochter Chriſtine die Geſchäfte des Reiches zu führen. Dieſer nahm ſich nach des Königs Tode nun auch der Weiterführung der ſchwediſchen Hülfe in Deutſchland an, allein es lag in ſeiner Stellung, nur als Staatsmann, nur als Diener, daß er ſich nicht ſelbſt an die Spitze derſelben ſtellen und daß er bei den beſten Wünſchen für das Wohlergehen des Proteſtantismus vor Allem doch in Betracht der großen Armuth eines Landes nach einer Entſchädigung für die Kriegskoſten trachtete. Ganz anders hätte ſich die Sache geſtaltet, wenn Guſtav Adolphs Plan, Kaiſer des proteſtantiſchen Deutſchlands zu werden, geglückt wäre. Bei der eminenten Größe und Reinheit der Perſönlichkeit des Königs, bei der Sehnſucht nach Rettung, welche die noch ſtarken proteſtantiſchen Elemente in den katholiſchen Theilen erfüllte, überhaupt durch das damals noch lebendigere Gefühl der Einheit des Vaterlandes, wäre ein ſtarker Kern ſogleich vorhanden geweſen und würden die katholiſchen Theile ſich bald angeſchloſſen haben. Denn wenn es im Allgemeinen freilich erſter

Wunsch jedes Deutschen seyn muß, einen deutschen Kaiser zu haben, so gab Gustav Adolphs großer Charakter doch die höchste Gewähr, daß er nicht kleinlich Deutschland zu Gunsten Schwedens ausbeuten werde und für die Zukunft war schon bestimmt, daß des Königs einzige Tochter mit dem Sohne des Kurfürsten von Brandenburg (der sich mit Recht später den Namen des großen Kurfürsten erwarb) vermählt werden sollte, dieser mithin dann zum Heile Deutschlands, statt der Habsburger, der Nachfolger Gustav Adolphs gewesen wäre.

So sehr diese Pläne ursprünglich dem damaligen schwachen, aber ehrgeizigen Kurfürsten von Brandenburg geschmeichelt haben mochten, so fand jetzt Axel Oxenstierna doch dort wie in Sachsen eine schlechte Aufnahme und als er dann, um sich gleich seinem Herrn und Meister auf die süddeutschen Protestanten zu stützen (welche die nahe Gefahr entschiedener machte), in Heilbronn einen Tag abhalten ließ, weigerten sich Württemberg, der fränkisch-brandenburgische Markgraf, Baden, die Reichsstädte u. s. w. beharrlich, demnach noch aus alter Pietät, den Kaiser für einen Reichsfeind zu erklären. Oxenstierna wurde daher trotz des Widerspruchs von Frankreich und Sachsen zwar als Haupt des Bundes anerkannt — dennoch war sein Einfluß unterwühlt durch seinen Geldmangel und mußte er es ruhig mit ansehen, wie sich für die Fortsetzung des Krieges Brandenburg und Sachsen hunderttausend Thaler, Hessen und Weimar zwölftausend Thaler von Frankreich auszahlen ließen und dadurch ganz für den intriguanten Einfluß des Kardinals Richelieu auf die deutschen Angelegenheiten gefangen wurden. Es drängten sich dann auch noch Baden, Bayreuth, Brandenburg-Anspach mit Bitten um Subsidien heran, sie wurden aber als zu gewichtlos in der Wage der Verhältnisse schnöd' abgewiesen.

Dennoch konnten die Mitglieder des Heilbronner Bündnisses nicht genug Geld auftreiben, um dem jetzt von Bernhard von Weimar und General Horn befehligten schwedisch-deutschen Heere den Sold auszuzahlen, man befriedigte daher die Feldobersten dadurch, daß man ihnen die eroberten geistlichen Güter zu Lehen gab. So erhielt z. B. Bernhard die Bisthümer Bamberg und Würzburg als Herzogthum Franken.

Da jetzt fast allen Generalen auf beiden Seiten mehr an Rauben und Plündern, als an einer raschen, siegreichen Beendigung des Krieges lag, so löste sich jetzt der Krieg, an dem auch Spanier, Franzosen, Lothringer Theil nahmen, mehr in einzelne Streif- und Raubzüge und kleinere Gefechte auf, durch welche die Bewohner des Flachlandes aber unendlich viel zu leiden hatten. Wallenstein blieb lange unthätig in Böhmen stehen, dessen König er zu werden hoffte, während die persönlich von ihm beleidigten Jesuiten am Kaiserhofe auf seinen Untergang hinarbeiteten und ihm namentlich seine wälschen Generale, wie Piccolomini, Isolani, Gallerade abspänstig zu machen suchten. Endlich ging Wallenstein nach Thüringen, Sachsen und Schlesien vor, welches ihm der verrätherische sächsische General Arn-

heim (Arnim) durch seinen Rückzug preisgab, allein es schien hier auch nur auf eine Befriedigung der Beutegier seiner Soldaten und Generale abgesehen zu seyn, denn nicht Heldenthaten, sondern brennende Städte und Dörfer, verwüstete Saaten, Mord und Schändung wehrloser Menschen bezeichneten diesen „Siegeszug." Bernhards Heer war aber zu schwach, um einen entscheidenden Schlag führen zu können, dennoch bot er nach der Eroberung von Regensburg Wallenstein bei Straubing die Schlacht an, der Herzog von Friedland hatte aber ganz andere Pläne und zog ruhig weiter. Längst stand nämlich Wallenstein mit Sachsen und Brandenburg in Unterhandlung, um zwischen dem Kaiser und der Liga und andrerseits den Schweden eine dritte Macht zu gründen, und viele seiner Generale, namentlich Illow, waren damit einverstanden. Da kam die Sache zur Entscheidung, indem der spanische Gesandte in Wien die Abberufung der spanischen Regimenter aus Wallensteins Heere, ja den Abzug eines anderen Theiles desselben zu einem neuen durch Italien heranrückenden spanischen Heere verlangte. Darüber erhob sich in dem damals bei Pilsen befindlichen Lager großer Lärm und sämmtliche Generale verpflichteten sich schriftlich, Wallenstein nicht zu verlassen; auch die Wälschen, obgleich sie sich schon zu Mithelfern seines Unterganges hatten anwerben lassen. Kaiser Ferdinand unterzeichnete dagegen das Absetzungsdekret des Herzogs, behielt es aber nach seiner furchtsam tückischen Weise zwanzig Tage in der Tasche, während er Wallenstein immer noch die zärtlichsten Briefe schrieb. Der rechte Meuchelmörder, wie man ihn suchte, war nämlich noch nicht gefunden. Als endlich das Absetzungsdekret veröffentlicht wurde, fielen fast alle Regimenter von Wallenstein ab, dieser flüchtete sich mit einem kleinen Theile des Heeres nach Eger, allein auch unter diesen waren noch Verräther. Vergebens rief jetzt Wallenstein Bernhard von Weimar zu Hülfe, letzterer antwortete ihm: „Wer an Gott nicht glaubt, dem kann auch der Mensch nicht trauen!" — Ein halbes Dutzend Engländer und Italiener, die in Wallensteins Heer dienten, mit den Offizieren Buttler, Lesley und Gordon an der Spitze, ermordeten nun in der Nacht vom 25. Februar 1634 zuerst des Herzogs neue Anhänger Illow, Terzky, Kinsky, Neumann; dann drangen sie in Wallensteins Schlafzimmer. Er sprang im Hemd aus dem Bette, der Soldat Leslie fragte ihn: „Bist Du der Schelm, der Du dem Kaiser die Krone vom Haupt reißen willst?" Schweigend ließ sich Wallenstein mit der Hellebarde durchbohren. Im Volk ging aber damals das Lied um:

„Hier liegt und fault mit Haut und Bein
Der große Kriegsfürst Wallenstein,
Der große Kriegsmacht zusammenbracht,
Doch nie geliefert recht ein Schlacht.
Groß Gut that er gar vielen schenken,
Dergegen auch viel unschuldig henken,
Durch Eierugucken und lang Traktiren
That er viel Land und Leut verlieren,
War zart war ihm sein böhmisch Dirn,
Konnt nicht leiden der Spreen Klirrn.

Hahn, Hennen, Hund er bannisirt,
Aller Orten, wo er liegt,
Doch muß er ohn des Todes Strafen,
Hahn krähn und Hunde bellen lassen."

Wallensteins Heer, dessen Oberbefehl dem Namen nach der Sohn des Kaisers, Ferdinand (III.), in Wahrheit aber General Gallas führte, blieb größtentheils dem Kaiser treu, vereinigte sich mit den Spaniern und am 26. August 1634 kam es bei Nördlingen gegen Horn und Bernhard von Weimar zur Schlacht. Vergebens wollte aber Ersterer, den mit siebentausend Mann heranziehenden Rheingrafen erst abwarten, da man den sechsundvierzigtausend Kaiserlichen nur dreißigtausend Mann entgegenstellen konnte. Nach tapferster Gegenwehr wurde das protestantische Heer mit einem Verluste von zwölftausend Mann gänzlich geschlagen. Horn wurde gefangen, Bernhard entfloh mit seinen Schätzen und der Kanzlei, Schwaben wurde sofort von den Kaiserlichen schrecklich verwüstet. Bei der Belagerung von Augsburg starben sechzigtausend Menschen durch Pest und Hunger, Württemberg wurde getheilt und Aemterweise den kaiserlichen Generalen zu Lehen gegeben. Der Heilbronner Bund warf sich ganz Frankreich in die Arme, während Sachsen und Brandenburg im Prager Frieden (1635) sich mit dem Kaiser aussöhnten und ihre süddeutschen Glaubensgenossen der Rache desselben preisgaben.

Die nächste Zeit füllen nun französische und schwedische Intrigen und einzelne Gefechte zwischen Bernhard von Weimar und dem französischen General Guebriant einerseits und den kaiserlichen Generalen Gallas und Johann von Werth andererseits; letzterer, welcher nur der Unterstützung eines großen Heers bedurft hätte, um die bedeutendsten Thaten auszuführen, kam auf einem kecken Streifzuge (1636) sogar mit seinen Reitern bis in die Nähe von Paris; der Rest des schwedischen Heeres unter Banner und Torstenson mußte sich nach Pommern zurückziehen, bis es durch neue Verstärkungen aus Schweden ansehnlich vermehrt dann selbst einen Angriff auf den ungetreuen ehemaligen Bundesgenossen, den Kurfürsten von Sachsen, wagen konnte. Die Schweden fingen jetzt an uneingedenk der ehemaligen Mannszucht ihres großen Königs so zu hausen, daß die „Schwedenzeit" Jahrhunderte lang als der Inbegriff alles Schrecklichen in der Erinnerung aller Leute blieb. Meißen, Wurzen, Oschatz, Kolditz, Lichtenberg u. s. w. wurden gebrandschatzt und die Bewohner schrecklich gequält, einzelne Streifkorps der Schweden dagegen, wo man sie fand, wie z. B. von dem kaiserlichen General Terzkyer ohne Schonung zusammengehauen.

Während dieser heillosen Wirren, denen der ursprüngliche Zweck, die Religionsfreiheit Deutschlands, ganz fremd geworden war, starb der alte Kaiser Ferdinand II. (15. Februar 1637), nachdem sein Sohn als Ferdinand III. im Herbst zuvor zu Regensburg als sein Nachfolger gewählt war. Diesem frömmelnden Heuchler folgte die Erinnerung, daß während seiner langen Regierung, die er nach der Vorschrift der Jesuiten mit Kasteien, Beten und Ränkereien hinbrachte, zehn Millionen Menschen dem Baal seiner unersättlichen Verfolgungswuth geopfert wurden. Nicht

minder gräßlich hausten aber in dem armen zerſtückelten Deutſchland, die urſprünglichen Retter aus dieſer Noth, die Schweden. Da keine Ausſicht war für die Kriegskoſten im Großen entſchädigt zu werden, raubten und plünderten ſie nämlich Land auf, Land ab und goßen z. B. den Leuten ſo lange Miſtjauche in den Mund, bis ſie geſtanden, wo ſie ihr Hab und Gut verborgen hatten. Noch ärger trieben es aber die unter den Kaiſerlichen dienenden Italiener und Spanier, ſie ſchoßen den Gefangenen Kugeln in's Knie, ſo daß ſich der untere Theil des Fußes ablöſete, beſtrichen die Fußſohlen mit Salz, welches ſie dann zur größten Qual der Unglücklichen von Ziegen ablecken ließen. Kinder wurden in Maſſe in Backöfen zu Tode gebraten, um den Eltern das Geſtändniß ihrer verborgenen Schätze abzulocken. Ferdinand II. hatte ſeine Erbländer größtentheils lutheriſch, aber wohlhabend und bevölkert angetreten, er hinterließ ſie katholiſch, aber entvölkert und verarmt. In Böhmen hatte es mehr als drei Millionen wohlhabender, größtentheils huſſitiſcher Einwohner gegeben, als der frömmelnde Kaiſer Ferdinand II. ſtarb, waren nur noch ſiebenhundert und achtzigtauſend jetzt freilich durch und durch katholiſche Bettler am Leben. In ähnlicher Weiſe waren durch den Krieg und die Seuchen, welche er mit ſich brachte, Bayern, Schwaben, die Pfalz, die Mark Brandenburg, Schleſien, Pommern, Mecklenburg, Lothringen und alle die niederſächſiſchen Lande verwüſtet und entvölkert.

Herzog Bernhard von Weimar hatte inzwiſchen durch Unterhandlungen in Paris und auch durch einen energiſchen Streifzug in die Champagne ſo viel erreicht, daß er Hülfsgelder von Frankreich erhielt und wieder angriffsweiſe zu Werk gehen konnte. Der Krieg bewegte ſich jetzt namentlich im Elſaß auf und ab, wo Bernhard die kaiſerlichen Generale Göz, Savelli und den Herzog Karl von Lothringen ſich gegenüber hatte. Sein ärgſter Gegner war aber der Schweizer Erlach, welcher ſich ſeinen Freund nannte, ihn aber doch an Frankreich verrieth, als Bernhard ſich widerſetzte, das Elſaß, wie es die Franzoſen wünſchten, von Deutſchland abzureißen. Von Kummer gebeugt, denn ſeine Soldaten, namentlich die Franzoſen, hatten in letzter Zeit gegen ſeinen ausdrücklichen Befehl furchtbar gehauſt, ſtarb Herzog Bernhard von Weimar am 18. Juli 1639, wie man ſagt, durch franzöſiſches Gift. Der berühmte Staatsmann und Gelehrte Hugo Grotius ſagte von ihm: „Deutſchland verlor ſeine Zierde, ſeine letzte Hoffnung und faſt den Einzigen, der des Namens eines deutſchen Fürſten würdig war.“ Von jetzt an nahm der Krieg eine noch viel trübere Wendung.

FERDINAND III.

Ferdinand der Dritte.

1637 — 1657.

Inzwiſchen war auch, wie ſchon geſagt, Ferdinand II. geſtorben, der mit ſo viel Energie ſeinen Willen ganz unter den Willen und die Anſichten ſeiner Beichtväter und Räthe gebeugt hatte, und ſein älteſter Sohn beſtieg wirklich als Ferdinand III. den kaiſerlichen Thron. Das Verlangen nach einem Friedensſchluſſe war allgemein in dem unglücklichen verheerten und ausgeſogenen deutſchen Reiche, die Heere unter dem ſchwediſchen General Banner (ſprich Banneer) und den kaiſerlich-ligiſtiſchen Generalen Piccolomini und Merey ſtanden ſich mehrere Male wochenlang gegenüber (bei Saalfeld, bei Neuſtadt a. d. Saale), ohne daß es zur Schlacht kam. Ein Reichstag, hoffte man nun, werde am beſten einen Friedensſchluß vorbereiten, und Kaiſer Ferdinand III. berief in der That (1640) eine Reichsverſammlung nach Regensburg; als die Proteſtanten aber allgemeine Amneſtie und Herſtellung der Verhältniſſe, wie ſie vor dem Kriege geweſen waren verlangten, erhoben die Katholiken ein großes Geſchrei, Franzoſen und Schweden, welche noch mehr im Trüben fiſchen wollten, hetzten nach beſten Kräften bei den Parteien; ſo brach der Krieg ſchon im nächſten Jahre mit erneuerter Heftigkeit wieder los, doch verurſachte der Tod Banners (1641), bis ſein Nachfolger Torſtenſon eintraf, noch einige Zögerung. Dieſer ſchwediſche General, welcher ſo ſehr an Gicht litt, daß er kein Pferd beſteigen konnte, ſondern ſich in einer Sänfte dem Heere nachtragen laſſen mußte, war dennoch der fähigſte und thatkräftigſte von allen. Wie im Fluge eroberte er Schleſien, Mähren und bedrohte ſogar Wien, bis Erzherzog Leopold mit einem weit überlegenen Heere von dreißigtauſend Mann gegen ihn aufbrach. Torſtenſon wich vor demſelben bis in die Nähe von Leipzig zurück, ließ es hier aber bei dem Dorfe Breitenfeld am 2. November 1642 zur Schlacht kommen und die Erinnerung an den Sieg, den Guſtav Adolph hier einſt erfochten hatte, begeiſterte das kleine ſchwediſche Heer in dem Grade, daß es das kaiſerliche Heer vollſtändig beſiegte. Der Erzherzog verlor zehntauſend Todte und ſein ſämmtliches Geſchütz und der Reſt ſeines Heeres war ſo entmuthigt, daß Torſtenſon unmittelbar auf Wien hätte marſchiren können, da rief ihn ein Befehl des Kanzlers Oxenſtierna ab, welcher den Krieg gegen Dänemark mit einem unverhofften Ueberfalle eröffnet wiſſen wollte. Zugleich wurde das aus der ehemaligen Armee des Herzogs Bernhard von Weimar gebildete franzöſiſche Heer unter Condé von den Kaiſerlichen unter Hatzfeld, Merey und Johann von Werth bei Tuttlingen am 23. Nov. 1643 gänzlich geſchlagen.

Zwar vernichtete der kühne Torſtenſon alle dieſe Vortheile mit Einem Schlage wieder, indem er bei Jankau in Böhmen die Kaiſerlichen und Bayern (1645) nochmals beſiegte, bald darauf mußte er aber aus Kränklichkeit dann doch den

Oberbefehl niederlegen. Die Kämpfe der Franzosen mit den Kaiserlichen in Schwaben und am Rhein brachten bald dieser, bald jener Partei den Sieg, das Land glich aber auch hier, wie in den östlichen Provinzen Deutschlands in kurzer Zeit nur noch einer großen Wüstenei, da dachte man ernstlich daran, die schon 1644 zu Münster und Osnabrück in Westphalen begonnenen Friedensunterhandlungen zu Ende zu führen, allein da alle zuletzt noch gewinnen, Niemand nachgeben, Niemand dem deutschen Volke sein gutes Recht gewährleisten wollte und überdieß die Fremden mit ihren Intriguen überall mit im Spiel waren, konnte trotz des großen Elends im Lande doch nicht so bald ein Friedensschluß erreicht werden. Um einen gewiß glaubwürdigen Berichterstatter über die Deutschen jener Zeit reden zu lassen, wollen wir ein Stück aus der vom Graf Khevenhiller aufbewahrten Rede mittheilen, welche Gustav Adolph im Lager vor Nürnberg an die deutschen Offiziere in seinem Heere hielt: „Ihr Fürsten, Ihr Grafen, Ihr Freiherren, Ihr Edelleute, Ihr seid's, welche die größte Untreue am eigenen Vaterlande beweisen; Ihr zerstöret, verderbet, verheeret dasselbe. —" Und ferner: „Ihr seid Schuld daran, daß man öffentlich sagt, der König, unser Freund, thut uns mehr Schaden als unsere Feinde. Mein Herz erbittert sich, ja meine Eingeweide erzittern, wenn ich die Klage jetzt höre, daß schwedische Soldaten für unverschämter gehalten werden, als selbst jene des Feindes. Allein es sind keine Schweden, es sind die Deutschen selbst, die sich mit diesen Ausschweifungen beflecken. —" Und schließlich: „Ueber Euren Muth und Euer Fechten beklage ich mich nicht, denn in diesen Stücken habt Ihr immer gehandelt, wie redliche und rechtschaffene Edelleute; Ihr versündigt Euch an mir wegen Eurer schlechten Mannszucht. Mir ist so wehe unter Euch, daß es mich verdrießt, mit einer so verkehrten Nation umzugehen. —" Den besten Beleg für die Wahrheit dieser Rede gab das ganze von Deutschen oder von Fremden auf Veranlassung der Deutschen verheerte Deutschland, wo weit und breit oft rein aus Muthwillen die Saaten zerstört, hunderte von Dörfern und Städten (in dem kleinen Hessen allein mehr als hundert) verbrannt und verödet und ein Drittheil der Bevölkerung auf die schrecklichste Weise um's Leben gekommen war. Allein fast noch lauter reden die schmählichen Bedingungen, unter denen jetzt mit vorwiegendem Einflusse der Fremden endlich Frieden geschlossen wurde. Wir übergehen das hochmüthige Benehmen des schwedischen und des französischen Gesandten (Oxenstierna, ein Sohn des Kanzlers, und der Franzose d'Avaux), welche sich ungestraft jede Schmach und Trutz gegen Deutschland erlauben durften, und dabei noch von Deutschen unterstützt und aufgestachelt wurden und wenden uns zu der Friedensurkunde selbst. Paragraph Eins versprach natürlich: „Allgemeinen ewigen, wahrhaftigen christlichen Frieden und Amnestie und Vergessenheit für alles Vorgefallene!" Ferner wurde der Vertrag von Passau (1534) und der allgemeine Religionsfriede von 1555 bestätigt und festgesetzt, alles solle so bleiben, wie es am 1. Januar 1624 gewesen sei, ja selbst die Protestanten, welche damals nicht öffentlich ihren Gottesdienst hatten ausüben

dürfen, sollten ihn unbehindert von ihren katholischen Landesherren künftig privatim abhalten. Kein Unterthan soll wegen seiner Religion verachtet, oder von Gilden, Zünften, Erbschaften, milden Stiftungen oder irgend einem anderen Rechte ausgeschlossen sein. (Also vollkommene Religionsfreiheit; dieser Artikel wurde am wenigsten später gehalten.) Die Reichsdeputationen, das Reichskammergericht sollen zur Hälfte mit Katholiken, zur andern Hälfte mit Protestanten besetzt werden; ebenso die Magistrate in paritätischen Städten, ferner wurde die Schweiz jetzt auch formell aus dem Reichsverbande entlassen und den Reichsständen (der letzte Dolchstoß in den so schon leblosen Reichskörper!) die volle Landeshoheit verbürgt, so daß sie allein über Krieg und Frieden, Steuern, Festungsbauten in ihrem Lande zu entscheiden hätten, auch mit fremden Mächten Bündnisse abschließen dürften, nur sollten selbige nicht gegen Kaiser und Reich gerichtet sein. (Der Erfolg zeigte aber bis zum Rheinbund hinab nur zu oft Deutsche im Bunde mit Fremden gegen Kaiser und Reich, wie namentlich auch Deutsche auf fremden Thronen sich nie patriotisch erwiesen.) Der zehnte Artikel bestimmt als Entschädigung von Schweden, daß Vorpommern und Rügen, eine Anzahl Ostseestädte, wie Wismar, Stettin, Gartz, Damm und die Bisthümer Bremen und Verden abgetreten werden sollen; außerdem fünf Millionen Thaler an Geld. Die folgenden Artikel belohnten eine Anzahl protestantischer Fürsten für ihre oft bewährte Lauheit und Schwachheit in der Vertheidigung ihrer guten Sache mit sequestrirten norddeutschen Bisthümern und der siebzehnte und letzte Artikel bestimmt, daß alle Unterzeichner des Traktats, nöthigenfalls mit Waffengewalt, die Aufrechterhaltung desselben zu schützen hätten. Im Ganzen gleichlautend mit diesem schwedisch-deutschen Friedensinstrumente war der französisch-deutsche Friedenstraktat, nur daß man hier für die geleistete Hülfe (sie hatten arg genug gehaust) die Bisthümer Metz, Toul und Verdün, ferner Pignerol, Ober- und Nieder-Elsaß, Breisach, den Sundgau, Hagenau und Philippsburg für ewige Zeiten von Deutschland losriß und an Frankreich verschenkte. Am 25. October 1648 wurde dieser Friedensschluß zu Münster und Osnabrück feierlich verkündigt; was schlecht daran war, wurde gehalten, was gut daran war, bei jeder Gelegenheit rücksichtslos übertreten.

Außer der längst schon von fremdem Sold und fremden Einflüssen abhängigen Diplomatie (am merkwürdigsten ist in dieser Beziehung ein Brief des jüngeren Oxenstierna an die Landgräfin von Hessen, in welchem ganz offen die Nothwendigkeit einer Theilung und Schwächung Deutschlands besprochen wird) waren die Hauptagitatoren bei diesem Friedenswerke, „die Jesuiten." Unter diesem, mit eben so wunderbarer Klugheit, wie Gewissenlosigkeit organisirten Mönchsorden, der sich nach der völlig rücksichtslosen, oft grausamen Disciplin in seinem Innern allen und jeden Lebensverhältnissen anzupassen wußte, brauchte man zur Bearbeitung der frommen, weichen Seelen für aufopfernde Missionen in fremde Welttheile auch schwärmerisch-reine Mitglieder, welche den frühesten Zeiten der christlichen Kirche

Ehre gemacht haben würden, die große Masse der Jesuiten waren aber abgefeimte Heuchler und Böswichter, wie schon ihr furchtbarer Hauptgrundsatz: „der Zweck heiligt die Mittel!“ aussagt. Den schlagendsten Beweis von dieser systematischen Sittenlosigkeit der Ordensgrundsätze liefert das Buch des spanischen Jesuiten Escobar, welches eine „Anweisung für Beichtväter“ enthält und mit allerhöchster Approbation sechsunddreißig Auflagen erlebte. Aus diesem eben so schlechten, wie albernen Buche erwähnen wir nur: Auch die ärgsten Sünden können vergeben werden wegen der nothwendigen, stets mildesten Auslegung oder indem man sich unschuldige Nebengedanken macht, eine Bestechung z. B. als ein Geschenk der Dankbarkeit ansieht. Oder durch den innern Vorbehalt, indem man z. B. fälschlich schwört, man habe kein Geld gegeben und dabei im Stillen denkt: Zum Ausleihen! Endlich sollten alle Sünden auch noch vergeben werden wegen frommer Absichten und Werke, d. h. wenn man irgend welche auch die niederträchtigsten Zwecke des Ordens irgendwie dabei förderte und unterstützte.

Von diesem westphälischen Friedensschlusse bis zu dem Augenblicke, wo der große Sohn der Revolution den deutschen Kaiserthron vollends zertrümmerte, sind nur noch die beiden Kriege bemerkenswerth, welche am schlagendsten zeigen sollten, daß in Wahrheit das dem Namen nach fortbestehende Reich schon nicht mehr lebensfähig sei, nämlich der Erbfolgekrieg und der siebenjährige Krieg. Das Resultat derselben war zum größten Nachtheile Deutschlands die Gründung der beiden sogenannten deutschen Großmächte Oestreichs und Preußens, deren Stellung eben als Großmächte mit undeutschen Landestheilen sie nur zu oft das Interesse Deutschlands vergessen ließ. Die Fremden machten sich diese Gelegenheit auch trefflich zu Nutze, wie die ungestraften Raubzüge Ludwigs XIV., die Losreißung eines schönen Landstriches nach dem anderen am Rheine, die Verhöhnung und Ausbeutung Deutschlands auch durch die schwächsten Nachbarn, wie Holland und Dänemark, und endlich die Schmach des Rheinbundes und die fast widerstandslose Eroberung unseres Vaterlandes (1806) durch die Franzosen bewiesen.

Daneben geht dann nur die Geschichte der kleineren deutschen Fürstenhäuser her; sie ist, wie man richtig bemerkt hat: „nichts als eine für den Charakter, wie für die Einsicht der Mitglieder dieser Häuser mit geringen Ausnahmen sehr wenig schmeichelhafte Anekdotensammlung.“ Wer Macht hatte, der that im deutschen Reich, was ihm gefiel und Nutzen brachte, denn der Kaiser hatte fast nur noch die Gewalt: „Titel und Adelsbriefe für Geld und gute Worte zu verleihen.“ Das Reichskammergericht ließ sich schamlos bezahlen und verschleppte dann doch die Entscheidung. So mußte z. B. die freie Stadt Lübeck bei dem besten Rechte wegen des Besitzes von Mölln hundert und achtzig Jahre vergeblich prozessiren, und erhielt Gelnhausen für einen 1549 begonnenen Prozeß erst

1731 ein Urtheil, weßhalb der Volkswitz ſagte: Da man beim Reichskammergericht keinen Raum mehr habe für die Akten, ſo hänge man ſie mit Stricken an der Decke auf und nehme die zuerſt vor, wo der Strick abgefault ſei; davon komme der Ausdruck einen Prozeß anhängig machen. Die Reichstage kamen immer mehr außer Gebrauch und Anſehen und wurden Vorſchläge dort eingebracht, ſo mußte jede Geſandtſchaft die Sache erſt „hinter ſich bringen," d. h. zu Hauſe Inſtruktionen holen, wo dann „zu fernerem Bedenken" jedes der vielen Reichsmitglieder natürlich etwas anderes wollte, und man ſich ſo lange zankte und Berge von Papier verſchrieb, bis es zu ſpät war, weßhalb Sultan Soliman II. zu ſagen pflegte: Die Deutſchen berathen, ich handle! Maßloſe Steuern, Beſchränkung oder gar Vernichtung der alten Landesinſtitutionen und Freiheiten waren an der Tagesordnung, wer dagegen redete, wurde eingeſteckt, hingerichtet oder verbannt, und die Leute mußten ſich noch freuen, wenn ſie nicht wie das Vieh an das Ausland verkauft wurden, um in fremden ungerechten Kriegen todt geſchlagen zu werden. Außer den verweichlichten Völkern des Orients hat nie eine Nation ſo viel Gewalt und Schande geduldig ertragen wie die Deutſchen, weil ſie trotz ihrer ungebrochenen Kraft aus Pedanterie ihren Geiſtlichen und Rechtsgelehrten Glauben ſchenkten, wenn jene ihnen einbildeten, dieſe Demuth gegenüber der Thatſache der innern Uneinigkeit des Reichs, ſei eine gottwohlgefällige Pietät, und wenn die Juriſten ihnen vorlogen, dieſes himmelſchreiende Unrecht ſei heiliges Recht, weil die Gewaltigen im Lande öfters feile römiſche Juriſten gefunden hatten, die ihnen ihre Willkür und Gewalt hübſch ſchwarz auf weiß lateiniſch zu Papier gebracht hatten, als ob's vom deutſchen Kaiſer und Volk rechtskräftig gefaßte Beſchlüſſe wären. Wenn geſcheidte Leute gegen dieſen Unfug proteſtirten und man konnte ihnen nicht anders etwas anhaben, ſo wurden ſie als Zauberer und Hexen dutzendweiſe verbrannt. So ließ, um unter hunderten von Beiſpielen nur einige anzuführen, ein Dechant in Mainz dreihundert Bauern verbrennen, um ihre Güter einzuziehen. Ein Schultheiß, Namens Geiß, zu Lindheim in der Wetterau ließ die der Zauberei angeklagten Menſchen (darunter beſonders viele Weiber, aber auch acht- bis zehnjährige Kinder), wenn ihnen in der Folter die Glieder zerbrochen waren, an Ketten in der Luft aufhängen und Tage lang am langſamen Feuer braten. Erſt 1783 hörten dieſe Gräuel auf, welche Tauſenden von Menſchen das Leben gekoſtet, die Säckel der Richter, Schreiber und Henker und ihrer Herren aber mit Reichthümern gefüllt hatten. Anna Göldlin von Glarus war die letzte, welche wegen angeblicher Zauberei den Feuertod ſtarb.

Das vergötterte Vorbild dieſer Zeit, wo ſich in Deutſchland Liederlichkeit, Dummheit und Schwäche bei Hoch und Niedrig, Gelehrt und Ungelehrt in ſchönſter Eintracht verbanden, war der franzöſiſche König Ludwig XIV., den ſeine Schmeichler und Maitreſſen den Großen nannten; es konnte kein ärgeres Schimpfwort geben als dieſer Name aus ſolchem Munde. Ludwigs XIV. Wahlſpruch war:

Ich bin der Staat! und wenn es dieſem Despoten einmal einfiel einen Grund für ſeine Gewaltthaten anzuführen, ſo ſagte er, das iſt ſo mein Plaiſir! und jeder kleine deutſche Gewalthaber ſagte damals auch: Ich bin der Staat und erröthete über Nichts mehr.

Die eifrigſten Nachahmer dieſer franzöſiſchen Satrapenwirthſchaft waren in der nächſten Zeit die ſächſiſchen und bayriſchen Fürſten. Obgleich Sachſen von den Folgen des dreißigjährigen Krieges gräßlich entvölkert und verarmt war, ließ Johann Georg II. in der unſinnigſten Weiſe von 1656 an den Schweiß des Landes vergeuden. Ein zahlloſer Troß goldſchimmernder Garden und Hofbedienten, prachtvolle Jagden, ſelbſt Löwenhatzen, eine italieniſche Oper, Feuerwerke, dazu jene Sammlung der geſchmackloſeſten, aber koſtſpieligſten Kurioſitäten, deren Augenſchein im grünen Kabinet zu Dresden noch jetzt klar macht, daß ſie Millionen gekoſtet haben müſſen, bewieſen dieß. Schon 1660 brach offener Staatsbankerott aus, das arme Land mußte den Unſinn mit ſeinem letzten Heller zahlen. Der Nachfolger, Johann Georg III., verſchwendete eben ſo viel an Soldaten, und Johann Georg IV. an Maitreſſen, welche mit Hülfe ihrer Kreaturen, wie z. B. des Grafen Hoym unter Androhung von Verfolgungen alle noch Wohlhabenden auspreßten. In Bayern erbaute Ferdinand Maria nach dem Muſter der pariſer Luſtſchlöſſer Nymphenburg und Schleißheim. Für die Verzierungen ſeines Bettes hatte es allein zwei Centner und neunzehn Pfund Gold bedurft. Seine Frau, die ſavoyiſche Adelheid war dagegen eine Frömmlerin, das koſtete dem Lande aber wieder ebenſoviel, indem ſie die unerſättliche Hierarchie mit Geſchenken überſchüttete. 1657 ſtarb Ferdinand III., längſt ſchon kränklich, vor Schreck, weil in ſeinem Schlafzimmer Feuer ausbrach.

Leopold der Erſte.

1658 — 1705.

Leopold I. (mit der dicken Lippe) kam nicht ohne Schwierigkeiten erſt am 18. Juli 1658 zur Regierung; Deutſchland hätte nicht viel daran verloren, wenn dieſer (vom Jeſuiten Neidhart erzogene, und überdieß in der ſteifen, närriſchen, ſpaniſch-habsburgiſchen Lebensweiſe aufgewachſene) Prinz nicht Kaiſer geworden wäre, allein — zur Schmach Deutſchlands ſei's geſagt! — ſein Nebenbuhler in der Bewerbung um die Krone konnte jener Ludwig XIV. von Frankreich ſein, weil er den Kurfürſten von der Pfalz mit einhundert zehntauſend und Bayern, Kur-Mainz, Kur-Köln und eine Menge anderer Fürſten mit ähnlichen Summen beſtochen hatte, wie die Herzoge von Braunſchweig, Lüneburg, Heſſen-

LEOPOLDI.

Kaſſel, Württemberg, den Biſchof von Münſter u. a. m. Als der König von Frankreich durch den Widerſtand Sachſens und Brandenburgs mit ſeinen ehrgeizigen Planen auf die deutſche Krone unterlag, hetzte er die Türken gegen Deutſchland, dieſelben wurden aber von dem k. k. General Montecuccoli bei St. Gotthardt (1664) gänzlich geſchlagen, welcher (1675) auch die Franzoſen bei Sasbach beſiegte, wo auch der General derſelben, Turenne, fiel. Noch beſſer erwehrte ſich Friedrich Wilhelm von Brandenburg, mit Recht der große Kurfürſt genannt (durch Tapferkeit, Mäßigung, Gerechtigkeit und ſittlichen Ernſt des Privatlebens eine wahre Perle unter den Fürſten jener Zeiten! —), ganz allein der übermäßigen Anforderungen, welche auch die Schweden an das geſchwächte Reich machten, indem er und ſein tapferer General Derflinger (urſprünglich ein Schneider ſeines Zeichens), ſie bei Fehrbellin (1675) und ſofort bei Wolgaſt und bei Riga gänzlich beſiegte. Der ſchwache Kaiſer ſchloß aber trotz dieſer Siege Montecuccoli's und des großen Kurfürſten den ſchimpflichen Frieden zu Nimwegen (1678), nach welchem Freiburg im Breisgau an Frankreich und alles von Friedrich Wilhelm Eroberte wieder an Schweden abgetreten werden mußte. Durch dieſe offenbare Schwäche des Kaiſers muthig gemacht, errichtete Ludwig XIV. dann die ſogenannten Reunionskammern, d. h. eine Bande feiler Juriſten, die zu Beſançon, Breiſach, Metz und Doornik ihren Sitz hatte, und — mit offenſter Verhöhnung des deutſchen Reiches — nachzuweiſen verſuchte „welche Theile von Deutſchland durch Rückführung auf die Karolinger u. dgl. eigentlich zu Frankreich gehören ſollten.“ Mit Hülfe von leider manchem Deutſchen und unterſtützt von den ebenſo Geld- und Titelſüchtigen ſtädtiſchen Ariſtokraten wurde ſo trotz des eifrigſten Widerſtandes der Bürger nicht nur Straßburg „der Schlüſſel des Weſtens von Deutſchland,“ ſondern ſonſt auch noch viel Land jenſeits des Rheines von Deutſchland losgeriſſen. Ebenſo ſtaatsklug hatte inzwiſchen Ludwig die Türken gegen Oeſtreich aufgehetzt, da Kaiſer Leopold durch ſein Wüthen gegen die vorwiegend proteſtantiſchen Ungarn (zweihundert und fünfzig Prediger ließ er mit einmal auf die Galeeren bringen) ſich ſelbſt dort ſeine beſte Vormauer vernichtet hatte. Die Türken kamen ſiegreich bis vor Wien, alles ſchien verloren, da retteten dennoch vom nahen Verderben das habsburgiſche Haus die Polen unter ihrem tapferen Könige Sobiesky am 11. Sept. 1683 durch einen glänzenden Sieg über die Türken; der Dank dafür war dann ſpäter die Theilnahme Oeſtreichs an der Theilung und ſyſtematiſchen Vernichtung des polniſchen Volkes; dafür aber, daß Ungarn „lieber türkiſch als öſtreichiſch hatte ſein wollen,“ nahm jetzt ſchon Leopold furchtbare Rache. Unter dem Vorſitz des Generals Caraffa wurde die Fleiſchbank von Eperies eröffnet, ein Blutgericht, welches jeden Ungarn mit dem Tode bedrohte, der nach dem Vorbilde ihres tapferen Führers, des Grafen Tököli, ſich der Herrſchaft Oeſtreichs über dieſes tapfere, freiheitdürftende Volk mit Kraft widerſetzt hatte. Das Wahlrecht der Ungarn wurde wider alles Recht vernichtet und ebenſo die Erbfolge des habsburgiſchen Hauſes in Ungarn gewaltſam verkündigt. Nur Karl von Lothringen bei Mohacz

(1687), Ludwig von Baden bei Szankemen und namentlich Prinz Eugen von Savoyen, der Sieger von Zenta, retteten dann doch noch die Ehre des deutſchen Namens, indem ſie im Frieden von Karlowitz (1699) Ungarn gegen die Türken behaupteten.

Ludwig XIV. hatte durch Liſt und Gewalt die Erbtochter des Kurprinzen von der Pfalz, Charlotte, mit einem franzöſiſchen Prinzen vermählt. Als jener dann ſtarb und die deutſchen Fürſten zu Augsburg, endlich die Gefahr von Seiten Frankreichs erkennend, den großen Bund gegen daſſelbe ſchloßen (1686), drang Ludwig (oder vielmehr ſein General Monclas, denn er ſelbſt hat ſich nie in die Nähe eines Schuſſes gewagt) mit unerhörter Grauſamkeit alles verheerend in die Pfalz ein. Worms, Speyer, Frankenthal, Alzei, Oberweſel, Andernach, Kreuznach, wurden gänzlich zerſtört, das umliegende Land einer Wüſte gleich gemacht. Ebenſo Mannheim, Durlach, Bruchſal, Heidelberg, Raſtatt, Pforzheim und das württembergiſche Land, wo Hirſchau, Calw, Neuenbürg, Marbach, Vaihingen, Tübingen zerſtört und ringsum alles ausgeplündert und gebrandſchatzt wurde. Das Reich machte gewaltige Anſtrengungen ſich zu wehren, im Frieden zu Ryswik (1697) verblieben aber dennoch Lothringen, Pfalz, Breiſach, Straßburg, Philippsburg, in Ludwigs XIV. Händen. Bald darauf erhielt die deutſche Fürſtenpolitik durch zwei Umſtände noch einen beſonderen Umſchwung, einzelnen Häuſern gelang es nämlich, ſich, wenn auch nicht das Anſehen, doch den Titel eines Königs zu erwerben (wie Sachſen, Preußen) und mehrere andere, wie die Oldenburger in Dänemark, Rußland und Schweden, die Oranier in England beſtiegen fremde Königsthrone, um dort deſto eifriger gegen Deutſchland aufzutreten.

Zu den erſteren gehörte der rieſenſtarke Kurfürſt Friedrich Auguſt von Sachſen, und Friedrich von Brandenburg. Nach einer in wilder Reiſeluſt verbrachten Jugend, wo er die Leute durch Zerbrechen von Thalern und Hufeiſen zu unterhalten pflegte, in Spanien bei einem Stiergefechte einen Ochſen bei den Hörnern zu Boden riß, in Ungarn einem ſolchen Thiere mit Einem Säbelhiebe den Kopf abhieb, und nur mit Mühe den Gefahren einer Menge galanter Abenteuer entging, begann Auguſt zuerſt in Deutſchland mit Hülfe ſeines Günſtlings Flemming das Ludwigſpielen in dem unglücklichen Sachſen. Da der Kurfürſt aber in der unſinnigſten Pracht und Liederlichkeit Millionen verſchwendete, wo ſeine ſaubern Vorfahren ſich doch mit Hunderttauſenden begnügt hatten, ſo drohte das Land endlich ſich zu empören. Friedrich Auguſt ſchuf ſich dagegen die ultima ratio aller Deſpoten, ein nicht frei geworbenes, ſondern gepreßtes Heer; wer den Fahneneid nicht ſchwören wollte, wurde auf der Folter dazu gezwungen (1696), und wer ſich dem heilloſen Unfuge der Maitreſſen und Günſtlingsregierung widerſetzte, vermoderte im Kerker. Dafür hatte das Land aber die Ehre, daß ſein Fürſtenhaus, um den Preis ungeheurer Geldſummen, mit denen die Woywoden beſtochen wurden, und durch den Uebertritt zur katholiſchen Religion, den königlichen Thron von Polen beſteigen durfte. Das Fürſtenhaus wurde dadurch immer mehr dem proteſtan-

tischen Lande entfremdet, die Pracht des Hofes immer größer und die jetzt halb stiefmütterliche Landesverwaltung immer leichtsinniger seilen Hofkreaturen, wie später dem Fürsten von Fürstenberg und dem Grafen Brühl hingegeben. 1704 mußten vierundzwanzig Quatember zu fünfzig Gulden für jedes Ritterpferd bezahlt werden, 1705 eine allgemeine Kopf-, Vermögens- und Besoldungssteuer, desgleichen Rangsteuer, Dorfaccissteuer, Generalconsumtionssteuer. Alle Stände wurden ausgesogen, damit der neue König für seine jetzt königliche Maitresse und Soldaten, wie auch zu Befriedigung seiner Prachtliebe Geld hatte und er bei der Krönung einen Schmuck (Eine Million im Werth tragen konnte. Ebensoviel kostete das noch jetzt im japanischen Palais aufbewahrte ächt chinesische Porzellan, und welche Summen mögen für die auch sonst jeder Sittlichkeit Hohn sprechenden mythologischen Feste in's Ausland gegangen seyn, da nicht nur die Perücken und Kleider, sondern selbst die Pasteten und feinen Tafelaufsätze aus Paris verschrieben wurden. August hinterließ dreihundert und zweiundfünfzig uneheliche Kinder, von denen der französische Feldherr, genannt Le Maréchal de Saxe, der berühmteste war. Augusts II. ehlicher Sohn und Nachfolger August III. trieb's für seine Person nicht so arg, ließ seine Günstlinge, namentlich den Grafen Brühl aber noch verrückter verschwenden.

Nicht minder ehrgeizig war der gleichfalls geistig unbedeutende Sohn des großen Kurfürsten, Friedrich von Brandenburg. Er behauptete zwar mit Umstoßung des Testaments seines Vaters die Einheit der ererbten Länder, ließ aber seinen wackern Minister Danckelmann einkerkern und gab sich ganz dem Einflusse eines liederlichen Glücksritters, von Kolbe und dessen noch schlechterer Frau hin. Allein vergebens sann dieser pfiffige Mensch stets auf neue Mittel, um den Ehrgeiz und die Eitelkeit seines Herrn auf's Neue zu befriedigen. Da hatte ein unbedeutendes Ereigniß große Folgen. Friedrich von Brandenburg, der Nachkomme der Hohenzollernschen Burggrafen von Nürnberg, besuchte seinen alten Freund, den jetzt auf den königlichen Thron von England erhobenen Wilhelm von Oranien im Haag, und nach der dem lebendig faulen spanischen Hofe entlehnten damaligen Hofetiquette wurde dem Kurfürsten ein Armstuhl verweigert. Jetzt erschien Kolbe als ein Rettungsengel, indem er durch Bestechungen der übrigen deutschen Höfe es durchsetzte, daß man duldete, Friedrich von Brandenburg dürfe sich als Herzog von Preußen (nicht als deutscher Kurfürst) selbst die Königskrone aufsetzen. 1701 fand diese Scene zu Königsberg Statt, das Land mußte jetzt eine königliche Pracht des Hofes bezahlen; Kolbe wußte schon Mittel, um das Geld für die Schweizergarden, für die dem spanischen Hofe nachgeahmten albernen Hofämter u. dgl. m. aufzutreiben. Da gab's bald eine Kleidersteuer, Perückensteuer, Schweinsborstensteuer u. s. w., alles wurde gestempelt. Endlich verfiel aber die Schönheit der Madame Kolbe und diese ging in ihrer Unverschämtheit so weit, sich öffentlich mit der Frau des holländischen Gesandten zu prügeln. Da wurde sie und ihr sauberer Gemahl

vom Heer verbannt — mit einem jährlichen Gnadengehalt von vierundzwanzigtausend Thalern.

Das einzig Wichtige, was in der damaligen Welt noch öffentliches Aufsehen erregen konnte, waren Mißstände in der Uebervererbung der fürstlichen Häuser, die jetzt allgemein, wie gesagt, ihre Reiche, ihre viel getreuen Unterthanen, und deren Hab und Gut ansehen, wie ein anderer Hausvater sein Haus, Hof und Gesind, nur daß diese größten Grundbesitzer in Deutschland nicht einmal für das Wohlerhalten ihrer Mobilien und Immobilien sorgten. Es war einmal die Zeit, wo die Narrheit unter den Menschen so ernsthaft in Fleisch und Blut überging, daß sie sich mit Puder und falschen Haaren künstlich alt Greise verkleideten und jeden abgeschmacktesten, widersinnigsten Kleiderschnitt, den irgend ein Schneidermeister von Paris ersann, gewissenhaft von St. Petersburg bis Madrid nachahmten.

Da waren denn ein Jahrhundert lang die wichtigsten Weltereignisse der spanisch-österreichische Erbfolgekrieg und der siebenjährige Krieg, von denen aber, trotz aller ruhmvollen Schlachten, das Volk (wir meinen das deutsche Volk aller Stände) nichts hatte als Steuer zahlen, ganz abgesehen davon, daß zur Unterstützung hier rein diplomatischen, die eigentlichen Interessen des Volkes gar nicht berührenden Streitigkeiten die Blüthe der Jugend auf den Schlachtfeldern verblutete, während die Eltern unter den natürlichen Folgen jedes Krieges, wie Brand, Raub und Verwüstung ihrer Aecker seufzten.

Was die Erbfolgestreitigkeiten des habsburgischen Hauses betrifft, so begannen sie zuerst damit, daß nach dem Tode Karls II. von Spanien (1700) Oesterreich und Frankreich in Krieg geriethen, weil sowohl Leopold I. als Ludwig XIV. mit Töchtern des letzten Habsburgers, der auf dem spanischen Throne saß, vermählt waren. Die Franzosen hofften den Sieg von der oft schon von ihnen mißbrauchten Uneinigkeit der Deutschen, Oesterreich aber von dem Feldherrntalente seines großen Gegners, Prinzen von Savoyen, welcher auch wegen seiner durch und durch deutschen Gesinnung zu den ausgezeichnetsten Männern gehört; leider konnte er seine Unternehmungen doch nicht ganz so ausführen, wie er wollte, weil der Hofkriegsrath zu Wien ihm Geld und Leute unterschlug und nur zu oft durch Gegenbefehle seine schönen Pläne störte.

Gleich bei Eröffnung des Feldzugs überstieg Prinz Eugen die Alpen (und zwar an einer Stelle des Val Fredda, wo Jedermann den Uebergang nach Italien für einzelne Menschen, geschweige denn für ein Heer fast unmöglich hielt (wodurch er die Franzosen unter Catinat und Villeroi bei Chiari (1701) gänzlich auf's Haupt schlug. Weniger entscheidend waren die Operationen am Rhein, desto energischer traten dagegen die Tyroler auf, welche einen Landsturm organisirten und die Franzosen unter dem General Vendôme mit großem Verlust zum Lande hinausjagten. In Schwaben hausten die Franzosen ungestraft fürchterlich; man wagte hier nicht auch, das Volk in Masse aufzubieten. Allein am 13. August 1704 besiegte

JOSEPH II.

KARL VI.

Eugen und Marlborough die Franzosen bei Hochstädt, so daß diese sich mit einem Verluste von zwanzigtausend Todten und Verwundeten und fünfzehntausend Gefangenen zurückziehen mußten. Bayern wurde dafür, daß es mit den Franzosen gemeinsame Sache gemacht hatte, schwer vom Kaiser gezüchtigt, so daß sich im Lande ein Aufstand gegen die Oestreicher organisirte, der Anfangs bedeutende Vortheile erfocht, endlich aber doch durch den Verrath des Adels in heldenmüthigem Kampfe bei Sendling in der Nähe von München unterlag. Darauf starb (1705) Kaiser Leopold und sein Sohn Joseph I. kam zur Regierung.

Joseph der Erste.

1705 — 1710.

Dieser Kaiser ließ sich Anfangs besser an, als seine Vorgänger, indem er den Unfug des Hofkriegsraths im Wesentlichen steuerte und den Ungarn ihre so oft verheißene Religionsfreiheit in der That zurückgab. Prinz Eugen eilte jetzt dem von den Franzosen arg bedrängten Viktor Amadeus von Savoyen zu Hülfe, wurde zwar Anfangs bei Cassano und Gevardo geschlagen, siegte dann aber so glänzend (1706) bei Turin, daß die Macht der Franzosen für jetzt in Italien gebrochen war. Ebenso siegte Marlborough bei Ramillies. Die Unthätigkeit der Reichsarmee schien aber alles wieder verderben zu wollen, da vereinigten sich Eugen und Marlborough und gaben den glänzendsten Beweis ihrer Feldherrntalente in den blutigen Schlachten bei Oudenarde und Malplaquet. Joseph I. starb schon 1710.

Karl der Sechste.

1710 — 1740.

Dieser Kaiser, ein jüngerer Bruder Josephs I., war einer der thatenlosesten. Da er der einzige Sprößling seines Hauses und keine Aussicht auf eine männliche Nachkommenschaft war, fielen alle Bundesgenossen ab, vergebens beschwor Eugen die Deutschen zum Widerstande, wie er denn oft behauptete, es sei eine Leichtigkeit, in Deutschland zweihunderttausend Mann guter Soldaten zu finden, um damit die Franzosen zu vernichten. Zu Rastatt wurde ein Congreß eröffnet, und zu Baden (1714) Frieden geschlossen.

Karls VI. Hauptsorge ging nun dahin, daß seine mit dem Herzog Franz von Lothringen vermählte Tochter nach ihm den Thron besteige. Deßhalb beschloß er nach der damals schon über alles geltenden diplomatischen Weise durch die pragmatische Sanktion, d. h. durch die Garantie der Hauptmächte Europa's diese Erbfolge zu sichern und versprach dafür als Kaufpreis Lothringen an Frankreich, Toscana, Parma und Piacenza an Spanien zu geben; England und Holland sollten durch die Aufhebung der Handelsgesellschaft zu Ostende, Sachsen durch die Nachfolge Augusts III. statt des von Frankreich unterstützten Stanislas Leszinsky in Polen gewonnen werden. Allein gerade wegen dieses letzteren Punktes hatten die Gegner längst ein Separatbündniß geschlossen, welches dann durch die Abtretung Lothringens an Leszinsky nun vorläufig begütigt wurde. Prinz Eugenius war alt und schwach, der neue König Ludwig XV. zwar nicht so unternehmend, wie seine Vorgänger, aber eben so ausschweifend und böswillig gegen Deutschland; nirgends Aussicht auf Hülfe für das arme Land. Als nun Eugenius starb und Günstlinge des Hofkriegsraths in Wien an die Spitze des Heeres traten, ging es trotz der ungeschwächten Tapferkeit der Soldaten auch gegen die Türken ebenso schlecht und Karl verlor im Frieden von Belgrad (1739) alles, was ihm Eugens tapferes Schwert erobert hatte. Im folgenden Jahre starb dann auch der letzte Habsburger und die deutsche Erbfolge trat in den Vordergrund.

Maria Theresia (1740—1780) und Franz der Erste († 1765) und Joseph der Zweite (von 1765 ab) als Mitregenten.

Maria Theresia bestieg unter den ungünstigsten Verhältnissen den Thron, denn ihr Gemahl war und blieb nur ein Schattenkaiser und gleich nach dem Tode ihres Vaters vereinigten sich Frankreich und der wollüstige Karl Albrecht von Bayern, welcher von einer Tochter Ferdinands I. abstammte, zum Sturz des habsburgischen Hauses. Auch ein neuer unverhoffter Stern am deutschen Fürstenhimmel, Friedrich II. von Preußen, erklärte sich gegen die weibliche Nachfolge auf dem Kaiserthrone, die Oestreicher wurden bei Molwitz geschlagen, der bayrische Kurfürst ließ sich als König von Böhmen krönen, welches ja Grund genug hatte, das Haus Habsburg zu hassen. Da rettete die heldenmüthige Aufopferung der ritterlichen Ungarn das Kaiserhaus. Die feurige, damals an Schönheit alle Frauen ihres Hofstaats übertreffende Maria Theresia eilte nämlich, den Säbel umgürtet, ihr un-

FRANZ I.

KARL VII

mündiges Söhnlein, den späteren Joseph II. auf dem Arme, die Krone des heiligen Stephan auf dem Haupte, in die Nationalversammlung der Ungarn. Wie aus einem Munde riefen sie: Moriamur pro rege nostro, Maria Theresia! (Sterben wir für unsern König Maria Theresia) und unglaublich rasch standen dreißigtausend tapfere Krieger im Felde, wie's so auch nach neuesten Thatsachen die Weise der Ungarn ist.

Dagegen ließ der bayrische Kurfürst sich, als Karl VII., zu Frankfurt zum Kaiser krönen; an demselben Tage, wo dieses bei großer Theilnahmlosigkeit von Seiten des Volkes geschah, rückten die Ungarn aber in München ein, nachdem das Land rings umher gräulich verwüstet war. Friedrich II., welcher die Oestreicher nochmals bei Chotusitz (1742), und später bei Hohenfriedberg (1744) geschlagen hatte, wurde durch die Abtretung von Schlesien besänftigt. (Er hatte eigentlich nur auf Theile von Schlesien Erbansprüche, sagte aber, weil man sie ihm so lange vorenthalten, wolle er jetzt das ganze Land.) Als nun auch bald darauf Karl VII. starb, sein Sohn Max Joseph aber keine Kaisergelüste zeigte, kam durch die Frieden zu Füßen (1745) und zu Aachen (1746) alles auf den alten Fuß. Franz I. konnte sich jetzt im folgenden Jahre zu Frankfurt als Kaiser krönen lassen; Maria Theresia, welche wußte, daß, wenn sie sich hätte sehen lassen, das Volk ihr und nicht ihrem schwachen Gemahl zugejauchzt haben würde, verbarg sich während der Krönung, trat dann aber, als sie vorbei war, zuerst auf den Söller und rief: Es lebe Kaiser Franz I. [1]). —

In Oestreich begann aber doch jetzt trotz aller Bemühungen Maria Theresia's und ihres Sohnes und späteren Mitregenten, Josephs II., das Volk immer mehr zu versinken in jenem genußsüchtigen Privatleben bei völliger politischer Unmündigkeit, wodurch dann endlich das eiserne Bevormundungssystem des Fürsten Metternich möglich wurde. Dennoch ging es auch jetzt noch in manchen andern deutschen Ländern viel ärger zu, z. B. in Sachsen, wo Brühl, damals auf dem Gipfel seiner Macht, dem Land hundert Millionen Thaler Schulden aufbürdete, zwei Jahre lang keine Gehalte auszahlte und dann zuerst die später von Hessen, Württemberg, Braunschweig, Anhalt, Waldeck eifrigst nachgeahmte vortreffliche Entdeckung machte, daß man die Unterthanen zum Besten der fürstlichen Privatkasse verkaufen könne; die Sachsen wurden sofort von den Holländern und Engländern in den besonders auch durch das Klima verderblichen Kolonialkriegen aufgerieben. Wer dawider zu reden wagte, wurde in den Kerkern des Königsteins, Sonnensteins und der Pleißenburg lebendig begraben. Preußen hob sich dagegen in jeder Beziehung unter seinem geist- und charaktervollen Könige, Friedrich II., in einer nicht nur Deutschland, son-

1) Ihr gemüthlich keckes Wesen gewann ihr fast noch mehr als ihr klarer thatkräftiger edler Charakter die Liebe des Volkes. So saß sie gerade im Theater, als die Nachricht von der Geburt ihres ersten Enkels (später Franz II.) kam; lebhaft rief sie in's Parterre hinab: „Der Leopold hat an Buaba!" — Auch war sie vor allen gegen die Theilung Polens.

dern ganz Europa blendenden und zur Nachahmung (leider meist nur der Aeußerlichkeiten!) anreizenden Weise. Während andere Länder durch die Ueppigkeit ihrer Fürsten verarmten, füllte sich der preußische Staatsschatz und doch hatte Friedrich auch die Mittel, um durch prächtige Schlösser den äußeren Glanz des Hofes zu heben, wobei wir aber nicht verschweigen dürfen, daß er vor allen sein Volk mit der unglücklichen Täuschung der hohen indirekten Steuern heimsuchte. Er verbesserte die Gerichtspflege, schaffte die Folter ab [1]) und sein Militärwesen sollte ja bald genug seine Vortrefflichkeit durch die That beweisen — wenn die Disciplin auch zunächst oft noch eingeprügelt wurde. Charakteristisch ist, daß, als man in dem als sonst sehr tief gesunkenen französischen Heere unter Ludwig XV. auch den Stock einführen wollte, die Soldaten die zur Execution kommandirten Unteroffiziere erschossen — ja einer der letzteren sich selbst tödtete, nur damit er nicht zu suchteln brauche.

Maria Theresia konnte den Verlust von Schlesien nicht verschmerzen, ihr mehr schlauer, als großer Minister Kaunitz stachelte auf zur Erneuerung des Krieges, so schloß Oestreich (1756) den schmählichen Traktat von Versailles, in welchem zur Vergrößerung der habsburgischen (jetzt habsburgisch-lothringischen) Hausmacht die schönsten deutschen Provinzen verschenkt wurden. Um den Preis eines Bündnisses nämlich gegen Friedrich II., der freilich mit seiner Usurpation von ganz Schlesien auch im schreiendsten Unrechte war, versprach Oestreich an Frankreich, welches hundert und fünftausend Mann stellen und die bayerischen und württembergischen Truppen besolden sollte, die Niederlande; Schweden sollte Vorpommern; Polen-Sachsen sollte Preußen, Magdeburg, Halberstadt; Rußland Kurland und Semgallen erhalten; die völlige Verwesung des Reichskörpers lag jetzt offen zu Tage. Friedrich II. konnte diesen „Bund der drei Unterröcke" wie er (überhaupt oft ein Weiberfeind) ihn nannte, (Maria Theresia, Pompadour, als Herrscherin von Frankreich, und Elisabeth von Rußland) nur durch eine rasche That unschädlich machen und griff deßhalb zuerst an, obgleich er der halben Million Feinde nur siebenzigtausend Mann entgegen stellen konnte und sein einziger Bundesgenoß, England, nicht sehr thätig war.

Nachdem er im Herbst 1756 die sächsische Armee bei Pirna gefangen genommen und die Oestreicher bei Lowositz geschlagen hatte, besetzte er Sachsen und ließ zu seiner Vertheidigung die in Dresden gefundenen Papiere, welche den ganzen gegen ihn geschmiedeten Plan enthielten, im Druck erscheinen. Noch blutiger, aber auch noch erfolgreicher war im Frühjahr 1757 der Sieg vor Prag. Zwischen Sümpfen, über schmale, vom feindlichen Kartätschenfeuer bestrichene Dämme mußten die fast uneinnehmbaren Stellungen der Oestreicher erstürmt werden. Viermal

1) Ein Kandidat, beschuldigt eine Frau ermordet zu haben, gestand unter den Qualen der Tortur, zufällig sah aber ein Scharfrichter die Leiche der Ermordeten und behauptete, die könne nur ein Scharfrichter erwürgt haben, denn diese Art von Knoten seien ein Geheimniß der löblichen Zunft. Richtig wurde jetzt ein Scharfrichter, als Thäter, entdeckt, worauf Friedrich II. die Folter ganz abschaffte.

waren die Preußen mit dem größten Verluste zurückgeschlagen, selbst der alte Feldmarschall Schwerin machte Gegenvorstellungen. „Hat Er Furcht?“ sagte Friedrich, der selbst im Kugelregen hielt, Schwerin stellte sich nun an die Spitze, fiel von vielen Kugeln durchbohrt, und über seine Leiche hin wurde die Stellung der Oesterreicher erstürmt. Bald darauf besiegten aber die Oesterreicher dennoch bei Collin (1757) die Preußen, trotz der größten Bravour der letzteren (Friedrich rief zuletzt im höchsten Zorne: Vorwärts! Wollt Ihr denn ewig leben?!), und ebenso die englischen Hülfstruppen bei Hastenbeck und den preußischen General Dwald bei Großjägersdorf. Doch wegte Friedrich diese Scharte seines Heldenschwertes noch in demselben Jahre auf das Glänzendste durch den Sieg bei Roßbach über die Franzosen unter Soubise wieder aus und schickte darauf die Oesterreicher durch den freilich sehr theuer erkauften Sieg bei Leuthen aus dem eroberten Schlesien heim. Allein im folgenden Jahre traten die Oesterreicher unter Gideon Laudon, dessen Dienste Friedrich wegen seines höhnischen Urtheils verschmäht hatte, erneut kühnig gegen Preußen auf.

Durch geschickte Bewegungen hart bedrängt besiegte Friedrich zwar die Russen bei Zorndorf (1758), wurde aber von den Oesterreichern durch den Ueberfall von Hochkirch fast vernichtet, da half ihm wieder ein kühneres Auftreten der Engländer, jetzt unter dem Herzog von Braunschweig, der die Franzosen bei Crefeld schlug. Im nächsten Jahre (1759) stand Friedrich wieder gleich gut gerüstet im Felde, die Franzosen erlagen wiederum bei Minden und Herford, das vereinigte österreichisch-russische Heer schlug aber trotz der tapfersten Gegenwehr (Friedrich selbst wurde verwundet) die Preußen bei Kunersdorf (12 August 1759). Friedrich wäre jetzt verloren gewesen, wenn nicht die Russen wegen der bekannten, persönlichen Zuneigung ihres Thronfolgers Peter für den König von Preußen sich lau in ihrer Unterstützung der Oesterreicher gezeigt hätten. Ein preußisches Corps unter Fouqué wurde (1760) bei Landshut gefangen, doch die Unentschlossenheit der österreichischen Generale Daun und Laudon machte Friedrich den Sieg bei Liegnitz möglich, wie er auch am 3. November 1760 nach langem Kampfe durch die Tapferkeit des alten Invalidengenerals Zieten bei Torgau glänzend siegte. In England stellte sich jetzt die Aussicht für Friedrich auch ungünstiger durch den Tod Georgs II., und die Thronbesteigung Georgs III. In Rußland wurde dagegen der für ihn begeisterte Peter III. zwar bald nach seiner Thronbesteigung ermordet (1762), dennoch verhielten sich die Russen unter Czernitscheff neutral, bis Friedrich am 21. Juli 1762 die Oesterreicher bei Reichenbach in Schlesien nochmals geschlagen hatte, während Prinz Heinrich die Reichsarmee bei Freiberg, die Franzosen bei Wilhelmsthal, die Sachsen am Futterhause besiegte. So wurde dann am 15. Februar 1763 der Frieden zu Hubertusburg geschlossen, durch welchen Preußen im Besitz aller seiner Länder bestätigt wurde.

Joseph der Zweite.

Mitregent 1765 bis 1780; alleinige Regierung bis 1790.

Eine der Bedingungen des Hubertsburger Friedens war die Anerkennung Josephs, als Nachfolger, von Seiten Preußens, und als nun Franz I. zwei Jahre später starb, bestieg Joseph wirklich den Thron als ein Fürst, welcher — ein merkwürdiger Beweis der innern geistigen Gährung der Völker! — noch freisinniger war, als Friedrich II., aber mit zu gewaltthätigen Mitteln seine Reformen in's Leben führen wollte. Friedrich schätzte seinen geistvollen Nebenbuhler persönlich sehr hoch, und hatte mehrere Zusammenkünfte mit demselben, wo er nach langem Gespräche am Schlusse einer großen Heerschau gesagt haben soll: „Das Merkwürdigste ist aber doch, daß sich alle die Tausende vor uns beiden fürchten." — Friedrichs und Josephs Beispiel wirkte aber vortheilhaft auf einen Theil der übrigen Fürsten. Wenn man z. B. Max Joseph von Bayern, welcher Prestigien gegen den Aberglauben duldete und neue Gesetzbücher ausarbeiten ließ, mit Maximilian II. Emanuel († 1726) vergleicht, welcher für seine Person dreifache Steuern brauchte und sie noch dazu, als Statthalter der Niederlande, im Ausland verschwelgte (er hielt sich z. B. zweihundert Pferde), so fällt der Vergleich sehr zum Vortheil des Ersteren aus; ebenso Karl Friedrich von Baden, welcher die Leibeigenschaft aufhob, im Vergleich mit Karl Wilhelm, dem Erbauer von Karlsruhe, welcher sich hundert und sechzig Mätressen hielt, die ihn auf Reisen in Mannskleidern begleiten mußten. In Württemberg war der gescheidte, aber schwelgerische Karl Eugen (1744—1793), in der letzten Zeit seines Lebens (von 1778 ab) wenigstens, auch ein besserer Fürst, als Eberhard Ludwig (1693—1733), welcher durch die Grävenitz und Karl Alexander (1733—1737), welcher durch den Juden Süß Oppenheimer das Land so furchtbar aussaugen ließ; noch lebt ja in der Erinnerung der Leute das Prozial-Amt, wo alle Aemter, das Fiskalat-Amt, wo sogar die Gerechtigkeit um Geld feil war, und so noch manches Andere.

Zunächst trachtete Joseph darnach, die Beschleunigung der Prozesse des Reichshofraths und des Kammergerichtes zu Wetzlar zu beseitigen. Allein Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten wurden ihm entgegengestellt und nach sechszehnjährigen Bemühungen konnte er nur die Bestrafung einiger der Bestechlichkeit überwiesener Richter und die Vermehrung der Mitglieder des Reichskammergerichtes von siebenzehn auf fünfundzwanzig erreichen. Ein zweites Hauptaugenmerk Josephs war eine Säuberung der katholischen Kirche, allein in seinem Erblande hatte sich seine, bei aller Klugheit sehr erhebere Mutter, Maria Theresia, bis zu ihrem Tode das Regiment vorbehalten und in Rom setzte er zwar ein päpstliches Verbot gegen den Jesuitenorden (1773) und die Wahl des freisinnigen Papstes Clemens XIV. (Ganganelli) durch, allein die frommen „Brüder Jesu" beseitigten bald den ihnen verhaßten Papst durch

JOSEPH II.

LEOPOLD II.

Gift. Noch weniger glücklich waren seine Bemühungen, die Kaisergewalt durch Einziehen Bayerns als eines ausgestorbenen Reichslehens geltend zu machen. Friedrich II. und Rußland rüsteten, Frankreich drohte, die jetzt schon altersschwache Maria Theresia unterhandelte hinter dem Rücken ihres Sohnes; so erhielt dieser im Frieden zu Teschen (1779) nur das Oberinnviertel und eine Geldentschädigung, Bayern kam aber an das Zweibrückische Haus und Preußen durfte Ansbach und Baireuth beerben. Als endlich Maria Theresia (1780) starb, trat Joseph noch entschiedener namentlich gegen die Kirche auf und befahl, daß keine päpstliche Bulle ohne landesherrliche Bestätigung veröffentlicht, eine deutsche Bibelübersetzung, deutsche Kirchenlieder auch in Oestreich eingeführt werden sollen u. dgl. m. Außerdem hob er die Hälfte der Klöster in seinem Reiche auf und selbst eine Reise des neuen Papstes, Pius VI., nach Wien blieb fruchtlos. Dagegen stemmten sich die Hierarchie, wie die durch eine solche starke Handhabung der Kaisergewalt erschreckten Fürsten (welche 1785 unter Friedrichs II. Einfluß ein förmliches Bündniß schlossen) mit aller Macht. Joseph entehrte sich selbst durch seine Mitwirkung bei der Theilung Polens (1772). Ein Türkenkrieg, den Joseph persönlich mitmachte, hatte sehr unglücklichen Erfolg und griff dessen Gesundheit heftig an, während ein Aufruhr in den Niederlanden mit neuen Gefahren drohte, — so starb Joseph noch fern von dem Ziele, das er sich gesteckt hatte, am 20. Februar 1790, erst neunundvierzig Jahre alt, und sein Nachfolger und Bruder Leopold II., bisher Großherzog von Toscana, war durchaus nicht der Mann, um seine Pläne weiter durchzuführen, ja um nur das von ihm Geschaffene nicht wieder verkommen zu lassen.

Leopold der Zweite.

1790 — 1792.

Namentlich mit Rücksicht auf das schon drohende, wenn auch immer noch nicht nach seiner ganzen Kraft gewürdigte Ungewitter, mit welchem die inzwischen ausgebrochene französische Revolution drohte, versöhnte sich Leopold mit dem neuen Könige von Preußen, Friedrich Wilhelm II. (dieser sehr unähnliche Neffe Friedrichs II. erbte einen vollen Staatsschatz von zweiundsiebenzig Millionen und hinterließ achtundzwanzig Millionen Schulden), schloß Frieden mit den Türken und gewann dadurch Gelegenheit, den Aufstand in den Niederlanden zu unterdrücken. Die Reichsversammlung, deren Mitglieder zum Theil durch die Aufhebung der Feudalrechte von Seiten Frankreichs in ihren überrheinischen Besitzungen bedroht waren, erklärte sich gegen „die Neufranken," Leopold schloß mit Friedrich Wilhelm II. ein Schutz- und Trutzbündniß, nach welchem hundert achtzigtausend

Oeſtreicher und ſechzigtauſend Preußen zur Befeſtigung der Macht Ludwigs XVI. in Frankreich einrücken ſollten, nachdem er vorher in einem Manifeſte die ſämmtlichen Herrſcher Europa's zur Unterdrückung dieſer Revolution aufgefordert hatte. Ehe es aber zu Thaten kam, ſtarb Leopold II. (1. März 1792).

Franz der Zweite.

1792 — 1806.

Anfangs erfocht die öſtreichiſche Armee in den Niederlanden einige Vortheile, indem Dumouriez ſich abſichtlich (weil er und ein Theil ſeiner Soldaten gegen die Revolution war) bei Aldenhoven und Neerwinden ſchlagen ließ, bald ſiegten die Franzoſen aber bei Hondſchoten und Wattignies und die Uneinigkeit der Deutſchen ſtellte ihnen noch größere Siege in Ausſicht, denn, z. B. während die Preußen unter dem Herzog von Braunſchweig Mainz belagerten, verweigerte die zahlreich vorbeiziehende öſtreichiſche Artillerie ihnen ihre Hülfe. Dagegen beeilte ſich Friedrich Wilhelm II. im Verein mit Rußland die dritte Theilung Polens zu vollziehen. Die Ruſſen ließen ihn aber erſt von den tapfern Polen ſchlagen und fielen dann mit ungeheurer Uebermacht über das unglückliche Land her. Kosciuszko wurde gefangen und bei der Erſtürmung von Warſchau ließ Suwarow durch ſeine Soldaten achttauſend Einwohner der Stadt umbringen; Polen hörte gänzlich auf als ein beſonderes Land zu exiſtiren. In ebenſo treu bundesgenoſſiſcher Weiſe bethätigte der König von Preußen, in dem noch fortdauernden Franzoſenkriege die Oeſtreicher unter Wurmſer nicht zu unterſtützen, ſo daß dieſer ſich nur durch ſeine feſte Stellung in den ſogenannten Weißenburger Linien behaupten konnte. Seine Soldaten, namentlich die Rothmäntler, begingen aber furchtbare Grauſamkeiten; Wurmſer hatte z. B. eine Belohnung für jeden Franzoſenkopf ausgeſetzt, wenn's nun keine franzöſiſchen Soldaten zu köpfen gab, klopften die Rothmäntler Nachts bei den Bauern an die Fenſter und ſchnitten dieſen, wenn ſie herausſchauten, geſchickt die Köpfe ab. Eine derartige Kriegführung, das drohende Manifeſt des Herzogs von Braunſchweig, welcher an der Spitze von fünfzigtauſend Preußen die ganze Revolution wieder rückgängig machen wollte, bei Valmy aber umkehrte, ehe es noch zur Schlacht kam, die Uneinigkeit und gegenſeitige Mißgunſt der deutſchen Heerführer, alles das erhöhte den Muth der Franzoſen immer mehr. Bald wurden auf dieſer, bald auf jener Seite kleine Vortheile erfochten, die deutſchen Heere aber durch das Hin- und Herziehen entmuthigt, während die junge Revolutionsarmee, der es weder an Begeiſterung noch Zahl fehlte, allmählig den Krieg lernte und bedeutende

FRANZ II.

Generale, wie Moreau, Jourdan, Pichegru, Hoche an der Spitze hatte. Einen eigentlich großartigen Aufschwung nahm dieser heldenmäßige Kriegsmuth der Franzosen jedoch erst unter dem jungen General Napoleon Bonaparte (1796); Tapferkeit lag zwar seit je tief im Charakter des französischen Volkes, war aber seit Franz I. so zu sagen außer Gebrauch gekommen, weil man geistreicher Weise auch dort geglaubt hatte, nur im Kopf eines Marquis oder Grafen könne Feldherrntalent wohnen. — —

Wir wollen jetzt schließlich noch diese letzten zehn Jahre des deutschen Reiches, die Zeit seiner tiefsten Schmach, rasch durcheilen; die Befreiungskriege und die neue Periode der konstitutionellen Kämpfe liegt jenseits unserer Aufgabe und lebt ja in der Erinnerung der Menschen noch lebendig fort.

Nachdem Bonaparte in den beiden Feldzügen von 1796 und 1797 Einen alten berühmten östreichischen General nach dem Andern geschlagen hatte, mußte das Kaiserhaus im Frieden zu Campo Formio durch die Abtretung des linken Rheinufers und Italiens seine Ohnmacht der jungen Republik gegenüber offen gestehen, wie dieses Preußen schon zwei Jahre früher im Frieden zu Basel gethan hatte. Bonaparte unternahm seinen romantischen und doch für seinen persönlichen Ruhm so wohlberechneten Zug nach Egypten, die Franzosen eroberten die Schweiz und kamen so Deutschland auch hier in die Flanke, während der größte Diplomat seiner Zeit, sowohl an Schlechtigkeit, wie an Klugheit, Talleyrand-Perigord, auf dem Rastatter Congresse die Zersetzung des deutschen Reichskörpers vollendete, indem er die Zwietracht der deutschen Fürsten auf den Kulminationspunkt trieb. Dennoch schien gegen das Ende des Jahrhunderts noch einmal Oestreichs Stern leuchten zu wollen. Erzherzog Karl, unterstützt von den Russen unter Suwarow, „dem kein Feind zu zahlreich, kein Alpengebirg unersteiglich war," trieb die Gegner in einem langen Siegeszuge, dessen Krone der Sieg bei Novi (15. August 1799) war, wieder zurück; da entzweiten sich Oestreich und Rußland, Bonaparte kehrte aus Egypten zurück, siegte bei Marengo (14. Juni über Melas), bei Hohenlinden (3. Dec. 1800 über Erzherzog Johann) und schon 1801 mußte Oestreich im Lüneviller Frieden den von Campo Formio bestätigen. Dennoch glaubte man, alles sei prächtig geordnet in Deutschland, als man (1803) durch den Reichsdeputationshauptschluß die größern und mittleren Staaten auf Unkosten der ganz kleinen namentlich der geistlichen Herren bereichert hatte. Da ließ Bonaparte sich am 18. Mai 1804 zum Kaiser krönen und setzte auch die eiserne Krone der Lombarden auf sein Haupt; über seine weiteren Absichten auch auf Deutschland konnte Niemand mehr im Zweifel sein. Man rüstete fürchtbar, allein wieder vereinzelt. Eine Festung nach der andern fiel fast ohne Widerstand, der Oestreicher Mack ließ sich, was unerhört ist in der Kriegsgeschichte, mit sechzigtausend Mann (1805) ohne Schwertstreich bei Ulm gefangen nehmen. Napoleon besiegte die verbündeten Russen und Oestreicher bei Austerlitz (2. Dec. 1805). Die Folge war, daß, eingeschüchtert durch diese Erfolge, Preußen sein Bündniß mit Frankreich erneuerte (es verlor Cleve, Anspach

Neufchatel und sollte dafür Hannover erhalten); sechzehn süddeutsche Fürsten (Bayern, Württemberg und Baden an der Spitze) traten aber in der Verbindung als Rheinbund (12. Juli 1806) in ein Abhängigkeitsverhältniß, was sie thatsächlich schon als Unterthanen des französischen Kaisers machte. Da konnte Napoleon schon mit Erfolg erklären, er erkenne das deutsche Reich nicht mehr an und Preußen zum Kriege reizen, um es zu vernichten. Am 6. August 1806 legte Franz II. die Kaiserkrone nieder und Preußens jüngere Glorie erbleichte durch die Eitelkeit seiner Offiziere (sie nannten es nur: „Einen Spaziergang nach Paris") und die Unfähigkeit seiner Generale, des Herzogs Ferdinand von Braunschweig und des Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen. Napoleon siegte über den weit überlegenen Feind mit leichter Mühe bei Saalfeld und Jena (1806) so vollständig, daß dieser Eine Schlag den ganzen Krieg entschied. —

Wir schließen hier gern diese Lebensgeschichte unseres Volkes, denn die Thatsachen der letzt verflossenen Zeit leben, wie gesagt, noch im Gedächtniß Aller, es dürfte aber jedem Zeitgenossen, welcher warm fühlt für „des Vaterlandes Größe, des Vaterlandes Glück" schwer fallen, diese neueste Periode mit derselben Unparteilichkeit zu behandeln, deren wir uns in Bezug auf unsere Geschichte des heiligen römischen Reiches deutscher Nation rühmen dürfen. Die Schmach von Jena ist reich gesühnt durch die ruhmvolle Nationalerhebung der Befreiungskriege, daß aber die Nichterfüllung der Verheißungen jenes größten Momentes in der bisherigen deutschen Geschichte die (so ächt deutsch das Höchste mit dem Niedrigsten paarend) Bewegung des Jahres 1848 hervorgerufen hat, das ist eben so gewiß, als unsere Zuversicht, daß uns tiefer innerlich so wohlberechtigten, wenn auch äußerlich durch fremden Einfluß hervorgerufenen Währung des deutschen Nationalgeistes doch endlich wieder das freieinige deutsche Volk, welches Rom zertrümmerte und unter den Ottonen Europa voranschritt, in alter Macht und Herrlichkeit erstehen werde. Die vollendete Thatsachen statt der Parteikämpfe reden, schweigt der Geschichtschreiber, aber er hat es in dem von Gott selbst geschriebenen Gesetzbuche gelesen, daß in Weltgeschichte das Weltgericht ist und noch kein Volk verloren ging, welches nicht durch Selbstüberhebung oder Selbsterniedrigung sich selbst verloren gab.